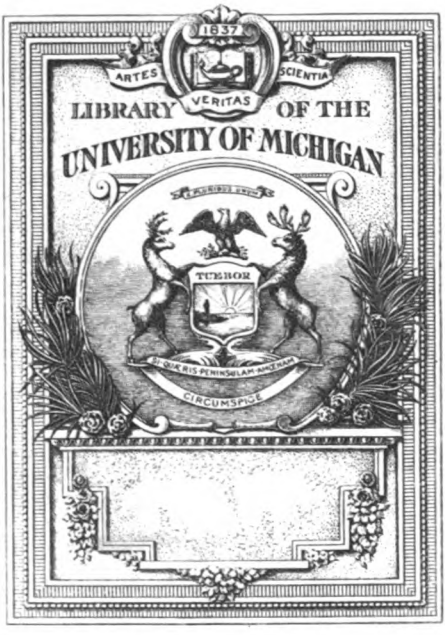
B 934,002


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

895
D8

Euphorion, [illegible] Ergänzungsheft

Findlinge

Briefe

zur

deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts

Leipzig und Wien
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.
1921

Inhalt.

Vorbemerkung 3
Aus ungedruckten Briefen Gellerts an Heinrich von Brühl. Von H. Mulert 5
Zwei Briefe Gleims an Kleist und Geßner. Von Bruno Hirzel . . 9
E. v. Kleist an Geßner 14
Ein Brief von Gleim an Caroline Herder. Mitgeteilt von Erich Ebstein. Erläutert von Felix von Kozlowski 15
Ein Brief Zimmermanns. Mitgeteilt von Hermann Schollenberger 19
Lavaters Zirkularschreiben über seine Reise im Sommer 1793. Mitgeteilt von Heinrich Funck 21
Briefe F. v. Matthissons an Friederike Brun und Karl Viktor v. Bonstetten. (Aus der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen.) Mitgeteilt von M. Heers 24
Briefe von Friedrich Schlegel an Johann Georg Zimmer. Mitgeteilt von Erich Jenisch 35
Clemens Brentano an den Verleger Zimmer 52
F. J. Perthes an J. G. Müller. Mitgeteilt von Eduard Haug . . 53
Ein unveröffentlichter Brief Jean Pauls. Mitgeteilt von Will Vesper 57
Jakob Grimm und die Zensur. (Mit einem ungedruckten Briefe.) Von Siegfried Reiter 57
Hinweis auf einen zweiten Brief Jacob Grimms 61
Ein Brief Ludwig Tiecks an Carl Gustaf von Brinkman. Mitgeteilt von Otto Fiebiger 61
Register 75

Verlags-Archiv Nr. 1505.

MAR 14 1924

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

Josef Nadler und August Sauer

Dreizehntes Ergänzungsheft

Findlinge

Briefe zur deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts

Leipzig und Wien

Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.

1921

Herrad Hans.

Vorbemerkung.

Im Laufe der Jahre haben sich eine Reihe von Briefen bei mir angesammelt, die zur Ergänzung älterer Sammlungen oder zur Vorbereitung neuer vielen willkommen sein werden. Ich möchte bei dieser Gelegenheit die Anregung geben, zur Entlastung unserer Zeitschrift ein selbständiges Brief-Archiv zu gründen, worin ungedruckte oder an abgelegener Stelle gedruckte Briefe aus dem Umkreis der deutschen Literaturgeschichte zu bequemer Benutzung vereinigt werden. Bei der Gründung unserer Bibliographie hatte ich die Absicht, darin auch die im Laufe des Berichtsjahres zerstreut erscheinenden Briefe wenigstens auszugsweise zu wiederholen. Ich mußte mich aber bald davon überzeugen, daß dies den ganzen zur Verfügung stehenden Raum beanspruchen und die übrigen Zwecke der Zeitschrift beeinträchtigen würde. Das Bedürfnis nach einer solchen Sammelstelle besteht aber nach wie vor; insbesondere die in Zeitungen und Zeitschriften allgemeineren Charakters veröffentlichten Briefe sind dem Forscher im In- und noch mehr im Auslande nur sehr schwer zugänglich. Weder die Berliner Jahresberichte noch das Literarische Echo, das gelegentlich wichtige Briefe bedeutenderer Dichter nachdruckt, können dieser Aufgabe gerecht werden. Die Schriften der Literarischen Vereine bevorzugen naturgemäß die Veröffentlichung größerer Gruppen von Briefen. Unsere Zeitschrift aber muß ihre Hauptaufgabe in Untersuchungen und Forschungen erblicken und kann nur ausnahmsweise auf Erläuterung und Verarbeitung der einzelnen Findlinge verzichten; dennoch aber ist es gerade bei Briefen, die an einer Stelle verwahrt werden, an der sie derjenige der sie braucht nicht suchen würde oder die sonstwie zufällig auftauchen und wieder verschwinden, von großer Wichtigkeit, daß ihr Wortlaut irgendwo bekannt gemacht werde. Jene Sammelzeitschrift aber sollte es als ihren wichtigsten Zweck ansehen, eine bloße Fundstelle für zer-

streute und schwer zugängliche Briefe zu sein. Sie könnte nach und nach auch solche Briefschaften — in jedem Bande eine kleinere oder größere Anzahl — in sich vereinigen, die in Zeitschriften, Zeitungen und seltenen Büchern früherer Jahrhunderte ihr verborgenes Dasein führen und dennoch für den Literarhistoriker von hohem Wert sind, und sich so zu einem Briefrepertorium ausgestalten. Mehr als früher müssen wir in der Gegenwart den von tausend Hemmnissen gefolterten Forscher die unbedingt notwendigen Vorarbeiten möglichst erleichtern.

Nicht alle Mitarbeiter, die diese Briefe einst zur Verfügung gestellt hatten, waren heute noch erreichbar, so daß mehrfach die Korrektur ohne ihre Mithilfe im eigenen Wirkungskreis der Schriftleitung besorgt werden mußte.

Prag, am 15. Juni 1921.

Aus ungedruckten Briefen Gellerts an Heinrich von Brühl.

Von H. Mulert in Berlin.

Gellert war ein Virtuos im Briefschreiben und in der Pflege persönlicher Beziehungen. Virtuos nicht im Sinne des Weltmannes, der, weil er die Form beherrscht, unzähligen Anforderungen gerecht zu werden und die Zeit aufs Geschickteste auszunützen vermag. Auch über den vielen mehr konventionellen Briefen, die er schrieb und schreiben mußte, liegt ein Hauch der Innigkeit und echter persönlicher Anteilnahme. Der kränkliche Professor der Moral und Literatur in Leipzig, dem die Trefflichkeit seiner Vorlesungen, der Ruhm seiner Dichtungen, die Liebenswürdigkeit seines Wesens, die Lauterkeit seines Charakters Jahr um Jahr neue Beziehungen und Freundschaften brachten, blieb seinem ursprünglichen Lebensziel — er hatte Theologie studiert — nicht nur in seiner Weltanschauung, seinen innersten Überzeugungen treu, sondern es hat auch sein Verhältnis zu den vielen, die seine Freundschaft und seinen Rat suchten, etwas durchaus Beichtväterliches; er war ohne kirchliches Amtskleid der einflußreichste Seelsorger, den Deutschland Mitte des 18. Jahrhunderts gehabt hat.

Unter den zahlreichen jungen Adeligen, deren Studien er beeinflußt, zum Teil im Einverständnis mit den Eltern geleitet hat, ist aus Gellerts Briefwechsel besonders bekannt der Graf Moritz von Brühl (geb. 1736, Sohn des Grafen Friedrich Wilhelm, eines älteren Bruders des bekannten Ministers, wurde Diplomat und war von 1764 an sächsischer Gesandter in London, hat sich verdient gemacht unter anderem durch Förderung der Astronomie, starb zu London 1809). Zwar liegt der Briefwechsel beider nicht über das Jahr 1761 hinaus gedruckt vor (der letzte Brief Gellerts an Moritz von Brühl, der in der Briefsammlung in Gellerts Werken mitgeteilt ist, ist vom 16. Mai 1761, Gellerts sämtl. Schriften Ausg. von 1840, Bd. 5, Nr. 234). Aber was bekannt ist, beweist ein ungemein herzliches Verhältnis. Moritz von Brühl hat in eben dieser

Zeit oder schon 2 Jahre früher dem befreundeten Dichter ein Jahresgehalt aussetzen lassen, ohne daß dieser erfuhr, welchem Gönner er diese Einnahme danke.

Gellert hat auch zu andern Gliedern des Brühlschen Hauses enge Beziehungen gehabt. Zwar dem Minister hat er, so viel sich aus der Briefsammlung ergibt, nur einmal geschrieben; er riet ihm, den berühmten Theologen und Philosophen Ernesti, der nach Göttingen berufen worden war, in Leipzig zu halten. Aber um so lebhafter gestaltete sich der Verkehr mit dem jüngeren Bruder des Grafen Moritz, Heinrich Adolf. Dieser ist als kursächsischer Landeshauptmann in Thüringen 1778 gestorben, erst 33jährig.

Die Papiere von Gellerts Hand, die er treu aufbewahrt und seinen Nachkommen vererbt hat, beginnen 1759 mit einem Brief des Professors über des jungen Grafen Studien; daß er Gutes von ihm erwartete, kommt hier ebenso zum Ausdruck, wie in den Worten an den Grafen Moritz: „Möchte doch der Graf Heinrich seinem würdigen Bruder vollkommen ähnlich werden! Er zeigt, so jung er ist, schon viel Anlage dazu" (ebd. Nr. 180). Es folgt ein undatiertes Blatt mit einem Gedicht, in dem er den Grafen Heinrich und dessen Freund, einen Grafen Scheel (erwähnt ebd. Bd. 6, S. 12 und 19, S. 17 zusammen mit Heinrich Brühl), aus dem Verhältnis entläßt, in dem sie bisher zu ihm als zu ihrem Mentor gestanden hatten. Er spricht sie sozusagen mündig; ihrer Gesinnung, ihres Charakters ist er sicher:

Lebt wohl, Graf Brühl und Scheel
Und nehmt von mir den Dank für jede Freude
Die ihr durch Fleiß und Tugend mir gemacht;
Lebt wohl, und lebt und denkt stets beyde
Wie ihr bisher gelebet und gedacht.
So werdet ihr des Glücks, euch und der Welt zu nüzen
Und in euch selbst der Seelen Ruh euch freun,
Der Könige Vertraun, der Völker Herz besitzen
Und Gottes Schutz wird mit euch seyn.

Der etwas überschwängliche Schluß — er sieht ja in den beiden jungen Edelleuten schon die künftigen Minister — kommt wohl auf Rechnung der Tonart, die im 18. Jahrhundert der Bürgerliche dem Adeligen gegenüber anzuschlagen pflegte. Aber Gellert und sein Schüler standen sich wirklich nahe. Die Verbindung zwischen ihm und der in der Nähe, auf Bedra im Bezirk Merseburg — das Gut war in neuerer Zeit wieder bekannt als Sitz des konservativen Parteiführers von Helldorf — wohnenden Familie Brühl blieb lebhaft; 1762 verlebte er den Geburtstag des Grafen Heinrich dort und widmete dem Geburtstagskind ein Poem, das zwar nicht hervorragend, aber charakteristisch ist als Gelegenheitsdichtung im

Stile jener Zeit und durch den Übergang von ironischer Betrachtung des eigenen schlechten Gesundheitszustandes und halbironischem Lob der Schönheiten jener Gegend zu persönlichen Wünschen und sittlich-religiösen Mahnungen:

Die Anmut der Natur mag Dichter wohl beleben,
Wenn sie gesünder sind, als ich;
Doch kranken Dichtern Kraft zu geben
Hat Bedra selbst zu wenig Leben,
Wenn ihn am Reiz auch keine Gegend glich.
Vergebens lachen mich Alleen
Und Gärten über Gärten an;
Vergebens ist's den Dichtergang zu gehen —
Ich fühle nicht, daß er begeistern kann.
Vergebens singet Philomele,
Mich nimmt kein Trieb zum Dichten ein;
Und doch, o Graf, wünscht ich von ganzer Seele
Ein Dichter heute nur zu seyn,
Um an dem ersten Tag von deines Lebens Tagen,
Wie sehr mein Herz dich liebt, dir feyerlich zu sagen,
Um an dem ersten Tag von deines Lebens Tagen
Zu deiner Ruhe dir zu sagen,
Wie viel sich Weisheit, Recht und Pflicht,
Wie viel dein Vaterland sich froh von dir verspricht.
Erfüll in langen frohen Jahren
Die Hoffnung, die uns itzt erfreut
Und laß die Welt stets durch die Tat erfahren
Daß Moritz Brühl und Heinrich Brüder waren,
Daß Moltk und Scheel
Und Heinrich Brüder waren,
Die alle, gleich an Würdigkeit,
Aus einem Geiste rühmlich dachten
Und durch Religion, Fleiß und Rechtschaffenheit
Sich und viel Tausend glücklich machten.

Der hier als Dritter im Bunde genannte Graf Ludwig Moltke ist in Gellerts Werken erwähnt Bd. 5, S. 484; er ist der Empfänger des Bd. 6, S. 72 ff. abgedruckten Briefes. Einen späteren Aufenthalt in Bedra berichtet Gellert in seinem Briefe an Karoline Lucius vom 22. September 1765 (Bd. 6, Nr. 343); seine Kränklichkeit hat ihn da wiederum nicht zum vollen Genuß der ländlichen Natur kommen lassen.

Von seinen weiteren Briefen an Heinrich von Brühl ist besonders charakteristisch einer, der dem Grafen, als er Gellert um Rat und Lehren für seinen Aufenthalt bei Hofe gebeten hatte, die Antwort erteilt:

Sie verlangen Lehren von mir, aber diese werde ich Ihnen nicht geben. Ihre Kenntnis und große Liebe der Religion wird Sie täglich unterrichten; denn wie wird ein Jüngling, auch bey Hofe, seinen Weg unsträflich wandeln? wenn er sich hält, Herr, nach deinem Wort! wenn er vorsichtig wachet und um Hülfe und Beystand ernstlich und zuversichtlich betet.

Gemäß dieser biblischen Antwort soll der junge Graf am Dresdner Hofe leben; Gellert verspricht ihm daneben, er werde gleichfalls treu für ihn beten. Und als Brühl, der Sitte der Kavaliere jener Zeit entsprechend, nach Paris ging, nachdem er sich vorher verlobt hatte, schrieb Gellert ihm, zugleich im Auftrage der Braut, eine dringliche Bitte um Beschleunigung seiner Rückkehr; zwischen Worten, die dem pathetischen Stile des 18. Jahrhunderts gemäß sind, uns aber etwas zu volltönend vorkommen, klingt echte Empfindung durch: „lassen Sie sich durch die Liebe Ihrer Braut, mit der sie für Sie lebt und keinen Teil Ihres Lebens ungenossen verlieren will, bewegen, bald in unser Vaterland zurückzukehren."

In Heinrich Brühls glücklicher Ehe wurde 1765 das erste Kind, eine Tochter, geboren. Gellert ward zum Paten gebeten. Das herzliche Dankschreiben, mit dem er antwortete, ist (mit Nennung Brühls als des mutmaßlichen Empfängers) bereits gedruckt (Bd. 6, Nr. 438; es ist das der einzige Brief Gellerts an Heinrich von Brühl, der bisher veröffentlicht ist; die dort durch Punkte ersetzten Namen sind zu lesen Moltke und Bedra). In diesem Schreiben kommt begreiflicherweise die Resignation des schwer Leidenden zum Ausdruck: „Ich werde das Glück zwar nicht erleben, mich durch irgend eine Sorgfalt um diese Ihre Tochter verdient machen zu können"; der 50jährige sah voraus, daß sein Leben nicht mehr lange währen werde. Aber das Patenkind ist vor ihm gestorben; der Trostbrief, den er 1768 der Mutter schrieb, ist der letzte der vorliegenden. Die Mahnung, die wir in so vielen Briefen unserer Tage lesen, und oft selbst aussprechen müssen: „laß dem Schmerze sein Recht, aber geh nicht in ihm unter; versäume nicht über der Trauer um die von uns Geschiedenen Fürsorge und Pflichten gegen die Lebenden" — diese Mahnung bildet den Hauptinhalt auch von Gellerts teilnehmendem Schreiben. Es schließt: „Sie werden bald, wenn gleich noch unter tausend Thränen, ausrufen: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gepreiset! — Dieser Name des Herrn sey Ihr Trost und Ihre Stärke. Er wird auch der Trost Ihres Mannes seyn."

Ein Jahr darauf starb Gellert. Vieles, was er geschrieben hat, zieht uns heute nicht mehr so an, wie es seine Zeitgenossen erfreute und erhob. Der bescheidene Mann hat selbst wohl gewußt, daß Geschmack und Denkweise mit den Jahrhunderten wechseln. Aber die Sprache des Herzens klingt zu allen Zeiten wieder. Er verstand sie und er wußte sie zu reden.

Zwei Briefe Gleims an Kleist und Geßner.

Von Bruno Hirzel in Zürich.

Die beiden hier mitgeteilten Briefe Gleims an Ewald von Kleist und Salomon Geßner sind im Besitze der Stadtbibliothek Zürich; sie tragen die Signaturen Ms V 318.$_{21}$ und Ms V 318.$_{22}$. Ihre Veröffentlichung wird nicht unwillkommen sein: das Schreiben an Kleist war bisher überhaupt nicht bekannt, und das an Geßner ist uns nur in einem unvollständigen, verstümmelten, mit einem irreführenden Datum versehenen Abdruck überliefert (Briefe der Schweizer, S. 231 ff.).

Im 3. Bande von August Sauers Kleistausgabe, der die Sammlung der Briefe an Kleist bringt, schweigt Gleim vom 20. Dezember 1750 bis zum 14. Juni 1754, dem Datum unseres Briefes, vollständig. Aus diesem langen Verstummen darauf zu schließen, daß er mit Kleist in all diesen Jahren nicht in schriftlicher Verbindung gestanden habe, wäre jedoch irrig. Eine Zusammenstellung der auf den Austausch von Korrespondenzen bezüglichen Bemerkungen in den Briefen Kleists an Gleim während dieser Zeit ergibt, daß dieser zwischen den beiden eben erwähnten Daten mindestens 16 Schreiben an den Potsdamer Freund gerichtet haben muß. Wir werden also anzunehmen haben, daß sie, wie so vieles andere auch, mit Kleists Nachlaß verlorengegangen sind. Immerhin scheinen 16 Briefe in dreieinhalb Jahren bei der sonstigen Schreibseligkeit Gleims so auffallend wenig, daß man sich unwillkürlich nach Gründen für eine solche Zurückhaltung umsieht. Der gewichtigste bestand ohne Zweifel in der Verstimmung, die Kleists ablehnende Stellung zu einer von Gleim geplanten Hilfsaktion in diesem hervorgerufen hatte. Gleim trug sich nämlich mit der Absicht, für Ramler Geld unter den Freunden zu sammeln, um so dem sehr Bedürftigen eine Unterstützung zukommen zu lassen. Kleist war nicht imstande, sich zu beteiligen; er mußte dem Urheber des Gedankens, als dieser ihn 1752 in Potsdam besuchte und die Sache zur Sprache brachte, eine abschlägige Antwort erteilen. In einem Briefe, den er von Nürnberg aus am 13. April 1753 an Gleim richtete, setzt er die Gründe, die ihn zur Weigerung genötigt hatten, auseinander und sucht sich zu rechtfertigen:

„... Wer weiß, wie oft wir uns noch sehen? Ich habe Ihnen gar viel zu sagen. Unter anderm möchte ich gerne mit Ihnen überlegen, auf was für Art wir unserm Ramler eine monatliche Zulage geben könnten; das Gewissen plagt mich seinetwegen. Wie Sie mir voriges Jahr in Potsdam davon sagten, konnte ich noch nicht, wie sehr ich es wünschte. Ich hatte noch beinahe 2000 Rth. Schulden, zu deren Bezahlung ich mir alle Monate so viel abziehen ließ, daß

ich immer wieder Schulden machen mußte und in mehrerem embarras war als vorhin, da ich noch keine Compagnie hatte. Nun habe ich mir durch die Werbung ziemlich geholfen, und ich kann unmöglich länger leiden, daß er Noth hat. Nicht wahr, Sie haben von mir ein widriges Urtheil gefällt, da ich mich damals zu Ihrem Vorschlage nicht verstehen wollte? Aber Sie haben mir Unrecht gethan. Gott weiß, daß mir wol nichts mehr Freude machen könnte, als wenn ich vermögend wäre, Menschen zu dienen, und besonders solchen wie Ramler. Ich wollte mit meinen Freunden, besonders mit Ihnen, Ramlern und Spalding Leib und Leben willig theilen. Ich würde dieses nicht sagen, sondern gedenken und thun; aber ich bilde mir [ein], daß Sie dieserwegen kaltsinnig gegen mich sind . . ." (A. Sauer, Kleist II, S. 230).

Zu dem Inhalte des Briefes ist nur wenig zu bemerken. In Schüddekopfs Ausgabe des Briefwechsels zwischen Gleim und Ramler findet sich noch einiges über die Reise Gleims nach Iden und die Vermittlerrolle, die er zwischen dem Domdechanten von Spiegel und dem Herrn von Kannenberg spielen mußte. — Über die Passionskantate, die im Postskriptum erwähnt wird, kann ebenfalls bei Schüddekopf ausführlicheres nachgelesen werden. — Kleists Frühling kam Ende 1753, mit der Jahreszahl 1754, bei Geßner in Zürich heraus, „mit artigen Vignetten und vorne mit einem Kupferstich" (Kleist an Gleim, 5. April 1753). —

Auch für den Brief Gleims an Geßner werden ein paar kurze Hinweise genügen. Salomon Geßners Daphnis erschien im Jahre 1754 in Zürich. — Das geheimnisvolle Manuskript, dem Gleim einen Verleger suchen sollte, ist Edward Grandisons Geschichte in Görlitz, 1755 bei Voß in Berlin erschienen. Ein Schreiben Gleims an Ramler, vom 4. März 1755, abgedruckt in Schüddekopfs Ausgabe des Briefwechsels beider, erzählt die Anstrengungen Gleims, sich des Auftrags zu entledigen, in ähnlicher Weise wie unser Brief. — Johann Georg Schultheß, den „Gesandten" Bodmers und Stifter des Berliner Montagsklubs, hatte Gleim wohl während dessen Aufenthalt in Deutschland, 1749—1750, kennen gelernt. Er war Mitarbeiter an der Zürcher Monatsschrift Crito, die von Hans Caspar Hirzel und seinen Freunden gegründet, von Bodmer geleitet, sich während des Jahres 1751 eines kurzen Daseins erfreute. Nach der Bemerkung in der Nachschrift zu urteilen, scheint Gleim, trotzdem Gottsched in feierlichen Erklärungen gegen jeden Anteil an der Satire protestiert hatte, dabei geblieben zu sein, in dem Leipziger Professor den Autor des Schönaichischen Neologischen Wörterbuchs zu sehen. Bei dem rasenden Pasquill, dessen Erscheinen Geßner angezeigt wird, handelt es sich wohl um „Die ganze Ästhetik in einer Nuß, in ein Nüßchen gebracht", oder „Nachlese der Neologie"; sein Verfasser ist Christoph Otto von Schönaich. — Der Brief an Wieland, von dem Gleim im Text seines Schreibens sagt, daß er ihn aus

Zeitmangel aufschieben müsse, für den er aber, wie die Nachschrift meldet, doch noch ein wenig Muße fand, ist als zweiter Anhang gedruckt in L. Hirzels Wieland und Martin und Regula Künzli. Der Zusammenhang der beiden Stücke, unseres Briefes und des bei Hirzel veröffentlichten, konnte bisher wegen der falschen Datierung des ersteren in den Briefen der Schweizer nicht bemerkt werden. Da Gleim bereits am 10. März 1755 an Wieland schrieb, während er im Brief an Geßner, vom 15. März 1755, mitteilt, daß Wieland noch auf seine Antwort warten müsse, stehen wir vor einem Widerspruch. Die Lösung wird wahrscheinlich die sein, daß Gleims Schreiben an Wieland schon fertig dalag, als er an Geßner schrieb, daß er aus irgendwelchen Gründen für geraten hielt, es zurückzustellen, sich zuletzt aber doch noch zur Mitsendung entschloß.

1.

Mein allerliebster Kleist,

Ich bin nun wieder zu Hause, aber ich habe von Ihnen kein[en] Brief gefunden, auch habe ich nicht erfahren, daß ein Potsdammischer Officier, durch gereiset sey, und ich hoffe daher noch, den HE. v. Donop auf seiner Durchreise bey mir zu sehen. Aber schreib[en] sie mir doch, wie bald, und wo möglich, ein[en] gewiß[en] Tag, damit ich zu Hause seyn kan. Denn ich habe noch viel kleine Reisen zu thun, die ich aber alsdenn aufschieb[en] kan.

Ich bin einige Tage mit dem HE. Dohmdechant beym HE. v. Kannenberg in Iden gewesen, und habe völlige Versöhnung gestiftet. Wie nahe gieng es mir, mein Liebster Freund, Ihnen so nahe zu seyn, und sie nicht zu sehen! Wäre ich allein gereiset, so wäre ich zu ihnen gekommen, hätte es auch nur auf eine Stunde seyn könn[en]. Aber ich muste mit dem HE. Dohmdech. von Iden nach Pietzpuhl reisen, und auch bald wieder hier seyn, daher war die kleinste Ausschweifung nicht möglich zu machen.

Was machen Sie denn aber, mein allerliebster Kleist? Ich habe heute eine neue Ausgabe Ihres Frülings erhalt[en], die ohne Zweifel Herr Gesner besorgt hat, und nun will ich ihn noch heute wieder lesen, und seufzen : ... ach wäre
Mein liebster Kleist doch hier.
Denn in der That ist der Früling bisher so schön gewesen, als er von ihnen beschrieb[en] ist, ich[1]) habe so oft ich gekont, ihn, außer dem Kercker der Städte gesehn.

Herrn Gesners Daphnis hat mir sehr wohl gefallen, und fast bin ich eiferfüchtig darauf, daß Er einem Mädchen, das nichts gelesen[2]), als meine Lieder, und den Daphnis mehr gefall[en] hatte, als meine Lieder. Ich finde viel[3]) Ähnlichkeit mit dem Daphnis und Chloe im Französischen habe aber noch keine eigentl[iche] Vergleichung anstell[en] könn[en]. Wenn Sie ihm schreib[en], so mach[en] Sie ihm doch mein Compliment, und versichern ihn von meiner Hochachtung. Wenn Er, wie sie mir einmal versichert hab[en], bey mir gewesen ist, so sollts mich verdrießen, wenn ich ihm den gut[en] Autor der er ist, und seyn wird, nicht angesehn hätte.

---

1) Nach gestrichenem „und".
2) Vor gestrichenem: „hat".
3) Nach über der Zeile eingefügtem: „so viel ich mich besinne".

Unser Klopstock ist nun vermuthlich ein Mann! Hiebey bekomm[en] sie die Einladung zur Hochzeit von sein[em] Mädch[en]. Ich hoffe, daß er bald bey mir seyn wird. Gehn sie nicht bald wieder auf Werbung? Oder vielmehr, könn[en] Sie nicht thun als wenn sie auf Werb[ung] geh[en] wolt[en], und dann zu mir kom[en] und bey mir bleib[en], und auf Werbung nicht von Soldat[en], sondern der Freude bey mir ausgehen. Schreib[en] Sie mir doch bald mein allerliebster, mir Ihr[em] treust[en] Gleim, der aber gar zu wenig Zeit hat, ihnen zu sagen, mit wie viel Zärtlichkeit u[nd] Treue Er ist

Ihr

Halberstadt Gleim.
d. 14t Jun. 1754.

Was meinen Sie? Die Prinzeßin Amalie hat mir aufgetrag[en], eine Paßions Cantate zu mach[en], und ein[en] Plan davon mir zu geschickt. Wie wenn ich lauter anakr. Einfälle in die Cantate brächte!
Mein Compliment an Ihre Freunde.

2.

Halberstadt d. 15t. Martij 1755

Hochgeehrter Herr,

Wehrtgeschätzter Freund,

Ein Schreiben vom Verfaßer des Daphnis, war das angenehmste Geschenk, das der Herr von Kleist, bey meiner Anwesenheit in Berlin, mir machen könte. Ich hätte Ihnen dis längst gesagt, mein Herr, aber ich bin bisher unstät und flüchtig gewesen, bald in Berlin, bald näher, bald entfernter, und bey meiner Zuhausekunft, jedesmahl mit desto mehr Geschäften überhäuft, und ich bitte sehr, den Aufschub meiner Antwort, nicht als einen Mangel meiner Hochachtung anzusehen. Diese ist so groß, alß das Vergnügen, so ihr Daphnis mir gemacht hat, und dis könte nicht größer seyn! Was für Natur, was für Naiveté, wie viel angemeßene Schönheit im Ausdruck! Aber ich kan ihnen dismahl nicht sagen, wie sehr mir alles an dem kleinen SchäferRoman gefällt. Es mag die Materie eines Briefes seyn, den ich ihnen einmahl an einem schönen Frülings Tage schreib[en] will, nicht umringt von Acten und Clienten, wie izt. Wenn Ihnen indeß an der Versicherung von meinem Beyfall gelegen ist, so kan der Herr von Kleist Ihnen die am Besten geben. Denn dem habe ich gesagt, was ich darum gäbe, wenn ich den Daphnis gemacht hätte;

Meine Übersetzung Anacreons ist vor vielen Jahren fertig gewesen, es fehlte mir nur acht Tage zur Ausbeßerung, und acht Tage, die ich aber in Gesellschaft eines Daphnis, und eines Gesners zubringen müste! Von moralisch[en] Liederch[en] in Anacreons ungeschmücktem Ausdruck, oder vielmehr in der Art seiner Erfindung, habe ich nicht so viel gemacht, daß sie besonders könten gedruckt werden. Sie, mein Herr, würden mir ein sehr angenehmer Verleger seyn; die Amors womit sie meine Kleinigkeit[en] ausschmück[en] würden, könten Zuseher werben, wenn es ihnen an Lesern fehlte, ich würde ihnen gern alles geben, was ich gemacht habe, wenn ich nicht schon vorlängst meinem guten Freunde versprochen hätte, durch Ihn eine Auflage meiner Tändeleyen besorgen zu laßen. Indeß möchten noch einige Jahre darüber hingehen, es sind des Jahres nur wenige Stunden, in welchen es mir ankomt, mich mit der jugendlich[en] Poesie zu beschäftigen, oder vielmehr nur damit zu spielen; und von den bereits gedruckten gefallen mir nur wenige, und ich habe also zur Verbeßerung der meisten, auch noch Zeit nöthig. Bey mehrerer Muße, will ich abschreiben, was ich bereits gebeßert habe, und mir Ihr Urtheil ausbitten — Ich will auch ihre Lieder vom

Herrn von Kleist zurück komm[en] laßen, und Ihnen so dann aufrichtig sagen, wie sie mir gefallen. Denn wie wollen uns doch einander nicht heucheln? Geben sie mir die Antwort auf diese Frage, durch Ihre Critick, über einige übersetzte Oden Anacreons, die ich beylegen will. Vielleicht fällt mir ein, Anacreons Oden, mit Genehmhaltung angeführt[en] Freundes, besonders drucken zu laßen, eine kleine Auflage würde vielleicht abgeh[en], ehe ich mit der Samlung zu Stande komme, und alsdenn, mein Herr, würde es mir eine Ehre seyn, wenn Sie sich bemühen wolten, Ihr das nette Ansehen Ihres Daphnis zu geben.

Ich komme zu Ihrem zwoten wehrten Schreiben. An der verzögerten Antwort auf daßselbe, sind nicht meine Reisen und Geschäfte, sondern andere Ursachen Schuld. Denn ich empfing es nicht so bald, als ich darauf dachte, wie ich das mir anvertraute Mscpt zum Druck befördern wolte, so daß die mir bekant gemachten Absichten erreichet würd[en]. Am hiesigen Orte gieng es nicht an. Der Buchhändler ist ein Gottschedianer, und ich hätte die ganze hiesige Regierung und Clerisey auf dem Halse gehabt, wenn man den PflegeVater entdecket hätte, so viel Anhänger hat hier noch der große Duns; ich fand also rathsam Herrn Wielands Vorschlag zu folgen, und Herrn Leßingen das Mscpt zu übergeb[en]. Bey meiner letzt[en] Anwesenheit in Berlin lernte ich ihn persönlich kennen, und ich muß sagen, daß er mir sehr gefallen hat, beßer gewiß, als einige Stellen seiner Schrift[en] es dencken laßen — Ich erfuhr, er sey dasmahl nicht zu Berlin, sondern zu Leipzig — Ich schrieb an HE. Reich in der Weidmannisch[en] Buchhandlung, Herrn Prof. Sulzers Freund, und erhielt zur Antwort, er sey auch da nicht, sondern zu Dresden — Ich dachte Herr Reich der Carls Grandisons Geschichte hat druck[en] laß[en], würde seines Sohns Begebenheiten auch gern verlegen — Aber er verbat es, weil er das Unglück hatte, mit dem groß[en] Duns unter einer Obrigkeit zu stehen — Ich schickte also das Mscpt nach Berlin an Herrn Ramler (weil Herr Sulzer krank war), und bat ihn, auf den Fall, daß HE. Leßing noch nicht wieder dort wäre, sich deß[en] Beförderung zum Druck anzunehmen, und sagte ihm, was nöthig war. — Dieser nun meldet mir heute, Herrn Leßings Verleger, der Buchhandler Voß, habe es mit Vergnügen angenomm[en], er wolle das nöthige Stillschweig[en] beobachten, und erwarte nur mit Verlang[en] die folgend[en] Bogen. Zwölf Exemplare auf SchreibPapier hat er versprochen, von einem andern (wohlverdient[en]) honorario hat Herr Ramler nichts gedacht. Da nun die höchste Zeit ist, daß Sie dis erfahren, so muß ich dismahl desto ehender abbrechen; genöthiget Herrn Wieland die Antwort schuldig zu bleiben, ihm, deß[en] Freundschaft mir so sehr willkommen ist. Empfehlen Sie mich ihm indeß aufs allerbeste, und sagen Sie ihm, unserm Thomson und Rowe, seine fürtrefl[iche] Muse habe in hiesigen Gegenden vielleicht mehr Freunde und Verehrer, als er glaubt, doch laße ich keinen derselben voranstehen, sagen Sie ihm auch; mir geschähe das gröste Unrecht, wenn man mich unter diejenigen zählete, die den Endzweck aller Poesie im angenehmen suchen, ich würde lieber ein Schakespear seyn, als ein Anacreon, lieber Wieland, als Catull p. und es thäte mir nur leid, daß ich von den erstern keiner seyn könte. Je öfter ich die Wielandisch[en] Schriften lese, desto mehr bewundere ich die seltenen Talente ihres Verfaßers. Was für Poesie! und noch mehr, was für Empfindung der Tugend im schönsten Vers!

Ich hätte, nach meiner Neigung zu den schönen Wißenschaft[en] bey der Gelegenheit, mit ein[em] Kenner dav[on] zu sprech[en], noch zehn Bog[en] zu schreib[en] — Aber ich muß abbrech[en] — Empfehlen siemich dem Herrn Prof. Bodmer, und den übrig[en] Freund[en], die sich meiner gütigst erinnern, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, mein Wehrtester Herr Gesner, und erlaub[en] Sie, daß ich allezeit bin

Dero ergebenster treuer
Diener
Gleim.

[Nachschrift an den Rändern.]

Ich habe noch Zeit gehabt an HE. Wieland zu schreib[en], weil ich mich mit der Post geirrt hatte. Ich habe noch eines und das andre über die Dunse gesagt, das sie Herr Wieland wird lesen laß[en].

Die Meße ist, wie mich dünkt, 3 Woch[en] nach Ostern, wenn Sie die Mscpte also mit erster Post send[en], so könten sie wohl noch fertig werd[en]. Die beyd[en] Titul werd[en] im MeßCatalogo steh[en]. Sie sind an den Verleger eingeschickt.

Die kleinen Satiren die ich an HE. Wieland eingeschloß[en] habe, sind zu Berlin in jedermans Händ[en]. Ich bitte aber doch sehr, Niemanden zu sagen daß sie sie von mir bekom[en] hab[en]. Was macht Herr Schultheiß? Schreibt er den Crito noch?

Soeben erfahre ich, daß eine neue Nuß, oder vielmehr ein Nüßchen (so soll der Titul seyn) ein Pasquill, nicht groß oder weitläuftig, aber desto rasender heraus seyn soll. Es ist hier nicht zu hab[en], sonst würde [ich] es mit senden. Ist es nicht eine Schande, daß sich ein Mensch findet, der sich eines Dunsen, wie Gottsched ist, annehm[en] kan? Aber ich glaube noch immer er ist es selbst. Er ist es oder die Frau Gottsched. Ein Schalck wolte, daß die Frau die Verfaßerin des neol.[ogischen] Wörterbuchs sey, hauptsächlich durch eine Stelle beweisen, worin sie ihr Geschlecht verrath[en] hätte. Sie steht am Ende der Scarteque. Sie sagt, sie muß die Flucht nehmen aus Furcht genothzüchtigt zu werden — Man solte Gottscheden den Verfaßer des neol.[ogischen] Wörterb.[uchs] seyn laß[en], er möge sagen u. declariren was er wolle. Die Satiren würd[en] beßer paßen.

E. v. Kleist an Geßner[1]).

Mein allerliebster Freund

Sie haben doch mein letzteres Schreiben, nebst Einlage an Herrn P[rofessor] Bodmer erhalten? Ich muthmaße fast, nein, weil Sie mir nicht geantwortet haben. Ich sandte darin noch eine Hymne an Herrn Bodmer, die ich eben gemacht hatte. Solte mein Brief nicht angekommen seyn, so will ich an Herrn Bodmer gleich noch einmahl schreiben, jetzo habe ich nicht einen Augenblick Zeit. Hiebey erhalten Sie ein Exemplar von einem kleinen Gedichte, das ich vorigen Sommer machte. Ich wünsche, daß es Ihnen so gefällt, als mir jetzo ihr Tod Abels gefällt. Er gefällt mir ganz ausnehmend, doch dünkt mich daß ich wegen einiger übertriebenen Metaphern recht habe. Diese kleinen Fehler müßen Sie ändern, so ist es ein unsterbliches Gedicht. Herr Wielands Johanna Grez habe ich noch nicht habhaft werden können. Sie macht ihm in Deutschland viel Ehre, ohngeachtet man sagt, daß der Plan, oder vielmehr nur[2]) die Verwickelung zu simpel sey. Machen Sie ihm und Herrn Bodmer, und dan beyden Herrn Hirzeln[3]) und Füßli und

---

[1]) Der Brief stammt aus der Autographensammlung des Regierungsrates Eßlinger in Zürich, welcher den Brief vom Enkel Salomon Geßners, des Adressaten, empfangen zu haben angibt. Jetzt im Besitz von Herrn Dr. med. Eßlinger in Richtersweil, dem Sohne des Regierungsrates. Mir von Jakob Baechtold 1890 in Abschrift mitgeteilt. A. S.

[2]) „nur" nachträglich eingeschoben.

[3]) Hirzeln ist im Briefe nicht korrigiert.

Heße und Werthmüller und Schintze Ihrem Herrn Vater[1]), und allen unseren Freunden, meine große Empfehlung. Ich bin lebenslang

In Eil
Zwickau d 13t Jan:
1759.

Meines liebsten Freundes
getreuester
Kleist

Antworten Sie mir doch bald wieder mein theurster liebster Geßner.

Ein Brief von Gleim an Caroline Herder.

Mitgeteilt von Erich Ebstein in Berlin.

Erläutert von Felix von Kozlowski.

Den Brief, den ich im Original einsehen konnte, verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Robert Remak in Berlin.

Halberstadt den 25ten Juny 1779.

Hertzensliebe Schwester,

Schicken Sie doch mit der ersten Post nach Lauchstedt, den zweyten Theil der Volkslieder. — Sie schenkten mir den ersten auf Schreibpapier, im Buchladen bekomm' ich kein so feines Exemplar, und ich wills auch, aus dem Buchladen nicht haben, ich wills aus Ihrer Hand und Sie **sollen** hinein schreiben, daß sie's mir schenkten. Ich gehe nach Lauchstedt in den nächsten Tagen, bleibe Vierzehn Tage bis drey Wochen; Kommen Sie doch, meine Theure liebe, Kommen Sie doch nach Lauchstedt, wenns wahr ist, daß mein geliebter (ich finde das Beywort elend, jämmerlich) mein theurer Herder, schon an einer andern Quelle sich badet, oder trinkt; Kommen Sie begleitet von Ihren besten Freunden oder Freundinnen, mit unserm Wieland, denn sie vertragen sich ja jetzt so schön mit ihm, mit unserm Knebel, Bertuch, Sch. Kendorst, und, wenn sie das nicht können, oder nicht wollen, dann nennen sie auf halbem Wege den Ort, wohin Wir (die Miht-Schwester reist mit) Ihnen entgegen kommen, u[nd] einen Tag zum mindesten bey einander bleiben sollen. Closter Hitseker dünkt mich wär zu diesem Vorschlag der beste Ort. Wäre mein Bruder Herder aber noch zu Hause, dann meine liebe Hertzensschwester bewegen Sie den lieben Gottesmann, daß er die kleine Reise mitmachte, ich schnappe, lechze nach ihm. Zwey Zeilen, und Gewißheit bitt ich mit der ersten Post nach Lauchstedt: abzugeben beym Senior Hempel!

Klopstock und Stolberg (der Übersetzer des Homer) kommen vielleicht in diesen Tagen auch nach Lauchstedt. — Sie gehn nach Deßau, wollten hierher kommen, ich habe gewartet, sie sind ausgeblieben, und nun vermelde ich meinen Gruß ihnen durch Claudius, und laß Ihnen zu wißen thun, daß ich anzutreffen bin, nicht weit von Deßau, zu Lauchstedt. — Werd ich zu Lauchstedt reiselustiger, dann geh' ich über Deßau nach Berlin, und über Potsdam zurück in meine Cluß!

[1]) „Ihrem Herrn Vater" ist nachträglich am Rande eingeschoben.

Giengs nicht an, daß, wenn Herder schon zu Pyrmont sich befände, der Rückweg über Halberstadt genommen würde? Viel kanns nicht um seyn; und ich könnte dann schon wieder zu Hause seyn. Ich habe schon so viel geschrieben, Herzensschwester, daß es nicht mehr gehn will; schwatzen ist besser als schreiben; ich habe noch so viel auf dem Herzen, das so sehr verlangt nach Bruder und Schwester.

Im Fluge — Gleim.

Der Brief ist an Caroline Herder gerichtet, die für ihren vielbeschäftigten Gatten häufig die freundschaftliche Korrespondenz führte und ihrem „lieben Engelsmann" Gleim und seiner freundlichen Hausnichte Gleminde nicht genug vom Herderhause berichten konnte; hier fand sie immer bereite, meist überschwengliche Teilnahme für alles, was im besondern ihren auch von Gleim angebeteten Gatten anging. Am 10. April 1779 hatte sie nach Halberstadt berichtet [alle Zitate im folgenden sind, wo nichts anderes bemerkt ist, den Originalbriefen entnommen], Herder, der sehnsüchtig nach Gleims Anblick in einem Briefe vom 22. März („ich bin so durstig, Sie zu sehn") für möglich erklärt hatte, im künftigen Monat eine Reise zu tun, könne wegen Abnahme der Kirchenrechnungen und Häufung anderer Geschäfte nicht reisen, er wolle überhaupt in diesem Jahre bei ihr „als der Quelle seiner Söhne" bleiben, weil sie ihm im August wieder einen Sohn zu bringen hoffe. „Schreiben Sie ihm aber doch noch liebster Freund in welches Bad oder Brunnen Sie diesen Sommer gehen." Diesen Wunsch erfüllte Gleim mit seinem Briefe vom 25. Juni 1779. Am 30. Juni ist Gleim mit seiner Nichte in Bad Lauchstedt, welches er fast alljährlich besuchte, eingetroffen (aus der alten Kurliste ersichtlich) und nach einem Briefe an Herder am 23. Juli wieder abgereist, ohne von den Weimarer Freunden jemanden — auch Klopstock und Fritz Stolberg (s. unten) waren nicht gekommen — gesehen zu haben. In diesem Briefe (Lauchstedt, 22. Juli 1779; vgl. auch den Brief Gleims an Lessing von demselben Tage, bei Hempel 20. Teil, 2. Abt. S. 985) bedankt er sich für die Sendung des zweiten Teils der Volkslieder, deren in der Gleimbibliothek befindliches Exemplar auf einem der inneren Seite des Buchdeckels aufgeklebten Zettel nur die Worte „An Gleim von Herder" enthält, berichtet, daß er „morgen früh" in Geschäften nach Berlin abreise und am 24. August zu Hause zu sein gedenke. „Die Herzensschwester stimmt in meine Klagen; wir wollten mit Gewalt euch sehn, wollten, auf halben Weg [das im Briefe Gleims vom 25. Juni erwähnte Kloster Hitseker liegt in der Tat auf halbem Wege zwischen Weimar und Lauchstedt in der Nähe von Bad Kösen], entführen laßen, den Hirten von seiner Heerde, die Mutter von ihrem Kinde, leider wollte sichs dazu nicht schikken — Wieland

und Bertuch sollten helfen, es hat aber keiner von beyden einen Laut von sich gegeben, sie müßen sich vor dem Menschenfreunde fürchten —." Am 29. August 1779 meldet Herder, der auch nicht in Pyrmont gewesen war, an Gleim die am 25. d. M. erfolgte Geburt seines vierten Sohnes Adalbert, dessen Pate Gleim wurde (Caroline am 10. April 1779 an Gleim: „zu dem Sie nun ein vor allemal Pathe und unser liebster trauter Pathe werden sollen; vgl. auch über das Verhältnis Gleims zum Herderhause meine Schrift: Gleim und die Klassiker Goethe, Schiller, Herder, ein Beitr. z. Lit.-Gesch. d. 18. Jahrh., Halle 1906, S. 15 bis 21).

Im einzelnen sei zu dem Gleimschen Briefe vom 25. Juni 1779 an Caroline Herder folgendes noch bemerkt:

1. Nächst Herder standen Gleim und seiner Nichte von den Weimaranern Wieland und sein Haus sehr nahe, wovon ein reger Briefwechsel mannigfache Kunde gibt. Besonders hingen auch Wielands Frau, Mutter und Kinder mit Liebe an dem ihnen persönlich wohlbekannten Halberstädter Freunde und seiner hausmütterlichen Nichte, deren Sendungen von Flachs und Kiebitzeiern stets hochwillkommen waren. Zwischen dem Herderschen und Wielandschen Hause bestand im ganzen ein herzliches Einvernehmen, obwohl es an kleinen Unstimmigkeiten nicht fehlte. Auch dieses und anderes Persönliches findet im Briefwechsel beider Häuser mit Gleim seinen Stimmungsausdruck. —

2. Mit Knebel — von 1763 bis 1773 Offizier in Potsdam — war Gleim im Juni 1769 auf einer Rückreise von Berlin nach Halberstadt bei seinem Lieblingsbruder Matthias Leberecht Caspar Gleim, Oberamtmann zu Berge bei Nauen, wohin Knebel in Gesellschaft mit andern musenfreundlichen preußischen Offizieren gekommen war, bekannt geworden, und beide hatten so großes Gefallen aneinander gefunden, daß sie in den nächsten Jahren poetisch schwärmerische Freundschaftsbriefe wechselten, die im Gleimarchiv zu Halberstadt erhalten sind. —

3. Mit Bertuch korrespondierte Gleim seit 1774. Er hatte den „sehr liebenswürdigen jungen Mann" mit Wieland, dessen Frau und ältesten damals siebenjährigen Tochter im Frühjahr 1775 bei sich zu Besuch (vgl. Gleim an Uz 4. Juni 1775, Schüddekopf, Briefw. Gleim-Uz, 218. Publication des Litt. Vereins in Stuttgart, S. 405), sollte, woraus aber nichts wurde, 1776 zu Bertuchs Hochzeit kommen — dagegen weilte Gleim mit seiner Nichte im Juni 1777 in Weimar, wo er auch Goethe zum erstenmal sah — und wollte ihn Ende Juli 1779 von Lauchstedt aus zur Gesellschaft mit nach Ansbach nehmen, um endlich seinen alten Freund Uz wiederzusehen;

aber Bertuch war nicht gekommen, und Gleim hatte diese Reise aufgegeben (vgl. Gleim an Uz 4. Dez. 1779, Schüddekopf, ebenda S. 409). —

4. Klopstock und Fritz Stolberg — „der Übersetzer des Homer", weil von ihm 1778 die Ilias verdeutscht erschienen war — hatten Gleim im Jahre 1779 bereits übel mitgespielt. Sie hatten nämlich, wie Claudius aus Wandsbeck am 9. April d. J. Gleim schrieb, die Absicht gehabt, in der zweiten Hälfte des April auf etwa acht Tage nach Braunschweig zu kommen, wohin sie „den alten Gleim" durch Claudius feierlich entbieten ließen. Gleim war daraufhin, nachdem ihm Caroline Herder in dem schon erwähnten Briefe vom 10. 4. 1779 das Nichtkommen ihres Gatten gemeldet hatte — andernfalls er hatte zu Hause bleiben wollen — nach Braunschweig gereist, die beiden Angekündigten aber waren nicht erschienen, worüber Gleim noch jahrelang erzürnt war. Claudius selbst zwar bedauerte in einem Schreiben vom 17. Juni 1779, Gleim eine vergebliche Reise gemacht zu haben, aber im Briefwechsel zwischen Klopstock und Gleim trat ein Stillstand ein. Klopstock beteuert noch am 25. November 1782 deswegen seine Unschuld: er habe nicht kommen können, weil Stolberg nicht gekommen sei. Dieser schrieb am 22. Juli 1779 aus Pyrmont, wo er sich zur Kur aufhielt, seinen ersten Brief an Gleim, worin er von der auf unbestimmte Zeit aufgeschobenen Reise nach Braunschweig (ob er auch nach Dessau zu reisen beabsichtigte, wird nicht ersichtlich) Meldung tut. In dem Fritz Stolberg eigentümlichen Gefühlsüberschwang heißt es u. a. in dem Briefe: „Der Augenblick wird doch einmal kommen da ich Gleimen, sein zärtliches Herz, seinen brennenden Durst Freunden ein Freund zu sein, ganz kennen werde, denn so sehr ich auch nun schon Sie liebe u. ehre, so weiß ich doch daß ich Sie dann noch mehr ehren u. lieben werde. In den süssen Stunden des ersten Sehens, werde ich mir die süssen Stunden meiner Kindheit zurückkaufen in welchen mein Bruder u. ich im Gesang Ihrer Kriegslieder den Grenadier spielten, u. schon in der ersten Jugend mit wahrem Enthusiasmus die Schönheit derer Stellen fühlten welche auch als Greiß mich einst noch entzücken werden." Gleim und Fritz Stolberg haben sich später mehrmals gesehen und blieben freundschaftlich verbunden.

Ein Brief Zimmermanns.

Mitgeteilt von Hermann Schollenberger in Zürich.

Der nachstehende, aus dem Nachlaß des Bibliophilen Eduard Dorer-Egloff[1]) abgedruckte Brief J. G. Zimmermanns stellt die Beantwortung eines aus der Unzahl von Konsultationsschreiben dar, denen der berühmte Gelehrte besonders ausgesetzt gewesen, seitdem er zur Heilung seines alten Leidens auf Anraten des Berliner Chirurgen Meckel wiederholt als Kurgast in Pyrmont weilte. Das Schreiben fällt in die Zeit von Zimmermanns ausgedehntester beruflicher Tätigkeit, als deren Endpunkte von seinem Biographen[2]) Petersburg und Madrid bezeichnet werden.

In dem angenehmen Pyrmont wollte er an nichts denken als an seine Gesundheit, und es fügte sich so, daß er an nichts anderes denken konnte wie an anderer Gesundheit[3]). Sein Hauptwerk (IV, 211) schildert anschaulich die Qualen: Hundert Kranke stürmten auf mich zu und wollten Rat und Bescheid haben gegen 20jährige Reihen von Krankheiten oder auch auf Klagen, die keine Laus wert waren ... sodaß ich aus der Fassung kam und mit Gewalt von allen Menschen nach meiner stillen Kammer eilte und nun den ganzen Tag an meinem Kopf litt wie der heilige Laurentius, als er auf einem Rost gebraten wurde.

Wie wir der Hauptquelle für die Darstellung des genannten Zeitraumes[4]) entnehmen, war Zimmermann Ende Juni 1779 wieder nach dem „taumelvollen" Pyrmont verreist. Und wiederum ging es ihm, wie er schon von seinem ersten Aufenthalt an Schmid schreibt: „Die schrecklich häufige Korrespondenz hat meine Verdauung ganz zernichtet, und deswegen bin ich bei aller Ehre und allem Gelde in mancher Stunde von jedem Tag ebenso unglücklich und ebenso mißvergnügt als derjenige, der keines von beiden hat ..."[5]). Er wurde bereits den 30. Juli daselbst von einem hitzigen Fieber befallen, das seine Rückkehr nach Hannover nötig machte[6]). In die Zwischen-

[1]) Vgl. des Verf. Monographie „Eduard Dorer-Egloff (1807—1864)." Aarau 1911.

[2]) Rudolf Ischer, Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke, Bern 1893, S. 165.

[3]) Albrecht Rengger, J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Aarau 1830, S. 195.

[4]) Rengger a. a. O.

[5]) Rengger, S. 165.

[6]) Rengger, S. 264.

zeit fällt der nachfolgende Brief, dessen Inhalt sich an einen unbekannten Kollegen (Marcard? Wichmann?) wendet, und der in seinem pharmazeutischen Teil eine sogenannte Fernheilung darstellt und um so mehr zur Wiedergabe an dieser Stelle berechtigt, als die Forschung bis dahin von der Veröffentlichung der spezifisch medizinischen Stellen in Zimmermanns Briefen Umgang genommen hat[1]). „Es ist, wenn ich nicht irre — äußert der Oldenburger Leibmedicus Marcard in seiner Rettung Zimmermanns[2]) — ein echtes Zeichen eines großen und wahren Verstandes, bey der Menge von Gegenständen die sich darbieten, hauptsächlich das Brauchbare und wesentlich Nützliche auszusondern, wenn es auch alltäglich aussähe. Köpfe von einer niedrigern Stuffe haschen gern nach dem Außerordentlichen und Seltenen . . ."

Auch die moderne Fachwissenschaft[3]) wird mit auf Grund dieses kleinen Beitrages zur Kenntnis von Zimmermanns ärztlicher Praxis desselben Kollegen Urteil bestätigen: „Ein gelehrter Arzt, im wahren Sinne des Wortes, war Zimmermann unstreitig."

Pyrmont den 4 Julius
1779
des Morgens um 9. Uhr.

Die Noth treibt mich an Sie zu schreiben, mein Freünd, aber Gott gebe, daß dies der erste und letzte Brief sey den ich Ihnen von Hier aus schreiben müsse.

Ihren Brief vom 27. Junius, und ihren unaussprechlich eiligen Expressen erhielt ich am 2. Julius des Abends zwischen sieben und acht Uhr. So schnell als eine Canonkugel flog doch ihr Brief auch nicht.

Ich habe Ihnen den 2. Junius in der Nacht um 2. Uhr geantwortet. Um drey waren die Pferde schon da um mich nach Pyrmont zu führen[4]). In der großen Confusion worin ich war glaubte ich, es sey Freytag, sagte also meinen Leüten daß sie den Brief an Sie (unter der Addresse des Herrn Geh. Raths von Hermann) auf die Cassische Post geben: und es war Sonnabend. Ihren Pyrmonter Expressen habe ich den 2. Jul. des Abends wieder laufen lassen, weil er mich unbarmhertzig drangsalirte, und ihm gesagt daß ich gestern in Pyrmont anzukommen hoffe, welches auch geschehen ist.

Nun muß ich wegen des Irthums mit der Post Ihnen noch einmal schreiben.

Dem Herrn von Hermann würde ich aderlassen, und würde ihn acht Tage

---

[1]) So auch Fscher in den von ihm publizierten Briefen Zimmermanns an Haller („Neues Berner Taschenbuch", 1904—1912).

[2]) „Beytrag zur Biographie ꝛc." Hamburg 1796.

[3]) So Herr Apotheker Theophil v. Salis in Zürich, dem auch an dieser Stelle für die Entzifferung des ohnehin schwer lesbaren Manuskriptes herzlich gedankt sei.

[4]) Fscher schließt (a. a. O. S. 166) nach Rengger irrtümlich auf den 25. Juni.

nach einander bey antiphlogistischer[1]) Diät nichts als Imperialwasser[2]) (Crem. Tart. Zucker, Citronensaft und Wasser) nehmen lassen, und täglich öfters Clistire. Sodann würde ich gegen sein Asthma folgendes versuchen.

Rp.[3]) Asae foetidae ℥ III[4])
Spiritus aperitivi Mindereri ℥ VI[5])
Syrup de Manna ℥ I[6])
Aquae Hyssopi ℥ V[7])
M. D. S.[8]) Stündlich zu einem Eßlöffel, und zwischendurch folgenden Tee fleißig und warm.

Rp. Rad. Senek.[9])
— Polypod.
Hbae Polypod.[10])
— Hyssopi
— Puleg. Aa ℥ ß[11])
et misce

Das übrige mündlich. Denn in Pyrmont schreibe ich nun weiter keinen Brief für keinen König und für keinen Teufel.

vale et ama

J. G. Zimmermann.

Lavaters Zirkularschreiben über seine Reise im Sommer 1783.

Mitgeteilt von Heinrich Funck in Gernsbach, Murgtal.

Auf der Rückreise von Offenbach, wohin er seinen Sohn brachte, hielt sich Lavater im Sommer 1783 zur Kur im Bad Teinach auf. Für Donnerstag, den 26. Junius notiert er in seinem

[1]) entzündungswidrig, spez. erfrischende Getränke.
[2]) Getränk aus Wasser, Zucker, Zitronenschalen und Weinsteinrahm. Vgl. dazu Zimmermanns Brief an Lavater vom 15. August 1775 (bei Ulr. Hegner „Beiträge zur näheren Kenntnis und wahren Darstellung Joh. Kasp. Lavaters. Leipzig 1836, S. 53).
[3]) recipe, nimm.
[4]) 3 Drachmen = 3 × 3,75 Gramm.
[5]) 6 Drachmen = 6 × 3,75 Gramm. Ammon. acet. solut.
[6]) 1 Unze = 30 Gramm.
[7]) 5 Unzen = 5 × 30 Gramm.
[8]) misce, da, signa = mische, gib, bezeichne.
[9]) Radix Senegae Senegawurzel.
[10]) Herbae Polypodii.
[11]) Herbae Pulegii ana Unze dimidie d. h. von jedem Kraut 1/2 Unze = 15 Gramm.

auf jener Reise geführten Tagebuch: „Ich schrieb ein Cirkularschreiben über meine Reise an meine Freünde in Zürich.“ Dieses Rundschreiben ist gleich dem Reisejournal noch vorhanden; es befindet sich im Besitze von Lavaters Nachkommen in Zürich.

Der folgende Abdruck bietet eine zeichengetreue Wiedergabe des Originals dar; nur wurden die von Lavater beliebten Abkürzungen alle aufgelöst. Diese bestimmten abkürzenden Zeichen, unter denen der nach unten gerichtete Haken, der „an“ bedeutet, und das nach oben gerichtete, die Buchstaben „er“ bezeichnende Häkchen hier hervorgehoben werden mögen, pflegte Lavater in seinen Tagebüchern und im Briefwechsel mit dem engsten Freundeskreis anzuwenden; doch kommen sie vereinzelt auch in andern seiner Korrespondenzen vor.

Die Veröffentlichung des Originals von Lavaters Reisebrief ist um so mehr geboten, als derselbe in den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig (IX, 2, 133 f.) nach einer auf der dortigen Universitätsbibliothek aufbewahrten, aus Salomon Hirzels Handschriftenbesitz stammenden, ganz schlechten Kopie in beispiellos fehlerhafter Weise bekannt gegeben wurde. Schlechte Kopien von Lavaterbriefen gibt es eine Unmenge. Im Verhältnis dazu ist die Zahl der vorhandenen Originale gering. Um so erfreulicher ist die Auffindung unseres Originalschreibens; es lautet:

An meine Lieben in Zürich.

Höret die kurze Geschichte meiner Reise; vernehmt den Text künftiger weitläufiger Erzählungen. Pfingstdienstag verreist' ich bis Lenzburg. In Aarau macht' ich bey Frau Meyer-Renner, Diakon Imhof, Herrn Rahn Besuche.

Aß zu Herlispach bei Pfarrer Gisy; übernachtete zu Sissach bei Pfarrer Huber, wo ich zugleich das schöne Bachoffensche Landgut sahe.

In Basel hielt ich mich anderthalb Täge auf — wo ich mit einer Frau Packen, einer Seherinn, einer Familie Schorndorf — und übrigen alten Bekannten mich angenehm unterhielt.

Samstags den 14. reiste ich mit Kaufleüten, die erst ein wenig lose waren, in der Diligenze nach Straßburg, von woher mir Herr Pfarrer Stuber, Pfaut und ein junger, liebenswürdiger Heisch entgegenkam.

Sontags den 15. predigte ich einer zahlreichen Versammlung zu Wolfsheim über Luc. XI. 14.

Blieb bis Dienstagsmorgen im Stuberschen Hause vielbesuchend und vielbesucht zu Straßburg ... Neüe und nähere Bekannte sind geworden — Paskay, Daum, Scherzische Familie, Türkheim-schönemann.

Herrlich, idealisch heiter war das Stuber-Paskay-Heischische Begleit nach Bischofsheim.

Dienstags abends den 17. kamen wir auf Carlsruh — besuchten Mittwochs Morgen den 18ten den Markgrafen in Stuttensee, wo er immer noch seine Gemahlin beweynte. Ich hatte eine herrliche Stunde bei Ihm. Viel vom Wiedersehen, Richten, Begnadigen, Reinigen — Verhältnissen des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens. In Speyer verfehlten wir laroche, doch war uns wohl dort. Abends trafen wir in Mannheim ein, wo wir bey Kaufmann Schmalz,

Pfarrer Kaibel Frau Stöffin — Morgen den 19ten — bey denselben und viel mehreren recht wool waren. Daselbst traf ich den längst gesuchten Buchholz von Münster an. Wir besahen Gallerie und Naturalienkabinet, und den Antikensaal — Lamezan und Kaibel begleiteten mich bis über Frankenthal. Ein paar herrliche Stunden — ganz rein religios und Lichtvoll. Auf dem Wege traf ich die la Rosche. Eine gute Halbstunde. In Oppenheim übernachteten wir. Am Morgen den 20. fanden wir in Maynz an dem Grafen von Metternich, Herrn Collmann und einer berühmten Gräfin von Wartensleben merkwürdige Menschen.

Abends langten wir in Frankfurt an — wo wir die Familie Piel, Passavant, Thurneisen und Frau Bernus und Goethe besuchten ... Noch denselben Abend kamen wir mit Thurneisen und Frau Goethe nach Offenbach.

Samstags den 21. reiste ich allein nach Staden zu der Frau von Löw, wo ich auf dem Weg einigen Pfarrern, bey denen ich mich nach der Straße erkundigte, durch meine unerwartete Gegenwart wohl machte. Bey Löw ward auch Schrautenbach herbey gehohlt, der mich allein, die Hälfte des Wegs zurückbegleitete. Nützliche, Geistreiche, religiose Gespräche.

Ich kam nach Offenbach zurück, wo ich Sonntagsmorgen den 22. predigte über 1. Thess. V. 23. 24. Besuche machte, meinen Sohn empfahl — nach Hanau mit Thurneisen, Stolz und Heinrich reisete — da Doktor Kämpf, Hauptmann Richter und einige andre genoß — durchs Wilhelmsbad zurück in demselben Begleit nach Frankfurt kehrte, bei Hüsgen ein Helfenbeinernes unbeschreiblich herrliches Kruzifix sahe — von Hilgenbach, Breitenstein, Brönner begleitet — bey Goethe mit Piel zu Nacht aß — und

Montagsmorgen den 23. von Heinrich ruhig innig Hoffnungsvoll Abschied nahm; und über Darmstadt gieng — wo ich Prediger Stark, Petersen, Büttinghausen, Grandhomme — Höpfner Jurist sah — und allenthalben vernahm — Kappelmeister Reichhard gehe mir vor in die Schweiz.

Montagsabends kam ich späte nach Heidelberg, wo ich sogleich von den beßten Manheimer Freünden, Lamezan, Schmiz, Kaibel, Kling, Rigal — sogleich noch von Pfarrer Salzer, Christmann, Wreden umgeben — und noch am Nachteßen von Kappellmeister Reichhard überrascht ward.

Dienstagsmorgen besucht' ich diese und andre Heidelberger Freünde — Mieg, Delfin, Frau von Hutten, Herrn Hahn, Frau Rigal, Herrn Wund ꝛc. — ein herrlicher Morgen. Ich hatte nichts zu bezahlen, nichts zu besorgen — ward von 2 Kutschen voll bis Wißloch begleitet — In meinem Wagen waren Lamezan, Rigal, Frau Rittmann. Gott Lob! Immer frohe, nützliche. Freüdenthränen erweckende Gespräche — Unser zwölfe saßen an Salzers Tisch, wo der Posthalter, der uns nachher frey nach Carlsruh führte, Gastfreyen Wirth und Aufwärter machte — Ein herrlich herzliches Mittagsmahl. Reichhard war entschloßen mich ins Teinach zubegleiten — Um 3 Uhr ab von Wißloch von allen zehen begleitet und gesegnet. Also mit Reichhard — bis Carlsruh, wo wir Abends um 9 Uhr noch den Marggrafen sprachen, auf der Post übernachteten — und woher wir

Mittwochs, den 25. über Pforzheim — wo wir das Zuchthaus besahen — nach Teinach durch einen abscheülichen, am Ende herrlichen Weg allein schlafend und wachend, schweigend und redend reisten, und Abends um 7 Uhr ankamen — dem Kronenwirth schon durch Herrn Seibert von Stuttgard auf Züricherische Anstiftungen empfohlen waren. Noch keine Seele war da — welchs uns recht lieb ist.

Heüt Morgen, den 26. hatten wir eine stille musikalisch poetische Conferenz — Pfenninger, Musik und Dichtkunst waren unser Text.

Kurz, vollkommen gesund, vergnügt, gesegnet reiste ich hieher. — Lebt wohl, ihr Lieben, und behaltet mich lieb — und glaubt, daß ich Euer täglich eingedenk bin.

Teinach. Donnerstags den 26ten
1783

J. C. Lavater.

Briefe F. v. Matthissons an Friederike Brun und Karl Viktor v. Bonstetten.

(Aus der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen.)

Mitgeteilt von A. Heers in Trebbow.

Die hier mitgeteilten Briefe sind zum Teil an Friederike Brun, zum Teil an sie und Bonstetten gemeinsam gerichtet, auf dessen Landgut Friederike den Winter 1796/97 zubrachte, und der in den Jahren 1798—1801 anläßlich der französischen Invasion in die Schweiz bei ihr in Kopenhagen war.

Die einleitenden fünf Briefe stammen aus der unglücklichen Zeit der ersten Ehe Matthissons mit Luise v. Glafey, die, im Herbst 1794 trotz starker äußerer Hindernisse und im vollen Gefühl gegenseitiger Liebe geschlossen, sich bald für beide Teile als verfehlt herausstellte, und dann nach langen niederdrückenden Kämpfen im Jahre 1798 wieder gelöst wurde. Matthisson wußte später die Erinnerung an diese Epoche seines Lebens bei seinen Freunden völlig zu verwischen, so daß über die Ursachen des Bruchs, der schon nach einem halben Jahr hervortrat, nichts Sicheres bekannt geworden ist. Man ist darüber lediglich auf Vermutungen angewiesen — wenn man eine sehr nach Klatsch aussehende Bemerkung Böttigers[1]) übergehen will — und auch die untenstehenden Briefe geben keinen Aufschluß. Deutlich jedoch wird aus ihnen die völlige Zerrüttung dieser Ehe, in der schließlich alle seelische Verbindung zerrissen war und jeder nur sich selbst hörte. Der Gedanke, diesem qualvollen Zustand durch Scheidung ein Ende zu machen, ging von der Fürstin[2]) aus und wurde von Matthisson sofort aufgegriffen. Luise fügte sich erst nach langem Widerstande darein.

Die Briefe sind etwas wortreich in ihren Klagen und schließen sich auch darin den von Hosaeus[3]) mitgeteilten Dokumenten aus dieser Zeit an, deren Eindruck ebenso unerfreulich ist. Um so an-

[1]) Vgl. Heers, Leben Fr. v. Matthissons. Leipzig 1913. S. 66.
[2]) Louise v. Anhalt-Dessau.
[3]) Vgl. Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte. Bd 2.

genehmer stechen die folgenden ab, in denen seine treue Anhänglichkeit an die Fürstin, seine herzliche Freundschaft mit der Brun und Bonstetten klar hervortreten, trotz gelegentlicher kleiner Stiche gegen diesen, der Matthisson gegenüber manchmal eine etwas gönnerhafte Überlegenheit anzunehmen liebte.

Literarisch von Interesse ist besonders seine erklärende Bemerkung zu der überall unverstanden gebliebenen Parodie „Ritter Alin“ (1799), die meine frühere Vermutung[1]) einer Verspottung der damaligen Ritterromane zu bestätigen scheint.

1.

Wörliz. 14 März. 97

Zu Euch beyden, mir ewig Vertrautesten und Nächsten, eilt meine Seele u. sagt Euch Worte des heiligsten und zärtlichsten Gefühls. Ihr ahnt es nicht wie unaussprechlich Ihr von mir geliebt werdet, sonst würdet Ihr nie, auch nur einen Schatten von Zweifel Raum geben, der Eurer völlig unwürdig ist und von dem meine Seele in Rücksicht Eurer nie etwas gewußt hat u. nie etwas wissen wird. Ich glaube an Euch wie an meine Unsterblichkeit u. Ihr gehört mir an für alle Welten. O daß das Schicksal uns nie geschieden hätte, mein Bonstetten und daß nie andere Bande mich gefesselt hätten, als die Bande der Freundschaft! — Was ich Euch in diesem Briefe sagen werde ist einzig für Euch und ich bitte dich, Friederike, dies Papier zu verbrennen, weil du hierin pünktlicher bist, als dein Freund, der seine Briefe oft auf dem Schreibtische liegen läßt oder in der Tasche herumträgt. — Wenn ich Euch bisher so selten schrieb, so war hieran der Zustand worin seit einigen Monaten meine Seele u. mein Körper sich befinden hauptsächlich Schuld. Meine Gesundheit ist durch unaufhörlichen Gram u. Verdruß so sehr zerrüttet, daß ich nun in den Händen des Arztes bin. Meine Kräfte schwinden täglich mehr und der kleinste Spaziergang kostet mir Anstrengung. Ich kann dir nun die traurige Gewißheit geben, Friederike, daß mein häusliches Glück auf immer zerstört ist und daß der Charakter † † s[2]) mit dem meinigen fast in nichts mehr übereinstimmt. Sie ist nun ganz das Gegentheil von dem geworden, was sie sonst war [oder vielmehr zu seyn schien][3]) und es ist sogar für mich friedliches Wesen eine Unmöglichkeit geworden, mit ihr in Frieden zu leben. Kein Tag beinahe vergeht, ohne heftige Scenen. [An die bittern, beispiellosen Kränkungen, die ich durch sie habe erfahren müssen, denkt sie gar nicht mehr oder nennt das, die Zeiten ihres Wahnsinns. Dabei ist sie gegen die vortreffliche Fürstin aufs höchste erbittert u. wenn wir beisammen sind, so ist dies der peinlichste Zustand von der Welt: daher auch die Aussicht mit dieser meiner Wohlthäterin zu leben, sehr wenig Erfreuliches für mich haben kann: denn es giebt alle Augenblicke die ärgerlichsten Collisionen. Meine Blicke in die Zukunft erfüllen mich daher mit dem bittersten Unmuth. Du, mein Bonstetten, weißt von alle dem noch nichts, aber Friederike mag Dir sagen was sie weiß. Du bewahrst aber dies als ein heiliges Geheimniß in Deiner Brust. Noch einmal kann ich nun schwerlich gerettet werden: auch ist die Wiederherstellung meiner Gesundheit nicht gedenkbar, so

[1]) Vgl. Heers a. a. O. S. 80.
[2]) Luisens, seiner Frau.
[3]) Das Eingeklammerte ist im Text nachträglich übergeschrieben.

lange ich in dieser Lage bin. Und mich herausreißen u. zu Euch kommen, kann ich meines kränkelnden Körpers wegen jezt nicht, wenn ich auch nicht meiner größten Wohlthäterin, die sich kaum von einer gefährlichen Krankheit wieder etwas erholt hat, meine Gegenwart schuldig wäre: denn sie hat ausser mir hier kein Wesen, dem sie, ihren wahrhaftig nicht imaginairen Kummer vertrauen könnte, als mir. Also: wäre ich gesund u. hielten mich nicht die heiligen Pflichten der Dankbarkeit u. Freundschaft, so wäre ich, vielleicht eben so schnell als dies Papier zu Euch geeilt u. in Euch noch einmal glücklich gewesen. So lange Ihr Beide, die ich so über Alles liebe, glücklich seid, werde ich nie hinsinken, sondern tragen, was mir die eiserne Hand des Schicksals auflegt, wie es einem Manne ziemt. Das einzige was mich, wenigstens für eine Zeit lang, zu Boden drücken könnte, wäre Euer Verlust. Wir drei müssen ewig so vereint bleiben. O Gott! warum kann ich Euch jezt nicht mit meinen Armen umfassen! Was ich fühle, dafür hat die Sprache kaum leise Accente! — Behalte ich das Leben, so muß ich Euch noch einmal wiedersehn. — Das traurigste für mich ist, daß ich nichts was einige Anstrengung erfordert, arbeiten kann — ich bekomme dann gleich die heftigsten Stiche im Kopfe u. meine Ideen verwirren sich. Mußte ich doch eben sogar bei diesem elenden Geschreibe die Feder niederlegen, die ich erst nach einer Stunde wieder aufnehmen konnte. — Meine Frau will immer wissen, ob du ihr, l. Friederike, gar nicht mehr schreiben würdest u. warum du sie nicht grüßtest. Ich habe ihr daher von Deinen lezten Briefen gar nichts gesagt u. geäussert die meinigen an dich müßten wohl verloren gegangen seyn. Ueberhaupt wage ich es nie ihr einen Brief von Dir zu zeigen, weil sie das Du zwischen uns nicht ertragen kann u. dies oft mit vieler Bitterkeit geäussert hat. Auch giebt ihr Argwohn, der keine Grenzen kennt, ihr ein, zu glauben die Fürstin habe Dich gegen sie einzunehmen gesucht. Im Ganzen will sie Niemanden wohl der mir wohl will, es sei Mann oder Weib. Sage mir doch, welchen Rückweg Du nehmen wirst — ich möchte Dich so herzlich gern sprechen u. würde gern eine kl. Reise deshalb thun. Vielleicht kannst du gar zu uns kommen. Jezt ist die Fr. v. Recke bei uns, die mich mit nach Carlsbad nehmen wollte: ich gehe aber nicht mit, weil mein Arzt mir andere Mittel geben will u. das Carlsbad meinem . . .[1] Zustande nicht dienlich hält. Grüße herzlich Brun u. küsse Deine Kinder. Die Fürstin wird nächstens selbst schreiben; grüßt indeß herzlich. Schreibe mir bald wieder, beste Friederike u. auch du, mein Bonstetten, dem ich übrigens den harten Ausdruck von Egoismus u. das beständige Wiederaufregen der Versündigung gegen Mad. Bonnet gern verzeihe. Veniam damus petimusq. ꝛc. nur solltest du an mir glauben, wie ich an Dir glaube. Du hattest nie einen treurern Freund. O gedenke der Zeiten am See! mir ist als gehörten jene Gegenden nicht unserm Planeten voll Nebel u. Schlamm, sondern einem bessern Sterne an. Bonstetten, giebt es ein Mittel uns alle zu vereinen? — Ich hoffe die Fürstin kommt noch wieder in die Schweiz — aber dann ist Friederike nicht mehr unter uns u. wir gedenken des Engels wie eines geliebten Todten! — Lebt wohl, Ihr Einzigen! mein ganzes Herz ist Euer! unverändert u. unwandelbar!

2.

W. 17 Mai. 97.

Deinen Brief mit Bonstettens Arabeske habe ich erst gestern erhalten, beste Friederike. Es ist mir unbegreifl. daß Du meinen letzten mit dem der Fürstin an Bonstetten noch nicht hattest u. daher doppelt edelmüthig von Dir, mir dennoch zu schreiben. Doch das bin ich von Dir, treue Seele, längst gewohnt,

[1] Unleserlich.

daß (Du) mir tausend gegen Eins antworteſt. Das lohne Dir der Himmel. Ich theile Dein Glück mit brüderlichem Herzen. Das Schickſal erhalte es Dir — denn wenn dies nicht ſeyn ſollte, ſo wäre es beſſer es gar nicht gefunden zu haben. Du wirſt es dieſem Geſchreibe bald anmerken, daß es mit mir noch nicht wieder beim Alten iſt — kaum ſetze ich die Feder an, ſo empfinde ich im Kopfe ein ſolches Stechen, als wenn mir hundert Nadeln das Gehirn durchbohrten u. alle meine Ideen verwirren ſich zu einem Chaos Dieſer Zuſtand wird, nach Verſicherung des Arztes, aufhören, wenn ich den Egerbrunnen werde gebraucht haben, welches im Anfange des künftigen Monats ſeyn wird, weil das Waſſer nicht früher hier ankömmt. Alle meine gewohnten Beſchäftigungen liegen daher darnieder u. meine Exiſtenz iſt höchſt langweilig. Alles übrige meine Lage betreffende muß ich heute übergehn, weil ich nicht im Stande bin viel zu ſchreiben u. viel ſchreiben müßte, um Alles zu ſagen: es ſcheint mir daher das beſte u. ſicherſte, alles bis auf mündliche Unterredung zu ſparen, da dieſe nicht mehr fern iſt. Wie freue ich mich des Wiederſehns, du treueſte Seele! Ja, Friede, Du ſiehſt in mir die wärmſte, treueſte Theilnahme an allem was Dich angeht u. ſollſt mich ſo erfinden bis in den Tod. Ich weiß u. fühle was ich an Dir habe. Du haſt [an] wahrem, ächtem Freundſchaftsſinn Deines Gleichen nicht auf Erden. O der holden Tage in Rom! auf ewig dahin! kein Gott kann ſie uns wiedergeben! Ich darf aber jezt nicht daran denken ohne in die finſterſte Melancholie zu ſinken. — L. fragt unaufhörlich ob du nicht ſchreibſt — ſie ſcheint es ſehr ſchmerzlich zu empfinden, daß Du ihrer gar nicht gedenkſt — ich habe daher auch von Deinem Brief an mich nichts geſagt — ſie glaubt Du habeſt mir lange, lange nicht geſchrieben — dabei mußt du es auch laſſen, wenn Du ſie ſiehſt — in vielen Stücken iſt ſie jezt anders u. ich habe wenigſtens Ruhe. Mündlich wirſt Du über Alles Aufſchluß erhalten. Die Fürſtin hält es jezt, nach reifem Erwägen, für das Beſte, Dich hier in Wörliz zu ſehen, wenn dies Dich anders nicht von Deinem Wege abführt. Dir an einem dritten Ort ein Rendez-vous zu geben, hat von ihrer Seite für den Moment ſehr große Schwierigkeiten. Schreibe ſogleich über dieſen für uns ſo wichtigen Punkt beſtimmt. 1.) Ob Du über Wörliz kommen kannſt u. 2.) Wann dies ungefähr ſeyn würde? u. 3.) Wie lange Du Dich bei uns aufhalten könnteſt? — Iſt denn keine Möglichkeit Bonſtetten mitzubringen? — Das verzweifelte Syndicat! — Ich hoffe bei Deiner Ankunft ſchon wieder recht geſund zu ſeyn Für meine Freunde möchte ich gerne noch recht lange leben — weiter knüpft mich auch eben nichts an das Daſeyn. — Dem edlen Füßli die herzlichſten Grüße — von meiner häuslichen Lage ſprich, bei unſerer Freundſchaft! außer Bonſtetten keinem Menſchen — Gehabe Dich wohl, meine treue, ſchweſterliche Friederike! Des Wiederſehens freue ich mich unausſprechlich — möchte doch aber nicht ſo manches ſeyn, was auch über dieſe Glückſeligkeit einige Schatten werfen wird! — Ich umarme Dich mit ganzer Seele. Daß die Fürſtin herzlich, ſchweſterlich grüßt verſteht ſich.

An Bonſtetten ſchreibe ich bald — für ihn bleibt meine ganze Seele ewig dieſelbe u. mit ihm theile ich auch entfernt alle Gedanken u. Gefühle.

3.

Altenburg 20. Juni.

Wie war es möglich, daß du unſere Nachrichten nicht verſtandeſt — ſie waren ſo deutlich — einen andern Brief habe ich nach Gera geſchrieben — Unglücklich fühle ich mich im Innerſten der Seele, Dich, Du geliebte Schweſter nicht ſehen zu können. — Beinahe 8 Tage harren wir umſonſt — nach unſern Vorkehrungen müßten wir jezt beyſammen ſeyn. Jezt muß ich meinen Weg fortſezen — aber mein Herz möchte darüber verbluten. Mein Schuzgeiſt wird

Dir über alles Aufschluß geben. Solltest Du meine Frau noch sehen, so wiederhole ich Dir: daß Du ihr nicht sagst, daß Du bisher an mich geschrieben. — Gott sei mit Dir, stärke, beruhige Dich. Unglücklicher als ich kannst du schwerlich seyn. Ich bin krank an Körper u. Geist. Den Schmerz Dich verfehlt zu haben werde ich lange, lange fühlen. — Derselbe für Dich bleibe ich ewig — nie habe ich (mich) gegen die geändert die ich in meinem Herzen trage. — Es scheint daß das Schicksal mir noch viel Schweres bereitet habe. Lebe wohl! mein Schuzgeist wird Dich trösten u. beruhigen — ach! die über Alles Gute u. Treffliche — sie zeigt einen Heldensinn in Widerwärtigkeit, den wir uns zum Muster nehmen wollen — Lebe wohl! — Ich bin wie betäubt u. mein Kopf schmerzt mich sehr! — Vale — Gott segne Dich — — —.

4.

Magdeburg, 27. Sept. 1797.

Eben habe ich einen Wagen bestellt, theure, nie vergeßne Schwester, um nach vierteljähriger Abwesenheit wieder nach Dessau zurückzukehren. Mit meiner Gesundheit geht es, Dank der Reise, etwas besser u. mein übriges Schicksal ist nun auch entschieden. Ich werde kommendes Frühjahr gerichtlich von meiner Frau getrennt u. sehe sie von jezt an nie wieder. Das Kind behält sie noch 2 Jahre. Ich entgehe durch diese Trennung namenlosem Elende. Eine der Bedingungen die sie mir gemacht ist: daß vor dem Frühjahr die Scheidung nicht publik werde; ich bitte Dich daher, bis dahin niemandem davon zu sprechen. O ich habe sie bei dieser Gelegenheit ganz kennen gelernt u. ich danke Gott für meine Rettung. Es ist entsezlich wie man mit mir umgegangen ist. — Wenn ich nach Dessau komme ist sie schon nach Schwedt gereist, wo sie den Winter zubringen wird. Ich habe Gründe zu glauben, daß sie schon einen neuen Heirathsplan hat, denn sie drang so lebhaft auf gerichtliche Trennung. Mein Gewissen spricht mich frei — möge das ihrige schlummern. Von nun an kann ich wieder leben — arbeiten u. mich des Daseyns freuen. Meine Abwesenheit war darum so lang, weil ich diese Sache vor meiner Rückkehr erst ganz beenden wollte u. dies mancherlei Schwierigkeiten hatte. Luise[1]) ist auch hier meine Retterin u. Schuzengel gewesen. Ich brachte die meiste Zeit bei meinem Freunde Lichtenstein in Franken zu, war hierauf in Stuttgart, Weimar, Leipzig, Halberstadt u. zulezt seit 4 Wochen in Magdeburg bei Köpken u. abwechselnd bei meiner Schwester u. Mutter. — Ich hoffe Briefe von Dir in Dessau zu finden, beste Friede! Ich schrieb nicht eher, weil ich erst die Entscheidung meines Schicksals abwarten wollte. Bonstetten habe ich auch schon darüber geschrieben u. er wird sich gewiß meiner Rettung freuen. Was die Welt sagen wird, soll mich gar nicht kümmern: meine Freunde kennen die wahre Lage der Sache u. das genügt mir. O wie soll die Ruhe nach so langen Stürmen mir nun süß werden — wie will ich nun wieder den Musen u. meinen Freunden leben! Beste, beste Friede! nun sehen wir uns gewiß noch wieder — nun sehe ich Bonstetten wieder — der Himmel gebe Dir noch eine Tochter in einigen Jahren, für meinen Ludwig![2]) Sander[3]) meinen Brudergruß — ich bin immer derselbe, wenn ich auch nicht schreibe — das will aber niemand begreifen. O du beste, vertrauteste Seele! verkenne mich nie u. mache mir nie Vorwürfe wenn ich nicht schreibe. Ewig derselbe Friz II.

---

[1]) Die Fürstin.

[2]) Seinen 1796 geborenen Sohn.

[3]) Der in Kopenhagen lebende Dichter Lävinus Christian Sander.

5.

Wörlitz, 12. Nov. 97.

Nimm meinen heißesten Dank, beste Friederike, für Deinen wahrhaft schwesterlichen Brief, der mir höchst wohlthätig gewesen ist. Es kann sich zwischen uns nichts ändern, eben so wenig als zwischen Dir u. B.[1]) u. zwischen mir u. B.[1]). Kleine Schneewolken ziehn vorüber u. lassen keine Spur. L.[2]) ist nun verreist nach Schwedt u. ich bin jezt wieder in stillem, ruhigem Lebensgenuß. Das Kind werde ich gewiß bald zurücknehmen. Du weißt vielleicht nicht, daß sie eine zeitlang in Coswig gewohnt hat. Hier betrug sie sich auf eine Art, daß ihre Parthie nothwendig sehr geschwächt werden mußte. Ich weiß Züge die mich erschrekt haben. Sie besteht auf gerichtliche Trennung — hat aber mein Wort begehrt, daß dies erst im Frühjahr bekannt werden soll; daher ich Dich bitte vorläufig nichts davon zu sagen. Ich müßte mich sehr irren, oder sie hat einen neuen Eheplan: Dies wäre auf jede Weise das Beste. Ich habe durch diese unglückliche Catastrophe sehr viel gelitten. Also nun weiter kein Gedanke an häusliches Glück: ich soll der Zögling der Freundschaft bleiben bis zu meinem Ende. An B.[3]) habe ich kürzlich geschrieben u. ihn dringend gebeten im Frühling herzukommen und dann wollten wir über alles weitere uns berathen. Meine Hinreise zu ihm ist vieler wichtiger Ursachen wegen zu der Zeit unmöglich, worunter meine Trennungssache nicht die unbedeutendste ist, die dann gerade ausgemacht werden soll: denn bevor die nicht beendigt u. mein Kind nicht in bessern Händen ist, kann ich mit Ruhe keinen Schritt aus meinen vier Pfählen thun. B. Verpflanzung kann mir, der in den Schooß der Alpen zurückstrebt schwerlich so einleuchten wie Dir: jedoch enthalte ich mich billig jedes Urtheils, bis ich seine jezige Lage ganz übersehe. Für Dich muß ich es wünschen, das traust Du mir von selber zu. Doch das wird leise reifen, wenn es wohlgethan ist u. so lassen wir ruhig das Schicksal walten. Deine neuesten Gedichte haben mir sehr gefallen, besonders die beiden die in den Horen standen u. worin ich Dich nicht erkannt hatte[4]); sie haben ein ganz eigenthümliches Gepräge. Das Gedicht Rom[5]) halte ich für eins Deiner besten; so wie überhaupt alles ausgezeichnet schön ist, was in den hesperischen Gärten gesungen ward. Noch habe ich das Mspt. hier, weil ich erst Füßlis Antwort erwarte, durch was für Gelegenheit von Leipz. aus ich es senden soll. Auch von meinen Briefen[6]) will man, wieder meine Erwartung eine neue Auflage veranstalten. Ich schmelze nun die beiden Theile in einen zusammen u. lasse über ein Drittheil weg. — Ich habe ein Gedicht angefangen: Sehnsucht nach Rom[7]). Einige Strofen daraus lege ich Dir vielleicht bei. Diesen Winter gedenke ich recht fleißig zu seyn. — Schillers Almanach ist diesmal sehr reich, besonders durch Göthe. Deine Zuneigung von Terracina hat mich, wie Du denken kannst herzlich gefreut, wiewohl sie hier, besonders am Hofe eine sehr

---

[1]) Bonstetten.

[2]) Luise, Matthissons Frau.

[3]) Bonstetten.

[4]) Die Horen. Jahrgang 1797. Siebentes Stück. S. 89 f. An Sie; S. 90 f. Zuversicht. Die Gedichte erschienen ohne Namen, die erst im Inhaltsverzeichnis zum ganzen Jahrgang angegeben waren.

[5]) Friederike Brun, Gedichte. Herausgegeben durch Friedrich Matthisson. Neue, vermehrte Auflage. Zürich. Bei Füßli und Compagnie. 1796. S. 38 ff. Rom. Mit dem Manuskript wird die Druckvorlage zu eben dieser Ausgabe gemeint sein.

[6]) Briefe von Friedrich Matthisson. 2 Theile. Zürich 1795.

[7]) Sehnsucht nach Rom: Nachtrag zu Matthissons Gedichten. Zürich 1799, S. 7.

wiedrige Wirkung hervorgebracht hat. Ach! Du gute Friede! Die wirkliche Welt ist u. bleibt doch der Garten, wovon Shakesp. sagt, daß kein edles Gewächs darin aufkommt u. alles Unkraut in Saat schießt! — Wenn Du einen recht heillosen Kupferstich von mir sehen willst, so nimm zur Hand Carl Langs Almanach zum geselligen u. häuslichen Vergnügen; es ist ein abscheuliches Conterfei, vielleicht aber, wie die sel. Hensler sagen würde, doch noch sehr geschmeichelt. Indeß ist kein Zug von Aehnlichkeit. — Du Theure, Einzige, die ich inniger u. herzlicher liebe als jemals, was gäbe ich darum Dich nur eine Stunde zu sprechen - Du verstehst mich so leicht. Und mit dem Schreiben geht es mir immer nicht recht von der Hand. Unsre hohe Luise [1]) ist heitrer als je u. in eigentlichstem Sinne mein guter Genius. Keinen Wunsch habe ich noch nöthig gehabt in Worte übergehen zu lassen; sie erräth sie alle u. kommt ihnen zuvor. Eben so einst Bonstetten. O diese Delicatesse ist es, die mich so fest an Menschen fesselt. Ich thue aber auch von meiner Seite alles, ihr so nüzlich zu seyn als ich kann. Es ist doch ein in jeder Rücksicht ausgezeichnetes Wesen! — Jezt ist die Fr. v. Recke hier.

Daß ich Dich bei Deiner letzten Durchreise nicht sahe, macht mir oft noch recht böse Stunden; aber es war ein so wundersames Zusammenrennen von Umständen, daß ich vor dem Tribunal der Freundschaft wenigstens nichts zu fürchten habe. Friede, beste beste Friede, wann werden wir uns nun wiedersehen u. wo? O gewiß ich bin noch ganz derselbe u. jezt, da das Schicksal anfängt meine langen schrecklichen Leiden von mir zu nehmen, wird alles in meiner Seele milder u. mein Glaube an Lebensglück u. Freude am Daseyn kehrt zurück! Sage an Bonst. Worte der heißesten Liebe von mir — u daß wir drei durch grenzenlose Liebe vereint blieben durch alle Epoken der Fortdauer u. der Verwandlung. Nicht umsonst haben wir uns gefunden u. geahndet. Ein guter Geist brachte uns zusammen u. der wird die Bande die uns vereinen immer enger zusammenziehn. — Sander, Brun, Kinder, Deiner l. Schwägerin, Schwager, Bruder — allen, allen herzliche, innige Worte des Andenkens. — Durch eine Copie von der Pliniana [2]) könntest du niemanden glücklicher machen, als mich. — Liebe mich immer wie ich Dich, so will ich nie murren! — Lebe wohl du edles Geschöpf! Mehr als je Dein treuer, Dich unaussprechlich liebender Br[uder]

Friz II.

6.

W. 17 Dec. 97.

Dein Brief würde mich sehr erschreckt haben, liebe Friederike, aber ich erhielt zugleich einen von Bonst. der mich wieder beruhigte. Es ist besser mit unserm Freunde u. dies ist mir jezt doppelt lieb, weil der jezige Moment für sein Vaterland sehr entscheidend ist, u. er in einem solchen Zeitpunkte, unmöglich, ohne seine Ehre bei der Mit- u. Nachwelt zu compromittiren, wie ein Feiger die Flucht nehmen kann. Das kannst du nicht wollen. B. ist ein Mann — du hältst ihn für allzu hinsinkend. Ich wußte Freund zu sein u. weiß es noch — ich kenne besser als jeder andere den Zeitpunkt wann mein B. meiner bedarf u. dann wäre ich bereit, mein Leben für ihn zu geben, wenn ihn dies retten könnte. Ich habe ihn noch neulich dringlich aufgefordert eine Frühlingsreise nach Kopenhagen zu unternehmen — u. das ist meine Meinung noch — dann weiß er voraus sein Vaterland ist u. dann läuft seine wankende Gesundheit durch die rauhe Jahreszeit nicht Gefahr auf einer so ungeheuren Reise vollends zu Grunde

[1]) Die Fürstin.

[2]) Villa am Comer See an der Stelle eines ehemaligen Landhauses des Plinius. Vgl. Matthissons Gedicht: Villa Pliniana.

zu gehen. Die Idee ihn ganz in L. zu fixieren kann u. werde ich ewig nicht gut heißen. Hast du bedacht aus welchem Boden du diesen edlen Baum aushebst? Und wenn die Hand eines Engels ihn dort pflegt, er kann einige Jahre in freier Luft gedeihn, aber zulezt muß man doch zum Treibhause Zuflucht nehmen. Meine Gründe ein andermal, aber niemand wird sie mir so leicht wiederlegen. Halte mirs zu Gute, liebe Friede, es ist ein schöner poetischer Traum — möchte er um Deinet- u. um seinetwillen nie zur Wirklichkeit werden! Ich will indeß gern stillschweigen, weil ich B. selbst so viel Ueberlegung zutraue, bei kälterm Blute über einen solchen Schritt, nicht das Gefühl, sondern die Vernunft entscheiden zu lassen. Gewiß kommt die Zeit noch, wo auch Du überzeugt werden wirst, daß auch ich Freund zu seyn wisse. Ich halte es unter mir hier deshalb eine Apologie zu halten: aber ich gehe jezt nicht nach Bern, weil ich es jezt nicht für nöthig halte. Ueberhaupt ist mir die Vorstellung Bonstettens unwürdig, daß er jemanden brauche, der ihn losreiße, ihn determiniere — das kann er als fester, überlegender u. kräftiger Mensch (nicht wollen). Wer ihn nach Deinem Brief beurtheilte, müßte (ihn) beinahe für das Gegenteil von all dem halten.

Ich habe Dir vielleicht selten so aus voller Seele geschrieben, wie das leztemal u. es hätte mir daher wohl gethan, wenn Du mir nur einige eben so herzliche Worte erwiedert hättest. — Mein guter u. wohlthätiger Schuzgeist ist immer derselbe — meine Pflicht gegen diesen zu erfüllen macht ein Theil meiner Glückseligkeit — vielleicht wird das hohe, einzige Wesen auch dereinst einmal Zeugniß ablegen können, ob ich Freund zu seyn wußte. — Ich liebe Dich wie immer troz (?) dem Ton meines heutigen Briefes — wahre Freundschaft muß wahr seyn oder sie ist keine Stecknadel werth.

Ich möchte Wielands Bitte von Herzen unterschreiben. — Ja! Ja!

7.

Wörliz. 7 Febr. 1800.

Ich beantworte Deinen lieben Brief ohne Aufschub, liebe Friederike. Dein Wirken für Helvetien ist schön u. edel und ganz Deiner würdig. Ich legte sogleich der Fürstin den Aufsatz vor. Ihre Antwort darüber findest du in der Beilage. Was ich, in meinem engen Kreise für diese Angelegenheit der Menschheit thun kann, werde ich redlich thun und dasjenige was ich zusammenbringe an Laiväz nach Altona senden. Von Dessau habe ich wenig zu erwarten. Ich werde mich aber nach Magdeburg u. einige andere Orte addressieren. Dem Aufsatz erfolgt hier wieder zurück, damit er auch keinen Moment gehemmt werde, weiter zu wirken. Ich habe das Wesentlichste ausgezogen u. bin also im Stande jeden au kait zu sezen. An Cotta habe ich gestern geschrieben, er solle das Honorar pro Bogen bestimmen u. sich schriftlich an Dich oder Bonstetten selbst wenden. Hast du diesen Bescheid, so wird es wohlgethan seyn, mir das Mspt. zu schicken. Ich reise zur Ostermesse nach Leipzig u. könnte dann das opus dem Cotta selbst in die Hände liefern. Deine beiden Gedichte (die Alpenrose[1]) hatte ich schon im Merkur gelesen) haben mir einen holden Genuß verschaft. Es ist doch wahrlich recht schön, daß Deine lezten Gedichte auch immer Deine besten sind. Deine Romanze[2]) erwarte ich mit Ungeduld. Daß meine Epigramme Deinen Beifall

[1]) Im Neuen Teutschen Merkur vom Jahre 1800. Erstes Stück, S. 5 und 6, stehen 2 Gedichte von Friederike Brun: „Unaussprechlich" und „Das Alpröslein am Sunde". Letzteres in ihren „Gedichten", Zürich 1803, S. 160 ff.

[2]) Mit der Romanze ist vielleicht gemeint: „Das Mädchen von Mona." In vier Gesängen, das in der Ausgabe von 1803 unmittelbar vor dem „Alpenröslein" steht, S. 136 ff.

haben, ist mir sehr erwünscht. Es ist nur ein kleiner Theil der ganzen Sammlung die ich unter dem Titel: Anthologie (oder weißt Du vielleicht einen bessern?) besonders bekannt machen werde. Ein Dich betreffendes Gedichtchen daraus lege ich Dir bei. Zwar ist es Dichtung aber hätte doch sehr leicht wahr seyn können, denn Du warst ja kurz vor unserer Ankunft in Lugano auf dem See gefahren. Von meinen Gedichten will Füßli eine neue Auflage drucken, woran ich aber schlechterdings nichts ändere, u. blos den Nachtrag einschalte[1]). Sanders Elbufer habe ich bewundert. Es ist ein Meisterprodukt. Ich liebe ihn wie immer. Sage ihm dies aber nicht, er würde es doch nicht glauben. Seine bittere Note in Deinen prof. Schriften[2]) hat mich gekränkt: aber er hat Recht[3]). — Bonstetten Du schreibst mir zwar viel Schönes — aber nicht einen Laut der Freundschaft u. Liebe. Deine älteren Briefe sind die heiligste Poesie der Freundschaft. Ich bleibe gegen Dich ewig derselbe u. werde (mich) nie ändern. Ihr lieben edlen Menschen! ich schließe Euch in meine Arme! Liebt mich u. kränkt mich nie wieder durch ungerechte u. grundlose Zweifel! — Adieu.

Euer treuer F. H.

N. S. Das Rhodod. ferrug[ineum] ist beiläufig gesagt nicht das Alpenröslein, sondern das Rodod. chamaecistus. Ich war ehedem auch in diesem Irrthum. Daß Du meinen Alin[4]) nicht verstanden, ist für den armen Tropf von sehr unglücklicher Vorbedeutung. Der Paladin soll nichts mehr und nichts weniger repräsentiren, als den personificirten Barbarism in Künsten u. Wissenschaften. Das Ding ist übrigens so sehr Bagatelle, daß ihm Cottas, mir gar nicht behagendes Herauspuzen sehr übel bekommen dürfte. Denn jeder erwartet nun beim ersten Anblick gewiß mehr als dahintersteckt. —

Adio! Adio!

(Loses Blatt.)

Nach meiner Empfindung könnte bei der neuen Ausgabe der Gedichte von F. Brun folgende Stücke weggelassen werden:

Seite 20, 46, 48, 57, 61, 65, 73, 75, 88, 89, 95.

Wegen der prosaischen Aufsätze war ja schon längst meine Meinung sie nicht anzuhängen, eben so wie ich auch viele von den eben bemerkten Stücken im Mſptr. gestrichen hatte. Man hat dennoch alles gedruckt u. mich, der in der

[1]) Die vierte Auflage von Matthissons Gedichten war 1797 in Zürich bei Johann Heinrich Füßli Söhne, der Nachtrag zu Matthissons Gedichten 1799 in Zürich bei Orell, Füßli und Compagnie erschienen. Die neue „Fünfte, stark vermehrte Auflage" erschien erst 1802. Die Gedichte des Nachtrages waren hineingearbeitet.

[2]) Prosaische Schriften. Zürich 1799—1801. 4 Bände.

[3]) Prosaische Schriften I S. 95 f. schreibt Friederike Brun an Hieronymus Esmarch: Nicht wahr . . . Sie erwarteten von Ihrer alten Freundin kein Wort, keinen Brief, keine Mitteilung der Freuden, die so oft schon in den Jahren der Kindheit mein sehnlicher Wunsch waren! Sie glaubten sich vergessen, weil Sie Ursache hatten zu vermuthen, ich glaube mich aus Ihrem Andenken verwischt! Nein . . . so bald vergißt man seine Jugendfreunde nicht." Dazu „Anmerk. v. Freund Sander": „Lebendige Freundschaft äußert sich, wie alles was Leben hat. Giebt es wahre Freundschaft ohne das gegenseitige Bedürfniß unaufhörlicher Mittheilung und Theilnehmung? Man sehe Müllers und Bonstettens Briefwechsel! Jene Entschuldigung egoistischer Trägheit ist nur ein Gräuel."

[4]) Alins Abentheuer. Tübingen 1799.

Vorrede von strenger Auswahl spricht, dadurch compromittirt[1]). Uebrigens lassen, wie ich glaube, die jezt neu hinzukommenden Gedichte, alles hinter sich zurück was in der alten Sammlung enthalten ist. Ein neuer, ganz eigenthümlicher Geist belebt sie.

8.

Luisium, 4. Jun. 1800.

Beste Friede, ich grüße Dich mit treuem, brüderlichem Herzen. Möge Dich, Du Beste, dies Blatt so froh u. gesund finden, wie ich es Dir täglich wünsche. Ich bin seit einiger Zeit wieder sehr kränkelnd und zu keiner Art von anstrengender Arbeit aufgelegt. Schon dies wäre eine hinreichende Ursache, Deinen wahrlich verführerischen Vorschlag, mein Bonstetten, wie Ulyß dem Sirenenliede, das Ohr mit Wachs zu verstopfen: aber ich habe noch zwey andere wichtigere Gründe: Einmahl könnte ich es nicht über mich erhalten, meine größte Wohlthäterin die nun einmahl an meinen Umgang gewöhnt ist u. hier ausser mir Niemanden hat, dem sie sich so mittheilen könnte, auf so lange Zeit zu verlassen. Hiesse das nicht sich der höchsten Undankbarkeit schuldig machen? Ich bin im Dienste der Fürstin: kann ich aber diesen Dienst von mir werfen wann es mir beliebt? — Zweytens könnte ich auch ohne mich ökonomisch zu derangiren, eine so kostbare Reise nicht unternehmen. Ich stehe mich zwar sehr gut, muß aber für eine arme Mutter u. eine verwittwete Schwester mit 5 unerzogenen Kindern immer sparen u. zurücklegen. Das sind unerläßliche Pflichten. — Beste Friederike, wie hat Deine Epistel mir ans Herz gesprochen! Es ist eine Deiner besten Arbeiten u. das herrlichste Ehrendenkmahl Deines Geistes u. Herzens. Jedermann der es las ist davon hingerissen worden u. hat Dich dadurch lieber gewonnen. Du thust wohl ihm eine weitere Verbreitung zu geben. — Geliebter Bonstetten, wenn Du je in Altona einer Empfehlung bedürftest, welches bei Dir, doch wohl nie der Fall seyn kann, so wäre ich doch nicht im Stande, Dir eine zu geben. Es sind beynahe 20 Jahre daß ich dort lebte. Meine damahligen Freunde: Hensler, Müller, Boeck, Niemann u. a. m. sind theils gestorben, theils anderswohin verpflanzt. Was die Fürstin diesen Herbst (Ihr wißt daß sie gewöhnlich die Traubenkur gebraucht) beginnen wird ist noch unentschieden. Würde die Schweiz indeß ruhig, o dann wäre die Entscheidung nicht schwer. — Die beyden Strophen im Genfersee werde ich in meiner neuen Ausgabe gern wieder aufnehmen. — Ich umarme Euch beyde, Ihr edlen, treuen, redlichen, liebenswürdigen Menschen! Ewig Euer treuer Freund u. Bruder

Fr. H.

9.

(Fragment.)

. . . traurige Mißverständnisse getrennt zu werden. Bruderpflicht war es Dir dies zu sagen, da es vielleicht noch Zeit ist u. Schwesterpflicht ist es von Deiner Seite die Wahrheit mit Ruhe u. ohne Unwillen anzuhören. Das Glück meiner Freunde stand auf dem Spiel u. deshalb mußte ich reden.

---

[1]) Aus Matthissons Vorrede zu der ersten Auflage, in der späteren wiederholt: „Bei der Auswahl verfuhr ich nach eben den Gesetzen, wie bei der Herausgabe der Gedichte unseres Salis; d. h. mit freundschaftlicher Strenge, und nahm nichts auf, als was mir der Dichterin würdig zu seyn schien. Der literarische Ruf derer die wir lieben, darf uns nicht weniger heilig seyn, als ihr guter Name in der sittlichen Welt."

Erlangen. 10 Sept.

Hier sind wir nun, beste Friederike, u. werden aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn Du dies liesest schon in Stuttgart seyn, wo die Fürstin die Traubenkur gebrauchen wird — es müßte denn seyn daß Schwaben das Kriegstheater würde, welches aber nicht wahrscheinl. ist u. sich in wenigen Tagen entscheiden muß. Jeder glaubt hier indeß an den Frieden u. es ist mehr Wahrscheinlichkeit als je, daß er zu Stande kommen werde. In diesem Falle würden wir den Winter in Neufschatel oder Vevey zubringen. — Meine obigen Zeilen sind nun wahrscheinl. als Brüderl. Rath nicht mehr nöthig — denn, Du, mein Bonstetten, bist nun schon gewiß wieder in Kopenhagen u. glücklich. Zwey so schöne Seelen können einander nicht lange mißverstehen und die vorige Harmonie wird nach solchen vorübergehenden Mißklängen nur um so reiner. Ich umarme Euch Beide, mit dem Feuer, unsterblicher Freundschaft u. Brudertreue! mit dem Gefühle die am Genfersee u. in der Villa Medicis mich durchglühten. — Nichts trete je wieder verfinsternd zwischen uns! — Schreibt mir nur unter meiner Addresse nach Dessau — die Briefe werden mir nachgeschickt. Meine Gesundheit ist sehr wankend. — Lebt wohl, Ihr Geliebten!

Friz II.

10.

(Brief der Fürstin Luise v. Anhalt.)

Stuttgardt am 10t Oct.: 1806.

Erst heute fand mich hier das liebliche Andenken der lieben Lotte Brun[1]); Dank Ihrem Fleiße, Heil Ihrem Geschmack! Weder der Mutter, noch der Tochter, noch der Freunde, weder Mendusio, Como, und Roma, werde ich lebenslang vergeßen. Auf Deine lezte liebe Antwort vom Monat Julius wollte ich, der Frage über meine Herbstexistenz bestimt antworten; wurde aber zu einer einstweiligen schnellen Bestimmung gebracht, durch mein Befinden, was mich nach Eger trieb; und dort ward mir nie wohl genung um Dir zu schreiben auch sehe ich noch sehr dunkel über dieser hiesigen Gegenwart und meiner näheren Zukunft die Trauben hier zu nehmen: Dieses aber gelang, und ich wollte von hier aus schreiben, so bald ich Dir sicher meinen Winteraufenthalt bestimmen könnte, allein bis zu dieser Stunde vermag ich dieses nicht, denn ich weis ihn noch nicht; Indessen konte ich nun nicht anstehen für Lotte(ns) Charitinische Arbeit, und für Dein Gedenkmein des 26t Sept. von: 95 sogleich herzlich Dank zu sagen, und sobald ich einen Entschluß zum Winteraufenthalt werde faßen können, melde ich ihn Dir unverzüglich. Mein und M: Kupferstich würdest Du längst bekommen haben, wenn M. portrait von Tischbein gemahlt, nicht noch immer unvollendet bey den Kupferstechern sey, und das meinige allein zu übersenden schien mir der mühe nicht werth.

Ich reise jezt unter dem Namen Erdmannsdorf, weil ich der beyden jüngst verstorbenen Eltern aelteste Tochter bey mir habe. Adieu liebe; hier überlaße ich diese Feder Deinen lieben Bruder, lebt alle wohl. L.

Ich hoffe, Du werdest meinen letzten Brief aus Ansbach erhalten haben, liebe Friederike. Was ich darin sagte war gut gemeint. Wahrhafte Freundschaft muß Wahrheit vertragen können. Meine besten Wünsche für Deine Gesundheit, liebe Friederike, meine besten Wünsche für Deine Zufriedenheit, lieber Bonstetten, der Du so häufig über meinen Mangel an Schreibseligkeit klagst u. doch selber nicht schreibst — oder wenn Du schreibst, sind es vier flüchtig hingeworfene Zeilen. Ich bin u. bleibe stets derselbe.

Lebt recht wohl u. glücklich. M.

[1]) Fr. Bruns Tochter.

Briefe von Friedrich Schlegel an Johann Georg Zimmer.

Mitgeteilt von Erich Jenisch in Königsberg i. Pr.

Johann Georg Zimmer[1]) (1777—1853) eröffnete im Jahre 1805 zusammen mit dem Buchhändler Mohr in Heidelberg eine Sortimentsbuchhandlung unter der Firma „Akademische Buchhandlung von Mohr & Zimmer". Zimmer leitete das Unternehmen, während Mohr in Frankfurt blieb, wo er sich etabliert hatte. Die Buchhandlung, die in Hinblick auf die Erneuerung der Universität gegründet worden war, blühte trotz der Konkurrenz zweier anderer Firmen rasch empor, da sie freundliche Aufnahme und Unterstützung bei den Professoren fand. Mit vielen von ihnen war Zimmer eng befreundet, so mit dem Philologen Creuzer, den Theologen Daub und Schwarz, den Juristen Heise und Martin und besonders mit Kastner, dem Professor für Naturgeschichte.

Noch war kein Jahr seit der Gründung der Buchhandlung verflossen, als Zimmer schon einen Verlag an das Sortiment anfügen konnte. Bereits in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Heidelberg hatte er die Bekanntschaft Clemens Brentanos und Achim von Arnims gemacht, und ihr „Wunderhorn" war das erste Werk, das im neuen Verlage erschien. „So waren wir", schreibt er, „auf eine glänzende Weise in den Kreis der Förderer der romantischen Schule eingeführt, die, kaum begonnen, auf geraume Zeit zur Herrschaft in unserer Literatur gelangt war. In diesem Geiste fuhren wir nachher fort, Werke von August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Jean Paul Friedrich Richter, Görres, Ludwig Tieck u. a. zu verlegen." Die Buchhandlung Zimmers wurde so sehr bald zu dem Verlage der Romantik.

Später wandte sich Zimmer dem Studium der Theologie zu. Er folgte einer Neigung zum Religiösen, die er schon im frühen Kindesalter gezeigt hatte. 1815 wurde er Pfarrer in Schriesheim an der Bergstraße, 1816 in Worms, 1823 siedelte er als Dechant des Marienstiftes nach Lich bei Gießen über und 1826 wurde er von der Stadt Worms zum Deputierten auf dem Landtag in Darmstadt gewählt. 1827 kam er an die deutsch-reformierte Kirche nach Frankfurt, wo er 1853 starb.

*

[1]) A. D. B. 45, 233. — Heinrich W. B. Zimmer, „Johann Georg Zimmer und die Romantiker" (Frankfurt a. M. 1888). Rez. Walzel, Zs. für österr. Gymnasien 41, 529. — Otto Reichel, „Der Verlag von Mohr und Zimmer in Heidelberg und die Heidelberger Romantik". Diss. München 1913.

Die vorliegenden vierzehn Briefe Friedrich Schlegels an Zimmer stammen aus den Jahren 1807, 1808 und 1809, aus der Zeit, als Schlegel an den Heidelbergischen Jahrbüchern, der großen kritischen Zeitschrift der Romantik, mitarbeitete. Sie behandeln im wesentlichen geschäftliche Angelegenheiten. Schlegel sendet Zimmer das Manuskript seines Werkes „Über die Sprache und Weisheit der Indier", er drängt zur Eile, als der Druck sich verzögert, verlangt die Korrekturbogen, sendet sie zurück, schickt das Druckfehlerverzeichnis, erbittet Vorschüsse usw. Er plant neue Unternehmungen mit Zimmer; er bietet ihm sein oder vielmehr Dorothea Schlegels Rittermärchen „Primaleone" zum Verlag an, Zimmer schlägt ihm eine neue Ausgabe seiner „Griechen und Römer" vor. Im Mai 1808 treffen sie sich auf der Messe in Leipzig, und Schlegel schreibt von einem unvergeßlichen Abend, den er mit Zimmer verlebt habe. Als Schlegels Übertritt zur katholischen Kirche erfolgt ist, erscheinen in den Zeitungen irreführende Notizen darüber, und Schlegel bittet seinen Verleger, ihm bei der Berichtigung der falschen Nachrichten behilflich zu sein. Das wichtigste, was sich aus den Briefen ergibt, ist der Überblick über die Mitarbeit Friedrich Schlegels an den Heidelbergischen Jahrbüchern. Von der Übersendung seiner ersten Kritik an bis zu dem Bruch mit der Redaktion wegen seiner Anzeige der Stolbergschen „Geschichte der Religion Jesu Christi" läßt sich seine Mitarbeit an der Zeitschrift genau verfolgen. Walzels Annahme, daß Schlegel nicht mehr als fünf Rezensionen geliefert habe und daß auch die anonyme über Büschings und von der Hagens Volksliedersammlung von Schlegel sei, erweist sich als richtig[1]). Das Nähere über Friedrich Schlegels Beziehungen zu den Heidelbergischen Jahrbüchern wird Euphorion XXIII, Heft 4, mitgeteilt.

*

Elf von den vierzehn Briefen, Nr. 1, 2, 4—12, sind nach den Originalen veröffentlicht, die der Stadtbibliothek zu Königsberg in Pr. gehören. (Signatur S. 155, I, II. Handschriftenkatalog der Stadtbibliothek Königsberg Pr., Seite 264.) Sie sind mit andern Autographen von dem verstorbenen Professor Walter Simon der Bibliothek geschenkt worden. Das Original des Briefes Nr. 13 befindet sich in der Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. Der Brief ist bereits von Heinrich W. B. Zimmer in seinem Buch über „Johann Georg Zimmer" (Frankfurt am Main 1888) abgedruckt worden, und hier nach dem Original abermals wiedergegeben. Die Frank-

[1]) Deutsche Nationalliteratur 143, 361 Anm.

furter Stadtbibliothek erhielt die Briefe der Romantiker, die mit Zimmer in Briefwechsel standen, nach dem Tode des letzten Besitzers. Leider war jedoch den Urenkeln Zimmers gestattet worden, sich von jedem Romantiker einen Brief „zum Andenken" auszusuchen, und es gelang der Bibliotheksleitung nicht mehr, alle die mit Briefen Bedachten festzustellen. So fehlt der Bibliothek der Brief Friedrichs Schlegels vom 28. März 1809. Diesen Brief veröffentlicht A. Kloß in seiner Dissertation „Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur 1808—1816" (Leipzig 1916). Der Vollständigkeit wegen ist er hier als Nr. 14 wiedergegeben. Das Original gehört Herrn E. F. Zimmer in London. Das Original des Briefes Nr. 3 befindet sich im Goethe-Zimmer der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und stammt aus der Sammlung Balthasar Elischers. Der Brief ist in der „Ungarischen Rundschau für historische und soziale Wissenschaften" 2, 854 (München und Leipzig 1913) veröffentlicht und danach hier wiedergegeben. Das Original lag mir nicht vor; das in eckigen Klammern Stehende ist von mir zugesetzt.

I.

Cölln den 4ten Dec. 1807.

Ew. Wohlgebohren

letztes gütiges Schreiben vom 11ten Nov. habe ich einige Tage zu beantworten aufgeschoben um zugleich das Mscrpt.[1]) mitsenden zu können, welches hiebei vollständig erfolgt. — Ich muß aber gleich mit dem Vorschlage kommen, daß ich es abermals auf der Köllnischen Post schicke. Jedoch habe ich das dünnste Postpapier genommen, auch ungleich enger geschrieben als das letztemal; zudem ist das Paket an sich nicht so stark. Von der Nachlässigkeit der Deutzer Post habe ich schon gar zu viele Proben gehabt als daß ich mich dazu entschließen konnte.

Das Ganze wird, nach dem wie Sie das Mscr. geschätzt haben, etwas stärker werden als ich anfangs gedacht. Von den vier Hauptstücken indischer Gedichte aber die ich hiebei sende — ein andres fünftes hatte ich schon früher zurückgelegt — konnte ich ohne wesentlichen Schaden des ganzen Werkes keins zurückbehalten. Auch die Anmerkungen dürften eher zu kurz gefunden werden, als daß darin etwas überflüssiges wäre.

Der Verlust an dem Wechsel ist am Ende garnicht bedeutend gewesen; es wurden nur anfangs die Schwierigkeiten nach Art der Herren Banquiers vergrößert. — Nun aber möchte ich Sie recht sehr bitten, mir so bald es irgend sein kann, noch eine Summe zu remittiren, so viel als Ihnen nach Überschlag des Mscrpts gut dünkt. — In der That leide ich unter dem allgemeinen Druck auf mehr als eine Weise gar sehr mit, und besonders zu Weihnachten habe ich mehre sehr dringende Ausgaben. — Ich würde Ihnen dafür sehr verpflichtet sein, wenn Sie Sich bis dahin meiner noch erinnerten.

Von Herr Prof. Creuzer[2]) habe ich eine sehr schmeichelhafte Einladung zur

[1]) Das Manuskript von „Über die Weisheit und Sprache der Indier"

[2]) Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), Professor der klassischen Philologie in Heidelberg, der Freund der Günderode, Verfasser der „Symbolik und

Mitarbeit an den Heidelb. Jahrb. erhalten. Nun bin ich freilich hier in dem Fall manches neue Produkt, wenn ich es mir nicht grade selbst anschaffe, entweder sehr spät oder auch garnicht zu sehen zu bekommen. Es fragt sich nun, ob Sie in einem solchen Falle geneigt wären, auf gleiche Art wie es bei der ehemaligen A. L. Z.[1]) in Jena u. andren ähnlichen Instituten üblich war, mir die Bücher zuzusenden, durch Buchhändlergelegenheit, die ich dann, wenn ich sie recensirt, wieder auf gleiche Weise zurücksenden würde. Hr. Prof. Creuzer übe trägt mir unter andrem Büschings u. v. Hagens Volkslieder[2]). Wollen Sie nun seinen Vorschlag genehmigen u. mit diesen den Anfang machen, so wird es mir sehr angenehm sein.

Ich habe überhaupt sehr gute Erwartungen von dieser neuen Zeitschrift. Die anderen werden immer mehr in den provinziellen Charakter zurücksinken. Frankfurt u Heidelberg, überhaupt die Rheinländer, sind am besten geeignet, das allgemeine Deutsche darzustellen. —

— Noch habe ich in meiner Antwort an H. Creuzer vergessen zu fragen, ob ich meine Beiträge ihm oder an Sie einsenden soll. — Die erste sehr bedeutende Rec.[3]) die er mir übertrug, soll gewiß noch vor Mitte Januar erfolgen. Von dem ästhetisch litterarischen, u von dem theologisch-philosophischen Theile des Journals bitte ich mir ein Exempl. zu besorgen.

Für die gütige Besorgung meiner litterarischen Bedürfnisse bin ich Ihnen sehr dankbar.

In dem übersandten Werke — Göbels Beiträge zur Staatsgeschichte von Europa unter Karl V.[4]) fehlt der Bogen Tt Seite 329—336. Ich bitte deshalb in der Buchhandlung, die ihn geliefert, nachfragen zu lassen, ob das Fehlende da noch zu haben, sonst will ich das defecte Exemplar zurücksenden.

Noch möchte ich bei Ihnen eines kleineren Werkes von mir wegen vorläufig anfragen; es ist ich weiß selbst nicht ob ich sagen soll ein Märchen oder ein Ritterbuch, Primaleone oder der gespaltene Fels[5]), durchaus fröhlich u leicht gehalten. Ich habe dabei freilich ein alt Portugiesisches Buch vor Augen gehabt; aber wenn ich in Lother u Maller[6]) bemüht war das Altdeutsche des Originals so treu als möglich beizubehalten, so habe ich hier so viel u so willkürlich geändert, daß ich es fast ganz als mein Werk anerkennen muß, ich habe auch mehre eigne Gedichte darin verflochten. Wären Sie zu Ostern zu sehr be-

---

Mythologie der alten Völker" (Leipzig 1810—12). Einer der Herausgeber der Heidelbergischen Jahrbücher.

[1]) Allgemeine Literatur-Zeitung.

[2]) „Sammlung deutscher Volkslieder mit einem Anhang Flamländischer und Französischer, nebst Melodieen". Herausgegeben durch Büsching und von der Hagen. Berlin, bei Friedrich Braunes. 1807. Die Rezension erschien in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1808, 5, 134 ff.

[3]) Die erste Rezension Friedrich Schlegels ist die über Büschings und von der Hagens Volksliedersammlung.

[4]) Johann Heinrich David Goebel (1717—71), Sekretär des Reichshofrats Senkenberg in Wien, dann Hofmeister und Bibliothekar des Reichshofrats von Gärtner. „Beiträge zur Staatsgeschichte von Europa unter Kaiser Carl dem V." (Lemgo 1776).

[5]) „Primaleone oder der gespaltene Fels." Dorothea Schlegels unvollendete Bearbeitung des gleichnamigen italienischen Ritterromans aus dem 16. Jahrhundert. Primaleones Geschichte ist der zweite Teil des Palmerinromanes, der zum spanischen Sagenkreis der Amadisgeschichten gehört.

[6]) „Lother und Maller." Dorothea Schlegels Bearbeitung des Loher und Maller, eines Prosaromans aus dem 15. Jahrhundert.

setzt, so könnte es bis Johannis warten, länger aber nicht gern. Über die Bedingungen werden wir schon einig werden.

Und nun genug für heute. Lassen Sie mich recht bald den ersten Bogen meines indischen Werkes sehn!

Mit vollkommenster Hochachtung

Ihr gehorsamster

Friedr. Schlegel

Die Einlage bitte ich gütigst an H. Molitor[1]) zu besorgen.

II.

Köln den 13ten Februar 1808

Ew. Wohlgeb.

übersende hiebei die Recens. von A. Müllers Vorlesungen über deutsche Litteratur[2]) nebst ein paar Worten an H. Hofrath Creuzer. Die Sendung vom 2ten Februar werden Sie hoffentlich richtig erhalten haben.

Mit steigender Ungeduld sehe ich den ersten Druckbogen der Schrift über Indien entgegen, deren baldige Erscheinung für mich außerordentlich wichtig sein muß. Wieder sind so viele Tage vergangen, ohne daß mein Wunsch in Erfüllung gegangen ist! Lassen Sie mich doch bald eine Zeile Nachricht darüber vernehmen.

Mit größter Hochachtung Ew. Wohlgeb.

ergebenster

Fr. Schlegel.

III.

Köln den 18ten Febr 1808.

Hochgeehrter Herr,

Mit dem größten Vergnügen empfing ich gestern den ersten Bogen von der Schrift über Indien; der mir um so mehr Freude [machte], da der Druck so geschmackvoll u. elegant ausgefallen ist.

Statten Sie dem Hn. Prof. Wilken[3]) meinen vorläufigen verbindlichsten Dank ab, daß er so gütig war die Bemühung der Correktur zu nehmen. In Rücksicht der persischen Worte wäre also meine Besorgniß nun gänzlich gehoben.

---

[1]) Franz Joseph Molitor (1779—1860). Philosoph. Forderte in seinen „Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte" (Frankfurt 1805) die Verbindung der Philosophie Schellings mit den Ansichten Friedrich Schlegels und Görres. Später lehrte er in Frankfurt a. Main an dem von Fürstprimas von Dalberg gestifteten Philantropinum und Lyzeum.

[2]) Adam H. Müller (1779—1829). Generalkonsul in Leipzig, später Mitarbeiter von Gentz in Wien. Mit Schlegel eng befreundet. „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur." (Dresden 1807.) Die Rezension erschien in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1808, 5, 266 ff.

[3]) Friedrich Wilken (1777—1840), Professor der Geschichte und orientalischen Sprachen in Heidelberg, später in Berlin, wurde wegen seiner „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten" (Leipzig 1807) zum Ehrendoktor der theologischen Fakultät ernannt. 1805 erschienen seine „Institutiones ad Fundamentum linguae Persicae".

Dagegen sind doch in diesem ersten [Bogen] noch einige andere u. zwar bedeutende Fehler. — Wollen Sie also hinführ mir keine Bogen zur Revision mehr schicken, so bitte ich wenigstens die Aufmerksamkeit der ersten Correktur zu verdoppeln. Können Sie mir aber, ohne daß dadurch Aufenthalt entsteht, noch einen Bogen zum Beweise [senden] daß meine Revision unnöthig sei, so soll es mir desto lieber sein.

Um das doppelte Porto zu ersparen schicke ich nicht den Bogen selbst sondern nur das Verzeichniss der Druckfehler, die ich zu verbessern bitte.

Die Vorrede wird noch heute abgeschrieben und dann gleich übersandt. Doch mag ich mit der Zurücksendung des Druckfehlerverzeichnisses des ersten Bogens nicht darauf warten. —

Die Sendung von 13ten Februar (Recens. von Müllers Vorlesung über Litteratur) werden Sie hoffe ich richtig erhalten haben.

Die Recens. der Fichteschen Schriften ist zwar schon weit vorgerückt und wird bald erfolgen; daß das Mscrpt aber noch am 20ten abgehen sollte, ist nicht möglich. Ich war seit 3 Wochen mit Zahnweh, Kopfweh oder mit den Mitteln dagegen sehr unangenehm beschäftigt.

Lassen Sie die Ankündigung des Werkes über Indien doch gefälligst auch in das erste theolog. philosoph. Heft der Heidelberger Jahrbücher einrücken, nicht bloß in das aestetische, da der Inhalt der Schrift sich auf jene Gegenstände eben so sehr bezieht als auf Litteratur, und manche der theologischen Orientalisten viell. sich nur jenes Heft halten. Empfehlen Sie mich Herrn Hofr. Creuzer zu geneigten Andenken. Mit größter Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

Friedr. Schlegel.

Es versteht sich, daß die Recension des Stollbergisch. Werks unmittelbar nach der des Fichte erfolgt; die letzte spätestens in acht Tagen. —

Sie vergessen doch nicht, mir ein Exemplar von dem ersten aesthetisch. Hefte so bald der Druck vollendet, zukommen zu lassen?

P. S. Ich bat H. Mohr unterm 26ten Januar mir wenn es [s]ein könnte noch irgend ein von Ihnen selbst zu bestimmende Summe bis auf weitere Berechnung zu übermachen. Es würde mir sehr angenehm sein wenn dieß nun geschehe. Ich denke die Masse meiner Beiträge zu den Heidelb. Blättern wird bis zur Ostermesse noch ganz beträchtlich anwachsen. —

IV.

Kölln den 4ten März 1808.

Ew. Wohlgeb. sage ich ergebensten Dank für die übersandte Anweisung von 150 fl. Ende März zahlbar, die Ihnen zu der bestimmten Zeit präsentirt werden wird. Die Vorrede zu dem Werk über Indien sende ich lieber mit der nächsten Recension (über Fichtes Schriften)[1] nach Heidelb. um doppeltes Porto zu vermeiden. Leider bin ich mit dieser Arbeit — dieser Rec. nicht so bald fertig geworden, als ich es hoffte, da ich seit 4—5 Wochen durch Zahnweh,

[1] „Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freyheit" (Berlin 1806). „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" (Berlin 1806). „Die Anweisung zum seligen Leben" (Berlin 1806). Die Rezension erschien in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1808, 1, 129 ff.

Schwindel und Mediciniren viel Zeit verlohren habe und meist zum Schreiben unfähig war.

Der erste Bogen der Schrift über Indien hat mir ungemein große Freude gemacht, wegen der Eleganz und Schönheit des Drucks. Für die persischen Worte hat H. Prof. Wilken die Güte gehabt die Correctur zu übernehmen, dem ich dafür sehr dankbar bin. Ich hoffe, der Druck wird nun ununterbrochen vorgerückt sein. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie wichtig es für mich sein würde, das Werk bald vollendet zu sehn u es an einige Personen versenden zu können. Ich werde es als einen wahren Freundschaftsdienst ansehn, wenn Sie alles dazu beitragen, was nur irgend möglich ist. Für den Buchhandel ist es jetzt freilich gleichgültig, wenn es nur zu Ostern erscheint; für mich aber sind jede acht oder 14 Tage früher oder später vielleicht von sehr entscheidender Wichtigkeit, da die Umstände so sind, daß ich an einige Orte hin nicht genug mit der Versendung eilen kann, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen.

Ich bin nun schon sehr in Ihrer Schuld; wo indessen das indische Werk nicht hinreicht, hoffe ich, daß auch meine Beiträge zu den Heidelb. Jahrbüchern bis zum Sommer noch eine ganz beträchtliche Masse ausmachen werden. Ich habe das größte Vertrauen sowohl zu Ihrer Einrichtung des ganzen Unternehmens als auch zu der Art u Weise der Herausgeber. Besonders scheint mir Creuzer ein trefflicher Mann.

Den österreich. Plutarch von Hormayr[1]) erwarte ich mit Sehnsucht und Ungeduld. Der Defect des Göbel mag bis auf kostenfreie oder wohlfeile Gelegenheit warten.

Können Sie jetzt wohl sich entscheiden, ob ich hoffen darf, daß Sie zum Sommer oder zur Michaelismesse das angebotene Rittermärchen Primaleone oder der gespaltene Fels in Verlag übernehmen können. Ob es zwei kleine Bändchen, oder einer der auch nicht übergroß sein würde, sein sollte, hinge von Ihrer Wahl ab. Habe ich Ihnen da ich letzthin davon schrieb, wegen des Honorars etwas vorgeschlagen? — Ich entsinne mich dessen nicht; doch würden wir uns darüber leicht vereinigen können. Komme ich nach Frankfurt, könnte ich Ihnen auch eine Probe mitbringen. — Vor allen Dingen schreiben Sie mir, wenn eher Sie nach Leipzig abgehen; denn ich muß meine Reise nach Frankft. doch auf jeden Fall so einrichten, daß ich Sie noch treffe.

Mit größter Achtung
Ew. Wohlgeb.
ergebenster
Fr. Schlegel.

V.

P. P. Cölln den 13ten März 1808.

Soeben erhalte ich Ew Wohlgeb. Schreiben mit den beiden Aushängebogen der Schrift über Indien, wofür ich ergebenst danke, wenn es nur schon mehre wären, wenn es nur nicht so gar langsam mit dem Druck ginge! Ich bitte Sie nochmals, denselben so sehr als möglich zu beschleunigen.

In diesem zweiten Bogen habe ich nichts als einige nicht bedeutende Kleinigkeiten zu bemerken gefunden. Schicken Sie mir daher gefälligst die übrigen

[1]) Joseph Freiherr von Hormayr (1782—1848). Staatsmann und Publizist, die rechte Hand Erzherzog Johanns, des Führers der deutschgesinnten Partei in Österreich. „Der Österreichische Plutarch" (Wien 1807—1820) ist eine zwanzigbändige Sammlung von Bildnissen und Biographien der berühmtesten Regenten, Feldherren und Staatsmänner Österreichs.

Aushängebogen nur durch Gelegenheit, oder wenn das Ganze fertig ist; da es einzeln auf der reitenden Post zu viel Porto beträgt.

Von H. Mohr empfing ich unlängst die erbetene Anweisung, deren Empfang ich ihm schon mit meinen ergebenen Dank gemeldet habe. — Die Vorrede zu dem indischen Werk schicke ich um kein doppeltes Porto zu verursachen, mit der Recens. der Fichteschen Schriften, die in zwei Tagen abgeht. — Das Exempl des ästhetischen Heftes der Heidelb. Jahrb. habe ich bis jetzt noch nicht erhalten

Mit größter Achtung Ew. Wohlgeb.
ergebenster
Fr. Schlegel.

VI.

Kölln den 16ten März 1808.

Ew. Wohlgeb. erhalten hiebei die Recension der Fichteschen Schriften und die Vorrede zu der Schrift über Indien.

Emfehlen Sie mich wenn ich bitten darf, H. Hofrath Creuzer u sagen Sie ihm gefälligst die Ursache warum ich dießmal meinen Nahmen ganz unterzeichnet, sei am Schluß der Recension selbst angegeben. Der Brief vom 13ten wird hoffentlich richtig angekommen sein.

Ich empfing nun auch den 3ten u 4ten Bogen der Schrift über Indien, u freue mich sehr daß es vorwärts mit dem Drucke geht. Ich wünsche daß es so schnell damit gegangen sein möchte daß Sie schon auf die Vorrede gewartet haben. — Da das Porto der reitenden Post sehr theuer ist, so senden Sie mir jetzt nur die übrigen Bogen wenn alles fertig ist, mit der fahrenden. Wegen der Exemplare um deren Versendung ich bitten werde, das nächstemal. —

Sie schreiben mir noch nicht, wie ich es mit den Büchern, die ich recensirt halten soll u auf welche Weise ich sie remittiren könne. — Das erste ästhetische Heft sah ich noch nicht, bloß das juristische Heft ist hier. —

Mit größter Hochachtung
Ihr ergebenster
Friedrich Schlegel

VII.

Kölln den 29ten März 1808.

Mit großem Vergnügen, geehrter Herr, las ich die beiden ästhetischen Hefte der Heidelberger Jahrbücher; sie können nicht verfehlen ihre Wirkung auf das Publikum zu thun. Es war aber nicht mein Exemplar sondern das eines Freundes was ich sah, und ich begreife nicht wie es kommt daß ich das meinige von H Mohr noch nicht erhalten habe.

Von dem indischen Werke sind die Aushängebogen nun bis zum 10ten incluf. richtig angekommen. Da nachher die Sendungen aufgehört, so haben Sie unterdessen wahrscheinlich meinen Brief mit der Bitte empfangen, die übrigen Bogen nicht einzeln mit der Briefpost — die bis jetzt gesandten 10 kosteten an 6 fl Porto — sondern zusammen mit der fahrenden zu schicken. Denn ich wünsche und hoffe daß unterdessen mit dem Druck fleißig fortgefahren worden, der Druck nunmehr vollendet u ich nächstens die übrigen Bogen erhalten werde. Wenn der Druck am letzten Bogen ist, so schicken Sie mir ja die noch fehlenden Bogen sogleich, damit ich das Verzeichnis der etwa noch sich vorfindenden Druckfehler einsenden könnte, und dann werde ich Sie auch bitten sogleich einige Exemplare

zu versenden besonders solche, bei denen es auf Empfehlung und schnelle Verbreitung des Werkes angesehen ist. — Vor allen Dingen bitte ich Sie, meinem Bruder in Wien, drei Exemplare zu senden. Addressiren Sie dieselben gefälligst an den Buchhändler Geistinger für H. A. W. Schlegel. Richten Sie es aber so ein, daß die Exemplare wo möglich am 24ten April in Wien seien, gesetzt auch das Druckfehlerverzeichniß könnte alsdann noch nicht mitgeschickt werden. Was es mit der fahrenden Post koste (— wenn es nicht über 5 oder 6 fl. ist, schadet es nicht —) werden Sie selbst am besten wissen, oder ob es eine andre Gelegenheit eben so schnell und so sicher giebt. — Da mein Bruder sehr viele Bekanntschaften in Wien hat, u sich eigends angelegen sein läßt, die dortigen Gelehrten auf mein Werk aufmerksam zu machen, so wäre es nicht übel, wenn Sie Ihrer Seits noch vor der Messe eine Zahl Exemplare an diejenige dortige Buchhandlung, mit der Sie etwa in Verbindung stehn, senden wollten. Man muß den Augenblick der ersten Aufmerksamkeit nicht ungenutzt vorbeigehen lassen. —

Die Recens. der Fichteschen Schrift u die Vorrede sind am 17ten März hier abgegangen. Ich hoffe, Sie haben beides richtig empfangen.

Ist H von Arnim noch in Heidelb. so empfehlen Sie mich ihm bestens. Er hat mich auch für seine Zeitung[1]) eingeladen; für jetzt bin ich aber noch zunächst für die Jahrbücher beschäftigt. Es hat sich unter dessen bei mir ein Einsiedler gemeldet, nehmlich ein Bekannter von mir der zu abonniren wünscht auf die April Zeitung und mir deß falls Auftrag gegeben hat. — Senden Sie also gefälligst 1 Ex der Zeitung für Einsiedler an Herrn Minister von Reinhard[2]), abzugeben bei H Boisserè zu Kölln. Die Art wie pränumerirt oder sonst bezahlt wird, bemerken Sie gefälligst bei Uebersendung des Exempl.

H. Creuzer ist vielleicht schon verreist; da er mir aber nicht bemerkt hat, wohin seine Reise gerichtet sei, so muß ich Sie mit den Einlagen beschweren, die ich ihm nachzusenden bitte.

Für die Jahrbücher übersende ich nun zunächst die Recens. des Stolbergischen Werkes[3]).

Zum Ueberfluß lege ich den Titel des indischen Werkes noch bei. — Eine Ankündigung außer den in den Jahrbüchern sollten Sie doch noch eine in irgend eine andere Zeitung einrücken lassen, sei es in der Jenaischen A. L. Z[4]) oder wenigstens in dem Hamburger Correspondenten[5]) eine ganz kurze.

Mit größter Hochachtung Ew. Wohlgeb.

ergebenster

Friedrich Schlegel.

Empfehlen Sie mich H. Prof. Daub[6]) aufs beste, wenn ich bitten darf.

---

[1]) Arnims Einsiedlerzeitung.

[2]) Graf Karl Friedrich Reinhard (1761—1837), geborener Württemberger, französischer Diplomat, Gesandter Frankreichs am Bundesrat.

[3]) „Geschichte der Religion Jesu Christi", von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. 1. und 2. Theil. Hamburg 1806, 1807. Die Rezension erschien in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1808, 1, 266 ff.

[4]) Im Intelligenzblatt Nr. 68 der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung vom 29. September 1808 ist der Titel von Schlegels Schrift unter den Neuerscheinungen des Verlages von Mohr & Zimmer angeführt.

[5]) Die Ankündigung des Werkes erschien am 7. Mai 1808 in Nr. 74 des Hamburgischen Correspondenten. Vgl. Anhang Nr. 1.

[6]) Karl Daub (1763—1836) Professor der Theologie in Heidelberg. Hauptvertreter der spekulativen Theologie des modernen Protestantismus.

VIII.

Kölln den 12ten April 1808.

P. P.

Unbegreiflich ist es mir, geehrtester Herr, daß nun schon wieder so lange Zeit verflossen ist, ohne daß ich von dem indischen Werke weitere Nachricht vernehme, da Ew. Wohlgeb. doch schon vor geraumer Zeit schrieben, daß es in 8—10 Tagen ganz fertig gedruckt sein würde. Wie sehr ich deshalb in Unruhe und Ungeduld bin, kann ich nicht genug sagen; in der That ist dieser Aufschub für mich ein empfindlicher Verlust und ein nicht leicht zu ersetzender Schaden.

Den 20ten April circa werde ich in Frankfurt sein, möchte ich doch dann wenigstens die Exemplare dort vorfinden! Ich bitte recht sehr u recht dringend darum, zu sorgen daß dieß geschehe, und ich ersuche mir die ganze Zahl der bestimmten Frei Exemplare auf diese Zeit an H Mohr dorthin zu spediren.

Ich bleibe nur wenige Tage in Frankfurt, u für dießmal werde ich das gewünschte Vergnügen nicht haben, Heidelberg zu sehn. Reisen Sie aber etwa per Frankfurt nach Leipzig, so könnten wir vielleicht Gesellschaft machen; denn auch meine Reise geht nach Sachsen. Dies würde mir sehr angenehm sein.

Die Recens. der Fichteschen Schriften sandte ich am 17ten März, habe aber noch keine Nachricht vom richtigen Empfang. Die Briefe vom 30ten an Sie, H Prof Wilken u Creuzer hoffe ich werden richtig angekommen sein. Die Rec. des Stollbergschen Werks bringe ich unfehlbar mit nach Frankft. u übergebe sie H. Mohr zur weiteren Besorgung.

Mit vollkommener Achtung,

Ew. Wohlgeb

ergebenster

Friedrich Schlegel.

IX.

Kölln den 20ten April 1808.

Mit großer Freude empfing ich Ew. Wohlgeb. Nachricht, daß die Exempl. des indischen Werks unterwegs sind. Ich hoffe sie noch vor meiner Abreise — die etwa den 24ten oder 25ten erfolgt — in Empfang nehmen zu können. — Noch einige Exempl. wovon ich die Liste beilege, wünschte ich recht schnell versandt, besonders die mit * bezeichneten was auch für schnelle Anzeige u Bekantwerdung des Werks nützlich werden kann. Daß Sie den H Prof. Wilken, der so viel Mühe mit dem Werke hatte, 1 Ex. auf Velin werden überreicht haben, bedarf wohl keiner Erinnerung, und ist vermuthlich schon geschehen. — Die Anzeige von einigen kleinen etwa noch sich findenden Druckfehlern kann ja wohl in der Folge in den Heidelb. Jahrb. geschehn.

Danken Sie dem H Prof. Wilken in meinem Nahmen für seine gütigen Briefe, und bitten Sie ihn mich auch den Seinigen zu empfehlen. In der Vorbereitung des Abreisens habe ich keine Ruhe und Zeit ihm gleich wieder zu schreiben. Mit ergebenstem Danke zeige ich den richtigen Empfang der Anweisung auf 200 fl. an die zur gehörigen Zeit präsentirt werden wird.

Die zu remittirenden Bücher werde ich Ihrem Schreiben gemäß an die Keilsche Buchhandlung abgeben. — Können Sie nicht auch durch diese oder eine andre Buchhdl. künftig das Exempl der Zeitung für Einsiedler für H. v. Reinhard senden. Mit der Briefpost darf es durchaus nicht mehr geschehen, es

ist unnötig theuer. Auf der fahrenden Post hat es aber auch die Schwierigkeit wegen des Stempels. Am besten also wäre es Monathsweise die Uebersendung durch eine Buchhandl. zu machen.

Mit Vergnügen habe ich vieles in diesen ersten Blättern gelesen und werde auch gern einige Beiträge senden. Für jetzt habe ich freilich noch viel für die Heidelb. Jahrb. zu thun. Um wenigstens meinen guten Willen zu beweisen, lege ich fürs erste ein Gedicht[1]) bei. Vielleicht werden einige längere Stücke aus dem Primaleone — ein Rittermärchen, nach einem alten Original bearbeitet, in der Art wie Lothar u Maller — einen schicklichen Beitrag abgeben. Dann stehen sie gern zu Diensten. Empfehlen Sie mich H von Arnim.

Ueber einen Punkt suche ich vergeblich Nachricht in Ihrem Brief, u bin desfalls etwas unruhig — Sie melden mir nichts von dem richtigen Empfang der Recension der Fichteschen Schriften, die doch schon am 17ten März von hier abgegangen. — Die Rec. des Stolbergischen Werkes wird noch vor meiner Abreise vollendet. Ich bringe sie mit nach Frankfurt. Möchte ich Sie doch dort treffen, und könnten wir Gesellschaft zusammen machen, nach Leipzig zu reisen! Dieß würde mir sehr erwünscht und angenehm sein.

Sehr erwünscht war mir Ihr Antrag in Betreff einer neuen Ausgabe der Griechen u Römer. Freilich würde es eine sehr veränderte Ausgabe sein müssen, zu der ich aber schon lange die Gelegenheit gewünscht habe. Doch da ich Sie hoffentlich in Frankfurt oder Leipzig persönlich zu sehen das Vergnügen habe, so verspare ich das Nähere darüber für jetzt.

Mit größter Hochachtung
Ew. Wohlgeb.
ergebenster
Friedr. Schlegel.

X.

[Leipzig] Sonntag früh [15. Mai 1808].

Geehrtester Freund!

Ich bitte Sie aufs schleunigste folgendes in die Leipziger Zeitung einrücken zu lassen;

„Der in No. ... des Hamburger Correspondenten befindliche „Artikel[2]) betreffend Hr Fr. Schlegel ist voller Unrichtigkeiten. Es wird „demnächst eine ausführliche Erklärung darüber erscheinen."

Aber ich bitte zu bewirken, daß er nicht unter die Annoncen sondern unter die vermischten Nachrichten gesetzt wird, wenn dieses letzte auch mehr kosten sollte. Die Auslagen übernehmen Sie gefälligst. Die Sache ist so wichtig, daß ich wohl die Bitte hinzufügen darf, daß Sie selbst alles dieß besorgen.

[1]) „An den Ufern des Mayns. Im Sommer 1806." Einsiedlerzeitung Nr. 9 vom 30. April 1808.

[2]) Am 16. April 1808 war Schlegel mit Dorothea in Köln zum Katholizismus übergetreten. Die Kölnische Zeitung hatte die Konversion Schlegels sofort bekannt gemacht, was Schlegel nicht angenehm war. Auch im Hamburgischen Correspondenten erschien eine ähnliche Notiz. Vgl. Anhang Nr. 2. Am 24. Mai 1808 bittet Schlegel von Dresden aus Georg Andreas Reimer in Berlin, in einer der dortigen Zeitungen eine ähnliche Notiz wie die im obigen Brief an Zimmer zu veröffentlichen. (Deutsche Revue 1893, 4, 108.)

Sobald das Werk über Indien angekommen ist, bitte ich mir 2 oder 3 Ex. ordin. mit der fahrenden Post nach Dresden zu senden; Adresse bei Hr. Hofsekretär Ernst[1]) — ... Leben Sie nochmals wohl.

Ganz der Ihrige

in Eile Friedr. Schlegel.

Ich wünschte sehr, daß der Artikel in die nächste Zeitung käme, welche glaube ich morgen erscheint. Ich bitte also wo möglich noch heute sich dieser freundschaftlichen Bemühung zu unterziehen. —

XI.

Dresden, den 24ten Mai 1808.

Geehrter Herr und Freund

Fast muß ich nunmehr zweifeln, daß mein in Leipzig den Sonntag früh (den 15ten) geschriebener und an Sie zurückgelassener Brief richtig bestellt worden sei. — Ich bat darin 1) daß Sie folgendes gütigst in der Leipziger Zeitung möchten inseriren lassen;

„Die in verschiedenen Zeitungen verbreitete Nachricht von der Religions-
„veränderung des H Friedr Schlegel enthält mehre Unrichtigkeiten. Eine
„ausführliche Erklärung darüber wird ehestens erscheinen."

Bis jetzt habe ich diesen Artikel vergeblich in der Leipz. Zeit. gesucht. Haben Sie jenen frühren Brief wirklich nicht erhalten, so bitte ich noch jetzt sobald als möglich diesen Artikel einrücken lassen, unter die vermischten Nachrichten u die Auslagen desfalls gefälligst zu übernehmen. Ferner bat ich, daß Sie mir 2 oder 3 Ex ordinär Pap. meines Werkes sobald die Ex. angekommen seien, mit der fahrenden Post anhero senden möchten, unter der Addresse meines Nahmens bei Hrn Hofsecretär Ernst. — Auch diese Bitte wiederhole [ich] in oberwähntem Falle. Was mich betrifft, so habe ich seit dem letzten frohen unvergeßlichen Abend recht wohl gelebt u mich des Wiedersehens u der Erinneruug erfreut. Ich werde wohl etwas länger hier bleiben als ich anfangs dachte. Die nächsten 2—3 Wochen addressiren Sie also gefälligst nur alles was von Mohr oder sonst an Sie für mich gelangen sollte hieher unter obiger Adresse. — An Mohr schreibe ich noch heute oder morgen direct, u wiederhole auch an ihn die Bitte, eine Anweisung von 100 fl auf meine Frau nach Kölln zu überweisen. — Darf ich außerdem noch an Sie die Bitte thun, mir etwa noch 4 Carolin hieher baar zu übersenden (was nebst in Leipzig erhaltenen 58 fl die Summe von 102 fl machen würde), so würde mir dieß sehr angenehm [sein], eben weil mein längerer Aufenthalt auch andere Ausgaben u Berechnung nach sich zieht. Sie dürften nur die Goldstücke in einen Kasten feststecken u sich zur Sicherheit einen Postschein geben lassen, unter der obigen Addresse. —

Die Beiträge zur Einsiedlerzeitung lege ich an Mohr ein[2]). Von den Stücken, die ich hatte, sind einige verlohren, einige im Koffer ganz zerrieben. Wären Sie wohl so gütig, mir diesen Schaden zu ersetzen, u ein ganzes Exempl.

---

[1]) Emmanuel Ernst, Gatte der Charlotte Schlegel, der Schwester der beiden Brüder.

[2]) In der Einsiedlerzeitung finden sich nach dem 24. Mai 1808 keine Beiträge von Friedrich Schlegel.

aller Blätter soweit sie jetzt heraus sind, zu den Ex. des indischen Werkes beizulegen, wenn gerade noch Vorrath ist?

Leben Sie indessen wohl, ich hoffe auf baldiges Wiedersehn; in Leipzig zwar wird es nun nicht mehr sein. Desto mehr rechne ich auf Heidelberg.

Unverändert

Ihr ergebenster

Friedr. Schlegel

XII.

Dresden den 8ten Juni 1808.

Wertheſter Herr und Freund

Die erbetenen 3 Ex. meines Werks sind richtig angekommen und ich danke Ihnen recht sehr dafür, so wie für die gütige Erfüllung meiner Bitte in Rücksicht des Zeitungsartikels[1]. An dieser provisorischen Anzeige liegt ohnehin nicht viel. Ich muß nun selbst unverzüglich das lange Stillschweigen über einen Gegenstand brechen, der mir seit Jahren auf dem Herzen liegt.

Meine Hoffnung Sie bald wiederzusehen u das schöne Heidelberg mit allen den Seinigen noch im Glanz des Frühsommers zu sehn wird für jetzt wenigstens etwas weiter hinausgeschoben. Ich sah meinen Bruder und Fr. v. St.[2] hier wieder. Die letzte hat ihren jüngsten Sohn in Wien zurückgelassen, und durch diesen wie auch durch andre Umstände erhalte ich eine äußere Veranlassung, den Wunsch zu erfüllen, den ich schon als halbe Hoffnung mit hieher brachte. Ich werde auf einige Monate nach Wien gehn, um dort was ich über Karl den Vten und Deutsche Geschichte seit mehren Jahren im Geiste trage in der Bibliothek noch zu nähren u zur Reife zu bringen[3]. Meine Addresse dort ist vor der Hand; Fr. Schlegel, zu Wien; Landstraße No. 213. Schreiben Sie mir nun, wenn ich bitten darf, unverzüglich dahin, auf welchem Wege ich von dort aus die Beiträge zu den Heidelb. Jahrb. sowohl als zu der Einsiedler Z. auf eine sichere u wohlfeile Art übersenden kann; denn der Weg der Briefpost möchte wohl zu kostbar sein bei der weiten Entfernung. — Bitten Sie vor allen Dingen H Hofr. Creuzer mir auf meinen durch Sie von Leipzig aus an ihn gerichteten Brief mir unverzüglich zu antworten. Ich danke ihm indeß für den seinigen vom 20ten Mai recht sehr u verspare das nähere darüber bis auf die nächste Gelegenheit. Eine Beurtheilung des Prometheus[4] kann ich nicht wohl übernehmen; es ist zu viel von meinem Bruder darin, auch mehres von mir selbst, theils unter meinem theils unter dem Namen Eckart. — Durch den Antrag in Betreff der neuen Ausgabe der Winkelmannschen Werke fand sich

---

[1] Die Notiz ist in der „Leipziger Zeitung" am 18. Mai 1808 erschienen. Vgl. Anhang Nr. 3.

[2] Frau von Staël.

[3] Die Wiener „Vorlesungen der neueren Geschichte".

[4] „Prometheus." Eine Zeitschrift herausgegeben von Seckendorf und Joseph Ludwig Stoll. Wien 1808 (Houben und Walzel, Zeitschriften der Romantik 1904, S. 76). Darin folgende Beiträge von Friedrich Schlegel: unter seinem Namen „An A. W. Schlegel", unter Meister Eckardt „Rückkehr der Gefangenen" (Väter, Söhne, Brüder strömt herbei). Beiträge von A. W. Schlegel: „An Friedrich Schlegel". (O Bruder mir entzogen). „Über die deutschen Mundarten." „Monthard." „Lied" (Laue Lüfte, Blumendüfte).

mein Bruder[1]) sehr geehrt; doch wußte er noch nicht ganz bestimmt, ob er es würde annehmen können. Er meinte, es würde ihm in Coppet an Hülfsmitteln fehlen. Er hat in kurzer Zeit wahrscheinlich selbst Gelegenheit, Sie u H. Hofr. Creuzer persönlich kennen zu lernen.

Ich schlug Ihnen meinen Freund, Herrn Kammerherrn Karl von Hardenberg zu Unterzell bei Würzburg als Recensenten im physikalischen Fache für die Heidelb: Jahrb. vor; Schuberts Ahndungen[2]) sagten Sie mir, seien schon vergeben. Ritters Siderißmuß[3]) wäre dann wohl zu einem Probestück von Recension sehr geeignet; wenn anders dieses Werk wirklich zur Messe fertig. Doch wäre es gut, wenn die Herausgeber unter obiger Addresse selbst eine Einladung an ihn ergehen ließen. Auch Schubert, den ich während meines Hierseins sehr liebgewonnen habe, ist sehr bereit, an den Heidelb. Jahrb. als Recensent Antheil zu nehmen. Er steht ja wie Hardenberg mit den ersten Physikern Deutschlands in Verbindung, unter denen er selbst gewiß eine der ersten und ruhmvollsten Stellen einnimmt. Ich bin überzeugt, daß dieser treffliche Mann als Mitarbeiter eine wahre Acquisition für die Heidelb. Jahrb. wäre, denen ich in jedem Fache immer mehr Gedeihen u Wachsthum wünsche.

Senden Sie mir doch einmal gelegentlich eine Liste der Exempl des indischen Werks, die Sie mir selbst gaben, oder für mich versandten; damit ich wenigstens weiß, wie sehr ich in ihrer Schuld u ob kein Ex. vergessen worden. — Durch welche Wiener Buchh. oder sonstige Gelegenheit werden Sie mir ein Exempl der Heidelb. Jahrb. (Aesthet u. theol philos Abteilung) übermachen? — Leben Sie recht wohl u froh, Ganz der Ihrige

Friedr Schlegel

Dr. Schuberts Addresse ist, Dresden, abzugeben in der Arnoldischen Buchhandlung.

XIII.

Wien den 21ten December 1808.

Geehrtester Herr!

Vor einiger Zeit erhielt ich die mir gütigst zugesandten neuesten Hefte der Heidelb Jahrbücher, und wurde dadurch von neuem an eine Schuld gemahnt, an die ich mich schon selbst oft genug erinnert hatte, obwohl der Drang der Umstände mich nicht dazu hatte kommen lassen, sie früher zu tilgen.

Ich muß in der That sowohl bei Ihnen als auch bei Hr. Hofrath Creuzer sehr um Nachsicht bitten wegen meines langen Stillschweigens. Sein Sie in dessen versichert, daß diese Unterbrechung unsres thätigen Verkehrs nicht von langer Dauer sein soll, indem ich den Werth meiner Verbindung mit Ihnen sowohl als auch mit dem Heidelb Jahrbüchern u der würdigen Gesellschaft der Herausgeber gewiß ganz zu erkennen weiß. Ein Theil meiner Verpflichtung

[1]) August Wilhelm Schlegel lernte Zimmer Ende Juni in Heidelberg kennen.

[2]) Gotthef Heinrich von Schubert (1780—1860), mystischer Naturphilosoph. „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (Leipzig 1806). Schuberts „Ahndungen" sind in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1808, 3, 304 ff. anonym besprochen.

[3]) Johann Wilhelm Ritter (1776—1810) der Physiker der Romantik, Entdecker einer Reihe grundlegender Tatsachen der Elektrizität. Ritters „Siderismus" (Tübingen 1808) ist in den Heidelbergischen Jahrbüchern nicht besprochen.

gegen die letzteren hoffe ich bald abtragen zu können. Dürfte ich Sie wohl bitten mir den 3ten Band des Stolbergischen Werkes, u falls er schon erschienen ist, auch den 4ten durch eine hiesige Buchhandlung zukommen zu lassen? — Die Fortsetzung dieser Anzeige werde ich gewiß nicht lange schuldig bleiben.

Für Briefe ist meine Addresse hier; bei Johann Bruchmann Singerstraße No. 951. —

Vergessen Sie doch ja nicht, mich Hr. Mohr gelegentlich zu empfehlen. Er hat sich durch die Gefälligkeit und Freundschaftlichkeit, womit er meiner Frau bei ihrer Durchreise behülflich war, die größten Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben.

Die Recensionen des Werkes über Indien in den Götting gelehrten Anzeigen, in der Jenaisch Allg Litt. Zeit in dem Publicisten und Journal de l'Empire, im Prometheus u in der Achimschen[?] Zeitschrift werden Ihnen bekannt sein. Sollte Ihnen außer den genannten noch andre vorgekommen sein, so bitte ich, mich aufmerksam darauf zu machen. Wie sind Sie bis jetzt mit dem Absatz des Werkes zufrieden? — Darf ich meine Schuld bei Ihnen noch wohl um 1 oder 2 Ex dieses Werks vermehren, die Sie mir gelegentlich durch einen hiesigen Buchhändler übermachen ließen?

Mein Bruder übersandte Ihnen (oder war es an H Mohr?) ein Stück aus einem Gedicht in Stanzen Floris u Blancheflore für die Einsiedler Zeitung[1]). Darf ich Sie bitten, dieses Manuscript an H Buchhänder Willmanns zu anderweitigem Gebrauch gelegentlich zu übermachen? —

Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, Hr. Hofrath Creuzer aufs angelegentlichste; wie auch allen andern, die sonst Antheil an mir nehmen. — Mit den besten Wünschen u mit vollkommenster Hochachtung

Ihr ergebenster

Friedr Schlegel.

XIV.

Wien, den 28. März 1809.

Geehrtester Herr und Freund!

Ich danke Ihnen recht sehr für Ihr gütiges Andenken und für die mitgeteilten Nachrichten. Daß die Direktion der Heidelb. Jahrb. eine Antikritik geg meine Rezension des Stolbergischen Werkes[2]) aufgenommen hat, dagegen kann ich nichts einzuwenden haben. Wohl aber hätte ich erwarten dürfen, daß dieselben mir hierüber noch mehr aber über die Erteilung der folgenden Bände an einen anderen Rezensenten einige Nachricht gegeben hätte[3]). Für die nächste Zeit werde ich kaum im Stande sein, meine früher übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, wenn auch nicht jene Anordnung eine Veränderung darin machte, was

[1]) Am 12. August 1808 bot August Wilhelm Schlegel Zimmer den Verlag von Sophie Bernhardis „Flore und Blancheflor" an und sandte gleichzeitig eine Probe davon für Arnims Einsiedlerzeitung.

[2]) Schlegels Rezension über Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu Christi" hatte ihrer katholisierenden Tendenz wegen in der Redaktion der Heidelbergischen Jahrbücher einen Streit hervorgerufen. Es wurde eine anonyme Antikritik von K. F. Rink aufgenommen (Heidelbergische Jahrbücher 1809, 1, 3 ff.).

[3]) Die Besprechung der übrigen Bände des Stolbergschen Werkes wurde Marheineke übertragen. Sie erschien in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1809, 1, 54 ff.

ich nicht beurteilen kann, solange ich ohne alle Nachricht gelassen werde. Es kann sein, daß ich eine kleine Reise mache. Lassen Sie sich aber dadurch nicht irre machen, sondern schreiben Sie mir, so oft etwas vorfällt, nur hierher unter der Adresse: bei Johann Bruchmann, Singerstraße No. 951. So wird es gewiß jederzeit richtig an mich gelangen.

Dem H. Hofrath Creuzer bitte ich meine obige Bemerkung mitzuteilen. Zugleich aber auch ihm wie dem Professor Wilkens und Daub meine Angelegentlichste Empfehlung zu machen.

Mit unwandelbarer Hochachtung

Ihr ergebenster Diener und Freund

Fr. Schlegel.

Anhang.

1.

Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten 1808. Nummer 74 vom 7. Mai.

Ankündigung.

Von Indien her erwartet man seit den von Wilkens und Jones bekannt gemachten Entdeckungen Aufschluß über die älteste Geschichte des Menschengeschlechts, seine Sprache und Bildung, über die Entstehung der Mythologie, und über so manche bis jetzt unerforschte Begebenheiten, Wanderungen, Trennungen, Verbindung und Entstehung der Asiatischen Völker.

Herr Friedrich Schlegel, der sich seit dem Jahre 1803 mit dem Studium der Sanskritsprache beschäftigte, und dazu, außer den Schätzen der Pariser Bibliothek auch den mündlichen Unterricht eines gelehrten Mitgliedes der Asiatischen Gesellschaft, des Herrn Alexander Hamilton, benutzte, liefert jetzt die ersten Resultate seiner Nachforschungen, in dem ehestens bey Mohr und Zimmer erscheinenden Werke:

Über die Sprache und Weisheit der Indier, nebst metrischen Übersetzungen indischer Gedichte,

auf welches wir alle Freunde der Literatur und der alten Geschichte aufmerksam machen. In der aus drey Büchern bestehenden Abhandlung, deren erstes von der Sprache, das zweyte von der Philosophie handelt, das dritte aber historische Ideen enthält, zeigt sich, wie tief das Indische Studium in viele der wichtigsten Theile der menschlichen Erkenntniß eingreift. Die Sprachenkunde erhält erst von hier aus Licht und Einheit, aber auch für die Geschichte der Völker und die Kenntniß des Menschlichen Geistes eröffnen sich hier ganz überraschend neue, große und unerwartete Aussichten. —

Das erste Buch handelt von der Familienverwandschaft der Indischen Sprache mit der Lateinischen, Griechischen, Deutschen und Persischen, bestimmt ihr Verhältniß zu den übrigen von ihr entferntern Sprachen und giebt eine genealogische Übersicht der merkwürdigsten Asiatischen, Europäischen und Amerikanischen Sprachen, mit Rücksicht auf die Grundverschiedenheit ihrer innern Structur, welche innerliche Verschiedenheit hier als Princip einer wissenschaftlich begründeten Sprachenkunde aufgestellt wird.

Das zweyte Buch enthält eine genetische Darstellung der wichtigsten Systeme der Orientalischen Philosophie und Herleitung derselben aus Indischen Ideen, soweit dieselben bey den bis jetzt bekannten Quellen sich faktisch nachweisen ließ.

Das dritte Buch enthält mancherley Andeutungen und Aufschlüsse über den ältesten und unbekannteren Theil der Asiatischen und überhaupt der Menschengeschichte nebst Betrachtungen über das Verhältniß des Orientalischen Geistes zur Europäischen Bildung und über die Nothwendigkeit einer umfassendern Gelehrsamkeit und Philologie, als der bisherigen, die sich bloß auf den kleinen Kreis der griechischen Bildung zu ausschließend beschränkte.

Die metrische Übersetzung der poetischen Stücke, unter denen der Anfang des Ramayon, des ältesten Indischen Heldengedichtes besonders wichtig ist, sind der Urschrift mit möglichster Treue nachgebildet, auch in der metrischen Form, so weit dies bey der Verschiedenheit der Sprache möglich war und bey den großen Schwierigkeiten, die einem ersten Versuche derart im Wege stehen, erwartet werden konnten.

*

Die oben angekündigte Schrift wird in wenigen Wochen in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Heidelberg, im März 1808. Mohr & Zimmer.

2.

Hamburger Correspondent 1808. Nummer 75 vom 10. May.

Vom Mayn, vom 30. April.

Der durch seine Lucinde und mehrere belletristische Schriften berühmte Friedrich Schlegel gieng am 23ten mit seiner Frau, einer Tochter des berühmten Mendelssohn zur Katholischen Religion über. Diese feyerliche Handlung geschah in der ehemaligen Domkirche zu Cöln. Man bemerkte an den beyden Neubekehrten eine Erbauung und Gottesfurcht, die dieser erhabenen Ceremonie würdig war.

3.

Leipziger Zeitungen 1808. 97. Stück vom 18. Mai.

Berichtigung. Der in Nummer 75 d. J. des Hamburgischen Correspondenten befindliche Artikel, betreffend Hrn. Friedrich Schlegel, ist voller Unrichtigkeiten. Es wird nächstens eine ausführliche Erklärung darüber erscheinen.

Clemens Brentano an den Verleger Zimmer[1]).

Lieber Zimmer!

Voßens miserabel dumme Erklärung über das Wunderhorn im Morgenblatt hat mich seit ein paar Tagen mit einer Gegenerklärung beschäftigt, ich hatte eine äußerst lustige fertig, die jeden Leser in beständigem Lachen erhielt, und eine witzige rethorisch strenge die gar unterhaltend ernsthaftig war, aus innerlicher guter Meinung habe ich diese dritte wahre und rechte gemacht, die ich Ihnen beilege. Savigny hat alle drei mit Vergnügen gelesen, und doch auch diese lezte vorgezogen und nach keiner Seite zuviel oder zu wenig in ihr gefunden. Sie können sich nicht denken, wie leid es mir thut, ihren theuren Verlag durch unsres lieben Arnims Händel mit dem alten Krachwedel beeinträchtiget zu sehen, und es muß Ihnen selbst daran gelegen sein, meine Erklärung, die nirgend ins Unanständige fällt und gänzlich der Wahrheit gemäß ist, gehörig zu verbreiten, ich bitte Sie daher die Anzeige sogleich ins Jenaer Intelligenzblatt, womöglich auch in das der Jahrbücher, geht beides nicht dann in den Reichsanzeiger, oder Hamburger Korrespondenten einrücken zu lassen, ich verlaße mich drauf lieber Zimmer, auch sende ich es Ihnen nicht, als wollte ich mir die Kosten dadurch vom Hals laden, sondern allein weil ich hier so fern vom gelehrten Markt bin als vom General Caßannos. Eben so, wonicht noch vielfacher, doch auch so viel möglich, bitte ich Sie die Anzeige Nr. 2 zu verbreiten, ich glaube diese Anzeige wird sehr viele Zweifler beruhigen, und da ich weiß, daß mein Freund Jakob Grimm in Kaßel sehr viel zu einer dergleichen Abhandlung vorgearbeitet hat und mir seine Gelehrsamkeit gewiß mit Freuden hilft, so auch denen in München, so werde ich im Stande sein, Ihnen das Mscpt. zu liefern, das jede Mishandlung unsres Wunderhorns für die Zukunft unmöglich und das Buch jedem hinlänglich recht machen wird, daß es höchstens 4 Bogen werden sollen, dafür stehe ich. — So eben sendet mir Arnim von Caßel seine Antwort, die er schon in d. [Jenaer] J[ntelligenzblatt] Blatt abgesendet zu haben versichert, da er sie blos in seinem Nahmen und aus seinem Gesichtspunckt gefertiget, so hebt sie die meinige nicht auf, welche ich deswegen ganz auf meinen Nahmen ausstelle, eben so die 2te Anzeige, ich bitte Sie darum recht sehr, meine Anzeige abdrucken zu lassen, und zwar sogleich. Glauben Sie übrigens, die Erklärungen von uns beiden noch beßer und nützlicher verbreiten zu können, wenn Sie dieselben auf einem einzelnen Bogen abgedruckt versendeten und können sie diesen Bogen bei Ihnen wegen Voßens Nähe nicht bequem abdrucken laßen, so bin ich bereit es hier bei Thomann so gedrängt als möglich drucken zu laßen und es ihnen zu senden, darüber schreiben Sie mir gleich, in jedem Fall, aber laßen sie meine Erklärung so schnell als nur möglich an allen dienlichen Orten einrücken. Nun aber noch eins, es muß Ihnen allerdings jezt von gröster Wichtigkeit sein, eine tüchtige Rezension von dem Wunderhorn zu erhalten, welche nach keiner Seite schwankend, den gewiß großen Wehrt des Buchs ohne irgend eine Art von Partheilichkeit darstelle, es könnte sein, daß Göthe aus Eckel an der Voßischen Sudelküche schwiege, wenn er gleich bereits an Arnim freundlich geschrieben und andere

[1]) Da Brentanos Briefe gegenwärtig gesammelt werden, ist der vollinhaltliche Abdruck dieses Briefes, der nur bruchstückweise in Meyer-Cohns Autographenkatalog gedruckt ist, willkommen. Den gegenwärtigen Besitzer kenne ich nicht. Von Zimmer darauf der Vermerk: NB. Dieser Brief ist aus Landshut 1808.

Personen ihm das ganze Verhältniß auch schon gemeldet, in jedem Falle müßen Sie wo immer möglich dem Fr. Schlegel die beiden lezten Bände nicht zu rezensiren geben. Könnten Sie Kreuzer dazu bewegen mir selbst die Rezension zu überlaßen, so könnte wohl eine geistreichere, gewiß aber keine gründlichere und wahrhaftigere erscheinen, da ich alle Materialien in Händen habe, und niemand den Wehrt und die schwache Seite des Buches so kennt, wie ich, sollte Kreuzer es zufrieden sein, so will ich die Rezension so gleich unternehmen, und mich dabei so rein vor meinem Gewißen halten, daß ich es zugleich Kreuzern noch immer frei stelle, die Rezension zu verwerfen, da ich sie übrigens ganz aus der Ansicht eines Dritten und nur allein mit meinen Hülfsmitteln verfertigen werde, so wäre Verschweigung meines Nahmens dabei nothwendig, ich wünsche darüber sogleich ihre Erklärung, damit ich ohne Verzug beginne, bitten sie Kreuzer in jedem Falle um Verschweigen, sollte mir es Kreuzer nicht zugestehen, so bitte ich Sie die Rezension H. Wilhelm Grimm in Caßel zu übergeben, denn Schlegel, wie schier jeder andre kann nichts als Böses von dem Buch sagen, um seine eigne Unwißenheit über das Ganze zu verbergen, da die Lieder selbst schier jedem ganz unbekannt sind, ich bitte Sie herzlich mir gleich auf alles zu erklären, und mich ferner recht lieb zu haben

ihr

Savigny und Bettine grüßen. Brentano.

Nachschrift von Savignys Hand.

Grimm ist bei dem trefflichen Heß und wird ein trefflicher Kupferstecher werden, sollten sie einmahl einen Almanach wünschen, so will ich suchen Heß zu den Kupfern u. Andere zum Text zu bewegen. Ihren Brief vom 1. d. habe ich erhalten und würde ihn sogleich beantwortet haben, wenn ich nicht leider ohne alle Nachricht über unsre Sache wäre. Ich werde aber mahnen, und hoffentlich giebt mir dazu recht bald der erwartete Brief von Perthes die beste Gelegenheit.

Die Institutionenexemplare erwarte ich noch immer mit Sehnsucht. ...

Savigny.

F. J. Perthes an J. G. Müller.

Mitgeteilt von Eduard Haug.

Unter dem Nachlaß des Schaffhausers J. G. Müller befinden sich auch mehrere Briefe des Hamburger Buchhändlers und Patrioten F. J. Perthes, des Schwiegersohnes von Claudius, an J. G. Müller. Das Original des hier veröffentlichten ist in stark verdorbenem Zustand; aus diesem Grunde notwendig gewordene Ergänzungen sind mit [ ] bezeichnet.

Hamburg 1815. November 19.

[Ihre] Handschrift, mein verehrter, ich darf der Zeit nach nun schon sagen, alter Freund! zu sehen, war mir eine rührende Freude! Nach den überstandenen Katastrophen, die besonders auch mich betroffen haben, ist so etwas wie eine dargebotene Hand aus der Vorwelt.

Sie fragen, wie es mir und meiner Familie ergangen ist? — Das ist zu viel Ihnen zu [schre]iben! Nachdem ich eine Haupttriebfeder der Erhebung

Hamburgs [im] Frühjahr 1813 gewesen war, so wie nachher an der Spitze der Bewaffnung, so mußte ich beym Fall Hamburgs dasselbe verlassen; meine Familie war vorher nach Wandsbeck; nach verschiedenen [Kre]uzzügen traf ich mit ihr, Frau und sieben Kindern, wovon eines [noch an der] Mutterbrust war, im Schleswigschen auf einem Gute des Grafen Caj. Reventlow zusammen; hier brachte ich meine Angelegenheiten etwas in Ordnung, soviel dies seyn kann, wenn man alles im Stich läßt, u. bereitete mich vor über Schweden nach England zu gehen für immer, denn der Waffenstillstand versprach kein Heil. — Doch erhielt ich bessere Kunde u. ging, nicht ohne Gefahr, aus Dänemark nach Stralsund; meine Familie blieb. Wie der Waffenstillstand aufgekündigt war, ging ich als Major ..... der BürgerGarde zum Wallmodenschen ArmeeCorps. ..... trieb ich mich vor u. zurück im Meklenburgschen, dann [in Lü]neburg und mit Gen. Tettenborn nach Bremen; von da [gin]g ich mit der Hanseat. Deputation ins große Hauptquartier zu [den] Monarchen in Frankfurt a/M — von da nach Holstein, welches unter der Zeit erobert war; ich fand meine SchwiegerEltern und meine Frau u. Kinder in Kiel; ein Knabe war mir wieder gebohren, [wel]chen Graf Christian Stolberg Andreas Hansa hatte taufen lassen. Der Kronprintz v. Schweden sandte mich hierauf gen Altona zu [mit] geheimen Aufträgen; ich kehrte nach Kiel zurück, nachdem ich an allen Enden das unglückliche Hamburg hatte brennen sehen, und fand eines meiner Kinder, den lieblichen Bernhard, im Sarge. Ich mußte, fast erdrückt vom Schmerz, nach drey [Tagen] fort u. brach zwischen den feindlichen Vorposten [bei] Altona durch einen Sturz das linke Bein; ich ließ mich [fort] schaffen, 11 Meilen weit, wo das Bein erst eingerichtet [wurde]. Sie können sich leicht vorstellen, in welchem Zustand ich [war]; ich bekam einen Anfall vom Nervenfieber, doch siegte [meine] gute Natur — nach 9 Wochen konnte ich wieder am [Stocke] gehen u. so hinkte ich wieder nach Hamburg, wo ich [meine] Handlung pp durchaus ruinirt fand. Ich sammelte die [Trümmer], u. bin dabey noch glücklich genug gewesen, habe [mehr] wiedergefunden, al ich erwarten konnte. Frey[lich Jahre] schwerer Arbeiten u. Sorgen sind vergebens ge[wesen] u. ich muß von vorne anfangen! Doch ich danke u. pre[ise] Gott für das, was geschehen ist, u. für seine wunderbare Rettung. Noch habe ich Muth u. Kräfte, habe die Liebe u. das Vertrauen meiner Mitbürger und überall einen guten Nahmen — damit komme ich dann wohl durch. — Die Kinder werden groß u. sind gesund. Nur m[eine] Frau hat durch die unsägliche Angst, den Jammer und die Sorgen unter solchen Umständen einen Knick an der Gesundheit u. leidet fortdauernd. Doch hoffe ich, gie[bt es] auch da noch Besserung. —

Sie wünschen Nachrichten von meinem seligen Schwiegervater[1])! — Sie sahen ihn nie; ich will versuchen ob ich Ihnen eine Schilderung von ihm mache, womit Sie Sich die Vorstellung von ihm, bey der Kenntniß seiner [Werke], vervollständigen können.

Der seelige Claudius war gewiß [ein] sehr seltener Mann! Tiefe Denkkraft mit äusserst lebhafter Phantasie — die lieblichste Zartheit des Gefühls u. derbe De[utsche] Haußnatur waren in ihm vereinigt. — Dies findet man [im] Wandsbecker Boten, in seiner Laune, seinen Liedern, seinen Anschauungen und Betrachtungen — und seine Gestalt u. Persönlichkeit ließ jeden nur etwas hellsehenden Beobachter [je]ne Vereinigung klar erblicken.

Diese trefflichen Elemente [waren] aber erst charakteristisch u. vielleicht in dieser Zeit [einz]ig dastehend durch das fest- u. reinhalten der Liebe, welches die Aufgabe u. die Arbeit des Lebens von Claudius [war] und blieb. In der Liebe zu Gott, der Natur u. den Menschen [wuch]s er auf und lebte in ihr als Mann! Ein so kräftiger [Gei]st, mußte bey dem natürlichen, gesunden Sinn,

[1]) Mathias Claudius war am 21. Januar 1815 gestorben.

der ihm [inne] wohnte, nothwendig mit dem Geist der nächstvergangenen [Zeit] in Streit gerathen; fünf u. zwanzig Jahre hat er gekämpft: man sehe seine Aufstellungen aus der Politik, [seine] Darlegungen aus der Religion u. Philosophie, seine Betrachtungen über das Schöne, über Poesie u. Musik, und [heut] zu Tag, wo so mancher Schleier gefallen ist, wird man sehen, [auf w]ie verschiedenen Wegen Claudius der Wahrheit die Ehre [gab]. Derb u. Deutsch kämpfte er für die Wahrheit, aber er hielt fest in der Liebe — und so wurde ihm vor so vielen der hohe Vorzug, daß er, stets aufs Bessere hoffend, nie das Interesse an der Zeit verlor u. ohne Verstockung gegen das Neue mit ihr fortging.

Das Jahr 1813 war aber seinem liebenden Herzen zu hart! Die persönlichen Leiden, die ihn betrafen, da er, im Bereich der Kanonen von Hamburgs Außenwerken wohnend, sein Hauß in Wandsbeck verlassen u. flüchten mußte, [ertrug] er männlich, ja der 73jährige Greiß blieb aufrecht, als alle seine Kinder, vom Schicksal zum Theil so hart betroffen, zerstreut waren, für ihn fast ohne Hoffnung des Wiedersehens! aber sein dankbares u. sein treues Herz brach an der Unsicherheit und Verwirrung der Gedanken u. Empfindungen, als er sein deutsches Vaterland mit seinem König, den er ehrte und [lieb]te, wie er es Ursache hatte, im Kampfe sah.

Dem einfachen Sinn des herrlichen Greises war dies zu viel — der Keim der Auflösung war da u. obwohl er den Frieden, sein Hauß u. seine Kinder wieder um sich sah, konnte doch nichts mehr helfen.

Um unter der nähern Aufsicht seines Ham[burger] Arztes zu seyn, zog er in mein Hauß, wo er .... bis zu seinem Ende blieb, nur wenige Stunden [außer] dem Bette.

Die letzten Tage waren, ohne Schmerzen, [zwar] sehr leidend, bey vollem Bewußtseyn u. Gebrauch [der] Sinnen, dem letzten Augenblick sehnlichst entgegens[ehend].

Diese sieben Wochen waren ein ununterbrochener Ausbruch des Dankes, der Freundlichkeit, der Liebe zu Gott und Menschen. Mit Erhebung sah er den Aufgang der Sonne, sah er den blauen Himmel. [Voll] Freude sah er ins Antlitz seiner Gattin, seiner Kinder.

Der Überzeugung, daß auch hienieden [mancher] Mensch eines Blickes ins Jenseits, eines Schau[ens von] Gott gewürdigt werden könnte, blieb er getreu. Dies Schauen wurde ihm nicht, er blieb im G[lauben], im felsenfesten Vertrauen auf dem Erlöser. Wie d[ie Sprache] ihm vergangen war, blickte er liebevoll noch um[her], suchend, wer die Liebe empfangen wollte, und [starb].

Die Ueberreste seines Körpers wurden in Wandsbeck auf dem Kirchhof beerdigt; der Prediger dieses Orts, des Verstorbenen Freund, veranstaltete ein christliches, herzliches Leichenbegängniß, wie [er] selbst sich es würde gewünscht haben.

Claudius hat nicht erlaubt, daß etwas von [ihm] nach seinem Tode sollte gedruckt werden. E[ine Abha]ndlung über die in Berlin vorhabende [Verbes]serungen der Liturgie, die ihn höchst interessirten, [ließ] er verbrennen, obwohl Freunde, denen er [sie] auf seinem Todtbette vorlaß, dieselbe sehr wahr u. gut fanden: er meinte, daß in so einer wichtigen Sache zu sprechen, ihm bey seinem körperlichen Zustand vielleicht nicht Geistesfreiheit genug geblieben wäre. — —

Vieles könnte ich Ihnen noch schreiben, was Sie freuen und interessiren könnte, aber Zeit u. Umstände verbieten mir's.

Ihr Buch über den Glauben der Christen ist angekommen u. ich habe u. mache mir dafür ein [großes] Publikum; Hf. Ziegler[1]) wird mit mir zufrieden seyn. Ich selbst habe noch nicht darin gelesen, weil ich so ein Buch nicht um

[1]) Verleger des Buches in Winterthur.

der Neugierde, nicht aus Neigung für den Autor, oder um mir dasselbe gefallen zu lassen, lese, sondern um es in That u. Wahrheit auf mich einwirken zu lassen. Gottes Segen wird mit diesem Buch seyn — es kommt sehr zur rechten Zeit. Haben Sie Köthes neue Uebersetzung des Thomas a Kempis[1]) angesehen? sie scheint mir sehr schön und für den Stand unserer Bildung berechnet zu seyn.

Das Vaterländische Museum in der Richtung fortzusetzen, wie damals, [geht] nicht: jetzt ist ein sehr vielseitiger .... Zustand u. Vaterland, Ausbildung .... Wissenschaft u. Politik haben nicht mehr den einzigen Brennpunkt des Widerstandes gegen Unterjochung einer fremden Tyranney. Jetzt muß man erst wieder etwas zuhören, ehe man festen u. unverwandten Blickes seinen Weg vorwärts gehet.

Werden Sie nicht noch eine Nachlese von Stellen liefern aus den Werken Ihres seeligen Bruders[2]), die früherhin unterdrückt werden mußten? — Ich muß schließen, mein hochverehrter Freund! Beh[alten] Sie mich in Liebe u. Andenken — auch die Meinigen wünschen dies für sich

Mit inniger Hochachtung

Ihr treu ergebener

Fr. Perthes.

Die Verpflichtung an uns, nichts vom seel. C[laudius] drucken zu lassen, kann nach meiner Ansicht [für] Sie keine seyn — ja ich meines Theils wünsche, Sie machten, was Ihnen gut u. löblich dünkt, [aus] dem Cl.-Herderschen Briefwechsel bekannt. [Es] fällt mir nur noch eines ein: Die Herausgeber der Kieler Blätter, vortreffliche junge Männer: die Professoren Dahlmann, Hegewisch, Falk, Pfaff, Twesten, letzterer ein Theolog in meinem Sinn, wünschten von mir eine Notiz von Claudius, den, als Holsteiner von Geburt, dort zu würdigen sich gebürt — ich vermag das nicht, bin kein Schriftsteller — Sie aber, mein verehrter Freund, verstehen den seeligen Mann zu fassen u. darzustellen: der herrliche Biograph Zinsendorfs[3]) würde uns, der Familie Claudius, dadurch eine Liebe erweisen. Der Wandsbecker Bote, Briefe, die Sie von Cl. in Händen haben, die treffliche Recension der Claud.-Werke von Mayer in Frankfurt, Heidelb. Jahrb. 1813[4]), geben Ihnen Stoff; wollen Sie das, was ich in diesem Brief Ihnen hingeworfen habe, zurechtziehen u. auch mit meinen Nahmen benutzen, kanns gern geschehen; ich weiß, daß ich richtig aufgefaßt habe. Die Kieler Blätter sind ein zwangloses Journal, worin Aufsätze von größerem Umfang aufgenommen werden. Darf ich Sie dieserhalb um einige Antwort bitten? P.

*

Am 22. April antwortet J. G. Müller, die Bitte Perthes' abschlagend, wie eine Stelle in einem Brief des letzteren vom 26. Mai 1816 beweist, in welchem es, nach Besprechung eines in Salothurn erfolgten Nachdrucks der Stolbergschen Kirchengeschichte, heißt:

---

[1]) Die Bearbeitung der vier Bücher des Thomas a Kempis Von der Nachfolge Christi von Friedrich August Koethe erschien Nürnberg 1815 (Meusel 18, 404).

[2]) Johannes Müller.

[3]) J. G. Müller, Über Zinzendorfs Leben und Charakter. Winterthur 1795.

[4]) Heidelberger Jahrbücher 1813. Nr. 31. S. 481/95. Joh. Friedr. v. Meyer.

Herzlichen Dank für Ihren guten Willen zu einem Denkmal für den seeligen Claudius: vollständig sehe ich ein, wie's Ihnen unmöglich hierüber etwas auszuführen. Es wird sich ja wohl Gelegenheit finden, etwas Treffendes über ihn dem deutschen Vaterlande zu sagen. Uebrigens sind seine Schriften keineswegs vergessen; sie waren u. wurden es in jener flachen, leeren, leichtsinnigen u. pomphaften litterarischen Zeit der Jahre 1786 bis 1800 — wo freygeisterisches, demokratisches u. sophistisch-philosophirendes Treiben vorherrschte — so wie die neuere Poesie wieder erwachte, kam auch der Sinn für's bessere Alte wieder zum Leben. — Ein Kupfer von Claudius existiert nicht, er hat sich nicht einmal für Frau u. Kinder malen lassen mögen, soviel er auch darum gebeten wurde; es gehörte das Verborgenhalten seiner Gestalt zu seinen Eigenheiten. Seinen ganzen Briefwechsel hat er noch selbst verbrannt, also auch die Herderischen Briefe. —

Ein unveröffentlichter Brief Jean Pauls.

Mitgeteilt von Will Vesper in München.

Guten Morgen treuer Alter! Wenn nur meine Freunde mich nicht mit Gaben zu sehr überschütteten, als wenn ich am Tage und ihrer Mitfeier nicht mehr hätte als so viele hundert Menschen! Denke Dir, Spiele des Geschicks: Den 22. März 1768 starb mein größter komischer Lehrer Sterne. — Herzlich freue ich mich, guter Otto, Dich abends bei der Schubert zu finden. Es gehe Dir wol!

R. 21. März 1816

Der vorstehende Brief an Christian Otto befindet sich in meinem Besitz. Er ist am Geburtstage Jean Pauls geschrieben; in der Ausgabe Nerrlichs wäre er zwischen 137 und 138 einzufügen.

Jakob Grimm und die Zensur.

(Mit einem ungedruckten Briefe.)

Von Siegfried Reiter in Prag.

In Erinnerung an jene halbvergangenen Kriegstage, da die Einschränkung des freien Wortes schwer empfunden wurde, da die Zensur ihrer Abneigung vor der Druckerschwärze gar oft die Zügel schießen ließ und eine Art weißer Flecktyphus wie eine böse ansteckende Krankheit die ganze Presse Österreichs befallen hatte, mag es nicht unzeitgemäß erscheinen, an einem neuen Beispiel zu zeigen, wie im Vormärz selbst in wissenschaftlichen Blättern der Zensor schonungslos seines Amtes waltete und einzelne Stellen oder selbst ganze Sätze unterdrückte, wo wir uns heute verwundert nach dem Grund so harter Maßnahmen fragen.

Seinem berechtigten Unmut über die Eingriffe der Zensur in einen seiner gelehrten Aufsätze macht Jakob Grimm in nachstehendem Briefe Luft, den wir nach der Rechtschreibung und mit den Satzzeichen des Originals[1]) wiedergeben.

Cassel 15 Dec. 1825

Ew Hochwohlgeb.

erhalten hierbei die geflickte Recension zurück, ich hoffe daß sie nun ohne Hinderniss wird ausgedruckt werden können und bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie sie nicht in zwei Hälften geschnitten, sondern lieber das ganze Heft etwas verspätet haben. Es beruhigt mich, daß ich von den Bogen 5 und 6. ein uncorrigiertes Ex.[emplar] vor mir sehe, denn es stecken auf allen Seiten die dicksten Fehler. Ihr Setzer ist entweder ungeübt oder nachlässig; hier zu Land dürfte keiner mit solcher Sudelei auftreten. Das ausgehaltne Ex. des reinen Abzugs haben Sie die Güte, mir mit Fahrpost zu schicken, nicht mit der reitenden, die mir für das Empfangen und Zurücksenden dieser Correctur schon zwischen 2 und 3 rtlr. abgenommen hat.

Ich kann nicht bergen, daß mich das Hinzufügen der Seite 82 eingeschalteten Anmerkung verletzt, meine auch, soviel mir mein Aufsatz in Gedanken ist, daß einige kleine Sätze unterdrückt worden sind. Namentlich entsinne ich mich einer Anführung aus Neander über Ketzer, die mir lieb war. Schreibe ich etwas, das einem Catholiken misfällt, so bin ich ja nicht seines Glaubens und unterzeichne meinen Namen. Ohnehin stehen jene Worte in einem gangbaren, in Oestreich sicher nicht verbotnen Buche. Meiner Überzeugung nach ist die Redaction nicht befugt, hinzuzutun oder wegzulaßen, ohne den Recensenten vorher zu fragen; sie mag ihm eine Beurtheilung worin ihr oder der Censur etwas misfällt, ganz zurückgeben und wenn ich in gegenwärtigem Fall vorher befragt worden wäre, hätte ich sie lieber zurückgenommen. In Göttingen, Heidelberg etc. ist mir noch nie ein Buchstabe gekränkt worden. Gern bescheide ich mich, daß Ew Hochwohlgeb. Rücksichten zu nehmen haben, die mir vielleicht unbekannt sind. Ihrer Privateinsicht wird das Zwecklose und Nachtheilige solcher Eingriffe in die schriftstellerische Freiheit, wie ich vertraue, einleuchten. Nothwendig hätte unter der Note S. 82. bemerkt werden sollen, daß sie nicht vom Rec.[ensenten] herrührt, sondern von der Redaction oder dem Censuramt und ich bitte dieses Versehen am Schluße des Bandes zu berichtigen.

Hochachtend habe ich die Ehre zu sein

Ew Hochwohlgeb.

ergebenster D[iene]r

Grimm.

Zweifellos handelt es sich in dem vorliegenden Briefe um einen Beitrag Jakob Grimms in den Jahrbüchern der Literatur, die in Karl Gerolds Verlag in Wien vierteljährlich herausgegeben wurden und mit ihren 128 Bänden, von denen der erste im Jahre

[1]) Es befindet sich in der Autographensammlung des Herrn Oskar Ulex in Altona an der Elbe, dem für die Erlaubnis der Veröffentlichung auch an dieser Stelle gedankt sei.

1818, der letzte 1849 erschien, „eine so geraume Zeit hindurch unerschüttert von allen beirrenden Verhältnissen, die Anerkennung und Verbreitung des Erhabenen, Großen und Schönen zu fördern strebten“ (Bd. 126, S. 72). Die hervorragendsten Dichter, Schriftsteller und Gelehrten Deutschlands und Österreichs zählte diese wissenschaftliche Zeitschrift zu ihren Mitarbeitern, so Goethe, Rückert, Hebbel, August Wilhelm Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Gottfried Hermann, Hammer-Purgstall, Jakob Grimm, um nur einige Namen aufs Geratewohl herauszugreifen. „Hat zu irgend einer Zeit ein edlerer Verein wissenschaftlicher und künstlerischer Kräfte bestanden?“ So fragt mit Stolz Johann Ludwig Deinhardstein, der letzte Herausgeber, in seinem Schlußwort an die Leser und Mitarbeiter dieser Vierteljahrschrift, die „die wissenschaftlichen Interessen der Gegenwart zu fördern und die literarischen Verbindungen des Inlandes mit dem fernsten Auslande zu begründen und festzuhalten“ mit Erfolg bestrebt war. Ihr erster Herausgeber war Matthäus von Collin, der sich indes bereits im Jahre 1821 von der Redaktion zurückzog. Sein Nachfolger wurde Franz Bernhard Ritter von Bucholtz (1790—1838), der dreiundzwanzigjährig aus seinem Geburtsort Münster nach Wien gekommen und durch Verwendung des Staatsministers Grafen Stadion dem österreichischen General-Gubernium in Frankfurt am Main, später der dortigen Gesandtschaft zugewiesen worden war. Im Jahre 1818 kehrte er nach Wien zurück, wo er nach Collin die Leitung der Zeitschrift übernahm, die er mit Schluß des Jahres 1825 niederlegte, um sich in freierer Muße seinen geschichtlichen Arbeiten widmen zu können.

F. B. von Bucholtz ist ebenso sicher der Empfänger des vorstehenden Briefes Grimms, wie auf den im 32. Bande — dem letzten von Bucholtz herausgegebenen — abgedruckten Aufsatz Grimms alle seine Beschwerden durchaus passen. In diesem Vierteljahrsbande vom Oktober bis Dezember 1825 bespricht Jakob Grimm das Buch: „Berthold des Franziskaners deutsche Predigten aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts . . . Herausgegeben von Christian Friedrich Kling. Mit einem Vorwort von Dr. A. Neander“ (Berlin 1824). Die umfängliche Anzeige ist jetzt auf S. 194 bis 257 zu lesen, während sie ursprünglich, wie der Brief andeutet, mit ihrer ersten Hälfte die Bogen 5 und 6 (S. 65 usw.) einnehmen sollte. Dies geht mit voller Sicherheit aus einer Redaktionsnote (S. 198) hervor, in der ein Verweis auf die ursprünglichen Seitenzahlen (81, 82) versehentlich stehen geblieben ist, während hiefür die richtigen (S. 210, 211) einzusetzen waren. Dem Wunsche Grimms um eine Andeutung hierüber, daß die S. 82 (lies 211) eingeschaltete

Anmerkung nicht von ihm herrührt, hat Bucholtz Rechnung getragen; denn als „Anmerkung der Redaktion“ sind jetzt die folgenden Worte eingefügt: „Hieraus folgt . . . ganz ausdrücklich, daß Berthold nicht wider den Ablaß selbst im allgemeinen eifert und daß daher seine Angriffe wohl nur von solchen Predigern zu verstehen sind, welche schuld daran waren, daß das Volk nicht Reue und echten Bußgeist als die unerläßliche Bedingung zur Sündenvergebung ansah.“

Da Grimms Aufsatz vollständig in seine Kleineren Schriften (Bd. 4, S. 296—360) übergegangen ist, wo alle Änderungen der Zensur genau gekennzeichnet sind, ersieht man leicht, wie diese bald in geringfügigen Einschüben oder in Ersetzung verfänglicher Worte durch zahmere, bald durch Streichung von Worten oder eines ganzen Satzes ihres Amtes waltete. So genügte es dieser Behörde nicht, wenn Grimm (S. 206) „die eigentliche, in nichts dem katholischen Glauben widerstrebende Theologie des Homileten“ (Berthold) erwähnt; es mußte von dem reinen katholischen Glauben gesprochen werden. Bald darauf (S. 210) gedenkt Grimm der Klagen, die sich gegen einzelne bei den Predigerorden eingeschlichene Mißbräuche erhoben hatten: „Diesen Klagen wird es hin und wieder nicht an Grund gebrechen, ohne daß sie [im mindesten] gegen das Ganze zeugen . . . Wegen einzelner Fehler der Geistlichen nimmt Berthold selbst kein Blatt vor den Mund.“ Die Worte „im mindesten“ hat die Zensur ebenso eingeschwärzt, wie sie auch die ursprünglich schärfere Lesart „wegen der Laster und Fehler“ abstumpfen zu müssen glaubte. Der nackte Hinweis auf Stellen aus August Neanders Werk: „Der heilige Bernhard und sein Zeitalter“ (Berlin 1813) verfiel schon dem Rotstift, ohne daß die Stellen selbst nach ihrem Wortlaut angeführt waren. Als besonders anstößig aber wurde der folgende, von der Zensur vollständig ausgemerzte Satz empfunden (S. 212): „Ein sonst sinnreicher, redlicher Dichter, der Verfasser des welschen Gastes (noch vor 1216), scheut sich nicht, den schrecklichen Spott in den Mund zu nehmen: der Herzog von Österreich lasse Ketzer sieden und braten, daß sich der Teufel daran nicht die Zähne verbeiße, gleich als verdiene der Feind aller Menschen Rücksicht, die verirrten Menschen weniger.“

Mit Recht durfte Jakob Grimm solcher Einschnürung des freien Wortes gegenüber sich darauf berufen, daß ihm in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur und anderen in Berlin, Halle, Leipzig oder München erscheinenden Zeitschriften, denen er seine Mitwirkung geliehen, noch nie ein Buchstabe „gekränkt“ worden sei.

Hinweis auf einen zweiten Brief Jacob Grimms.

In einer Rezenſion des Werkes: „Albungen-Lied. Ein epiſches Gedicht aus der Deutſchen Sage. In zwölf Geſängen von Joſeph Haupt. Wien, Rudolf Lechner. 1859. 8. Heft 1. Geſ. I—IV," (Wiener Zeitung, 29. März 1860, Nr. 78, S. 1341) iſt ein bei Goedeke überſehener Brief Jakob Grimms von Joſef Haupt abgedruckt, deſſen Abdruck um ſo mehr willkommen ſein dürfte, als eine Geſamtausgabe von Briefen Grimms geplant iſt.

Hochgeehrter Herr,

der tod hat mir meinen geliebten bruder genommen, und die hälfte der faden, die mich an's leben knüpfen, zerschnitten. gleich nach empfang Ihres schönen Gedichts hatte ich mir vorgenommen Ihnen zu schreiben und konnte es nun nicht; doch soll das jahr nicht ablaufen ohne daß Ihnen mein dank ausgedrückt wäre.

Ihre gabe überraschte mich auf das lebhafteste, ich begann zu lesen und ruhte nicht bis ich ausgelesen hatte, inhalt und form zogen mich auf gleiche weise an. überall leuchtet aus Ihrer dichtung vertrautheit mit unserem alterthum und seiner sprache, bekanntschaft mit dem homerischen epos und eigene poetische kraft. Sie verstehen es zu dichten und sind von unserer heldensage begeistert. Ihre sprache ist lebendig neu und kühn.

Sie ist all zu kühn, als daß Ihnen ein großer eindruck gelingen könnte. Sie greifen in die sprache der vergangenheit und in die des volks, holen und bilden schöne, neue wörter, die ein sprachgelehrter vollkommen versteht, die aber den meisten lesern dunkel bleiben. wären Sie damit sparsamer gewesen, Sie hätten viel größere wirkung hervor gebracht.

Es läßt sich auch nicht alles billigen, was Sie gewagt haben ... was Sie aber auch künftig hieran ablassen oder behaupten wollen, daran glaube ich, daß Sie im stande sein werden unserer dichterischen sprache erhebung, unserem alterthum aufhellung zu verleihen. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Jakob Grimm.

Berlin, 31. Dez. 1859.

Ein Brief Ludwig Tiecks an Carl Guſtaf von Brinkman.

Mitgeteilt von Otto Fiebiger, Dresden.

So eingehend Rudolf Köpke in ſeinem trefflichen Buche Ludwig Tieck (Leipzig 1855) von vielen Einzelheiten aus dem Leben des großen Romantikers berichtet, die freundſchaftlichen Beziehungen,

welche in den Neunzigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts zwischen dem jugendlichen Dichter und dem am 24. Februar 1764 zu Nacka bei Stockholm geborenen schwedischen Diplomaten Carl Gustaf von Brinkman[1]), dem kenntnisreichsten, feinsinnigsten und liebenswürdigsten Skandinavier der Schiller- und Goethezeit bestanden, erwähnt er nicht. Ihre Kenntnis verdanken wir lediglich zwei längeren Briefen, die beide Männer einander im Jahre 1835 geschrieben haben, und in denen sie gegenseitig ihre Erinnerungen an längstvergangene Zeiten austauschen. Es war im Herbst des Jahres 1794, als der von der Göttinger Universität nach seiner Vaterstadt Berlin zurückkehrende einundzwanzigjährige Tieck und der um neun Jahre ältere, auf deutschen Schulen und auf der Universität Halle gründlich vorgebildete Brinkman, der seit 1792 die angesehene Stellung eines Legationssekretärs bei der Berliner schwedischen Gesandtschaft bekleidete, durch ihren gemeinsamen Freund, den märkischen Junker Wilhelm von Burgsdorff, näher miteinander bekannt wurden. Schöngeistige Neigungen und die Pflege edler Geselligkeit führten die Freunde damals wiederholt in Burgsdorffs Wohnung im Thieleschen Hause in der Mohrenstraße[2]) zusammen. Auch sah man sich des öfteren in dem glänzenden Kreise, den Rahel Levin um sich versammelte. Doch wurden die Freunde schon nach wenigen Jahren des Beisammenseins durch ihre Lebensschicksale zunächst auf kürzere Zeit, dann aber bald für immer voneinander getrennt. Um so mehr hatten sich die Beiden dafür 1835 brieflich zu erzählen. Der Brief, den Brinkman am 28. Februar 1835 von Stockholm aus schrieb, befindet sich seit dem Jahre 1881 im Besitze der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden[3]) und wurde von mir, mit erläuternden Anmerkungen versehen, im 9. Hefte des XIX. Jahrgangs des literarischen Echos 1917 herausgegeben[4]). Der einundsiebzigjährige begeisterte Freund deutschen

[1]) Vgl. über sein Leben: Bernhard von Beskow, Kongl. Vetenskaps-Akademiens Handlingar för år 1847, 139 ff.; Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften N. F. IV, 340 ff.; H. G. Wachtmeister, Bidrag till C. G. von Brinkmans biografi och karakteristik, Diss. Lund, 1871; A. Leitzmann, Goethe-Jahrbuch XVII, 1896, 42 ff.; Franz Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., Leipzig 1899, I, Einleitung XXXIII ff.; Koßmann, Allg. deutsche Biographie XLVII, 236 ff.; E. R. Meyer, Schleiermachers und C. G. von Brinkmans Gang durch die Brüdergemeine, Leipzig 1905, 178 ff. u. 208 ff.; Julius Zeitler, Goethe-Handbuch, Stuttgart 1916, I, 263 f.

[2]) Vgl. Alfons Fedor Cohn, Euphorion XIV, 1907, 541 ff. und Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts III. Folge 19, Einleitung VI f.

[3]) Mscr. Dresd. e 90 c nr. 5 a.

[4]) Nach Karl von Holtei (Briefe an Ludwig Tieck, Breslau 1864, I, 41) soll dieser wichtige Brief, worauf ich erst nachträglich aufmerksam wurde, von dem am 19. April 1796 zu Stockholm geborenen schwedischen Dichter, Hofmar-

Lebens und Wesens berichtet darin dem Jugendgefährten, dem damaligen gefeierten Dichter und Dramaturgen des Dresdner Hoftheaters ausführlich von seinem Bildungsgange, seinen bescheidenen dichterischen Fähigkeiten, seinen deutschen Freundschaften, seinen Erinnerungen an Berlin, Paris und London während seiner Diplomatenlaufbahn und dem darauf folgenden einsamen Leben in der nordischen Heimat. Tieck antwortete darauf in einem nicht minder gehaltvollen Schreiben vom 17. November, das mir auf Ersuchen in dankenswerter Weise von dem verdienstlichen Verwalter des Brinkmanarchivs zu Trolle Ljungby bei Bäckaskog, dem Grafen Trolle Wachtmeister, zur Verfügung gestellt wurde.

Gleich Brinkman frischt auch Tieck im ersten Teil seines Briefes mit sichtlicher Freude liebe Erinnerungen an längstvergangene Zeiten wieder auf, die ihn in seiner Vaterstadt Berlin zu wiederholten Malen mit dem liebenswürdigen, feingebildeten jungen Diplomaten zusammenführten und hebt bei dieser Gelegenheit Brinkmans großes Talent zum Briefschreiben, seinen durch Weltkenntnis geschärften Blick für die richtige Beurteilung menschlicher Verhältnisse und seine gute schriftstellerische Begabung rühmend hervor. Des weiteren kommt Tieck eingehend auf die einstigen, inzwischen größtenteils verstorbenen gemeinsamen Bekannten zu sprechen: Auf sein Verhältnis zu Wilhelm und Alexander von Humboldt, auf seinen täglichen Umgang mit Friedrich Schlegel kurz vor dessen Tode, auf seinen Standpunkt in der Beurteilung des Goetheschen Genius, auf seine Wertung der hochfahrenden, aber unfruchtbaren Genialität Wilhelm von Burgsdorffs und Rahel Varnhagens. Von besonderem Interesse sind hier seine Äußerungen über Rahels widerspruchsvolle Persönlichkeit, die auf der einen Seite Goethe vergöttert, gleichzeitig aber auch den Vertretern des Jungen Deutschlands ihre Gunst zuwendet, und der Leser ist einigermaßen erstaunt über die absprechende scharfe Kritik, welche der einstige Freund der geistreichen, alle Welt bezaubernden Berlinerin an den von ihrem Gatten Varnhagen von Ense nach ihrem Tode unter dem Titel „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" herausgegebenen Briefen und Tagebüchern übt. Über

schall und Theaterintendanten Bernhard von Beskow (vgl. über denselben B. Meijer, Svenskt Literatur-Lexikon, Stockholm 1886, 42) herrühren, der gelegentlich seiner ersten großen Auslandsreise am 20. November 1819 Tiecks Bekanntschaft in Dresden machte (vgl. Holtei a. a. O. I, 65), 1834 in Begleitung seiner Frau Tieck und die Seinen in Dresden aufsuchte (ebd. I, 54 und Briefe an Carl Gustav Carus I, Nr. 40. 41: Mscr. Dresd. h 45) und mit Tieck seitdem in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Doch spricht gegen diese Ansicht abgesehen von dem Inhalte des Briefes, allein schon die deutlich zu lesende Namensunterschrift des Briefschreibers am Schlusse: v. Bri.

Tiecks Stellungnahme zu der bei ihrem Erscheinen in weitesten Kreisen ungeheures Aufsehen erregenden Veröffentlichung war aus zwei Briefen Varnhagens vom 16. Juli 1833 und vom 1. Juli 1836[1]) bisher folgendes bekannt[2]): Als der Dichter im Sommer 1833 das zunächst als Privatdruck in einem Bande erschienene Rahelbuch zugeschickt erhielt, äußerte er sich Bettina von Arnim gegenüber mißliebig und feindselig über Rahel, so daß Varnhagen es unterließ, ihm auch die um fast zwei Drittel Text vermehrte, dreibändige, von Duncker und Humblot verlegte zweite Auflage vom Jahre 1834 zu übersenden. Drei Jahre später war Tieck dann anscheinend von seiner ursprünglichen abfälligen Beurteilung zurückgekommen. Wenigstens versichert er 1836 Varnhagen nicht nur seiner Freundschaft und Achtung für Rahel, sondern erbietet sich sogar, ihre Briefe mit Erläuterungen und Berichtigungen zu versehen. Aber freilich dem Gatten Varnhagen durfte er unmöglich alles, was er an Rahel zu tadeln fand, freimütig bekennen! Wie viel Tieck tatsächlich an ihrer Haltlosigkeit, ihrer Willkür und ihrem schwankenden Urteile auszusetzen hatte, gegen Brinkman, dem er keinerlei Rücksichten schuldig ist, spricht er seine wahre Meinung offen und rückhaltlos aus. Tiecks Mißstimmung gegen das Buch des Andenkens hat Rahel aber, wie ich glaube, mittelbar zum guten Teile auch dadurch hervorgerufen, daß sie sich in ihren dort abgedruckten Briefen mehr als einmal über Werke des Dichters wenig günstig ausspricht. So schreibt sie im Februar 1813 an Frau von Fouqué[3]): „Noch haben wir ruhige Abende! — in einem solchen las ich gestern Tiecks Phantasus. Daraus habe ich ganz etwas Neues erfahren, daß man die klügsten, ja feinsten Dinge sagen kann, und über jede Gebühr langweilig dabei sein kann. Dialogen sind schon das Schwerste, wie mich dünkt ... Nun kommt Tieck mit roh zusammengestoppelten Reden und Gegenreden ohne alle Situation, als die willkürlichste, die mir weder Ort, noch Menschen, noch Lage zeigt; diese armen Phantasmagoren gehen in eben solchen Gegenden spaziren, und reden mich wahrlich todt. Der einzige Trost ist, wenn man nach ihren allseitigen langen Behauptungen, von denen Tieck selbst nicht weiß, ob sie Scherz oder Ernst sein sollen, und wem er Recht giebt, Athem schöpft und sich gratulirt, nicht auch solche geschwätzige Tage mit den Herren und Damen verleben zu müssen". Ein anderesmal tadelt sie in einem Briefe an ihren Bruder Ludwig vom 5. Oktober

[1]) Vgl. Holtei, Briefe an Tieck IV, 133 ff.

[2]) Vgl. Emma Graf, Rahel Varnhagen und die Romantik, Litterarhistorische Forschungen XXVIII, 1903, 84.

[3]) Buch des Andenkens II, 81.

1825 die in diesem Jahre in der Urania erschienene Tiecksche Novelle Dichterleben mit den harten Worten[1]): „Wie kann ein so alter Kritiker und Würdiger so leichthin arbeiten? In solchem Grade, daß ich das auf der ersten Seite merke. . . . Das Ganze ist Tiecks alte Krankhaftigkeit; daß er die Welt nicht frisch in sich aufnehmen kann, und da er nun darstellen will, nur grübelt, wie Dichter und Litteratoren sie wohl gesehen haben." Ebenso unbefriedigt ist sie auch in einem Briefe an Adolph von Willisen vom 25. April 1832 von der 1832 ebenfalls in der Urania erschienenen Novelle Der Mondsüchtige[2]). Daß derartige wenig schmeichelhafte Äußerungen aus Rahels Munde den Dichter, der gerade auf den Phantasus und auf seine Novellen nicht wenig stolz war, kränkten und reizten, ist begreiflich.

Doch lassen wir nach diesen einleitenden Vorbemerkungen Tieck selbst zu Worte kommen. Er schreibt:

Geliebter, alter, theurer Freund

Sünde ist es, daß ich Ihnen, Liebster, erst jezt antworte[3]), da mich Ihr schöner Brief eben so sehr überraschte, als er mich glücklich machte. Wie oft dachte ich Ihrer in einsamen Stunden und sprach von Ihnen mit der Gräfinn Henriette Finkenstein[4]), der einzigen Person in meiner nächsten Umgebung, die Sie noch gekannt hat. Ja, geliebter Freund, wenn Sie doch einmal zu uns kommen könnten[5])! Denn Ihr Land ist doch zu kalt, als daß ich mit meinem Talent zur Gicht in meinem Alter[6]) zu Ihnen reisen könnte. Schreibe ich erst so spät, so müssen Sie freundlichst mich entschuldigen, denn dieser herrliche[n] Gabe zum

[1]) Buch des Andenkens III, 223 f.

[2]) Ebd. III, 567 f.

[3]) Seitdem Brinkman geschrieben hatte, waren mehr als acht Monate vergangen. Es war eine Eigentümlichkeit Tiecks, mit dem Beantworten von Briefen monate-, selbst jahrelang zu zögern und sich über dieses Laster des Aufschiebens fortgesetzt bittere Vorwürfe zu machen; vgl. Köpke, Tieck II, 128 f.

[4]) Tieck fand bald, nachdem er im Jahre 1802 Henriettens Vater, den Grafen Karl von Finkenstein, kennen gelernt hatte, mit seiner Familie auf dem gräflichen Gute Ziebingen in der Neumark die freundlichste Aufnahme; vgl. Köpke, Tieck I, 304 ff. Die Freundschaft zwischen Tieck und den Finkensteins war mit der Zeit so herzlich geworden, daß Henriette, die älteste unverheiratete Tochter der gräflichen Familie, sich nach dem Tode ihres Vaters (19. April 1818) aufs engste an die Tiecksche Familie anschloß und mit derselben im Sommer 1819 nach Dresden übersiedelte; vgl. Köpke, a. a. O. I, 382 f. II, 57 f.; Hermann Frhr. von Friesen, Tieck, Wien 1871, I, 7 f.; Bernhardi, Allg. deutsche Biographie XXXVIII, 263 ff.

[5]) Im Juni 1810 weilte Brinkman das letztemal auf deutschem Boden und betrat ihn seitdem nie wieder.

[6]) Tieck litt bereits im Jahre 1800 an Gicht (vgl. Köpke, Tieck I, 266 f.). Dieses gichtische Leiden besserte sich zwar, vorübergehend wenigstens, nach wiederholtem Kurgebrauch in Baden-Baden und Teplitz, wurde jedoch mit zunehmendem Alter immer hartnäckiger (ebd. I, 313 f. 319. 343 ff. II, 36. 42. 91). — Tieck stand im November 1835 in seinem 63. Lebensjahre.

Briefschreiben, wie Sie sie besitzen[1]), können sich nur wenige Menschen erfreuen, und ich am wenigsten, vorzüglich da ich immer von einem Tage zum andern aufschob um Ihnen etwas umständlicher zu antworten. Und was? — Dank und immer Dank für Ihre edle Freundschaft. Denn wenn ich auch zuweilen durch Reisende[2]) von Ihnen hörte, diesen auch wohl Grüsse auftrug, so mußte ich doch fürchten, gewissermassen von Ihnen vergessen zu sein. Es ist schwer, nach so vielen Jahren wieder anzuknüpfen, und wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1802 oder 3, das leztemal, daß ich Sie persönlich im Sanderschen Hause[3]) an einem Mittage sah. Wie oft habe ich mit freudiger Erinnerung und Rührung in Ihren Schriften[4]) gelesen und Ihnen nachher nur darüber gegrollt, daß Sie bei Ihrem grossen und schönen Talent der Mitwelt und unsern Nachkommen nicht mehr von Ihrem Geiste haben gönnen wollen. Ohne Schmeichelei oder Compliment (ich bin dem immer noch so fern, wie sonst) wenige Menschen möchten so geeignet sein, von Ihrem reichen, mannigfaltigen und großartigen Leben den durch alle Räume und Zeiten verbundenen Geistern einen Genuß, eine Erhebung, ein Abbild des Jahrhunderts und der vielfachen Erlebnisse zu hinterlassen, als gerade Sie, dem Darstellung, Feinheit, Vielseitigkeit Menschenkenntniß, schöner Vers, und alles, was den guten Schriftsteller charakterisirt, so zu Gebote steht. Romane, lyrische Gedichte, philosophische und humoristische Aufsätze und Memoirs aus Ihrem Leben, zu allem diesen hätte ich Sie schon seit vielen Jahren auffordern mögen. Ich hoffe, Sie leiden nicht mehr so oft an Zahn- und Kopfschmerzen[5]) wie in jener frühen Zeit. Wie habe ich immer die Energie Ihrer Seele bewundern müssen, daß Sie bei diesen Folterschmerzen dichten, so leicht und fliessend dichten, und so schöne Briefe schreiben konnten.

---

[1]) Brinkman war nicht nur ein sehr eifriger Briefschreiber, sondern auch ein Meister des Briefstils; vgl. Varnhagen von Ense, Tagebücher XII, 241 und Rühl, Briefe u. Aktenstücke I, Einleitung XXXXVIII.

[2]) Von bekannteren Reisenden schwedischer Nationalität, deren Besuch Tieck erhielt, nennt Köpke (Tieck II, 72) die Dichter Peter Daniel Amadeus Atterbom (geb. am 19. Januar 1790) und den bereits erwähnten Bernhard von Beskow. — Über sein wiederholtes Beisammensein mit Tieck im Frühjahr 1819 berichtet Atterbom, dessen poesievolle Märchenspiele Lycksalighetens ö d. i. Die Insel der Glückseligkeit und Fogel Blå d. i. Vogel Blau ganz in Tieckscher Art gedichtet sind (vgl. F. W. Horn, Gesch. der Lit. des skandinavischen Nordens, Leipzig 1879, 345), in seinen von Franz Maurer aus dem Schwedischen übersetzten Aufzeichnungen über berühmte deutsche Männer und Frauen nebst Reiseerinnerungen aus Deutschland und Italien aus den Jahren 1817—1819, Berlin 1867, 268 ff., 285 f., 289 ff.

[3]) Gemeint ist das gastliche Haus des Berliner Buchhändlers Johann Daniel Sander und seiner Gattin Sophie; vgl. Boxberger, Allg. Deutsche Biographie XXX, 350; Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840, Berlin 1895, II, 192. Über Tiecks Verkehr im Sanderschen Hause vgl. Friedrich Laun, Memoiren, Bunzlau 1837, I, 199. Brinkman war im Sommer 1801 ein zweites Mal zum Gesandtschaftssekretär bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin ernannt worden; vgl. Rühl, Briefe u. Aktenstücke I, Einleitung XXXVI. Über die Beziehungen des schwedischen Edelmannes zu Sander vgl. von Beaulieu-Marconnay, Im neuen Reich 1876 II, 97. In Sanders Verlag erschien die 1804 von Brinkman veröffentlichte, Goethe zugeeignete Gedichtsammlung.

[4]) Über Brinkmans Dichtungen und Prosaschriften vgl. Goedeke, Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung VI², 160.

[5]) Der von Zahnweh und Migräne geplagte Brinkman wird auch von Rahel in Briefen aus den Jahren 1793—1797 wiederholt bedauert; vgl. Buch des Andenkens I, 61. 66 f. 97. 149.

Erinnern Sie sich noch von damals, wie Sie mich einigemal, im Sommer und Herbst, vom Wilhelms-Platz[1]) bis zu meiner Wohnung in der Münzstrasse[2]) die Linden hinunter, durch den Lustgarten, über die Brücken[3]), um Mitternacht, unter beständigen Gesprächen und Scherzen begleiteten, Sie, ohne Hut, wie Sie es damals liebten? Einmal überraschte uns ein Regen, und Sie banden Ihr Schnupftuch um den Kopf. Nachher wurde ich auf Fried[rich] Schlegel eifersüchtig, der mich halb und halb bei Ihnen verdrängte[4]). — Viel haben wir seitdem erlebt. Viele Menschen, Bekannte und Freunde sind seitdem gestorben. So zuletzt Wilh[elm] Humboldt[5]), den ich auch, wie Sie wissen, damals viel in Ihrer Gesellschaft sah[6]). In Tegel[7]) besuchte ich ihn später einigemal, dann fanden wir uns in Rom[8]) wieder. Hier war unser Umgang nicht so heiter und vertraulich, wie er wohl hätte sein können, wenn uns der fatale Ehescheidungs-Prozeß meiner Schwester[9]) nicht gewissermassen getrennt hätte. In Berlin sah ich ihn dann einigemal, er besuchte

---

[1]) Brinkman war erstmalig gleich zu Beginn seiner diplomatischen Laufbahn in den Jahren 1792—1797 bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin als Legationssekretär tätig (vgl. Koßmann, Allg. deutsche Biographie XLVII, 237) und wohnte damals im Thieleschen Hause in der Mohrenstraße am Wilhelmsplatz vgl. Lit. Echo XIX, 528 Anm. 3. — Tieck war nach beendigtem Universitätsstudium im Herbst 1794 wieder in Berlin eingetroffen.

[2]) Über Tiecks Wohnung in der Münzstraße ist sonst nichts bekannt. Von einer Sommerwohnung, welche der Dichter für sich und seine Schwester Sophie in den Jahren 1795 und 1796 auf dem sogenannten Mollardschen Weinberge vor dem Rosentaler Tore gemietet hatte, berichtet Köpke (Tieck I, 198).

[3]) Der Weg vom Lustgarten nach der Münzstraße führte über die Kleine Pomeranzenbrücke, die Pomeranzenbrücke und die Neue Friedrichsbrücke.

[4]) Über Brinkmans freundschaftliche Beziehungen zu Friedrich Schlegel vgl. Rudolf Haym, die romantische Schule[3], Berlin 1914, 280.

[5]) Wilhelm von Humboldt war am 8. April 1835 gestorben; vgl. Rudolf Haym, Wilhelm von Humboldt, Berlin 1856, 640.

[6]) Humboldt, Brinkman, der junge Tieck und sein Freund Wilhelm von Burgsdorff gehörten in den Neunzigerjahren zu dem schöngeistigen Kreise in dessen Mittelpunkte Rahel Levin stand; vgl. Otto Berdrow, Rahel Varnhagen, Stuttgart 1900, 1 f. 31—41; Geiger, Berlin II, 195 ff.; Haym, Die romantische Schule[3] 274; derf., Humboldt 123; Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen II, 67; Dove, Allg. deutsche Biographie XIII, 345; Lit. Echo XIX, 529, Anm. 5; Köpke, Tieck I, 193, 300.

[7]) Tegel nördlich von Berlin war der Landsitz der Familie Humboldt; vgl. Haym, Humboldt 564 f.

[8]) Bei Humboldt, der seit Spätherbst 1802 preußischer Ministerresident am päpstlichen Stuhle war (vgl. Haym, Humboldt 205 f.), verkehrte Tieck während seines fast einjährigen Aufenthalts in Rom (Sommer 1805—1806). Vgl. Köpke, Tieck I, 323 u. Friedrich Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900, Stuttgart u. Berlin 1907, 145.

[9]) Tiecks Schwester Sophie hatte ihren Gatten, den bekannten Schulmann, Sprachforscher und Schriftsteller August Ferdinand Bernhardi 1804 nach fünfjähriger wenig glücklicher Ehe im Stich gelassen und lebte zur Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit seit Frühjahr 1805 mit ihren Kindern und dem estländischen Baron Karl Gregor von Knorring in Rom. Erst nach langwierigen Verhandlungen wurde ihre Ehe 1807 gesetzlich geschieden; vgl. Köpke, Tieck I, 311—314. 318. 321. Moses Breuer, Sophie Bernhardi geb. Tieck als romantische Dichterin, Borna-Leipzig, 1914, 5 ff.

mich hier in Dresden[1]) und war besonders das letztemal so herzlich, wie ich ihn kaum früher gekannt hatte. Alex[ander] Humbold[t] habe ich auch viel hier gesehn[2]), er ist immer noch so frisch und jugendlich, wie vor vielen Jahren[3]). Welchen sonderbaren Cometen-Gang hat unser Fr[iedrich] Schlegel genommen! Wer seiner Freunde[4]) hätte diesen wohl im Jahre 1796 ahnden können! Wenn Sie ihm gefolgt sind, hat es Sie vielleicht mit derselben Trauer, wie mich, erfüllt[5]). Er starb hier in Dr[esden][6]), und wir sahen uns täglich[7]) und stritten täglich, oft stundenlang; natürlich ohne Erfolg. Einen Abend, da schon alles schlief, und ich bis nach Mitternacht allein blieb, kam er am tiefsten in die Materie seines Aberglaubens, und diese Stunden haben mir einen Eindruck hinterlassen, den ich einen grauenhaften nennen möchte. Ueber alles dieses möchte ich gerade mit Ihnen am liebsten einmal sprechen und Ihnen so vieles erzählen von Ihren Freunden und mir, und was sich sonst anböte; und Ihre geistreiche Art und Weise wieder einmal vernehmen, diesen treffenden und doch harmlosen Schertz über Freunde und Bekannte, diese Gabe zu charakterisiren und in leichte Anekdoten einen tiefen Sinn zu legen. So über Rahel. Sie wissen, ich konnte mich damals auch zu ihren intimen Freunden zählen[8]). Wenn die seltsame Correspondenz Sie ergötzt, so werden Sie doch auch wohl die ungeheure Confusion,

---

[1]) Über einen Besuch bei Tieck in Dresden am 28. Juli 1821 berichtet Humboldt an seine Gattin; vgl. Wilhelm u. Caroline von Humboldt in ihren Briefen VII, 88.

[2]) Alexander von Humboldt, der seit 1828 fast jeden Sommer zur Erholung in Teplitz weilte (vgl. Carl Bruhns, Alex. von Humboldt, Leipzig 1872, II, 177), wird auf der Durchreise Tieck wiederholt in Dresden aufgesucht haben.

[3]) Tieck und sein Jugendfreund Wilhelm von Burgsdorff waren Anfang Juli 1817 bei ihrer Ankunft in Paris von ihrem Landsmann Alexander von Humboldt freundlich empfangen worden; vgl. Köpke, Tieck I, 377.

[4]) 1796 hatte Tieck den um ein Jahr älteren Friedrich Schlegel im Hause des Bankiers Simon Veit, des Schwiegersohns von Moses Mendelssohn, kennen gelernt. Dem neuen Freunde verdankte Tieck bald darauf die Bekanntschaft mit Schleiermacher; vgl. Köpke, Tieck I, 195 f.

[5]) Tieck berührte es schmerzlich, daß der einstige gleichstrebende Freund ihm in späteren Jahren als ein streitsüchtiger, widerspruchsvoller, auf seine Unfehlbarkeit pochender, maßlos eitler Besserwisser entgegentrat und aus einem feinsinnigen kritischen Denker zuletzt ein in mystischem Aberglauben befangener, verzückter Schwärmer geworden war; vgl. Köpke, Tieck II, 26 ff. 38. 73 f.

[6]) Ein Schlagfluß machte seinem Leben am 12. Januar 1829 ein unerwartet schnelles Ende; vgl. Muncker, Allg. deutsche Biographie XXXIII, 752.

[7]) Friedrich Schlegel hatte sich im Spätherbst 1828 von Wien nach Dresden gewendet und hielt hier im Dezember und Januar öffentliche philosophische Vorlesungen. Auf Tieck machten dieselben den gleichen unerfreulichen Eindruck wie die damals mit dem bedauernswerten Freunde geführten letzten Gespräche. Köpke (Tieck II, 73 f.) berichtet darüber: „Für Tieck waren die Vorlesungen ungenießbar. Es gab Augenblicke, in denen er nicht ohne Schrecken die apokalyptischen Verkündigungen seines Freundes anhörte. Fast gespenstisch erschien er ihm. Wie hatte sich dieser reiche Geist aus den weitesten Räumen in die engste Dürftigkeit zusammengezogen! Im Willkürlichen, Abenteuerlichen, Verkehrten fand er Genügen, und gerade jetzt meinte er auf der Höhe der Weisheit angelangt zu sein. Dem reinsten Aberglauben war er verfallen; jedes Gespräch zeigte nur die immer größer werdende Kluft."

[8]) Brinkman und Tieck hatten seinerzeit in Berlin viel bei der am 7. März 1833 Verstorbenen verkehrt; vgl. S 67, Anm. 6.

das ewige Schwanken, die Zerrissenheit, und das Verliehren der eignen Persönlichkeit an fremde, oft ganz unbedeutende, so wie ich bedauert haben[1]). Denn was ist uns aus diesem Leben bei diesem ungeheuern Anlauf der Genialität, und mit diesem Trotz auf diese geworden. Und das können wir von so vielen Menschen sagen. Am betrübendsten war dies mit unserm Freunde Burgsdorff[2]) der Fall[2]). Wie gesagt, sähen wir uns nur einmal, um so recht unsre Erfahrungen gegen einander auszusprechen. Die Rahel sah ich in Prag im Jahre 13 wieder[3]) und sah sie täglich und verhandelte viel mit ihr, oft bis in die Nacht hinein. Ich suchte ihr immer die haltungslose Willkühr ihres Wesens und ihrer Denkweise deutlich zu machen[4]). Sie wissen, was mir Göthe immer war; ich

---

[1]) In der ablehnenden Beurteilung des Rahelbuches begegnet Tieck sich mit Heinrich von Treitschke, der dasselbe in seiner Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert (IV[5], 428 f.), wie folgt, charakterisiert: „Da standen in seltsamem Durcheinander tiefe Gedanken und herzliche Worte der Bewunderung für echte Männergröße, aber leider auch schillernder Unsinn, hysterische Stoßseufzer und leere Wortspiele, die nur durch den gezierten Ausdruck auf den ersten Blick verblüffen konnten." Jedenfalls aber läßt sich nicht leugnen, daß die eigenartige Briefsammlung trotz ihrer unbestreitbaren Mängel auf die Vertreter des jungen Deutschlands Heine, Gutzkow, Mundt und Laube eine nachhaltige, bedeutende Wirkung ausübte; vgl. Johannes Prölß, Das junge Deutschland, Stuttgart 1892, 490 f. 502. 532; Georg Brandes, Das junge Deutschland[3] Leipzig 1897, 278; Walzel, Allg. deutsche Biographie XXXIX, 787; Dragutin P. Subotić, Rahel Levin u. das Junge Deutschland, Münchener Diss. 1914, 8 f. 12 f.

[2]) Brinkmans und Tiecks gemeinsamer Freund Wilhelm von Burgsdorff (vgl. Lit. Echo XIX, 528), ein schöngeistig beanlagter, feingebildeter, mit gesellschaftlichen Talenten begabter, hochgemuter Edelmann, brachte es trotz alledem weder zu einer einzigen dichterischen Leistung, noch war er dazu imstande, sich in der Beamtenlaufbahn eine angesehene Stellung zu erringen, blieb vielmehr bis an sein Lebensende († 1822) ein haltloser, leichtfertiger, unstäter Genußmensch; vgl. Köpke, Tieck I, 73. 137. 150. 169 ff. 184. 299 ff. 306 ff.

[3]) Im Jahre 1813, als Mitteldeutschland der Schauplatz blutiger Kämpfe wurde, hatte Tieck, durch Wilhelm von Humboldt mit Paß und Empfehlungen versehen, sich mit seiner Familie nach Prag gewendet (Buch des Andenkens II, 100). Hier stand der Dichter Sommer und Herbst über in anregendem Verkehr mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, die sich gleich ihm damals vorübergehend in Prag aufhielten; vgl. Köpke, Tieck I, 351 f. — Rahel war mit ihrem Bruder Ludwig Anfang Juni nach Prag geflüchtet. Auf Empfehlung des Grafen von Bentheim fand sie hier bei dessen Geliebten, der Schauspielerin Auguste Brede, die freundlichste Aufnahme, was ihr Gelegenheit gab, Tieck mit den Prager Theaterkreisen bekannt zu machen; vgl. Buch des Andenkens II, 100. 104. 166; Berdrow, Rahel 196. 199 f.; E. Graf, Litterarhistorische Forschungen XXVIII, 82 f. Doch lebte sie in Prag keineswegs nur ihren schöngeistigen Neigungen, sondern entfaltete, als es Anfang September Scharen von Verwundeten zu pflegen und zu versorgen galt, eine ebenso hochherzige wie aufopfernde Liebestätigkeit; vgl. Buch des Andenkens II, 110 ff. 115 ff. 120 f. 124. 126 f. 131 f. 136. 167; Prölß, Das junge Deutschland 480; Berdrow a. a. O. 202 ff.; Anna Brunnemann, Deutsche Frauen in Kriegszeiten, Dresden 1917, 29 ff.

[4]) Die Erinnerung daran war bei Rahel noch nach vielen Jahren lebendig. Denn am 13. August 1823 schreibt sie an Tieck (vgl. Holtei, Briefe an Tieck IV, 143): „Wissen Sie noch, wie sie in Prag in einer langen Unterredung, die wir hatten, endlich sagten: ein gewisses Nichtverstehen, eine Sorte Dummheit sey unsittlich."

kann wohl sagen, ich habe ihm einen grossen Theil meines Seins zu danken, meine Anbetung ist noch jezt eine ganz jugendliche — aber, — alles sollte ich an ihm verehren[1])? Und das Schwächere, Kältere, Klug-Vornehme, Unpoetische mehr als seinen poetischen Genius? So fand ich denn, was ich aber schon zu wissen glaubte, daß Rahel keinen Kunstsinn[2]) und keinen Sinn für die Poesie hatte. Ja, einen Reitz, und einen heftigen, für die schroffen Seiten an Göthe; und ihr Eigensinn war so dialektisch und sinnreich jesuitisch, daß sie sich alles, was sie nur wollte, mit Witz und seltsamen Einfällen beweisen konnte[3]). Diese Gabe, durch welche Rahel so vielen Geistern, auch starken, imponirte, kann in uns nur entstehn und sich ausbilden, wenn der Kunstsinn ganz und gar mangelt. Das Vollendete, Ganze, fest Abgeschlossene, in sich Nothwendige ist gerade das, was die allerwenigsten Menschen wollen. So war denn diese getreuste aller Freundinnen zugleich die allerungetreueste; es kostete ihr nichts, den Edelsten irgend einem eben hergelaufenen aufzuopfern. Und so ungetreu war sie auch gegen sich selbst. Wie ist sie mit ihren Ueberzeugungen und Gefühlen umgegangen. Es war eine ihrer raffinirten Wollüste, das Beste zu vernichten, vorsäzlich, und dann mit Verzweiflung über den Verlust zu klagen. Damals mußte sie viel Hartes von Wil[helm] Humbold[t] erfahren der auch eine Zeitlang in Prag war[4]). Er sah sie gar nicht, ließ sie nicht vor und erklärte laut in einigen Gesellschaften, es sei unmöglich, mit ihr umzugehn. Sie hatte freilich schon seit lange allen Schein zu wenig vermieden. — So finden Sie auch in Ihrer (sic!) Correspondenz die auffallendsten Widersprüche: so selbstständig sie sich dünkt, so ist sie doch sehr

---

[1]) So bewundernde Anerkennung Tieck dem Goetheschen Genius zollte, so war dieselbe bei ihm doch keineswegs unbegrenzt (Näheres darüber bei Köpke, Tieck I, 259. II, 75. 187—192 und Hermann Andres Krüger, Pseudoromantik, Leipzig 1904, 209), während sie bei der leidenschaftlichen Goetheverehrerin Rahel ins Ungemessene ging. Letzterer gebührt dafür das unbestreitbare Verdienst, Goethes Dichtergröße mit unter den ersten klar erkannt zu haben; vgl. Buch des Andenkens I, 21 f.; Prölß, Das junge Deutschland 471 ff.; Walzel, Allg. deutsche Biographie XXXIX. 785 f.

[2]) Auch Brandes (Das junge Deutschland[3] 289) macht die Bemerkung, Rahels Wesen sei nicht künstlerisch veranlagt gewesen.

[3]) Rahels dialektische Künste tadelt auch Treitschke (a. a. O. IV[5] 428) mit aller Schärfe: „Mit dialektischer Kühnheit übersprang sie alle die Schranken, welche Natur und Geschichte der Menschheit gesetzt haben; Vaterland und Kirche, Ehe und Eigentum, alles erlag ihrer zersetzenden Kritik."

[4]) Humboldt nahm im Juli und August 1813 als Bevollmächtigter Preußens an den Verhandlungen des Prager Friedenskongresses teil; vgl. Haym, Humboldt 302 ff. Seine einstigen Sympathien für Rahel hatten sich inzwischen ins gerade Gegenteil verkehrt. Rahel äußert darüber in einem noch von Berlin aus an Brinkman gerichteten Briefe vom 11. Januar 1813 (Buch des Andenkens II 78): „Humboldt haßt mich jetzt wieder: er war das letztemal in Berlin, ohne mich zu sehen", und in Prag ersucht sie am 18. Juli 1813 ihren Freund Gentz (Buch des Andenkens II 108): „Fragen Sie doch wo möglich Humboldt aus, was er wider mich hat: wenn man nur erst das weiß." Humboldt selbst berichtet seiner Frau von Prag aus am 25. Juli 1813 über sein Zusammentreffen mit Rahel bei der Gräfin Schlabrendorff (vgl. Wilh. u. Caroline von Humboldt in ihren Briefen IV 80 und dazu 87. 91 f.): „Die kleine Levi hat mich sehr agaciert, allein was soll man mit der Judenmamsell? Gentz versichert zwar noch immer, sie sei die geistreichste Frau auf Erden. Man muß auch des Geistes entbehren können. Ich bleibe also unerbittlich."

oft nur das Echo eines neuen Bekannten[1]). Ihr Verhältniß zu Gentz ist ein tragikomisches[2]). Und hat sie je die Jüdinn[3]) vergessen können. Am Ende triumphirt die jüdische Literatur und der verliederlichte Heine, dieser Juden-Messias, doch in gewissem Sinne über Göthe[4]). J[ean] Paul[5]),

---

[1]) So war Rahel, um nur ein Beispiel anzuführen, mit einem Male ganz von Börne eingenommen, als sie auf dessen Zeitschrift ‚Die Wage' aufmerksam wurde. Über Börne schreibt sie am 18. Mai 1819 ihrer Freundin Auguste Brede (Buch des Andenkens II 576 f.): „Ich habe jetzt einen neuen Freund, Doktor Börne in Frankfurt a. M. Ich hab' ihn nie gesehen. Den preise ich Ihnen dringend an! . . . Er ist scharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen, wie einer der guten Alten; empört, wie man soll . . . Keck, aber besonnen. Kurz, mein großer Favorit."

[2]) Das Verhältnis der beiden zu einander war insofern höchst sonderbar, als Rahel sich immer wieder — so z. B. in ihren Prager Briefen vom 18. Juli und 2. September 1813 (Buch des Andenkens II 105 ff. 116 ff.) — gedrungen fühlte, Gentz ihre Zuneigung zu erkennen zu geben, obwohl der unaufrichtige Freund ihre Gefühle stets von neuem enttäuschte; vgl. Berdrow, Rahel 78 ff. Von dieser tragikomischen Schwärmerei Rahels für Gentz erzählt auch Humboldt seiner Frau in einem Briefe vom 9. August 1813 (Wilh. u. Caroline von Humboldt in ihren Briefen IV 88): „Du weißt, daß die Levi einmal in Gentz verliebt war, das hat wieder angefangen, und sie schreibt ihm die rührendsten Briefe, die ihn sehr quälen, denn er macht sich im Grunde, wie er auch sie im Sprechen vergöttert, nichts aus ihr, und sie hat nichts davon, als die großen Worte, die sie nicht hört."

[3]) Rahel wurde am 19. Mai 1771 als älteste Tochter des jüdischen Kaufmanns Levin Markus geboren. Am 27. September 1814 anläßlich ihrer Vermählung mit Varnhagen von Ense ließ sie sich taufen und nahm den Namen Friederike Robert an, vgl. Berdrow, Rahel 9. 211 ff.

[4]) Tieck hatte von Heines dichterischen Leistungen eine ziemlich geringe Meinung. Das bekunden die von Köpke (Tieck II 208) wiedergegebenen Äußerungen: „Welches Reden hat man in der modernen Literatur nicht von Heine gemacht! . . . Das beste, was er geben kann, ist nichts Neues, es sind Nachklänge Goethes in einzelnen seiner Lieder. Aber sonst welche Suffisance und gemeine Ironie! Und welche Eintönigkeit! Es ist immer wieder das alte Lied!" Darum war ihm auch die große Vorliebe der Goetheverehrerin Rahel für Heine, der in den Jahren 1821—1823 in ihrem Salon verkehrte und als aufstrebendes Talent von ihr und ihrem Gatten mächtig gefördert wurde (vgl. Adolf Strodtmann, H. Heines Leben und Werke[2], Berlin 1873—74, I 153 f. 345. 578 f. II 227 ff.; Berdrow, Rahel 282. 382 ff.; Subotić, Rahel Levin 9, 13), ein Ärgernis. Tatsächlich sollte das Judentum, für einige Zeit wenigstens, die Vorherrschaft in der deutschen Literatur an sich bringen. Treitschke bemerkt darüber (a. a. O. IV[5] 433 f.): „Wie gewaltig war doch die Macht des Judentums in wenigen Jahren gestiegen! Börne und Heine, Eduard Gans und die Rahel gaben den Ton an im Jungen Deutschland, dazu als Fünfter etwa noch Dr. Zacharias Löwenthal, der betriebsame Verleger in Mannheim . . . Da jene fünf ihre germanische Gefolgschaft wirklich überragten, so erlangte der jüdische Geist für kurze Zeit einen Einfluß auf die deutsche Literatur, wie seitdem niemals wieder."

[5]) Jean Paul und Rahel schätzten sich gegenseitig; vgl. Berdrow, Rahel 54. 150; Eduard Berend, Jean Pauls Persönlichkeit, München u. Leipzig 1913, 41. 66 f. Letztere ging sogar so weit, Jean Paul mit zu den ersten Geistesgrößen zu rechnen. Im Buch des Andenkens heißt es von ihm (II 81): „Dialogen sind schon das Schwerste, wie mich dünkt, und nur Shakespeare, Goethe und Jean Paul in den Flegeljahren sind welche gelungen" und weiter (III 140):

Eßler[1]), Hotho[2]), Gans[3]), Pückler-Muskau[4]), die Carolat[h][5]) und wer nicht? sind ihr zu Zeiten das Höchste, Beste, Einzige, und sie fühlt die Widersprüche nicht, ja die Aufhebung jener Ueberzeugungen, die sie doch für ihr eigenstes Wesen hält. Was hat sie doch, trotz ihres Verstandes, von Fichte begriffen![6]) Oder von Solger?[7]) Und welche Worte über diese Schriften. Hier weiß man nicht mehr, ob man mehr die leere Arroganz oder die tiefe Unwissenheit anstaunen soll. In allen diesen Briefen sinkt sie unter das Mittelmässige.

Ich werde jezt die Cevennen vollenden[8]) und alsdann das Werk über

---

„Fichte, Goethe, Rousseau, Saint-Martin, Jean Paul, Alle, Alle, die etwas Gutes sagen, sagen dasselbe: lauter Variazionen auf das einfache, im höchsten Witz ersonnene Thema."

[1]) Gemeint ist wohl der treffliche Schauspieler Ferdinand Eßlair (vgl. über denselben Tieck, Krit. Schriften III 63 ff.; Kürschner, Allg. deutsche Biographie VI 384 ff.), über den sich die große Theaterfreundin Rahel im Buch des Andenkens wiederholt (vgl. II 61 ff. 372. 487. 496) mit Begeisterung äußert.

[2]) Heinrich Gustav Hotho, der jugendliche Dichter des Trauerspiels Don Ramiro — nicht Raniero —, das 1825 im Druck erschien (vgl. Prantl, Allg. deutsche Biographie XIII 191), wird von Rahel im Buch des Andenkens (III 222 f.) ihrem Bruder Ludwig als ein ‚talentvoller' Autor gepriesen.

[3]) Ein Brief, in dem der Rechtslehrer Eduard Gans, der bekannte Verfasser des Erbrechts in welthistorischer Entwicklung (vgl. Steffenhagen, Allg. deutsche Biographie VIII 362; Berdrow, Rahel 323 f.), Rahel von den während seines Pariser Aufenthalts im Sommer 1825 gewonnenen Eindrücken berichtet, wird von der Freundin in ihrer Antwort überschwenglich gelobt, wenn sie schreibt (Buch des Andenkens III 211 f.): „Sie haben mir in leichter Form die ernstesten, scharfgesehensten Dinge berichtet . . . Die schöne Aussaat wuchert bei mir im gesündesten Boden . . . Wir lasen zweimal Ihren Brief. Den lieben nenn' ich ihn. Und wissen Sie warum? wissen Sie warum! weil er voll der schärfsten, genausten, treffendsten, flüchtigsten, erschöpfendsten Zeichnungen . . . Ihr ganzes vergebungsvolles Gemüth beseelt und durchdringt diese Bildsäulchen von Urtheilen; und das ist Wasser, was meine Herzensmühle brauchen kann!"

[4]) Hermann Fürst von Pückler-Muskau (vgl. über denselben Mähly, Allg. deutsche Biographie XXVI 692 ff. und Berdrow, Rahel 347 ff.) erscheint Rahel als ein ‚Schöpfer, ein Hirte im Thal, ein Autor da dort' (Buch des Andenkens III 561). Seine ‚himmlischen', ‚liebenswürdigen' Briefe sind ihr Entzücken und Trost, ‚seine edlen, reinen, unschuldigen, milden, stillen und festen Vorsätze ihre Stärkung — ja, ein großtropfiger Mairegen auf dorr-dürstigem Boden' (ebd. III 350. 554. 556 f. 595).

[5]) An die Fürstin Adelheid von Carolath (vgl. über dieselbe Berdrow, Rahel 123. 275. 282 ff.) schrieb Rahel eine ganze Reihe Briefe voll überströmender Empfindungen und Freundschaftsbeteuerungen; vgl. Buch des Andenkens III 324 f. 332 f. 342 ff. 392 ff. 418 ff. 425 ff.

[6]) Rahel, die von Jugend auf eine begeisterte Verehrerin Fichtes und seiner Lehre gewesen war (vgl Prölß, Das junge Deutschland 479 u. Berdrow, Rahel 26. 86 f. 129 f. 156. 301. 321), glaubte, wie sie in einem Briefe an ihren Bruder Ludwig aus dem Jahre 1831 (Buch des Andenkens III 509) bekennt, Fichte verstanden zu haben.

[7]) Auf die philosophischen Gespräche, welche Tiecks Freund Wilhelm Ferdinand Solger (vgl. Köpke, Tieck I 363 ff.) 1817 erscheinen ließ, war Rahel durch Friedrich Schlegel hingewiesen worden. Nach beendeter Lektüre hatte Rahel an Solger vor allem auszusetzen, daß er nicht in allen Stücken mit Fichte übereinstimme (vgl. Buch des Andenkens II 511 ff.).

[8]) Dieser Plan kam nicht zur Ausführung, vielmehr blieb der Aufruhr in den Cevennen, eine Novelle in vier Abschnitten, von denen die beiden ersten

Shakspear[1]). Die Uebersetzung des Dichters ist beendiget; haben Sie sie wohl gesehn, verglichen und die Noten durchgeblättert?[2]) Das Neuste von hier ist, daß in diesen Tagen Böttiger gestorben ist[3]) der Ihnen ja wohl auch persönlich bekannt war[4]). Er wird in der Journalistik[5]) und in dem Theil der Literatur, der besser fehlte[6]), eine große Lücke machen.

Ein Autor bildet sich oft ein, daß seine gedruckten Schriften gewissermassen Briefe an seine Freunde vertreten können. Und in dieser Weise, wenn Sie mich gelesen haben, werden Sie immer mehr von mir wissen als ich von Ihnen. Sie werden dann auch erfahren haben, wie mir die neuste französische Literatur und Poesie vorkommt[7]), die schon wieder von der Höhe plötzlicher Autorität herunter zu steigen scheint — oder gar der demagogische Unsinn der jungen Deutschen[8]) — denn über beides habe ich mehr wie einmal, wenn auch nur in Andeutungen, gesprochen. Zelter und Göthe[9]) werden Sie auch gesehn

---

1826 im Druck erschienen waren, trotz mehrfachen Drängens der Freunde unvollendet; vgl. Köpke, Tieck II 50. 306; Bernhardi, Allg. deutsche Biographie XXXVIII 268.

[1]) Als Ergänzung zu August Wilhelm Schlegels Shakespeareübersetzung gab Tieck 1836 vier Schauspiele von Shakespeare in deutscher Übersetzung heraus, die nach seiner Ansicht den großen Briten zum Verfasser hatten; vgl. Bernhardi, Allg. deutsche Biographie XXXVIII 272.

[2]) Gemeint ist A. W. Schlegels Übersetzung der dramatischen Werke Shakespeares in neun Bänden, deren letzter 1833 erschienen war. Über Tiecks Teilnahme daran vgl. Köpke, Tieck II 55. 306; Bernhardi a. a. O. XXXVIII 271.

[3]) Karl August Böttiger, der wegen seiner Sucht zu loben von Tieck 1834 in der Märchennovelle ‚Die Vogelscheuche' verspottete Allerweltsfreund Ubique (vgl. Krüger Pseudoromantik 198 ff.), starb am 17. November 1835 als Oberinspektor der Königlichen Altertumsmuseen zu Dresden; vgl. Urlichs, Allg. deutsche Biographie III 205 f.

[4]) Die persönliche Bekanntschaft Böttigers, der in den Jahren 1791—1804 Oberkonsistorialrat und Direktor des Gymnasiums zu Weimar war, hatte Brinkman am 16. Februar 1798 gemacht, als er auf der Durchreise nach Paris Goethe einen Besuch abstattete. Seitdem schrieben sich Brinkman und Böttiger von Zeit zu Zeit. Fünf, teilweise in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1880, Nr. 50, S. 275 abgedruckte Briefe Brinkmans an Böttiger aus den Jahren 1798—1835 befinden sich im Besitze der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden (Mscr. Dresd. h 37 Bd. XVIII Nr. 71—75).

[5]) Als Correspondent und Kritiker schrieb Böttiger vor allem für die Allgemeine Zeitung und für die von Theodor Hell herausgegebene Dresdner Abendzeitung; vgl. Karl Wilhelm Böttiger, Karl August Böttiger 96 f. und Krüger, Pseudoromantik 185 ff.

[6]) Böttiger gehörte der von Tieck grimmig befehdeten literarischen Clique des Dresdner Liederkreises an; vgl. K. W. Böttiger a. a. O. 105 f. u. Krüger a. a. O. 195 ff.

[7]) Es sei hier an Tiecks Aufsatz ‚Über die neueren französischen Stücke auf dem deutschen Theater' erinnert, der 1827 in der Dresdner Morgenzeitung erschien und im vierten Bande der Kritischen Schriften (132 ff.) abgedruckt ist. Vergleiche auch Köpke, Tieck, II 97.

[8]) Polemische Ausfälle gegen die Vertreter des jungen Deutschlands und die Radikalen unternahm Tieck vor allem in mehreren seiner Novellen; vgl. Bernhardi, Allg. deutsche Biographie, XXXVIII 269 und Köpke, Tieck II 45. 54 f. 76 ff.

[9]) Gemeint ist der 1833 von Friedrich Wilhelm Riemer herausgegebene Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Zur Be-

Kieler Blätter 56.
Kleist Ewald v. 10 f. (Frühling). — Brief an K. von Gleim 9/12; von K. an Geßner 14 f.
Klopstock F. G. 12. 15 ff.
Knebel K. L. v. 15. 17.
Köpken Fr. v. 28.
Koethe Frdr. A. 56.

Lang Carl 30 (‚Almanach').
Laroche Sophie v. 22.
Lavater Joh. Kasp.: Zirkularschreiben ü. s. Reise im Sommer (1783) 21/24.
Lessing G. E. 13.
Levin Rahel, s. Varnhagen Rahel.

Marcard H. M. 20.
Marheineke 49 3.
Matthisson Frdr. v. 32 (Alin). — Briefe an F. Brun u. K. V. v. Bonstetten 24/34.
Matthisson Luise v., geb. Glafey 24/30 passim.
Mendelssohn Henriette 74.
Meyer Joh. Frdr. v. 56.
Molitor F. J. 39.
Moltke Ldw. Gf. 7.
Müller Adam 39. 40.
Müller J. G.: Brief an ihn von F. J. Perthes 53/57.

Neander Aug. 58. 59. 60.

Otto Chn.: Brief Jean Pauls an ihn 54.

Perthes F. J.: Brief an J. G Müller 53/57.
Pfenninger J. K. 23.
‚Prometheus' (Zschr.) 47.
Pückler-Muskau Herm. Fürst 72.

Ramler Karl Wilh. 9 f. 13.
Recke Elise v. d. 26. 30.
Reich Ph. E. 13.
Reichardt J. F. 23.
Reimer Gg. Andr. 45 3.
Reinhard K. F. Graf 43.
Reventlow Gf. Caj. 54.
Richter (Jean Paul) Frdr. 71. — Brief an Otto 57.
Rink K. F. 49 3.
Ritter J. W. 48.

Sander Ch. L. 28. 30. 31.
Sander Joh. Dan. 66.
Savigny K. F. v. 53 (Nachschrift an Zimmer).
Schiller Frdr. v. 29.
Schlegel Aug. W. v. 43. 47. 48. 49.
Schlegel Dor. v. 36 (38 f. 41. 45. Primaleone). 38 (Lohr u. Maller). 68. 74.
Schlegel Frdr. v. 36/51 (Sprache u. Weisheit d. Inder; Mitarb. an d. Heidelb. Jbb.). 45 f. (51 Konversion). 53. 67. 68. — Briefe an J. G. Zimmer 35/50.
Schönaich Chph. Otto v. 10. 14.
Schubert G. H. v. 48.
Schultheß Joh. Gg. 10. 14.
Shakespeare 73.
Solger K. W. Ferd. 72.
Staël, Frau v. 47.
Stolberg Chn. Gf. 54.
Stolberg Frdr. Gf. zu 15 ff. — Gesch. d. Relig. Jesu Chr. 36. 40. 43. 44. 45. 49.
Sulzer J. G. 13.

Thomas a Kempis 56.
Tieck Frdr. 74.
Tieck Ldw.: Brief an C. G. v. Brinkman 61/74.
Treitschke H. v. 69 1. 70 3.
Türkheim-Schönemann, Familie 22.

Varnhagen Karl A. 64.
Varnhagen Rahel, geb. Levin 62. 63 f. (68/72 Tieck über sie).
Veit Phil. 74.
Voß, Verleger 13.
Voß Joh. Heinr. 52 f. (Rez. d. ‚Wunderhorns').
Wichmann J. E. 20.

Wieland Chph. Mart. 10 f. 13. 14. öfter. 16 f. 31.
Wilken Frdr. 39. 41. 44.
Willisen Adf. v. 65.
Winckelmann J. J. 47 f.

Zeitung f. Einsiedler 43. 44 f. 46. 49.
Zelter K. F. 73 f.
Zensur 57/60.
Zimmer Joh. Gg.: Briefe an ihn, von: Cl. Brentano 52 f. — F. Schlegel 35/50.
Zimmermann Joh. Gg.: Brief an einen unbek. Kollegen 19/21.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

Josef Nadler und August Sauer

Vierzehntes Ergänzungsheft
(Gundolf-Heft)

Leipzig und Wien
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.
1921

haben. Mir machen diese Sachen einen trübseligen Eindruck. Die Nachwelt bekommt zu viel von Göthes Schwächen: sein grosses glänzendes Bild wird dadurch verdunkelt. Aber Sie! — Welche Masse interessanter Briefe aller Art müssen Sie besitzen! Und die Ihrigen — haben Sie nicht die an Gestorbene wieder erhalten? Ich komme immer darauf zurück, daß Sie den Deutschen, die Sie immer geliebt haben[1]), ein Denkmal Ihrer Liebe zurücklassen müssen. Denken Sie wenigstens meinen Vorschlägen nach.

Die Frau von Fried[rich] Schlegel lebt ruhig und glü[c]klich in Frankfurt am Main, bei ihrem Sohne Philipp[2]), still und orthodox katholisch[3]). Wer hätte uns das 1794[4]) auch vorher sagen sollen? Die Schwester Henriette ist vor einigen Jahren gestorben[5]). Beide Frauen waren vor einigen Jahren eine Zeitlang in Dr[esden], und ich habe sie viel gesehn. Henriette war beinah noch katholischer[6]) als die Schwester.

Sind Sie uns ein edler christlicher Freund, der dem Nächsten, welcher sich an ihm versündigt hat, siebenmal an einem Tage verzeihen kann, so vergelten Sie mir nicht Gleiches mit Gleichem und lassen mich, um den Sünder zu strafen, wieder eben so lange auf einen Brief warten; sondern Sie sammeln feurige Kohlen auf mein Haupt und antworten mit Ihrer bekannten Liebe und Freundlichkeit recht bald, schreiben, wie ihr (sic!) voriger Brief ist, hübsch umständlich und fühlen in jeder Ihrer Zeilen, wie wohl sie mir thut, welche Freude es mir macht, ein Talent wie das Ihrige, einen Mann von diesen Kenntnissen und ein solches Gemüth, einen so milden Menschenfreund, auch meinen Freund nennen zu dürfen. Mein Bruder in Berlin[7]) ist gewiß einer Ihrer wärmsten Verehrer und wahrsten Freunde, er würde seine Grüsse mitsenden, wenn er wüßte, daß ich schreibe, aber die Gräfinn Henriette Fink[enstein] vereinigt ihre Wünsche mit den meinigen und bittet, daß der Himmel Sie noch recht lange erhalten, und daß Sie mir und ihr Ihre Freundschaft und Ihre Liebe erhalten mögen.

Ganz der Ihrige Ludwig Tieck.

Dresden, den 17. November 1835.

---

urteilung dieses Briefwechsels vgl. Karl Heinemann, Goethe II[4] 238 ff. und Eitner, Allg. deutsche Biographie XLV 48 f.

[1]) Brinkman war Zeit seines Lebens ein glühender Verehrer deutschen Geistes und Wesens; vgl. Lit. Echo, Jahrg. XIX, H. 9, Sp. 531.

[2]) Dorothea Schlegel siedelte anderthalb Jahre nach Friedrich Schlegels Tode, im September 1830, von Dresden nach Frankfurt a. M. über. Um die nämliche Zeit wurde ihr jüngster Sohn aus erster Ehe, der Maler Philipp Veit, als Direktor an das Städelsche Kunstinstitut daselbst berufen; vgl. Muncker, Allg. Deutsche Biographie XXXI 375.

[3]) Friedrich und Dorothea Schlegel waren am 16. April 1808 in Köln zum Katholicismus übergetreten; vgl. Adolf Kohut, Moses Mendelssohn u. seine Familie, Dresden u. Leipzig 1886, 92.

[4]) 1794 werden Brinkman und Tieck Dorotheas Bekanntschaft gemacht haben, die seit 1778 auf Wunsch ihres Vaters Moses Mendelssohn in erster Ehe mit dem jüdischen Bankier Simon Veit verheiratet war und gleich Rahel die literarischen Kreise Berlins an sich zog; vgl. Muncker a. a. O. XXXI 372 und Köpke, Tieck I 193.

[5]) Henriette Mendelssohn, Moses Mendelssohns jüngste Tochter, starb unverheiratet am 9. November 1831. Vergleiche über ihre Persönlichkeit Sebastian Hensel, Die Familie Mendelssohn, Berlin 1879, I 55 ff. und Kohut a. a. O. 95 ff.

[6]) Mit dem Übertritt ihrer Schwester Dorothea zum Katholizismus war Henriette zunächst durchaus nicht einverstanden gewesen, bis sie schließlich selbst übertrat; vgl. Hensel a. a. O. I 75 f. und Kohut a. a. O. 98 f.

[7]) Der Bildhauer Friedrich Tieck.

Register.

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

Anakreon-Überſ. von Gleim 12 f.
Anhalt-Deſſau: Luiſe, Fürſtin 24/34 passim. 34 (Brief an F. Brun).
Arnim Bettina v. 64.
Arnim Ldw. A. v. 43. 49. 52.
Atterbom P. D. A. 66 [2].

Bernhardi Sofie 49 [1]. 67.
Berthold, Bruder 59. 60.
Bertuch Frdr. Juſtin 15. 17 f.
Beskow Bernh. v. 62 f. 66 [3].
Bodmer J. J. 10. 14.
Börne Ldw. 71.
Böttiger K. A. 73.
Boiſſerée S. 43.
Bonſtetten Karl Vikt. v.: Briefe v. Matthiſſon an F. Brun u. ihn 24/34.
Brede Auguſte 69 [3].
Brentano Clem. 52 f. (Wunderhorn). Brief an J. G. Zimmer 52 f.
Brinkman Carl Guſt. v.: Brief an ihn von L. Tieck 61/74.
Brühl Heinr. v.: Aus Briefen Gellerts an ihn 5/8.
Brühl Moritz v. 5 f.
Brun Frdrke.: Briefe an ſie von Matthiſſon 24/34.
Brun Lotte 34.
Buchholtz Frz. Bern. v.: Brief an ihn v. J. Grimm 58. Vgl. 59 f.
Büſching J. G. 38.
Burgsdorff Wilh. v. 62. 63. 69.

Carolath Adelh. Fürſtin 72.
Claudius Matth. 18. 53/57 (geſchildert v. Perthes; u. a.).
Collin M. v. 59.
Cotta J. G. 31.
Creuzer Gg. Frdr. 37 f. 39. 42. 43. 44. 47. 48. 53.

Deinhardſtein J. L. 59.

Eckardt, Meiſter (ps.) = F. Schlegel 47.
Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz (von Bodmer, Wieland u. a.) 10. 13.
Ernſt Eman. 46.
Esmarch Hieron. 32 [3].
Eßlair F. 72.

Fichte J. G. 40 f. 42. 43. 44. 45. 72.
Finkenſtein Henriette u. Karl Graf v. 65. 74.
Fouqué, Frau v. 64.

Hans Edu. 72.
Gellert Chn. Fürchteg.: Aus Briefen an H. v. Brühl 5/8.
Gentz Frdr. v. 70 [4]. 71.
Geßner Salom. 10 ff. (Daphnis). — Briefe an G., von: Gleim 12 f.; Kleiſt 14 f.
Gleim J. Ldw. Wilh.: Briefe von G. an: Kleiſt u. Geßner 9/14; Carol. Herder 15/18.
Gleim M. L. Kaſp. 17.
Gleims Nichte 15 ff.
Goebel J. H. D. 38.
Goethe J. Wolfg. v. 17. 29. 52. 63. 69 f. 71. 73 f.
Goethe K. E. 23.
Gottſched Joh. Chph. 10. 13. 14.
Gottſchedin L. A. V. 14.
Grimm Jak. 52. — Briefe an: F. B. v. Buchholtz 57/60; J. Haupt 61.
Grimm Wilh. 53.

Hagen F. H. v. d. 38.
Hamburgiſcher unparteyiſcher Correſpondent 50 f.
Hamilton Alex. 50.
Haupt Joſ. 61 (Albungen-Lied). — Brief an ihn von J. Grimm 61.
Heidelberger Jahrbücher 36/50 (F. Schlegels Mitarbeit).
Heine H. 71.
Herder Joh. Gtfr. 15 ff.
Herder Karol.: Brief an ſie von Gleim 15/18.
Hirzel Hs. Kaſp. 10.
Höpfner E. J. 23.
Hormayr Joſ. Frh. v. 41.
Hotho H. G. 72.
Humboldt Wilh. u. Alex. v. 63 (67 f. Tieck über ſie). 70.

Jahrbücher der Literatur (Wien) 58 f. (Rez. v. J. Grimm).
Jüdiſche Literatur 71.
Junge Deutſchland, Das 73.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

Josef Nadler und **August Sauer**

Vierzehntes Ergänzungsheft
(Gundolf-Heft)

Leipzig und Wien
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.
1921

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung III

Aufsätze.

Einzeldarstellung und Gesamtdarstellung. Bei Gelegenheit von Gundolfs „Goethe". Von **Josef Nadler** 1

Methodische Probleme in Fr. Gundolfs „Goethe". Von **Adolf v. Grolman** 11

Gedanken um Gundolfs Goethe. Von **Moriz Enzinger** 35

Die philosophischen Grundlagen von Gundolfs Buch. Von **Leopold Magon** 45

Gedanken und Eindrücke bei der Gundolflektüre. Von **H. Aschner** . . 75

Friedrich Gundolf über Goethes Jugend. Von **Walter A. Berendsohn** 83

Goethe und das Rokoko. Von **Paul Amann** 94

Zu dem Abschnitt „Die Revolution" in Gundolfs Goethe. Von **Eberhard Bauer** 114

Gundolf und Nadler. Von **Franz Koch** 122

Rezensionen und Referate.

Gundolf F., Goethe.

I. Von **A. Fuckel** 130

II. Von **Paul Kluckhohn** 132

III. Von **Franz Finkernagel** 138

Register. Von **Alfred Rosenbaum** 142

Verlags-Archiv-Nr. 1512.

Vorbemerkung.

Das zuerst im Jahre 1917 (Berlin, bei Bondi) erschienene, in einer Reihe von Auflagen verbreitete blendend geschriebene Buch über Goethe von Friedrich Gundolf wurde von vielen Fachgenossen günstig aufgenommen, in ehrenvoller Weise aus der Masse der wissenschaftlichen Literatur emporgehoben und fand in weiteren Kreisen des deutschen Volkes große Beachtung, in der engeren Schule auch schon übertreibende Nachahmung. Nachbarwissenschaften meinten es der zünftigen Literaturforschung als Muster und Vorbild zu Einkehr und Umkehr empfehlen zu sollen. Wir dürfen also wohl in dem Werk ein bedeutsames Zeichen der Zeit erblicken.

Unserer Zeitschrift fehlte es während der Kriegspause an Gelegenheit, zu dem Werke Stellung zu nehmen. Auch ist unser langjähriger Goethereferent gestorben und bisher nicht ersetzt. Wir meinten das Versäumnis gut machen zu müssen. Inzwischen haben wir alle genügend Distanz zu dem Werke gewonnen, aus dem wir alle gelernt haben, um ruhig und unvoreingenommen darüber ins klare zu kommen.

Wir forderten daher die Fachgenossen dazu auf, in größeren oder kleineren Aufsätzen, zustimmend oder ablehnend sich darüber zu äußern, es im ganzen oder im einzelnen zu beurteilen, die Methode zu prüfen oder in eigner Forschung daran anzuknüpfen. Wir stellten kein bestimmtes Programm auf, formulierten keine besonderen Fragen, verteilten nicht einzelne Themata; wir wollten den Rahmen möglichst weit spannen und volle Freiheit gewähren. Sind auch nicht alle angekündigten Beiträge eingelaufen, so hat doch eine Reihe jüngerer Forscher der verschiedensten Richtungen unserer Auf-

forderung Folge geleistet. Alle haben unabhängig voneinander gearbeitet; keiner kannte die Beiträge der andern, als er seinen Aufsatz niederschrieb. Wir griffen in keiner Weise ein, strichen absichtlich Wiederholungen nicht weg; gerade in der Übereinstimmung einzelner Urteile bis in den gleichen Wortlaut hinein möchten wir den Hauptwert dieses Heftes erblicken: eine gewisse Klärung ist erreicht, eine Einigung erzielt. Geläutert und gefestigt, weiteren Blickes und tieferen Sinnes können wir uns wieder in stiller Emsigkeit der historisch gerichteten Erforschung unserer älteren Literatur zuwenden, zu der dieses Buch in schroffsten Gegensatz getreten war.

Im Sommer 1921.

A. S.

Einzeldarstellung und Gesamtdarstellung.

Bei Gelegenheit von Gundolfs „Goethe".

Von Josef Nadler in Freiburg (Schweiz).

Ein Chaos widerstrebender Sehweisen selbst in den unumgänglichsten Grundfragen kennzeichnet den heutigen Stand unserer Wissenschaft. Kaum zwei oder drei gibt es jeweilig, die einander so nahe sind, daß sie einen Weg zu gehen vermögen. Was könnte deutlicher dafür sprechen, daß wir bisher lediglich Meinungen erzeugt, aber keine Erkenntnisse gewonnen haben, geschweige denn, daß wir uns der Wahrheit nähern. Läge es an unserer Wissenschaft, so müßten wir sie aufgeben, statt soviel Arbeit nutzlos zu zerreiben in einer Zeit, da kein Schritt zwecklos getan werden darf. Läge es nur an der Fragestellung, so müßten wir sie ändern, denn eine Antwort wollen wir schließlich doch einmal hören. Läge es aber an uns selber, welche Pflicht könnte uns dann stärker auf die Nägel brennen, als die, daß wir uns richtiger und zweckdienlicher aufeinander einstellen. So sehr wir im Recht sind in unserer Mitte alles auszurotten, was ohne Leistungen Ansprüche stellt und die Wissenschaft zu einem Spiel weibischer Eitelkeit mißbraucht, so dringlicher ist es geboten, dort, wo uns wirkliche Leistungen begegnen, das Gemeinsame über das Trennende zu stellen und mit beiden Händen zu ergreifen.

Vielleicht kann man wenigstens das als feststehend betrachten, daß jeder Mensch mit einer Seite dem Besonderen, mit der andern dem Allgemeinen zugekehrt ist. Der Darsteller des Einzelwesens muß sein Besonderes beleuchten und sein Allgemeines verdunkeln, der Darsteller der Vielheit muß das Besondere im Schatten halten und das Allgemeine aufhellen. Aber es fragt sich, ob im Darstellen oder gar im Erkennen jede Seite so reinlich für sich genommen werden kann und ob in solchem Falle der Einzeldarsteller und der Gesamtdarsteller nicht doch aneinander vorbeiarbeiten, mehr als das Zusammenwirken der Wissen-

schaft verträgt. Gundolfs „Goethe“ bietet ein lehrreiches Beispiel dafür, was Einzeldarsteller und Gesamtdarsteller voneinander fordern dürfen, einmal, weil Goethe an sich als Darstellungsgegenstand dazu verlockt, das aus der Gesamtheit Bewirkte über der bewirkenden Einzelheit zu vergessen und dann weil Gundolf an diesem Stoffe das Einmalige, Besondere, Unvergleichbare folgerichtiger herausgearbeitet hat, als das bisher geschehen ist. Rein logisch gesprochen ist die Gesamtdarstellung des deutschen Schrifttums jeder Einzeldarstellung übergeordnet. Dafür ist vorläufig die Frage belanglos, ob die Literatur eines Volkes ein Organon oder die bloße Summe von Einzelwerken ist. Denn wer nicht einfach sämtliche Einzelwesen in der Art eines Lexikons nach der bloßen Buchstabenfolge aneinanderreihen will, ist gezwungen, wenigstens logische Gruppen zu bilden, in denen der Einzelne irgendwelchen Einheiten untergeordnet erscheint. Schon nach diesem Gesichtspunkte kann eine Gesamtdarstellung sich nur auf den entsprechenden Einzeldarstellungen aufbauen. Daraus ergibt sich, daß der Wert einer Einzeldarstellung nicht schon darin begründet ist, die „Gestalt“ des Einzelwesens kongenial wiederzugeben; mindestens ebenso schwer fällt es ins Gewicht, inwiefern der Einzelndarsteller einer Gesamtsynthese vorarbeitet. Was nur zu erreichen ist, wenn neben dem Einmaligen und Besonderen des Falles die allgemeinen Züge, das Typische zur Darstellung kommt.

Gundolf ist im Recht, wenn er als Einzeldarsteller den Sonderfall Goethe zunächst mit voller Schärfe herausarbeitet. Aber er ist es aus andern Gründen als er angibt. Wenn er einen grundsätzsätzlichen Unterschied macht zwischen „wirklichen“ Dichtern, die nur alle hundert Jahre einmal auftreten und den andern; wenn er zwischen Dichtkunst und Literatur unterscheidet, so hört sich das sehr angenehm an, solange von Goethe die Rede ist. Aber, um zunächst von Tieferem abzusehen, wo holt sich der Gesamtdarsteller die allgemein verpflichtende Entscheidung darüber, was noch eben „bloße“ Literatur und was gerade schon Dichtung ist; wer als ganz großer, durchschnittlicher und ganz kleiner Dichter anzusehen und sonach darzustellen ist? Der Geschichtschreiber kann innerhalb einer Gesamtsynthese nur geschichtlich werten. Ob eine größere oder geringere Fülle von bildenden Kräften notwendig war, um ein Werk, ein Ereignis, ein Einzelwesen zu bedingen, ob diese Kräfte kürzere oder längere Zeit an ihrem Erlebnis arbeiteten; ob von einem Werk, einem Ereignis, einem Einzelwesen mehr oder weniger Nachwirkungen ausgingen, wieviel sie bewirkten, ob ihre Kraft länger oder kürzer aushielt, das sind die einzigen Maßstäbe, die der Gesamtdarsteller hat, die einzigen, die gerecht sind und überzeugen, soweit

das menschliche Unzulänglichkeit gestattet. Zumal der Begriff „Genie", der überdies keineswegs feststeht, ist für die geschichtliche Darstellung unbrauchbar, weil irrational. Der Geschichtschreiber muß ihn sich auf die geschichtlichen Maße des Bewirkten und Bewirkenden umrechnen und den großen Rest, der nicht aufgeht, auf die Seite des Unerkennbaren buchen. Der Einzeldarsteller täuscht sich lediglich dem Genie gegenüber eine glücklichere Lage vor. Denn er ist sowenig imstande wie der Gesamtdarsteller rein erkennend und darstellend auch nur einen Schritt im Unerkennbaren vorzudringen. Gundolf hat mit vollendeter Kunst die innere Einheit „Goethe" darstellend anschaulich gemacht. Aber alle Züge, die diesen Einzelfall zu einem so außerordentlichen machen, lassen sich messen und mit andern ihrer Art vergleichen und was es mit dem Genie an sich eigentlich ist, das vermag auch Gundolf nicht zu enthüllen. Wenn aber das Genie erkennend nicht gepackt werden kann, dann ist nicht einzusehen, wieso Goethe von „kleineren" Dichtern oder bloßen Literaten darstellend als artverschieden kenntlich gemacht werden kann. Die Einzelsynthese so gut wie die Gesamtsynthese kann eben auch im Falle Goethe nur Gradunterschiede erfassen und hier wie dort häuft sich ein Rest auf, der nicht aufgeht. Dadurch aber, daß ein Gesamtdarsteller einfach ein neues Kapitel anfängt und darüber „Goethe" schreibt, die „kleineren" Dichter aber zu Dutzenden auf einer Seite zusammenpfercht, ist das Problem nur für den Setzer gelöst, nicht für den Erkennenden und Darstellenden. Gundolfs Buch zwingt den Gesamtdarsteller keineswegs, zwischen Dichtung und Literatur fürderhin einen Unterschied zu machen. Wenn er das Besondere so stark in den Vordergrund rückte, so tat er das mit dem Recht des Einzeldarstellers, jedes Einzeldarstellers und nicht weil Goethe oder ein Artunterschied in den Schrifttümern dazu berechtigte.

Tiefer in das Wechselproblem Einzeldarstellung-Gesamtdarstellung hinein führt ein anderes. Gundolf macht sich den Satz zu eigen, das Einzelwesen sei inkommensurabel, was doch wohl heißen soll, zwei Größen dieser Art hätten kein gemeinschaftliches Maß. Also ein Begriff aus der Mathematik, der sonach nur bedingt auf ein Geistiges angewendet werden kann. Hätten die Einzelwesen tatsächlich keine gemeinschaftlichen Maße, so ließe sich das deutsche Schrifttum gar nicht als Ganzes anschaulich machen, es wären nur Einzeldarstellungen möglich, die zwar den Inhalt „Deutsches Schrifttum" oder „Deutsche Dichtung" erschöpfen, aber ihn höchstens nach der Sprachform als gewisse Einheit erscheinen ließen. Verhältnisse, die allerdings vielen als idealer Zustand gelten würden. Aber das menschliche Einzelwesen ist ein Organon und als solches weder ein-

fach noch konstant. Es ist nicht einfach, sondern zusammengesetzt aus Einzelzügen, die erst eine Einheit bilden. Diese Teile und einzelnen Akte im körperlichen wie im geistigen Wesen, seien es nun Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen, geformte Erlebnisse, Entschlüsse sind vergleichbar mit denen anderer Einzelwesen, haben oder stellen gemeinsame Maße dar. Auf diesen Einzelzügen beruht die Vergleichbarkeit. Unmöglich zu sagen, jedes einzelne Glied von Goethe, jeder seiner Einzelakte, jeder seiner Gedanken und jede seiner Empfindungen sei inkommensurabel, er habe Frau von Stein geliebt wie kein Sterblicher die Jahrtausende vorher und die Jahrtausende nachher. Das Einzelwesen als Organon ist nicht konstant, sondern in fortwährendem Wandel, was die Teile und Einzelzüge anlangt. Stoffwechsel und Gedankenwechsel bauen das Einzelwesen nach den gleichen Verhältniszahlen und dem gleichen Grundriß fortgesetzt auf und wieder um. Konstante und variable Kräfte wirken in nie unterbrochenem Druck an diesem Wesen. Und auf diesen Wechselkräften beruht gleichfalls die Vergleichbarkeit. Die Einzelzüge und variablen Kräfte des Einzelwesens sind kommensurabel und man könnte höchstens sagen, die jeweilige Ganzheit, zu der sie zusammentreten, ist inkommensurabel. Aber dieser Satz ist logisch kein Axiom, das unmittelbar einleuchtet, sondern im besten Falle ein Erfahrungssatz. Wer aber kann behaupten, daß kein Daumenabdruck dem andern gleiche, da er gar nicht imstande ist, hiefür das Erfahrungsmaterial beizubringen. Der Satz: das Individuum ist inkommensurabel, hat nur in einem Sinne Verstand: diese Ganzheit, die so und so zeitlich und räumlich bestimmt ist, die ist nur einmal da. Aber auch der Gedanke, den ich jetzt fasse; die Bewegung, die ich mache; der Wunsch, den ich jetzt habe; das alles ist genau so auch nur einmal da. In dieser Fassung ist der Satz für den Geschichtsschreiber überhaupt wertlos. Denn in solchem Sinne sind selbst die Einzelzüge eines Sonderwesens inkommensurabel. Der Gesamtdarsteller vergleicht also gar nicht Inkommensurables, sondern nur das, was gemeinsame Maße hat, die Einzelheiten der einzelnen Individuen. Auch der richtiggestellte Satz: das Einzelwesen ist inkommensurabel, beweist gar nichts gegen eine Gesamtdarstellung, die über ein bloßes Versammeln von Einzeldarstellungen hinaus will.

Bei Gundolf spielt dieser Satz eine entscheidende Rolle. Denn er steckt in den beiden Kerngedanken, die hier über das wesenhafte Sein der Persönlichkeit und dort über das erkennende Verhalten zu dieser Persönlichkeit aussagen. Der eine der beiden Kerngedanken lautet: Der Mensch, wie er aus dem Mutterleibe kommt, ist ein nicht weiter aufzulösendes Urphänomen. Hätte er beschränkend hinzugefügt:

für den Einzeldarsteller, so ließe sich wenig dagegen einwenden. Denn Geburt und Tod sind die Grenzen des Einzelwesens und der Einzeldarsteller muß sich in seinen Grenzen beschränken und er schöbe damit die Auflösung dieses Urphänomens andern Händen zu. Doch der Satz ohne Einschränkung gesprochen, rührt an Fragen, die weit über den Einzelfall Goethe hinausgehen. Im fortschreitenden Leben Goethes läßt Gundolf dieses gegebene Urphänomen sich in immer weiteren Kreisringen offenbaren, etwa so, wie in gläubigen Jesusdarstellungen die verborgene Gottheit sich im Kinde, dann im Jüngling, dann im Manne den Menschen wachsend kundtut. Und Gundolf läßt Goethe sich offenbaren kraft den Gesetzen, die das Genie in sich selber trägt. Und hier liegt zunächst der logische Sprung. Mit seiner Formel vom Urphänomen nimmt Gundolf in die Voraussetzung auf, was er beweisen will oder wenigstens sollte. Denn wie denn, wenn es nicht die dem Genie immanenten Gesetze wären, nach denen es sich entfaltet, sondern determinierende Gesetze der Erbmasse? Hier gibt es doch zum wenigsten ein Problem und zwar gerade hier. Denn zu keinem literarischen Einzelwesen liegen so tiefe und eingehende genealogische Untersuchungen vor wie zu Goethe. Die dogmatische kurze Erklärung vom unauflösbaren Urphänomen widerlegt weder diese Untersuchung nach der erkenntniskritischen Seite, noch vermag sie Gundolfs Satz von den selbstherrlichen Gesetzen des Genius zu begründen. Ja vielmehr! Je schärfer man den Blick auf das Einzelwesen und seine immanenten Bildungskräfte einstellt, auf das bloße Entfalten seiner Urkräfte, je geringeren Einfluß man den variablen Bildungskräften der Umwelt einräumen möchte, um so dichter drängen sich alle Fragen um die Geburt des Einzelwesens zusammen. Es muß das Bestreben jeder Wissenschaft sein, die Grenzen des Erkennbaren so weit als möglich zurückzuschieben. Läßt man das Irrationale schon bei der Geburt beginnen, so treiben wir eine Wissenschaft von lauter unbekannten Größen, die überdies untereinander inkommensurabel sind. Wenn man also dem Einzeldarsteller schon zugestehen will, daß er in diesem Falle aus der Not eine Tugend macht, eine Gesamtsynthese wäre unmöglich, wenn es mit den Sätzen vom Menschen als einem gegebenen Urphänomen und vom Individuum als einer inkommensurablen Größe seine Richtigkeit hätte. Beide Sätze sind für den Einzeldarsteller praktisch ohne Bedeutung. Für den Gesamtdarsteller sind sie die allerersten Vorfragen. Wie man sie beantwortet, so sieht die Synthese aus. Vielmehr: wer ihnen mit ja antwortet, der wird zwar den Anschein zu erwecken suchen, als gäbe er eine Gesamtsynthese. In Wirklichkeit rechnet er mechanisch unbekannte und

unbestimmbare Größen zusammen, je als Eins bewertet, wobei nicht einmal eine Addition herauskommen kann. In Wahrheit behandelt Gundolf Goethe gar nicht als unauflösliches Urphänomen. Er spricht einmal von einer „angeborenen Entelechie", was schon ganz etwas anderes ist als jenes Urphänomen. Und die Erbmasse läßt er tatsächlich eine weit größere Rolle spielen, als er theoretisch zuzugeben scheint.

Der Satz vom Einzelwesen als einer inkommensurablen Größe bestimmt sichtlich Gundolfs erkennendes Verhalten zu seinem Gegenstande. Er meint in den einleitenden Sätzen: man müsse Goethe zuvor als Ganzes erlebt haben, ehe man an die Deutung der Einzelheiten herantreten kann. Das ist richtig und äußerst fruchtbar in dem Sinne, daß keine Synthese möglich ist, ohne eine vorgängiges intuitives Erschauen des Gesamtbildes. Man begreift vielfach nur allzu schwer, daß Analyse und Synthese nicht einfach die Übertragung zweier logischer Verfahren auf die Arbeit des Geschichtsschreibers ist. Wobei man billig von solchen Leuten absieht, die mit der gleichen Hand Zentnerkugeln stemmen und Seidenfäden spalten. Zur Analyse und zur Synthese bedarf es zweier individuell ausgebildeter Hände. Und so wahr es ist, daß jeder Geschichtsschreiber diese beiden Hände haben muß, so sicher sind hier erfahrungsgemäß zwei ganz verschiedene Fähigkeiten im Spiele. Der synthetische Instinkt führt immer, mindestens im Unterbewußtsein, das analytische Zergliedern und ohne diesen Instinkt, ohne die Fähigkeit der Intuition, der vorgängigen Anschauung läßt sich keine Synthese machen. Daher denn die unendliche Überlegenheit des analytischen Kleinarbeiters gegenüber der „Phantasie" des Synthetikers. Es ist die Überlegenheit des Kindes, dem kein Spielzeug zu kunstvoll ist. Klein kriegt er's, um zu sehen, wie's da drin aussieht. Aber wenn er's wieder zusammengesetzt hat, so sieht es wohl aus wie früher, nur die Glieder ruhen, das kleine Wunderwerk geht und spielt nicht mehr, es ist tot. Die Analyse macht tot, die Synthese macht wieder lebendig. Mit „Methode" tot machen, ist gewiß eine Sache. Aber wieder lebendig machen, nicht minder, sei es selbst ohne „Methode". Das ist nun der Punkt, wo Einzeldarstellung und Gesamtdarstellung ihre gemeinsame, gleiche Seele haben.

Es war notwendig, diese Vorbehalte zu machen. Denn der Einzeldarsteller ist leicht geneigt, von seinem begrenzten Gebiete, und es ist begrenzt, auch wenn sein Umfang Goethe heißt, Probleme zu leugnen, zu mißachten, zu übersehen, die dem Gesamtdarsteller vor der Hausschwelle liegen. Was tut es ihm, auch wenn das Gesamtgebiet in „Dichtung" und „Literatur" zerfiele, er kann vielleicht den

Menschen als unauflösbares Urphänomen betrachten, wie wenig Schaden hat er davon, wenn das Individuum inkommensurabel ist. In seinem Einzelfall ist er sicher, daß er einen „Dichter" vor sich hat; er braucht seinen Mann sich nur entfalten zu lassen und zum Vergleichen zwingt ihn ja nichts. Und wenn er hundert Einzeldarstellungen schriebe, er wählt sich sein Objekt immer frei und er befindet sich jedesmal von neuem im Falle Goethe. Der Gesamtdarsteller ist in grundverschiedener Lage. Er kann nicht auswählen, wo der Einzelfall ideal liegt, die Fälle treten in blinder Folge an ihn heran und jeder will seinen Spruch. Der Einzelne redet eine andere Sprache, wenn er seinem Sonderdarsteller gegenübertritt, eine andere, wenn er unter Scharen seinesgleichen vor dem erhöhten Beschauer vorüberzieht.

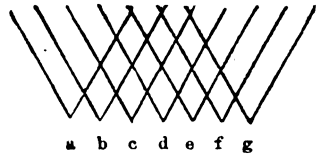
Gundolfs Werk ist für die Gesamtsynthese äußerst förderlich. Gemeint sind keineswegs „Synthesen", die für Schule und Haus mit der bekannt „kundigen" Hand einige Dichter in stark, mittelstark und leicht zu einer gangbaren Kollektion zusammenstellen aus der leider allzu großen Menge von Deutschen, die Verse gemacht und sonstige Bücher geschrieben haben. Gemeint sind Synthesen, für die das Schrifttum eines Volkes ein Organon ist, ein lebendiger Körper höherer Art, in dem das Organon des Einzelwesens, so kunstvoll und gewaltig es sein mag, doch wieder nur eine einzelne Lebensfunktion darstellt. Gundolfs Werk ist für die Gesamtdarstellung in doppelter Hinsicht förderlich: indem es von Goethe handelt und indem es Probleme einer allgemeinen Synthese beschlägt.

Gundolf kam es naturgemäß vor allem, vielleicht einzig darauf an, Goethes Gestalt nachzugestalten. Daß das Individuelle und Einmalige der Erscheinung weit überwiegt, lag in der Aufgabe. Daß er dabei das Typische und Allgemeine, vielleicht wider Willen, mit zum Ausdruck brachte, steigert den Wert des Buches für eine Gesamtsynthese. Des Typischen und Allgemeinen erscheint im Leben Goethes genug, wenngleich es als solches nicht schon in der Einzeldarstellung, sondern erst in einer vergleichenden Gesamtdarstellung erkannt wird, wenngleich es aus Gundolfs Schilderung erst auf dem Wege einer weiteren Abstraktion erfaßt werden kann. Das eben ist ja Sache des Gesamtdarstellers und nicht des einzelnen Betrachters. Gundolfs „Goethe", natürlich in der Zeichnung entsprechend verjüngt, würde sich ohne Störung in meine Synthese einfügen lassen. Es brauchte nicht einmal dies Bild wesentlich nachgetuscht zu werden. Denn gerade das Landschaftliche, allerdings im besonderen Sinne Gundolfs, ist so umfassend und tief behandelt, daß es keines Zusatzes bedürfte und über die Abweichungen ließe sich spielend ein Einver-

nehmen zwischen Einzeldarsteller und Gesamtdarsteller erzielen. Nur eines wäre zu erinnern. Gundolf erklärt: „durch Goethe ist uns diese Weltbetrachtung so geläufig geworden, und durch die Milieutheorien so banalisiert, daß uns die Neuerung kaum mehr bewußt wird, die Dichtung und Wahrheit als Geschichtswerk bedeutet.“ (S. 621.) Da muß ich doch bitten! Es fiel mir nie ein, Goethes Entdeckung banalisieren zu wollen. Daran ist Goethe unschuldig. Wenn hier etwas „banalisiert“ worden ist, so war es ein Gedanke Herders. Aber leider Gottes geht das allen Wahrheiten so, sobald sie aufhören, aparte Wahrheiten eines einzelnen zu sein. Und Goethe banalisieren wir schließlich alle und es ist nun einmal unser Mißgeschick, den nachwachsenden Studentenjahrgängen die gleichen Stoffe immer wieder von neuem zu überliefern. Wir dürfen uns doch nicht alle Semester einen funkelnagelneuen Goethe erfinden. Wie die „Milieutheorie“ wird auch Gundolfs Buch einmal banalisiert sein, sobald sich die Allzuvielen daran sattgelesen haben. Gott besser's!

Als vorbildliche Synthese mag wohl Gundolfs Buch für eine Gesamtdarstellung noch fruchtbarer sein als um seines Stoffes willen. In der Art, wie er ein organisches Menschendasein gestaltend bewältigt hat, wäre der lebendige Organismus einer ganzen Volksliteratur zu gestalten. Dafür bietet dieser „Goethe“ ein Beispiel. Von meinem Standpunkte aus übertrage ich rückhaltslos auf die Gesamtsynthese, was Gundolf für den Einzelfall ausführt und was keineswegs gerade nur für Goethe gilt. Irgend eine bildnerische Kraft bearbeitet die Zeit und den Raum eines bestimmten Schrifttums wählerisch und bildet daraus Gestalt und Form, mag man diese Kraft nun Glück, Charakter, Schicksal oder Natur heißen. Der Zufall bezieht sich auf das Leben in der Zeit, der Rohstoff auf das Gestalten im Raum. Beide müssen durch jene Kraft so bearbeitet werden, daß das Fremde, Unnotwendige, Willkürliche, Unfreie ausgeschieden wird. Und ich stehe nicht an, Gundolfs Folgerung mitzunehmen und mitzuerweitern: es gibt innerhalb einer Gesamtliteratur literarische Räume, in denen sich diese Umbildung zur vollsten Harmonie abklärt. Und nicht minder fruchtbar und zustimmend für eine Gesamtsynthese gilt sein Satz, der ja seine ganze Darstellung trägt: für den Betrachter der Gestalt sind Volksleben und die literarischen Einheiten nur verschiedene Attribute einer und derselben Substanz; die Werke sind Körper, die das Leben enthalten. Nun meint ja Gundolf allerdings: „Die Menschheit ist eine Abstraktion.“ Aber das ist auch diesmal nichts anderes als die willkürliche Übertragung logischer Kategorien auf die Geschichte und die Natur. Abstraktionen sind „der Hohenzoller“, „der Baier“, „der

Deutsche", aber Familie, Stamm, Volk sind nicht Abstraktionen, sondern reale Lebensmächte, und zwar mag man sie als Nebeneinander, als Nacheinander, als Auseinander betrachten. Welch furchtbare Vitalität diese „Abstraktionen" haben, zeigen etwa Erblichkeit und Volksverbreitung der Krankheiten. Schon die einfachste der verschieden möglichen graphischen Darstellungen vermag die biologische Realität von Stamm und Volk darzutun. Denkt man sich einen nach aufwärts geöffneten Winkel als Umfang und Sinnbild der nach rückwärts arithmetisch progressiv wachsenden Ahnenzahl jedes Einzelwesens, so kann man sich die biologische Verflechtung der Einzelwesen eines begrenzten Raumes dadurch versinnbilden, daß man die Ahnenwinkel ineinander schiebt. Denn alle oder die meisten dieser Einzelwesen haben ja den größten Teil der Ahnen gemeinsam. Etwa so: a, b, c ff. sind die gleichzeitig lebenden Individuen einer begrenzten Landschaft. Der Winkel über jedem Buchstaben stellt die nach rückwärts wachsende Ahnenzahl des betreffenden Individuums dar. Sie wächst nach der Formel 2^x, wobei 2 das Elternpaar und x die jeweilige Generation nach oben bedeutet. Also



2^8 = Zahl der Ahnen in der 8. Generation. Da die Zahl der Ahnen eines jeden Individuums theoretisch unbegrenzt groß ist (in der 20. Generation mehr als eine Million), die tatsächliche Zahl aller Ahnen aller Individuen zusammengenommen in Wirklichkeit kleiner ist als die Zahl der gegenwärtig lebenden Individuen, so ergibt eine ganz einfache theoretische Erwägung, daß die weitaus meisten Bewohner einer leidlich konstanten Landschaft schon in verhältnismäßig geringer Generationshöhe die meisten Ahnen gemeinsam haben. Und zwar gibt es unter diesen Bewohnern Gruppen, die nach der Zahl der gemeinsamen Ahnen einander näher oder entfernter stehen. Diese Verhältnisse drücken die ineinander geschobenen Ahnenwinkel aus. Die Schnitträume der Winkel bezeichnen oben die gemeinsamen Ahnen. Natürlich handelt es sich hier um einen schematischen Idealfall. Aber die Erwägung genügt für die Darstellung, daß Bezeichnungen wie „Bayern", „Deutsche" keine Abstraktionen sind, sondern daß sie einfach biologische Realitäten ausdrücken. Und darin ist das Recht begründet, die Lebensäußerungen solcher Volkseinheiten, sofern sie sich abgrenzen lassen, als Lebensakte eines individuellen Organismus zu behandeln. Und in diesem Sinne sind die Grundsätze, nach denen Gundolf verfährt, vor ihm und unabhängig von ihm in der Gesamtdarstellung angewendet worden. Genau so wie es trotz Stoffwechsel und Gedankenwechsel

eine individualisierende Konstante ist, die den Einzelnen zu einer einmaligen Erscheinung ausprägt, genau so gibt es in völkischen Einheiten eine individualisierende Konstante und mit dem gleichen Recht und im selben Sinne wie das Einzelwesen kann man völkische Organismen „inkommensurabel" nennen.

Richtig fragt Gundolf: „Wie kann ein Zeitliches, nämlich Erleben und Schaffen, als Räumliches, nämlich als Gestalt erscheinen?" Und er antwortet: Nicht als Abrollen einer Linie, sondern als kugelförmige Ausstrahlungen. Und so erscheinen ihm Goethes Werke als Jahresringe, nicht als Stationen einer Entwicklungslinie. In einer Gesamtsynthese wäre das Bild treffender dahin umzuformen: eine Kugel, die sich drehend fortbewegt. Das zeitliche Nacheinander von äußeren und zeitgemäß wechselnden Einflüssen kann nur als linienhaft fortschreitend gefaßt werden. Für das Auswirken der eingeborenen Kräfte umgrenzter Volkseinheiten gibt es wirklich kein besseres Bild als „kugelförmige Ausstrahlungen".

Was in Gundolfs „Goethe" den Grundsätzen einer umfassenden Synthese nach völkischen Organismen zu widerstreiten scheint, ist zum Teil auf Rechnung der besonderen Bedürfnisse einer Einzeldarstellung zu schreiben. Zum andern Teil sind es rein theoretische Vorbehalte, deren Hinfälligkeit sich schon aus rein praktischen Ansprüchen der Gesamtsynthese ergibt. Das Werk bedeutet in wesentlichen Punkten einen großen Fortschritt für eine allgemeine Darstellung, soweit sich solche Fortschritte durch eine Monographie überhaupt erreichen lassen. Durch das Buch ist nichts geschehen, was einer Synthese nach völkischen Gruppen die Hefte verdürbe, wohl aber bietet es gerade nach dieser Richtung Förderndes in reicher Fülle. Und darauf muß es ankommen, das Gleichlaufende zu betonen, ohne das Trennende zu verschweigen. Denn Wissenschaft ist gemeinsame Arbeit und wenn überhaupt, so hat das Individuum hier die Pflicht, einen Teil seines Besonderen zugunsten des Allgemeinen zu opfern, kommensurabel zu werden. Ohne wechselseitigen Ausgleich zwischen Einzelanalyse und Gesamtanalyse, zwischen Einzelsynthese und Gesamtsynthese ist eine Wissenschaft unmöglich. Daß Gundolfs Buch, eine der bedeutendsten Einzelsynthesen, die wir jetzt haben, dazu so reiche Ansätze bietet, will mir als sein schönster Ertrag erscheinen.

Methodische Probleme in Fr. Gundolfs „Goethe".

Von Adolf v. Grolman in Gießen a. L.

I.

Im folgenden soll hauptsächlich von der Methode die Rede sein, die Gundolf in seinem „Goethe" angewendet hat oder angewendet haben kann. Es steht also zunächst die Erörterung folgender Frage bevor: Kann man bei dem sehr weitschichtigen Gebilde dieses Buches, das in seinen unzählbaren Einzelheiten kaum mehr übersichtlich ist, von einer „Methode" des Verfassers überhaupt sprechen? Und kann man, eine Methode einmal angenommen, behaupten, dieselbe sei durchgeführt, mit Erfolg durchgeführt worden? Es soll sich im folgenden auch nicht um zahlreiche, an sich allerdings mißliche Dinge gleichsam zweiten Ranges handeln, z. B. darum nicht, daß dem Buch jeder Ansatz zu einem kritischen Apparat fehlt, daß grundsätzlich keine Zitate, keine Belegstellen für Behauptungen und die zahlreich benützte Literatur gegeben sind, usw. Darauf kommt es in diesem Zusammenhang weniger an, sondern auf etwas anderes kommt es an: Gundolf läßt seine Bücher ausdrücklich (George, S. 272) als: „Werke der Wissenschaft" propagieren, was ihm natürlich freisteht. Wenn das aber geschieht, so steht es billigerweise andern ebenfalls frei, das Wesen dieser „Wissenschaft", den Weg also zu ihren Erkenntnissen und Ergebnissen ebenso gut als jene selbst zu betrachten, also zu schauen, ob das umfangreiche Buch nun auch wirklich das Ergebnis eines seinen Stoff seelisch und sachlich durchdringenden, einheitlich disziplinierten Willens ist, oder ob es sich darin nicht vielmehr um den etwas in die Breite geratenen Niederschlag des Wissens und Wünschens eines kultivierten Mannes handelt, welcher jedoch nur bedingterweise oder vielleicht besser gar nicht von seinem Wirken überhaupt als „Wissenschaft" sprechen (lassen) sollte. Es könnte sich aber vielleicht auch herausstellen, daß selbst das noch immer zu viel sei und man es möglicherweise nur mit geistreicher Haltung, mit einer klassizistisch aussehenden, tatsächlich aber spätromantischen Mischung von Spiel und Ernst zu tun habe, von der viel zu schreiben, um die sich zu mühen nicht nötig wäre. — Was also sieht Gundolf als notwendig an, damit sein Goethe-Gedanke dargestellt werde? Wie verwendet er diese seine Notwendigkeiten? Kritisch oder schöngeistig?

Als im Jahre 1916 der „Goethe" dem kraftvollen, wenn auch

gewollt einseitigen „Shakespeare und der deutsche Geist" folgte, als man sich an den fast unerträglichen Druck, die bizarre Orthographie und Interpunktion zu gewöhnen gezwungen sah, war trotzdem vorauszusehen, daß in dem neuen Buch viel Eigentümliches und Nachdenkliches gesagt werden, auf eine gelegentlich neu scheinende, jedenfalls eigenwillige Art gesagt werden würde. Nicht vorauszusehen waren jedoch die Folgen, die das Buch für die Entwicklung der deutschen Literaturgeschichtsschreibung haben würde; die Kriegsverhältnisse waren einer gründlichen kritischen Betrachtung nicht eben günstig. Folgen sind aber bereits sichtbar, nämlich Bertrams Nietzsche (1918) und Gundolfs George (1920). Wer beide Bücher kennt, wird sich die Frage stellen müssen, ob diese Folgen segensreich sind. Ich denke in diesem Zusammenhang an eine andere, innere Genealogie literarhistorischer Werke: Auf Ungers „Hamann und die Aufklärung" (1911) folgte Janentzkys „Lavaters Sturm und Drang" (1916) und diesem folgte Sommerfelds „Fr. Nicolai" (1921). Die Unterschiede dürften doch wohl ohne lange Erörterungen deutlich sein.

Diese Parallele verliert ihren Sinn, wenn Gundolf und Bertram erklären (und das wiederum ist ihr gutes Recht): Wir wollen ganz etwas anderes als jene Autoren! Dann aber zeigt sich — und das muß doch einmal ehrlich und klar ausgesprochen werden — die Notwendigkeit der Frage, ob die Bezeichnung: Wissenschaft für Gundolf passend ist. Etwas Betrübliches kommt hinzu. Zum großen Teil durch eigene Schuld ist Stephan George zum Gegenstand des Kultus, Mitläufertums, der Mode geworden genau so wie Gundolfs Bücher. Die wenigsten kennen beides. Vielmehr ist es beliebt geworden im Buch „Goethe", das jedem käuflich zugänglich ist, zu blättern, hie und da zu lesen. Man kann das. Ja, man kann mehr als das. Die Unübersichtlichkeit des Buches verlockt dazu. Widersteht man aber der Versuchung, von einer blendenden Antithese zur nächsten zu huschen, bald von diesem bald von jenem klugen, gelegentlich zwingenden Gedanken sich packen zu lassen — liest man also das ganze Buch, arbeitet man es durch, mehrmals — dann ändert sich die Sachlage. Ist dann das nach Wille, Wort und Wägung, wahrscheinlich wenigstens, „schön" gewollte Buch noch schön? Ist es nicht eher preziös, kapriziös? Und nach ihm kommt Bertrams fein und ehrerbietig geschriebener „Nietzsche" — Mythologie, Legende, Heroenkultus — alles in gepflegter Sprache, in gewählter Haltung, klug und besonnen — aber Wissenschaft? Dies alles in einer Zeit, wo in ungeschickt polternder und redseliger Weise Herr Spengler den einstweilen ersten Teil seiner zwar umständlichen, aber kurz-

atmigen und arg vorlauten Morphologie der Weltgeschichte den verblüfften Zeitgenossen vorlegt, worin er unverdrossen darauflosorakelt. Man muß sich das Symptomatische dieser verschiedenen Erscheinungen vergegenwärtigen, um den Anlaß zu der Meditation zu verstehen: sind wir schon so weit, daß einige gescheite Konzeptionen und Meinungen, etwas Anempfindertum und umfangreiche aber ungern zitierte Lektüre, in einem möglichst dicken Buch niedergelegt, allein entscheidend sind?

Gundolfs „Goethe" ist vielleicht die letzte große Freude gewesen, die der einsame und schwermütige Georg Simmel gehabt hat. Ein von seinem Standpunkt aus nur allzu berechtigtes Gefühl des Beglücktseins spricht aus seinem schönen Aufsatz über das Goethebuch (Neue Rundschau, 1917, S. 254 ff.), denn in Gundolfs „Goethe" fand er ja die Probe aufs Exempel, fand er die erste tatsächliche, äußerlich greifbare Wirkung seiner ehrwürdigen Weisheit vom individuellen Gesetz. Simmel erlebte das Buch fast mythisch, es war ihm die Erfüllung seines geheimen und geoffenbarten Ideals: „der Eigengesetzlichkeit" [den Demian Hermann Hesses hat er nicht mehr erlebt]. Simmel stand vor dem Buch „Goethe" beinahe wie der alte Simeon im Tempel vor dem Christkind und vergaß sein eigenes Wunderwerk, seinen „Goethe" so sehr, daß er dieses Meisterwerk deutschen Geistes nicht einmal erwähnt. Aber Simmels Haltung und die Verpflichtungen der jungen Literarhistoriker müssen praktisch verschieden sein, vielleicht um so mehr, je größer unsere Dankbarkeit und Verehrung für Georg Simmel ist. Gleich bleiben jene beiden jedoch in folgendem: Simmel sagt (S. 263): „der Intellectualismus mit seiner verhängnisvollen Neigung zu verneinender Kritik liebt es, ein Ganzes von untenher zu beurteilen. Es offenbart sich darin die mit seinem Prinzip verbundene Unfähigkeit, Einheiten jenseits ihrer Einzelheiten aufzufassen, wie seine Fremdheit gegen alle künstlerische Schätzungsweise". Im folgenden kann ein flüchtiger Leser öfters meinen, es würde „ein Ganzes von untenher beurteilt". Das ist irrig, denn damit würde nur eine Seite meiner Betrachtungs„weise" — falsch bezeichnet sein, eine wie mir scheint — unvermeidlich notwendige — eben die, welche ich bei Gundolf schmerzlich vermisse. Mein Wille wäre gar nicht damit bezeichnet. Denn Sinn jeder Wissenschaft ist nicht Beharren auf eigenbrötlerischen Selbstzwecken zu einer sogenannten Erkenntnis, die ja doch stets sich wandelt, sondern vielmehr der: andern leben zu helfen. Und Wesen der Kritik als solcher ist, vorhandene, in Erscheinung getretene Fähigkeiten anderer durch lebenspendende Betrachtung, durch „Anschauung" zu stärken. Deshalb will die vorliegende Unter-

suchung durchaus keine Polemik treiben, ihre Absicht ist nicht feindlich, sondern etwa die eines besorgten Freundes. Sie will — indem sie kaum, was leichter wäre, nach stofflichen Gegebenheiten und sogenannten Unrichtigkeiten im Goethebuch fragt, sondern nach dem Wesen und Sinn von Gundolfs literarischer Geschichtsschreibmethode — will sie das Problem der künstlerischen Schätzungsweise in der noch so wenig erforschten Provinz eben dieser literarischen Geschichtsschreibung an diesem ganz bestimmten Sonderbeispiel mit möglichst liebevoller Schärfe untersuchen; dabei ist durchaus nicht die Tatsache vergessen, daß es sich nur um ein Werk eines Zeitgenossen handelt, eines Menschen also, der sich nicht unbeträchtlich von seiner Dissertation über „Cäsar in der deutschen Literatur" (Berlin 1903) bis zu seinem „George" (1920) gewandelt hat und noch wandeln wird. So weit der Raum es gelegentlich einigermaßen zuläßt, sind die andern Veröffentlichungen Gundolfs in den Kreis der Darstellung hereingezogen. Keinen Augenblick jedoch habe ich vergessen, daß alles, was man tut, Stückwerk ist, daß aber das Stückwerk einst aufhören wird, wenn das Vollkommene kommt.

Nach dem Gesagten wird es kaum mehr nötig sein, auseinanderzusetzen, daß sich die vorliegende Untersuchung grundsätzlich und grundlegend unterscheidet von dem, was die sieben Mitarbeiter des Spengler-Heftes des Logos (Bd. IX, Heft 2, 1921), nicht immer mit Erfolg erstrebten, von denen einer (S. 173) „gegen methodologische Diskussionen einen nicht zu überwindenden Widerwillen hat", ein anderer dagegen den treffenden Ausdruck von der „eigentümlich modernen zwischen Quellen und Journalistik stehenden Vermittlungsliteratur" (S. 197) prägte, von seinem ernsten Gleichnis (S. 221 ff.) gar nicht zu sprechen. In seiner Gottfried-Keller-Rede, die neben einigem Einseitigen so viel Richtiges enthält (Tat-Flugschriften Nr. 37, Jena 1920), spricht Spitteler von der Vergötzung Goethes in Deutschland (S. 9 ff.): „Vergötzung ist die Erhebung eines Dichters in die absolute Höhe, so daß er und die Poesie in der Vorstellung sich decken, daß man außerhalb dieses Einzigen sich nichts Großes mehr denken kann, daß man aus ihm den Maßstab des Urteils bezieht, nichts schätzend, was nicht ihm gleicht, nichts duldend, was anders aussieht. Der Gipfel der Vergötzung ist die Vorausentwertung der Zukunft. Wenn wir einen Dichter zum größten ausrufen, der da ist, der da war und der da sein wird, so haben wir die Vergötzung in ihrer schönsten Blüte ... Symptome beginnender Vergötzung sind: die Abdankung der Kritik vor dem Einzigen ... der Wetteifer im Rühmen ... das Hinzuklügeln von schönen Eigenschaften, die jener nicht hatte ... in solcher Luft ge-

deiht nichts Rechtes mehr.“ In Gundolfs Bibel „Goethe“ ist diese Vergötzung beinahe, im Andachtsbuch „George“ ist sie völlig erreicht. Das spricht nicht gegen diese Bücher als solche, in denen auch so viel Feines, ja Köstliches steht. Es spricht aber gegen den Begriff: Wissenschaft, dem angeblich sie dienen, aus dem sie entstammen sollen. Und es spricht für die Tatsache, daß wir (um eine treffende gelegentliche Äußerung eines Kenners hier nicht zu unterdrücken) „so neue acta sanctorum statt Literaturgeschichte bekommen“.

II.

Der Teil: Sein und Werden läßt den deutlichen Willen Gundolfs erkennen, zunächst einmal bis zu einem gewissen Punkt durchzustoßen, um dann erst in die Breite zu gehen; diesem Willen stellen sich stoffliche und sachliche Hemmungen in den Weg, die aus der Grundtendenz des Ganzen leicht sich erklären. Es kommt Gundolf darauf an, Goethes Leben als eine unerhört weit gespannte Einheit darzustellen, die schicksalshaft bestimmt ist durch Goethes individuelles Gesetz. Streng genommen handelt es sich dabei um zwei Konzeptionen, die einander durchdringen, die aber gleichzeitig überhaupt erst erkannt und sichtbar gemacht werden wollen. Gundolf war in der schwierigen Lage, seine Mittel und seine Zwecke gleichzeitig zu entwickeln. Diese Schwierigkeit macht sich in der Darstellung natürlich bemerkbar. Es ist lehrreich zu beobachten, wie Gundolf dabei vorging. Er mußte bei jedem Leser eine Fülle von Sachwissen voraussetzen. Eine Unzahl von Goethe„anschauungen“ anderer war zu berücksichtigen, ohne sie zu vergewaltigen, ohne aber auch von ihnen sich vergewaltigen zu lassen. Deshalb ging Gundolf gleich vom allersachlichsten, zu den „Urerlebnissen“ Goethes vor. Er bestimmt diese nach Gesichtspunkten, die aus den Kategorien der Selbstschau des alten Goethe gewonnen sind, läßt also in gewissem Sinn den allerjüngsten und jungen Goethe sich aus dem alten Goethe erklären Damit gerät Gundolf in lebhafte Spannungen (besonders mit Dichtung und Wahrheit), wenn es sich darum handelt, die „bezeichnenden und unbezeichnenden Überlieferungen“, welche „für den Historiker so wichtig sind wie die echten und falschen“ (S. 31) auszuwählen — ferner (S. 47) Stoff und Gehalt der Goetheschen Autobiographie nicht miteinander zu verwechseln. Ganz früh werden also z. B. Begriffe wie die der Ehrfurcht (S. 40), der Sachlichkeit (S. 43) wirksam gemacht. Das natürliche Ergebnis ist das, daß von vornherein die Handlungen und Meinungen des Kindes und Knaben Goethe mit dem Schimmer einer ganz ungewöhnlichen und exzeptionellen

Wichtigkeit und Bedeutsamkeit umgeben werden. Man versteht das zur Not, man ahnt aber auch die „vergötzenden" Folgen dieser pseudokritischen Betrachtung: die Tonart der ganzen Darstellung wird bewußt von vornherein sehr hoch gespannt, so hoch, daß Steigerungen, die doch notwendig sind, leicht zu Gewaltsamkeiten eines an sich vom Willen zur Sachlichkeit orientierten Verstandes sich entwickeln müssen [die erste dieser Steigerungen tritt dann auch gleich S. 59 mit der ersten Erörterung der Leipziger Lyrik ein]. Dies Verfahren ist nicht eben ökonomisch. Es ist auch unsachlich deshalb, weil es zu Schiefheiten führt. Natürlich läßt sich der Leser zunächst gern tragen, wenn er auch ahnt, daß dieses Tempo des Wichtignehmens biographischer Einzelheiten kaum innegehalten werden kann. Die kleinen Übersichten, Zusammenstellungen und Aufzählungen, die sich schon im „Shakespeare und der deutsche Geist" finden, kommen bald wieder, begreiflicherweise, da der Vorgang ungleich komplizierter und überhaupt leicht verwirrend ist (vgl. S. 45).

Bei diesen einleitenden Partien handelt es sich für Gundolf nicht um Registrierung der ersten Sinnes- und Triebwirkungen, welche uns nicht nur bezeugt, sondern auch als „spezifisch goethisch anschaubar" sind (Urerlebnisse), sondern noch um etwas anderes: „ich werde von jeder goetheschen Anlage, die uns im Lauf seines Lebens begegnet, immer erst dann zu reden haben, wenn sie als Wirkung, d. h. bei Goethe als Produktion oder Handlung hervortritt ... der bloße Bericht Dritter, ja Goethes selbst ... geht uns immer erst an, wenn wir ... die Wirkung oder Eigenschaft, deren Vorhandensein uns bezeugt ist, als Wirkung oder Eigenschaft sinnbildlich wahrnehmen" (S. 45). Dies ist Gundolfs eigenster Grundlagenkomplex. Das biographische Material wird aus seiner bisher fast überwiegenden Wichtigkeitsstellung herausgenommen und zum Mittel bestimmt, durch das Gundolf seine Anschauungsmöglichkeiten wirksam werden lassen kann. Jede auch noch so große Sachlichkeit wird dadurch höchst persönlich verwertet, so subjektiv, daß nur noch eine „sinnbildliche Wahrnehmung" ernsthaft in Frage kommen soll und darf. Restlos ist dieser Grundsatz natürlich nicht durchführbar. Aber trotzdem ist schon sein Vorhandensein von einiger Bedeutsamkeit, denn es wird so ein anderer Maßstab geschaffen. In diesem Zusammenhang ist noch eine benachbarte Äußerung (S. 45) wichtig: „das zeitlich-spätere muß nicht das seelisch abgeleitetere sein" — an sich eine glatte Selbstverständlichkeit; doch bleibt sie das nicht mehr, wenn obiger Grundsatz beim Betrachter Gundolf und denen, die er durch sich betrachten lassen will, in Wechselwirkung tritt. In diese Einstellung fügt sich ein Drittes sinngemäß hinein. Gundolf will

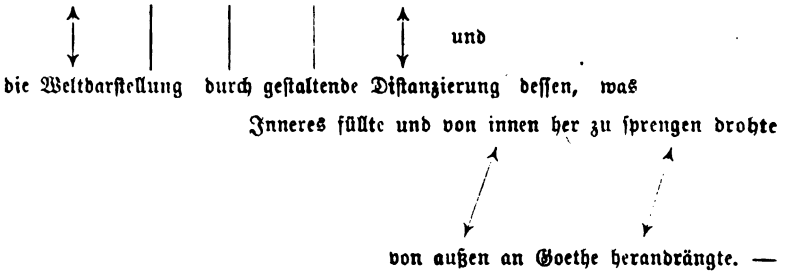
nicht nur Goethe darstellen, sondern es schwebt ihm auch noch eine Fülle anderer Beweggründe vor der Seele, sein pädagogisches Bedürfnis, durch eine ausgesprochene Neigung zur Heldenverehrung entschieden bestimmt, will doch auch wirksam werden: „das Erziehertum ist etwas viel umfassenderes als das Lehrertum; das letztere hat nur dem Geist Kenntnisse zu vermitteln oder Fertigkeiten beizubringen und ist eine Technik, ein Weg von außen nach innen, eine Methode, gegebenen Stoff zuzubereiten, einzuteilen, nahrhaft zu machen. Der Stoff ist das Gegebene, dann kommt erst der Mensch. Der Erzieher hat mit dem ganzen Menschen zu tun ... sein Weg ist von innen nach außen“ S. 39). Man muß sich ja nicht einbilden, diese Worte seien von Gundolf nur wegen seines Goethebuches geschrieben; Selbstbespiegelung ist dabei. Diese gehört allerdings nachgerade zum deutschen Goethekultus, wie ja auch zu Goethe selbst, der nie und nimmer von einer ganz beträchtlichen Dosis Eitelkeit frei war (trotz Seite 694 unten). Das ganze „sich selbst historisch nehmen“ gehört neben anderem in mehr als einem Sinne hieher.

Ich glaube aber, daß diejenige Goetheverehrung die tiefste ist, welche hier und nicht hier allein, sachlich und ehrlich bleibt, „heilig-nüchtern“ gerade dann, wenn Goethes Haltung und seine Selbstzeugnisse verführerisch werden.

In diesem Punkte ist Gundolfs Goethe unvollständig. Nicht nur, weil er ein typisches Produkt jener Vergötzungsmanie ist, sondern auch darin, daß in ihm jedem gescheiten Gedanken, jeder klugen Laune nachgegeben wird; jeder Gedanke kommt gar zu ausführlich zu Wort. (Der vorletzte Absatz auf S. 134 ist auch für das Goethebuch symptomatisch.) Notwendiges aber sagt sich immer kurz. Deshalb erscheint das Buch jedem, der sich liebevoll-gründlich mit ihm befaßt, frag-würdig (das ist kein Tadel: fragwürdig), während es den, der nur darin blättert, fasziniert. Eine Unsumme von meistens bestrickenden und klugen Einfällen in charmanter, etwas hochgespannter Monotonie vorgetragen: das ergibt vielleicht eine moderne Weltbibel, aber: Wissenschaft ist etwas anderes, wobei allerdings zugegeben wird, daß die gepflegte Darstellungsform mancher wissenschaftlichen Veröffentlichung recht förderlich wäre.

Das Buch „Goethe“ zerfällt in zwei geheime Hälften, in denen Teile schichtenweise immer einander folgen. Die eine ist Goethes Lyrik gewidmet, die andere dem Rest, der ja auch nicht klein ist. Die erstgenannte Hälfte tritt regelmäßig dann als schriftstellerisches Element in Wirksamkeit, wenn der grundsätzlich panegyrische Ton der andern augenblicklich nicht mehr gesteigert werden kann. Um es gleich von vornherein zu bekennen: was Gundolf über Goethes Lyrik meint, ist besonders glänzend gesagt. Hier sind die eigentüm-

lich eindringlichen Darstellungsmöglichkeiten, welche im „Shakespeare und der deutsche Geist" gelegentlich zwingende Entwickelungsreihen zeugten, in noch eigengewichtigerer Wirksamkeit. Kein Wunder: die Erörterung lyrischer Gebilde ist Gundolfs eigenstes Gebiet. Er verfügt hier über eine sehr große, sichere Ergriffenheit (auch in der Auswahl seiner Beispiele — z. B. S. 66 — und in deren Anwendung). Das Goethebuch hat aber durchaus anders gerichtete Ziele — um einen zurzeit modernen Ausdruck auch einmal zu gebrauchen — kosmische Ziele. Ob aber gerade in der Erschütterung, welche den Dichter zum lyrischen Gebilde, zum Gedicht führt, die entscheidende Wirkung seines individuellen Gesetzes zu suchen ist, bleibe dahingestellt. Im ersten Teil des Goethebuches tritt diese Frage noch nicht in den Vordergrund. Statt dessen wird die Problemstellung des ganzen Werkes durch eine methodologische Antithese erweitert (S. 74): zwei Linien Goethescher Produktion begegnen sich, nämlich



Dieser Gesichtspunkt wird nun von den Leipziger Bildungselementen an möglichst folgerichtig durchgeführt, und es versteht sich von selbst, wie durch ihn weite biographisch-stoffliche Darstellungen anderer Autoren hier abgekürzt, zusammengefaßt werden können und tatsächlich auch zusammengefaßt werden. Das autobiographische Element in Goethe, seine Selbstprüfung (vgl. S. 82), das Geahnte, Geschaute, Errungene, Er-liebte, Ertrotzte — alles das fügt sich dieser Antithese [oder muß sich ihr fügen], bis dann schließlich, ganz gelegentlich zunächst (S. 96) die entscheidende Formel von dem: „Mut zu seiner Natur" ausgesprochen[1]) und damit grundsätzlich der erste Stoß

[1]) S. 108 jedoch heißt es, „daß dies auf Herders Einfluß zurückzuführen sei". Gewiß. Wie aber passen solche, gleichsam traditionelle „Einflüsse" in das Problem von der Eigengesetzlichkeit? Entweder lebt ein Mensch sein eigenes Leben und stirbt seinen eigenen Tod — oder er läßt sich beeinflussen. Beides aber läßt sich doch nicht gut verschmelzen. An solchen kleinen Zügen, die gar nicht so selten sind, zeigt sich Gundolfs Neigung zum Nivellieren, das dazu verleitet, über Inkonsequenzen gefällig hinwegzugleiten.

zu dem eingangs von mir erwähnten „Durchstoß bis zu einem gewissen Punkt" erreicht ist.

Gundolf selbst kommt zum gleichen Ergebnis (S. 98), wobei er an dieser Stelle methodisch auf die Goetheschen Urerlebnisse (vgl. S. 27, 45) das Gewicht legt, weil — wir stehen unmittelbar vor der Schilderung der Straßburger neuen Lyrik! — diese infolge der Wirkungen Herders, Shakespeares und (ein feiner Zug!) der Rheinebene (S. 91) unmittelbar und nackt in Goethes Dichtungen selbst dargestellt, sich ergreifen lassen, was bisher aus bekannten Gründen nicht so klar der Fall gewesen war.

* * *

Sei es also darum, daß man die seelischen Superlative des Abschnittes: neue Lyrik hinnimmt, daß man Dichter, wie etwa Dietmar von Aist oder Friedrich Spee nicht als Lyriker gelten läßt (s. S. 102 oben) dem jungen Goethe zulieb. Das monomane Starren auf Goethe wird aber unerträglich, wenn [im Abschnitt Titanismus] der Sturm und Drang Goethe zur Folie dienen muß. In diesen Partien zeigt sich Gundolfs Einseitigkeit in ihrer bisher größten Schärfe. Ich sehe davon ab, daß er die wonnig-schaurigen, philosophischen Urgründe der Geniebewegung, die gerade hieher gehören, kaum erwähnt, daß ihm jedes Organ, etwa für Hamann, fehlt. Statt dessen drängen sich unkritische, unbewiesene und völlig vage Behauptungen (z. B. S. 106/107): „Goethe dichtet nie, wie die andern um der Bewegtheit, um des Sturms und Drangs willen, sondern immer um der Gestaltung willen." Wer sind denn „jene andern"? Gehört etwa Lenz zu jenen „andern"? Ist in dessen dramatischer Phantasey: „Der Engländer", Robert Hot etwa nicht „gestaltet"? Und das sinnbetörende, dämonische Schweigen in gewissen Szenen bei Lenz (etwa im neuen Menoza, in den zwei Fassungen der Schlußszene der Soldaten) — ist das womöglich um der Bewegtheit, um des Sturmes- und Drangeswillen gedichtet? Aber nein: der Götze Goethe soll seine Opfer haben, weil folgende Antithese ermöglicht werden soll: „sie stürmten und drängten, weil sie wollten, weil sie es [was ist denn eigentlich dieses „es"?] schön fanden — er, weil er mußte, und er fand es gar nicht schön, er litt unter dem, worin seine Nachahmer vergnügt pudelten". Nichts wie Phrasen! Wer nur einmal, ein einziges Mal das tiefe Herzeleid, die sehnsüchtig liebende Wehmut des Pandaemonium Germanicum gefühlt hat, der verwirft solche Redensarten. Überhaupt Gundolf und der Sturm und Drang! Was heißt (S. 107): „größere Fülle seines Genies"? Das ist auch eine

Phrase. Wie will man Unmeßbares messend aneinander abwägen? Der Sturm und Drang soll nach Gundolf eine bewußte Richtung seiner Bewegtheit haben. Wollte er nicht viel eher genau das Gegenteil von einer Richtung, nämlich gar keine Richtung haben? Man kann von verschiedenen ästhetischen Maßstaben an den Sturm und Drang herantreten. Gundolf aber gibt ohne jeden Ansatz von Beweis dem Sturm und Drang einfach eine „Richtung", unbekümmert, daß damit den Erscheinungen Gewalt angetan wird, später aber (S. 496) wird sogar gesprochen von der „bequemen Sturm- und Drangmeinung, Dichtung sei ein dumpfes Auslaufenlassen der inneren Fülle". Was gilt nun eigentlich? Von der eingeklammerten Bemerkung S. 650, oben Zeile 4, sieht man am besten lieber ganz ab. Aber auch dies ist nur eine Folge des Vergötzungswillens: die Richtung muß eben einfach da sein, denn sonst könnte ja Goethe nicht gepriesen werden. Es ist schwer einzusehen, wie ein so geschickt verstecktes Vorgehen mit dem Begriff Wissenschaft geeint werden soll, besonders angesichts der Ausführungen S. 211 ff., wo zur besseren Vergötzung Goethes folgender höchst bedenkliche Exkurs gemacht wird: „Es tut dabei nichts zur Sache, ob chronologisch derartige Bekanntschaften und Freunde immer gerade um die Zeit der Abfassung und Veröffentlichung des Goetz gefunden wurden: das Wesentliche ist nur, daß jedes symbolische Werk Goethes seine Ausstrahlung, seine ihm eigene Atmosphäre auch in den menschlichen Bekanntenkreis verlängert. Jeder objektiv gewordene, in einem großen Werk ausgedrückte Lebenszustand[1]) Goethes hatte gleichsam eine eigene Fruchtbarkeit, Menschen zu prägen oder anzulocken. Jeder lagerte ein eigenes System menschlicher Typen um sich herum, das nur gerade zu diesem Zustand Goethes zu gehören scheint." Hier wird mit Ursache und Wirkung Fangball gespielt und dann eine Vergewaltigung des Lebens überhaupt zugunsten der Goethe-Vergötzung vorgenommen, die ich ablehne: „ein eigenes System menschlicher Typen"! Es gibt eine antike Erzählung von Prokrustes ....

Wiederum steht Gundolf an einem methodischen Scheideweg, nachdem er bis zu einem gewissen Punkt vorgestoßen war (vgl. oben), nämlich vor der Frage, wie nun die auseinander strebenden Elemente Goethes einheitlich zu bannen seien? In diesem Zweck wird in die Symphonie ein neues, leitmotivartiges Thema eingeführt, das synthetische Kraft genug hat, wenn man nicht zu tief in seine Einzelheiten eindringt: der Faust. Zum Faust kehrt Gundolf von nun an in zahlreichen methodisch schweren Augenblicken zurück, was er

[1]) Vgl. dazu S. 205 oben.

sich durch einen klugen (neuen?) Gedanken ermöglicht, nämlich durch die Deutung des Mephisto (S. 135 ff.): „Mephisto ist, außer anderem, auch das personificierte Wissen um die Relativität sogar der höchsten Augenblicke und Gefühle." „Nicht weil er ein äußeres Gesetz nicht erfüllt, hat Faust an Mephisto zu leiden[1]), sondern wenn er seinem immanenten Gesetz abwendig geworden ist . . . Wir verstehen den Faust, sofern er Beichte ist — nicht als dichterisches Gebilde an sich — erst richtig, wenn wir Goethes andere Hauptwerke auch kennen, in denen er sein Gesamtleben darstellt von seinen schönen Augenblicken aus. Erst wenn wir wissen, wie unbedingt er diese Augenblicke erlebt, empfunden, vergottet hat, begreifen wir die tiefe Unzufriedenheit und Verzweiflung über ihre Vergänglichkeit. Erst wenn wir wissen, was sie als absolutes für ihn bedeutet haben, begreifen wir, was ihre Relativität ihm bedeuten mußte." — Indem auf diese Weise der Faust [„die Tragödie des Relativismus aller höchsten Menschenkräfte (Menschenkräfte) nicht nur Erdengüter" (S. 137)] eingeführt wird, wird damit ein zweiter Zustand des Eindringens (vgl. oben) erreicht, von dem aus die Gesamtdarstellung sich entschieden verbreiten kann und den ich in den Worten (S. 139) am knappsten formuliert finde: „denn je höher das Gut ist, das wir mit unserer Sehnsucht ergreifen und vergeblich ergreifen, desto tragischer ist die Enttäuschung, je wertvoller der Augenblick, die Begrenzung, in die wir uns einlassen, desto schmerzlicher seine Vergänglichkeit, je näher dem Absoluten etwas ist, desto quälender die Erfahrung, daß es doch nicht das Absolute ist." Damit wäre an sich wohl der Rahmen für eine jede Goethedarstellung gespannt; Gundolf läßt sich damit nicht genügen, sondern führt, ebenso bezeichnend wie nachdenklich, den Eros in den Kreis seiner Bezüge. Notwendigerweise folgt die tragische Schuld (s. etwa S. 147, zu Schiller selbst S. 150 Mitte), die Schuld als solche [„Anlockung fremden Lebens, das er doch nicht festhalten durfte" (S. 150)].

Hiermit ist die methodische Befreiung des I. Teils eingetreten. Es sind die inneren Grundlagen geschaffen, und nun häufen sich in reicher Schnelligkeit die An- und Aussichten. Eine Art von Durchbruch ist Gundolf gelungen. Was nun kommt, u. a. Humor und Satire, Werther, Egmont, Lili, Physiognomik . . ., das kommt alles einfacher, notwendiger, es ist irgendwie schon anonym dagewesen oder vorbereitet. Die methodische Wichtigkeit von Gundolfs Faustdeutung wird immer spürbarer. Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, daß gerade jetzt Gundolf häufig auf seine Methode zu

[1]) Anmerkungsweise: „leidet" Faust denn an Mephisto?

sprechen kommt (S. 55 unten, 159 unten, bes. S. 161 u. a. m.), zusammenfassend (S. 162): „man darf, wie man besonders in der Literaturbetrachtung zu gern tut, nicht über der Verschiedenheit der Stoffe und Gelegenheiten die Einheit der Mitte vergessen, über dem: woran sich eine Kraft offenbart, die Kraft selbst, die sich offenbart." Die Eigengesetzlichkeit der sich offenbarenden Kraft und deren einheitliche Zentralstellung: diese zwei Dinge sind die entscheidenden des Buches Goethe. In ihnen beiden liegt aber auch die gefährliche Frag-Würdigkeit, von der eingangs gesprochen wurde.

Denn gleich im nächsten Abschnitt, über den Werther, zeigen sich z. B. recht wesentliche Folgen: „das widerbürgerliche Pathos ist dem Werther so wesentlich, daß seine Leiden beinahe das Gegenteil einer bürgerlichen Liebestragödie sind" (S. 166). Zu dieser Meinung kommt Gundolf durch die Zusammenstellung einiger Zentralstellen (S. 165, 168), „die ohne weiteres die Identität von Werthers Erlebnisart und seinem Konflikt mit den verschiedenen anderen Titanen Goethes, mit Goethe selbst erkennen lassen" (S. 165). [Gemeint sind je eine Stelle aus dem Prometheus, der Shakespeare-Rede und dem Ganymed, die eine schwer definierbare, aber zwingende letzte Meinungsgemeinschaft mit drei „Zentralstellen" aus dem Werther haben.] Niemand wird verkennen, daß diese Methode an sich große Vertiefungsmöglichkeiten einer literarischen Betrachtung in sich schließen kann. Aber so wie hier gehandhabt, entbehrt das Verfahren des Überzeugenden: denn (S. 167) zieht nun Gundolf gleichsam in Goethes Namen höchst moderne Konsequenzen, die aber, als angeblich Goethesche, dem Untergang Werthers zu Grunde liegen sollen. Das Bedenken, das sich sogleich erhebt, ist natürlich das: was soll man als „zentrale Stelle" einer Dichtung ansprechen? Das Bedenken ist umso zwingender, als Gundolf mehrere „zentrale (?) Stellen" herbeizieht, mehrere Mittelpunkte. Dadurch verflüchtigt er seinen Einfall[1]), genau so wie dadurch, daß der „passive" (S. 170 f., s. S. 177) Werther ein „Titan der Empfindung" (S. 169) sein soll, dem Titanentum des Prometheus, Caesar und Faust konstruktionell angeglichen. Bei der

[1]) Es ist mir immer aufgefallen, daß der geheimnisvolle Nachbar am Schluß des Werther nicht genügend beachtet wird: „ein Nachbar sah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles still blieb, achtete er nicht weiter darauf." Es liegt vielleicht in diesem einen scheuen Satz Goethes ein wichtiger Fingerzeig, wie da drüben ein Menschenleben sich endet, während hier der Repräsentant der Vielen als Typus „nicht weiter darauf achtet." Das ist Sturm und Drang, nebenbei gesagt. Diese Stelle scheint mir für den Werther und eine weite Spanne von Goethes Leben wesentlicher oder „zentraler" zu sein, als mehrere „zentrale Stellen", deren Zusammenhang mühsam konstruiert werden muß.

beispielartig gebrachten (S. 184) Erörterung der Briefform (S. 180 ff.) hätte Gundolf aber doch genauer vorgehen müssen: der Herausgeberbericht, die Vorrede, die Anmerkungen, die Zweiteilung, die verschiedenen Stadien der Entstehung des Werther überhaupt sind durch die Phrase: einmaliger Umbruch grundlos und — unwissenschaftlich übergangen worden. Gerade an einer solchen Stelle zeigt sich der springende Punkt. Gundolfs große Konstruktionen nehmen ihm Raum, Lust und Fähigkeit zur soliden Betrachtung von manchem, was die Konstruktionen nicht unwesentlich fördern, ja meist ganz wesentlich verändern könnte — von manchem, das in seiner unscheinbaren Versteckheit einen tieferen Sinn hat. Verglichen z. B. mit Wolf Dohrns Leistung[1]) wirken Gundolfs Bemerkungen geradezu aphoristisch, dilettantenhaft. Es gibt vielleicht kaum ein Beispiel, durch das das Blendende, Spritzige in Gundolfs sachlichem Vorgehen besser verdeutlicht werden könnte, als gerade der Vergleich mit jener bescheiden auftretenden, aber feinen und vor allem sachlich begründeten Untersuchung. „Bis ins Einzelne" (S. 184) hat Gundolf gar nichts gezeigt, wenn er es auch gern möchte und flüchtige und unkenntnisreiche Leser möglicherweise auch glauben läßt.

„Der Egmont ist das Symbol des Fatalismus, welcher sich nach dem Werther in Goethe herausbildete, in ähnlicher Weise, wie der Götz ein Symbol des Titanismus vor dem Werther war" (S. 187). Diese Bemerkung ist das eine von zwei neuen Kompositionsmitteln. Das andere aber ist, zum Erweis der nachwertherischen Lebensstimmung Goethes (am Eingang des Lilikapitels, S. 197) der Vergleich zweier Selbstschilderungen Goethes aus den Jahren 1772 und 1775. Beide Mittel müssen erwogen werden: im ersten nimmt Gundolf einzelne Werke Goethes nunmehr als selbständige kompakte Faktoren, als fertige entscheidende Bausteine, als Kompositionselemente, über deren Einzelheiten hinweggegangen werden kann. Im zweiten geht er dagegen bis ins Einzelnste vor. Es muß dahingestellt bleiben, ob auf diese Weise, unter Berücksichtigung des endenden 18. Jahrhunderts (!), kritisch geschaut werden kann: das erste Mittel ist stark verallgemeinernd, es schmeckt nach Etikette, Überschrift. Das zweite legt möglicherweise gelegentlichen flüchtigen Bemerkungen unverhältnismäßig viel methodisches Gewicht bei. Eines jedoch wird durch dieses zweite Mittel ungemein geschickt ermöglicht: die Schilderung des sich erweiternden Personenkreises um Goethe, die Darstellung des

[1]) W. Dohrn, Die künstlerische Darstellung als Problem der Ästethik. Untersuchungen zur Methode und Begriffsbildung der Ästhetik und einer Anwendung auf Goethes Werther (Beiträge zur Ästhetik von Lipps und Werner) (1907).

Gesellschafts- und Freundestreibens. Es wird schwer zu entscheiden sein, ob hier methodische Besinnung oder schriftstellerische Gewandtheit für Gundolf entscheidend war. Tatsache ist, daß die Vorbereitung des Physiognomikabschnittes ganz erstaunlich liebevoll unternommen worden ist, wie überhaupt gerade jener Abschnitt: Physiognomik der Höhepunkt des I. Teiles zu sein scheint, begreiflicherweise, da doch mit diesem Leitmotiv die Vielheit der Daseinselemente einheitlicher und leichter ergriffen wird als in jedem anderen.

III.

(Zwischenbemerkung.)

Das bisher Gesagte, das absichtlich keine vollständige kritische Methodendarstellung sein will, das anderseits aber doch recht ausführlich ist, zeigt, welche großen Aufgaben eine Goethedarstellung zu bezwingen hat. Absichtlich habe ich vermieden, ein System in dieser Methodenuntersuchung sichtbar werden zu lassen. Vielmehr wurden von den verschiedensten Seiten her Blickmöglichkeiten geschaffen, um auf diese Weise die Selbstbesinnung anzuregen: kann auf diese Art und Weise Gundolfs weitergemacht werden? Um den Hauptpunkt, eine grundlegende Versinnbildlichung des hier Gewollten zu verstehen, empfiehlt es sich, gerade an dieser Stelle die Arbeiten Ungers, Janentzkis und Sommerfelds zur Hand zu nehmen und wechselseitig vergleichend zu prüfen. Eine andere Welt, gewiß. Aber vielleicht doch nur scheinbar? Die Literaturwissenschaft ist eine junge Wissenschaft, die um ihre Methoden- und Ausdrucksmöglichkeiten ringt. Daß sie das tut und tun kann, ist ihr Glück und ist eine Gnade. Nicht jeder Generation ist es vergönnt, gerade unter solchen noch nicht konsolidierten oder gar erstarrten Verhältnissen zu schaffen. Damit soll nicht etwa aus einer Not eine Tugend gemacht werden, sondern — ganz im Gegenteil — wird ein ebenso schöpferischer wie verantwortungsreicher Zustand der deutschen Literaturgeschichtsschreibung ehrlich bei seinem Namen genannt.

IV.

Der zweite Teil: „Bildung" zeigt äußerlich und innerlich ein wesentlich anderes Bild von Gundolfs Gestaltungswillen und dessen technischen Mitteln. Äußerlich scheinbar ähnlich angelegt wie der erste Teil, ist er grundsätzlich anders. Man könnte ohne Gewaltsamkeit von einem Gegensatz beider Teile sprechen. Denn schon nach

den ersten Abschnitten, die denen des ersten Teils in jeder Hinsicht noch ähneln, wird Ton und Inhalt sachlicher, ruhiger. Mit einer gewissen Überraschung findet man Ansätze zu kritisch wertenden Äußerungen über Goethische Produkte, das Panegyrische ist mehrfach gemildert. Dementsprechend treten auch die methodischen Erwägungen Gundolfs in den Hintergrund. Im ersten Teil liegt viel von Angriff und Verteidigung, von Rechtfertigung oder Verwahrung gegen möglicherweise einsetzende Opposition — oft unausgesprochen, aber dafür umso spürbarer. Der zweite Teil ist, ohne an Eigenwilligkeit zu verlieren, geruhiger. Damit mindert sich die Gespanntheit, mit zunehmender innerer Befreitheit des Autors mäßigen sich zahlreiche Schwierigkeiten seiner langsamen Durchdringung von Goethes Gesamtwesen. Dazu kommt allerdings, daß eben dieses Gesamtwesen je länger, desto mehr übersichtlich und damit überhaupt darstellbar zu werden scheint und das wichtigste ist das: Gundolf steht dem älteren Goethe grundsätzlich näher als dem jungen, bei welchem mehr die Lyrik aus überwiegend privaten Gründen für Gundolf wichtig ist.

Diesen Veränderungen entsprechend, ändert, vereinfacht sich auch hier unsere Blickstellung zu Gundolfs Buch. Beim ersten Teil war es unmöglich anders vorzugehen als tastend, hie und da ansetzend. Es galt, das zu tun, was dort wesentlich fehlt, nämlich sich nicht ebenfalls die Saiten des Instruments um eine Oktave höher stimmen zu lassen (um diesen Ausdruck aus Hölderlins Briefwechsel noch einmal zu gebrauchen). Beim zweiten Teil jedoch wird dafür etwas gesteigert wichtig, was beim ersten nur als allgemeine Bemerkung galt. Gundolfs Betrachtung geht in die Breite, sie gibt Goethe gar zu sehr nach, indem sie all das Viele, Einzelne, Angestückelte, Aperçuhafte 2c. gar zu wichtig, einzeln zu grundlegend nimmt. Goethe hatte Gründe, besonders nach der italienischen Reise, so zu leben und zu arbeiten. Wer aber Goethes Gesamt-„sein“ darstellen will, sollte meines Erachtens gerade hier alle Schößlinge beschneiden, die vielen Einzelheiten auf ganz wenige Ebenen bringen und dann den Mut zur Unbarmherzigkeit haben. Graf Hermann Keyserling hat einen Teil von dem, was ich hier überwiegend methodisch meine, generell einmal mit der ihm eigenen, aber nicht immer unbedingt echt wirkenden Weltmannsart gesagt (Reisetagebuch I, S. 320): „Kein Geist des Westens war konzentrationsfähig genug, um dauernd in seinem tiefsten Selbst zu leben. Am deutlichsten tritt dieser Mangel bei Goethe in die Erscheinung. Dieser Mann hat wohl mehr Blitze aus der Tiefe in Werte gebannt als irgend ein neuzeitlicher Mensch; aber zugleich ist er unfähiger als irgend ein anderer Großer gewesen, in der Region, aus der sie stammten, zu verweilen. Sein normales

Dasein verlief an der Oberfläche[1]) und tauchte er zur Tiefe hinab, so mußte er sich desto länger von dieser erholen . . . ꝛc." Hierin hat Simmel in seinem Goethe, ja sogar Chamberlain in dem seinen, eindringlicher, konzentrierter geschaffen. Hier ist Gundolf zu genau, gleichsam devot[2]). Natürlich kann eine sogenannte exakte Wissenschaft, die [angeblich] feststellen will, wie „es wirklich gewesen ist", theoretisch überhaupt an nichts vorbeigehen. Gundolf lehnt sie ab [mit gutem Grund, da eine derartige Blickstellung der Seele unserer Generation gar nichts mehr zu bieten vermag], aber praktisch handelt er „weite" Strecken seines Buches hindurch fast so, als ob er sie eigentlich doch nicht ablehne. Es versteht sich, daß die Darstellung Goethes an dessen Vielseitigkeit nicht schweigend vorübergehen kann. Vielseitigkeit und Fülle sind aber zweierlei, um so mehr, als eben leider die Vielseitigkeit Goethes durchaus nicht immer so unerhört tief ist, wie man doch pflichtschuldigst glauben soll. Der Literarhistoriker kann bei diesem Thema gar nicht bedächtig genug sein. Goethe hat Dinge geschaffen, die mit Literaturgeschichte alten Stils recht wenig gemeinsam haben, die aber aus Gründen dem modernen Forscher wichtig, vielleicht zu wichtig sind. Angesichts dieser Dinge, z. B. Teilen der kunsttheoretischen und naturwissenschaftlichen Schriften, sieht sich der Forscher aber vor einem unlöslichen Tatbestand wechselseitiger Durchdringung verschiedener Wissensgebiete, die Goethe in geschäftiger Liebhaberei in sich vereinigen konnte, die unser einer aber nicht mehr bändigen, d. h. erleben kann. Es ist die Frage, ob man einen verzweifelten Kampf mit Stoff und Darstellung aufnehmen oder ob man da verzichten soll. Es ist aber keine Frage, daß man nicht tun soll, als habe man jenen Kampf durchgekämpft, indem man durch „Vielseitigkeit" der Namen, Überschriften, Aperçus, Etiketten, Aphorismen — „Fülle" markiert, Goethe zu Ehren. In dieser Hinsicht hat Gundolf überaus fesselnde methodische Pfade betreten. Leider müssen des Raummangels wegen einige kurze Hinweise genügen, um diese Dinge wenigstens anzudeuten.

a:

Bildung nennt Gundolf jetzt (S. 257) „Selbstgestaltung". Hierzu muß jedoch S. 300/301 ergänzend hinzugenommen werden,

[1]) Vgl. Gundolf, S. 252.

[2]) Vgl. Gundolf, S. 252: „Wie die Literaturgeschichte bei Goethe die besondere Aufgabe hat (sie hat diese Aufgabe durchaus nicht bei jedem Dichter, sondern gerade bei ihm) in der Mannigfaltigkeit seiner Lebensbilder deren Kontinuität zu vergegenwärtigen . . ."

weil erst dadurch der Übergang: Titanismus — Italien — Humanität als geschichtliche Wandlung deutlich wird. Daraus erklärt sich, warum Gundolf die italienische Reise nicht „als einen Schnitt in Goethes Existenz" auffaßt, sondern als eine „Verbindung" (S. 253). Erst dadurch werden an sich zunächst befremdliche Einzelheiten verständlich, z. B. S. 258 betreffend Ilmenau, dadurch werden große Zusammenhänge in ihr besonderes Licht gerückt, besonders der der „Wissenschaft" (S. 263). Gundolf ist mit großem Mut naheliegenden Folgen nicht aus dem Weg gegangen, wenn er an mehreren Stellen über das Wesen der Literarhistorie philosophiert (z. B. S. 273, 288, 305, 404 ff., 416). Schon dadurch wird dem Abschnitt: resumierende Lyrik, welcher dem über Charlotte v. Stein [„die Liebe als das formende Prinzip schlechthin" — S. 277] folgt, viel von dem genommen, was im ersten Teil ähnlich placierte Abschnitte allzu nachdrücklich machte.

b:

Nach gleichsam einleitenden Abschnitten wendet sich Gundolf (meist) dreiteilend (vgl. S. 304 oben) der Iphigenie und dem Tasso (einschließlich Elpenor) zu, dann der theatralischen Sendung. Dann erst kommt Italien und damit jene Haltung, die oben durch das Keyserlingsche Zitat angedeutet worden ist (Natur, Kultur, Kunst, Abenteuer und Bekanntschaften . . . Mathematik). Es folgt dann die andere Dreiteilung: Christiane [beziehungsweise S. 466: Theater] — Revolution — Schiller, jede mit ihren Einzelausstrahlungen. Gerade in diesen Partien des Buches ist nun anderseits das zu verspüren, was ich oben sagte: die Sachlichkeit, die kritische Bewertung werden je länger, je größer.

c:

Im Abschnitt: Iphigenie nimmt Gundolf frühere methodische Mittel auf; die Anwendung von „Zentralstellen" (vgl. oben aus Anlaß des Werther ff.) wird vertieft. [S. 309 „Analogiepunkt". Auch hier nimmt Gundolf sonderbarerweise die Möglichkeit mehrerer Analogiepunkte an s. S. 310]. Wunderbar fein und nachstrebenswert ist, wie Gundolf davon den Schwer- und den Mittelpunkt einer Dichtung zu scheiden weiß. Hier sollte nachdrücklich mitgearbeitet werden. Denn durch Selbstbesinnung gerade über solche Partien wird die „Anschauungs"fähigkeit junger Literarhistoriker und ihre Terminologie entschieden gefördert (vgl. dazu S. 316 oben und 328). Der Abschnitt: Tasso ist bei weitem das schönste, was ich über den

Tasso kenne[1]): „wir werden fast immer an der größeren Ergriffenheit der Verse erkennen, wann wir das Herz der Dichtung berühren und besonders Goethe wird lyrischer, durchbricht die didaktische Ruhe, die auch seine bewegtesten Zwiegespräche bewahren, sobald er auf das Leid zu sprechen kommt, aus dem sein Drama geboren wurde" (S. 332). Natürlich — birgt doch der Tasso das Zentralproblem des Gundolfschen Werkes mit ganz besonderer Innigkeit in sich: „der Genius macht den Anspruch, sein Gesetz in sich selbst zu finden . . . sein Leiden und sein Wahn beginnt mit dem Moment, da er die Anerkennung dieses ihm selbstverständlichen Anspruches von der Gesellschaft fordert" (S. 333).

d:

Die theatralische Sendung gibt den guten Anlaß, vor „Italien" zusammenzufassen. Diese Eigengesetzlichkeit, jene Eindruckswilligkeit (S. 343), die Wirkungen eines tiefen Gefühls für den bildenden Wert des Sehens, die Idee des Dämonischen in der Ferne und in der nächsten Nähe[2]) — das alles wirkt verzahnend, genau so wie die „Zentralstelle" (S. 349) [warum wird sie nur auf Aurelie angewendet?] der theatralischen Sendung (VI. 12, W. A. Band 52, S. 270): „Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, und daß alles über ihnen schwer wird." —

* * *

Damit ist die geeignete Stelle gegeben, um Italien, den Süden, das deutsche Streben nach dem Gegensatz (vgl. Georg Simmel, „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen", 1917, S. 33), die große Welt, das Sammeln (S. 376), die neue Anschauung mit allen ihren Folgen sich entwickeln zu lassen. Aus Raumgründen müssen wiederum zahlreiche methodische Einzelheiten beiseite gelassen werden, kann nur nebenbei auf die große Konstruktion (S. 393/394), auf den Exkurs über das Wesen der Geschichte (S. 401 ff.), auf die über-

[1]) Völlig unverständlich dagegen ist mir, wie die Iphigenie, „als Evangelium der deutschen Humanität schlechthin" (S. 318) dem Nathan dem Weisen vorgezogen werden kann, von dem Fr. Schlegel so schön und richtig sagt „er sei vom schwebenden Geist Gottes unverkennbar durchglüht und überhaucht" (Jugendschriften, ed. Minor II, S. 157).

[2]) Das Ungeschlechtlich-dämonische des Mignon (S. 355), wie Gundolf es auffaßt, gemahnt stark an Georg Munks Geschichtenkreis „Die unechten Kinder Adams" (1912) und den Roman: Irregang (1916). Vgl. dazu meinen Aufsatz in der Münchner allgemeinen Zeitung Nr. 21 v. 20. Mai 1917 [vgl. S. 701, betreffend Lord Byron].

raschende, ganz ungewohnte, eigentlich trockene Sachlichkeit in der Darstellung der römischen Elegien (S. 431: wir unterscheiden bei den 20 römischen Elegien drei Gruppen ꝛc. . . .) hingewiesen werden. Der Abschnitt: Klassizismus und Rationalismus (S. 459 ff.) ist wieder einmal einer jener Haltpunkte, ein Zusammenfassen, bevor ein weiterer Schritt getan wird. Denn mitten zwischen die jetzt noch ganz neuen Motive: Theater-Revolution-Schiller klingt schon ganz leise vordeutend ein nicht zu überhörender Ton an (S. 512): „der alte Goethe, in dem ein übermenschlicher Blick ins Reich der Mütter, ein freiwillig beschränkter, menschenform- und grenzensuchender Kunstsinn und eine fast schon abstrakte Lebensweisheit sich zusammenfinden." Dahin zu gelangen dienen die überwiegend kritischen Abschnitte vorher, in denen sich die Vorherrschaft des Wissens und Könnens über das Müssen nicht nur zeigen soll, sondern auch ehrlich zeigt, in denen mit vorbildlicher Unbeirrbarkeit Schillers Wesen und Wirkung besprochen wird (z. B. 465 letzter Absatz, 495; 499: „wie sehr immer die Deutung, die Theorie des klassischen Goethe zurückgehen mochte auf überrationelles Erleben, dies änderte nichts daran, daß sie sich verselbständigt hatte, zu einem Rationalismus wenn nicht der Inhalte, so doch der Methode erstarrt war und einer unmittelbaren Formwerdung des Goetheschen Lebens, im Sinn des Werther, des Urfaust und der ersten Lyrik im Wege stand. Goethes Begriffe vom Können, jetzt nicht mehr zugleich mit seinem jeweiligen schöpferischen Augenblick gegeben und durch diesen erzeugt, sondern als unabhängige Ästhetik wirksam, bedingten jetzt seinen Gehalt . . .") Klar wie die Gesichtspunkte sind auch die Beispiele „Hermann und Dorothea, die großen Balladen, Wilhelm Meisters Lehrjahre, d. i. hier streng genommen die Beantwortung der Frage, welche Änderungen Goethe gegenüber der Theater-Sendung vorgenommen hat (vgl. bes. S. 519); der Schlußabsatz dieses ganzen zweiten Teils allein, so klar er ist, zeigt doch nicht völlig die Gründe, warum dieser zweite Teil so wesentlich anders ist und endet als der erste. Vielleicht ist hier ein Punkt, an dem jede Methodenuntersuchung überhaupt zurücktreten wird, nämlich das geheimnisvolle, das — aus einem ganz anderen Zusammenhang Gundolfs heraus zitiert, trotzdem für Gundolfs Goethe gleichsam als Motto wichtig werden könnte (S. 364): „Zuviel Können für eine gegebene Situation ist kaum weniger verwirrend, als zu wenig Können, zu deutlich sehen stört die Klarheit fast ebenso wie zu trüb sehen." Damit wäre dem eingangs angeschnittenen Problem vom Sinn jeder Wissenschaft überhaupt ein wichtiges kritisches Moment hinzugefügt.

V.

Der dritte Teil: „Entsagung und Vollendung" kehrt entschlossen zum Wesen des ersten Teils zurück. Man kann sagen, daß darin bis auf ein Minimum jeglicher Sachlichkeit entsagt, daß aber die Vergötzung Goethes schier vollendet ist. Beispiele in schöner Steigerung: S. 533: „sind die kritischen Auslassungen des jungen Goethe Manifeste eines Revolutionärs, die des reifen Erlasse eines Gesetzgebers, so sind die des alten Goethe mit den Reskripten und Randbemerkungen eines Herrschers zu den täglichen Einläufen zu vergleichen". Goethes Wesen ist (S. 584) „zugleich central-deutsches Gesamtwesen" [vgl. auch S. 629 unten]. S. 741 ff. wird von Goethe schlechthin per „Zeus" gesprochen und S. 746 kommt dann der nur von sehr humorvollen Menschen zu ertragende Satz: „Die Gespräche mit Eckermann sind kein gedrucktes Lehrbuch und keine gesammelte Weisheitsernte, sondern ein Evangelium, d. h. die von der Gegenwart des Verkünders selbst unmittelbar hervorgebrachte, mit ihr durchdrungene, von ihr untrennbare Stimme einer heiligen Gestalt . . ." Die beste Selbstkritik Gundolfs findet sich S. 628 und gehört auch in diesen Zusammenhang: „dem Riesen ist das riesenhafte normal und nirgends hat sich Goethe vom Standpunkt der Zwerge aus geschildert, d. h. mit unserm Staunen und Hinaufblick."

Es versteht sich, daß die Folgen dementsprechend sind; Goethe soll „der Abgott einer durchgebildeten jüngeren Generation, der Romantik" gewesen sein (S. 526). Das ist nur sehr bedingt richtig. Es soll Goethe auch „von außen her die Nötigung gegeben worden sein, als Lehrer und Erzieher seiner Nation aufzutreten" (S. 526). Die äußeren Nötigungen waren verschwindend gering.

Doch das sind Kleinigkeiten im Vergleich zu einer sehr wichtigen Tatsache: Gundolf ist seiner ursprünglich anscheinend einheitlichen Konzeption von Goethes individuellem Gesetz untreu geworden, oder aber, der Bogen erwies sich nicht als tragfähig und zersprang in viele Stücke. Es wäre eine ebenso lehrreiche, wie schwierige Sonderuntersuchung, Gundolfs Gesetzesbegriffe zu ordnen und den ganzen Problemkomplex zu reinigen. Hier müssen nur ganz wenige Andeutungen genügen, aus denen aber auch hervorgehen wird, wie wichtig dieses Problem überhaupt ist. Es sei ausdrücklich festgestellt, daß es ein großes Verdienst Gundolfs ist, sich so mutig an dieses schwere Problem herangewagt zu haben. Wenn meines Erachtens der Versuch mißglückt ist, so soll die Erörterung darüber hier wie in der ganzen Untersuchung kein Kritisieren und Besserwissen bedeuten, sondern gleichsam das Tätigwerden und Eingreifen

eines besorgten Sekundanten: der erste Fehler scheint mir darin zu liegen, daß Gundolf auf einmal davon spricht, daß Goethe „sein Gesetz empfing" (S. 529). Damit ist der grundlegende Begriff der Eigengesetzlichkeit erschüttert, um so mehr, wenn (ebenda) von einem „allgültigen Gesetz" gesprochen wird. „Von seinen Forschungen in Natur und Kunst, von seinen Verpflichtungen gegenüber Volk und Gesellschaft, von seinen Errungenschaften wie von seinen Verzichten fühlte er sich bestimmt" (S. 529) — also nicht mehr aus eigenen innewohnendem Gesetz! Gleich nachher (S. 535) folgt weitere Verwirrung: „was ihm noch an Menschen, Ereignissen, Leidenschaften widerfuhr, machte ihm Eindruck, wurde Material, aber es bestimmte ihn nicht und nur in wenigen Momenten ... mußte er fürchten, sein Gesetz könne ins Wanken geraten." S. 542 wird das eigene Gesetz von neuem eingeführt, eindringlicher denn je, S. 548 schon kommt das Problem der „gesellschaftlichen Gesetzlosigkeit und Ausnahmestellung" dazu, S. 550 wird ein „ewiges Gesetz" postuliert, S. 553 wird zwar zugegeben, „daß Gesetze ... bis zu einem vorher nicht gekannten Grad individuell sind". Aber durch die behauptete Möglichkeit eines „Gesetzeserlebnisses" (S. 569 oben) wird die ganze Angelegenheit endgültig frag-würdig, nachdem schon S. 564 völlig unverständlicherweise von „der grausamen Gesetzwerdung des freien Willens und des Zufalls" gesprochen worden war. Der „oberste zusammenfassende Gesetzesbegriff" (S. 572) ist wieder etwas anderes (vgl. auch S. 628 ff. und dann öfters bis zum Schluß des Buches). Selbstredend kommen diese zitierten Stellen in jeweils verschiedenem Zusammenhang vor, was zu berücksichtigen ist. Die Hauptsache aber ist die, hier festzustellen, daß irgend welche Konsequenz in Gundolfs Gesetzesmeinungen fehlt. Um so gefährlicher, wenn ein so umfangreiches Werk fast eigentlich nur im Problem der Eigengesetzlichkeit seinen Sinn erblickt haben will und dabei doch so kapriziös und launisch vorgeht. Hier wie überhaupt im dritten Teil zeigen sich die Schwierigkeiten, die dem Buch als Ganzem entgegengestanden haben.

Wer sein eigenes Gesetz in sich trägt (die Wenigsten wissen, was das ist und daß man das kann), der steht völlig allein, ist sich sein eigenes Schicksal, lebt sein eigenes Leben und stirbt seinen eigenen Tod. Nichts, auch nicht der sogenannte Zufall, reicht in jene Sphäre, in der einzig der Eros = das eigene Gesetz wirkt.

Dieses Entweder-Oder hat Gundolf zwar offenbar geahnt, vielleicht sogar auch gewollt, aber er hat es nicht durchgeführt, konnte es auch gar nicht, weil eben Goethe davon ebenso weit ent-

fecnt ist, als Hölderlin es erfüllt[1]) Goethe wird bei Gundolf Träger von Konstruktionen, die nur sehr bedingungsweise auf ihn passen. Aber konstruieren ist Gundolfs methodisches Hauptmittel, und wenn schon jene Zentralkonstruktion von der Eigengesetzlichkeit als Inhalt gewalttätig und meines Erachtens gar nicht durchgeführt ist, so steht es mit den Konstruktionen als Mittel noch viel bedenklicher. Absichtlich habe ich von Gundolfs Konstruktionen bisher wenig gesagt, um die beiden ersten Teile sich schlichter entwickeln zu lassen, um sie anschaubar zu machen. Jetzt müssen aber doch einmal die ernstesten Bedenken geäußert werden, schon weil mit zunehmendem Stoff Gundolfs Methode immer mehr Konstruktionen fordert. Diese Konstruktionen, diese häufigen Einteilungen und Übersichten, welche nur sehr bedingungsweise solche sind, häufen sich; ihre Wechselbezüge häufen sich mit ihnen und weite Strecken des dritten Teils hindurch klappert der Apparat des nüchternsten Verstandes, gefühllos und gewaltsam, schiebend, pressend, schichtend, beschneidend, arrangierend, pützelnd und krittelnd. Dabei handelt es sich bezeichnenderweise nur immer sehr bedingt um Goethe und seine schriftlichen Niederlegungen, sondern tatsächlich, wenn auch nicht ausgesprochen, eigentlich um Gundolfs Methoden mit gelegentlichen beziehungsweisen Ausblicken auf Goethe. Vor lauter Konstruktionen und deren Verzahnungen werden die Schöpfungen Goethes immer unplastischer, unsachlicher, schemenhaft, werden Konstruktionsdetail, und je mehr Gundolf vom „Leben" spricht, und „Leben" in den großen Gedankenbau bringen will, desto starrer wird er, desto eisiger. Wie es Angelus Silesius einmal sagt (cherub. Wandersmann ed. von 1675, VI. 42):

> die Sonn erreget all's macht alle Sterne tanzen
> wirst du nicht auch bewegt, so g'hörst du nicht zu ganzen.

Da sind die unsäglich vielen Worte etwa über Pandora, sind die so matten, abstrakten Kapitel über die Wanderjahre und Faust II und was das schlimmste ist: es sind dies gar keine Schlußkapitel, sondern das Buch könnte noch beliebig lange weiter gehen. Die Konstruktionen sind zum großen Teil eben nicht durchgeführt, sie ragen über das Volumen des Buches hinaus und Gundolfs Flucht in die Worte „von der ewigen Ruh in Gott dem Herrn" ist eben eine Flucht, Abbrechen, Sichwegwenden. Man wage es nicht, etwa nach einem Gesamtergebnis des Werkes zu fragen. Das hieße die vor-

[1]) Warum vermeidet Gundolf das wenig schöne, aber klärende Problem Goethe/Hölderlin, wenn er schon Goethe/Kleist (allerdings sehr vorsichtig umschreibend) erwähnt (S. 698 ff.)? vgl. zu diesem Problem meinen Fr. Hölderlin ꝛc. Karlsruhe 1919, z. B. S. 65 ff. und die betr. Anmerkungen.

liegenden Tatsachen grausam mißverstehen. Es gleicht das Buch in dieser Hinsicht einer freien Orgelphantasie mit zahlreichen Themen, mit Kanon, Lied, Variation, Fugato, Kadenz und Doppeltriller ꝛc., eine Phantasie, die jetzt abbrechen kann und die auch 10 Minuten später abbrechen kann. Aber das ist keine „Wissenschaft", sondern möglicherweise Kunst, jedenfalls Talent. Man muß sehr streng gegen sich selbst sein, um angesichts der vielen schönen Einzelheiten zu diesem Ergebnis zu kommen — und um es auch auszusprechen angesichts des manchen Trefflichen, das in dem Buche steht, was aber bei dem bedeutenden Gegenstand, den es behandelt, nicht überrascht. Der Gedanke z. B. Napoleon, Bettina und Beethoven so Goethe gegenüber zu stellen, wie Gundolf es tut, ist bestrickend geistreich. Der Napoleonabschnitt überhaupt gehört, auch seiner Diktion nach, zum Fesselndsten in der neueren deutschen Prosa überhaupt, er ist von einem Weitblick und einer Überlegenheit, die einen immer wieder freut. Der grausamste Gegensatz dazu findet sich in den paar Redensarten über die „Novelle" [1]). Der Abschnitt „Wahlverwandtschaften", durchaus an den Tassoabschnitt anknüpfend (vgl. S. 325, 334), steht und fällt mit dem Problem der Eigengesetzlichkeit (vgl. oben). Zum vorletzten Male taucht hier der methodisch wichtige Gesichtspunkt der Zentralstelle auf (S. 560/561). S. 662 unten wird dann zum letztenmal davon gesprochen. Gundolf ist aber auch hier nicht eben konsequent: Gewiß sind „die Wahlverwandtschaften selbst" die „Helden", dargestellt am Schluß des vierten Kapitel (des ersten Teils), aber Gundolfs (ungenaues — vgl. W. A. Bd. 20, S. 394, Zeile 5 ff.) Zitat (S. 563) läßt ihn übersehen, daß eben auch hier so etwas wie eine Zentralstelle ist, die, wenn sie „sachlich" von ihm verwertet worden wäre, voraussichtlich das Dilemma in den Gesetzproblemen erleichtert hätte. (II. 14 — [W. A. Bd. 20, S. 370, Zeile 14 ff.] sagt Ottilie: „aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren und nach einem schrecklichen Ereignis klärst du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste". Das hat Gundolf übersehen oder doch nicht verwendet, obwohl es so sehr wichtig ist.) Der ganze mittlere Absatz auf S. 563, besonders unter Berücksichtigung der unheidnischen Überschätzung der Ehe (S. 566) gibt einen nachdenklichen Ausblick, wie schwankend, wie romantisch, d. h. wie brüchig Goethes Heidentum geworden war. Grillparzer, den Gundolf viel zu eng auffaßt (s. S. 692) hat dieses

[1]) Vergl. dazu meinen Aufsatz in der germanisch-romanischen Monatsschrift, (IX, 1921, S. 181—187), den ich (als einen wesentlichen Bestandteil dieses Aufsatzes) dort nachzulesen bitte.

Problem im reinstem Gefühl antiken Heidentums in seinem „Drama am Meer" ausgesprochen (Sappho III. 2. Vers 948 ff.):

Wen Götter sich zum Eigentum erlesen,
Geselle sich zu Erdenbürgern nicht;
Der Menschen und der Überird'schen Loos
Es mischt sich nimmer in demselben Becher.
Von beiden Welten eine mußt du wählen,
Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr. —

Wenn man die „Wahlverwandtschaften" so betrachten will, wie Gundolf es versucht, dann muß man vor allem die Grundbegriffe rein erhalten. Das Schwanken zwischen Mysterium und Sakrament (S. 566), zwischen Mysterien überhaupt (S. 567), auch die Reminiszenz an den Mignon (568) wäre ganz anders wichtig geworden, wenn das: hast du gewählt — eben das Wirksamwerden des individuellen Gesetzes, von Gundolf klar erkannt worden wäre.

Der Abschnitt: Dichtung und Wahrheit enthält viele methodische Einzelheiten, auf die hier nur allgemein hingewiesen werden kann. Viel Ordnung ist auch hier nicht darin. Hier wie so oft zeigt sich etwas entscheidendes: Gundolf kann kein literarisches Gebilde an„sehen", wie es ist. Sinnenmensch ist er nicht. Erst wenn persönlich-personelles gesagt, wenn Mythos und „Kosmisches" ausgiebigst vorgetragen worden sind, dann — dann vielleicht darf Visualität sich kurz betätigen, um bald wieder zurückzutreten. Je mehr Gundolf vom „Leben" spricht, desto ferner steht er ihm, da er nur über das Leben klug schreibt, ohne es selbst „sein" zu lassen: daher überwiegen Verstand, Kalkül, Abstraktion, Konstruktion, nicht etwa nur methodisch, sondern ganz besonders auch sachlich und wenn Gundolfs Konstruktionen im tiefsten Sinn „wahr" wären, so wäre Alles blutlos, matt, grau, lau [je mehr gerade vom Gegenteil dieser Eigenschaften dann die Rede wäre], gescheit dargestellte Umrisse, Figurinen zum Leben anderer Menschen, z. B. Goethe; bei diesem Objekt läßt sich das Verfahren schließlich noch rechtfertigen, weil Goethe ihm gar nicht so selten selbst sehr nahe steht. Das wird aber nicht möglich sein, wenn Gundolf etwa seine Antrittsvorlesung über Hölderlins Archipelagus in ähnlicher Weise ausweiten sollte, wie den Goetheabschnitt seiner Cäsardissertation zum Goethe. Denn Goethe kommt Gundolfs Verfahren immer und je in einem gewissen Sinn entgegen; Hölderlin aber, in dem sich das Wesen des individuellen Gesetzes völlig rein entwickelt und zeigt (in dem langsam sichtbar wird, was je und je da war), entzieht sich solchem Vorgehen, während sein Antipode Stephan George geradezu dahin drängt. Gundolf sagt schon viel von diesen Dingen in seinen feinen Worten

über den Lynkeus (S. 772) und über das Schenkenbuch (S. 648) [vgl. George S. 225]. In dem der weiteren Öffentlichkeit nicht zugänglichen Gedenkbuch Maximin finden sich jedoch folgende Verse Maximins:

der Königsaar schwingt sich vor seinem Tode
noch einmal auf zum hellen Sonnenlicht,
dort hört er den Gesang der Sphären — — —
gekräftigt senkt er sich zur Erde nieder
und wartet auf den Allerlöser Tod.
Auch ich will einst vor meinem Ende
mich auf zu Deinen Höhen schwingen
und will Dir meine reine Seele
dann wiedergeben, wie du mir sie gabst.

VI (= I)

(der VI. Teil stimmt aus ganz bestimmten Gründen, die man alsbald erkennen wird, mit dem I. wörtlich überein. Ich bitte, den Abschnitt I jetzt noch einmal zu lesen, genau so, wie wenn er hier abermals abgedruckt worden wäre).

Gedanken um Gundolfs Goethe.

Von Moriz Enzinger in Krems a. d. Donau.

Es liegt in der Idee der Entwicklung begründet, daß eine Richtung von der anderen, oft ihrem Gegenteil abgelöst wird. Auf die zergliedernde, zerfasernde, untersuchende Art der Literaturwissenschaft, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts wie in den übrigen Wissenschaften herrschte, entsprungen aus dem Streben nach der Genauigkeit der „exakten Wissenschaften", macht sich nun mit der Wiederaufnahme idealistischer Philosophie, mit der Sehnsucht nach dem Religiösen, nach Zusammenhängen von beherrschenden Grundsätzen aus auch der entsprechende Drang zur Synthese in den literaturwissenschaftlichen Disziplinen geltend. Dilthey ist der Neue Wegweiser, Ungers Hamann-Buch, dem sich Janentzkys über Lavater anreiht, zeugt davon, wie sich langsam die Forderung der Biographie wandelt. Aber nicht nur auf dem Gebiet der Persönlichkeitsdarstellung erscheint der synthetische Zug, auch große Weiten sollen mit einem Blick überschaut und zusammen angesehen sein. Die stammestümliche Literaturbetrachtung will eine Synthese des Stammesgefühls, der Stammesanlage geben, den genius loci klar werden lassen. Ist hier

die Synthese überindividuell betont, so suchen andere gerade das Geheimnis der Persönlichkeit deutlich zu machen, so Simmel und Gundolf in ihren Goethe-Büchern. Die stammestümliche Literaturbetrachtung lehnt sich notgedrungen mehr an die philologisch-historische Schule an, sie ist an die Tatsachen gebunden, sucht aber die überindividuelle Einheit, Gundolf hingegen geht von einer festen, intuitiv erfaßten, weil erlebten Formel der Persönlichkeit aus, aus der er alles übrige fließen läßt. Synthese steckt in beiden, Gundolf aber findet sie aus dem intuitiven Erlebnis der Gesamtgröße, nicht aus Tausenden kleiner Mosaiksteinchen.

Der Groll gegen die Zunft, vor allem gegen die „Goethe-Philologen", führt ihm nun die Feder zuweilen allzuscharf, so daß sich unter den sonst edlen Stil auch grämliche Vergleiche mischen (S. 408)[1]. Aber das Buch selbst erscheint, schon seinem äußern Umfang nach, so bedeutend und hat solches Aufsehen gemacht, daß sich eine Auseinandersetzung in einigen Punkten lohnt.

Vor allem sei der Verdacht hintangehalten, daß es sich um eine gründliche Revolution unserer Literaturwissenschaft handelt. Was näher berührt wird, ist höchstens die Biographie. Freilich wird auch der Nicht-Biograph aus dem Buch seine Lehre ziehen, aber hier gilt es vor allem, dieses Problem ins Auge zu fassen.

Der grundlegende Teil des Buches ist die Einleitung, die programmatische Geltung beansprucht. Manches erscheint schärfer, einseitiger formuliert, als es sich dann später in der Arbeit weist. Doktrin muß ja immer glashell sein, Praxis kann es nicht sein.

Keine Methode darf ein Prokrustesbett sein, am wenigsten der lebendigen Persönlichkeit gegenüber. Zu dieser muß der Verfasser ein inneres Verhältnis haben. Bei der intuitiven Art ist das Grundforderung, da erhebt sich aber gleich ein Bedenken. Wer erlebt einen Dichter auf dieselbe Art und Weise wie sein Nachbar? Ist nicht dadurch, daß jeder, wenn er auch nachträglich noch so peinlich korrigiert und zurechtrückt, ein anderes Urerlebnis seines Helden hat, schon die Methode in Frage gestellt? Sobald es sich um geistige Schau handelt, hat jeder das gute Recht, so zu sehen, wie er sieht, wie wir dieses Recht auch dem schaffenden Künstler, dessen Kunst es ja ausmacht, nicht verkürzen dürfen. Notwendig wird ein solches Bild subjektiv sein, auch die anschließende Deutung immer subjektiven Charakter tragen, wenn sie von diesem ersten Erleben ausgehen soll, wie Gundolf will. An der Hand der Tatsachen kann ich immer nachprüfen, dem Seelenerlebnis eines andern kann ich nur zustimmen

[1] Zitiert nach der fünften, unveränderten Auflage 9. — 11. Tausend, 1918.

oder es ablehnen, je nachdem es sich mit meinem eigenen deckt oder es ausschließt.

Schritt man früher vom Werk zur Persönlichkeit und zur Bedingung ihres Schaffens vor, so will Gundolf den Weg zurückgehen, aus dem Gesamtbild, das er in der Seele trägt, die einzelnen Äußerungen erklären, deuten, in Beziehung setzen. Woher hat er aber das Gesamtbild? Eben aus den Werken, aus den Äußerungen der Persönlichkeit, da ein Verstehen von Geist zu Geist sich nur durch das Medium der Sprache ermöglicht. All das rankt sich nur um die Erforschung oder die Schau der Persönlichkeit (der Ausdruck genommen je nach dem Ausgangspunkt, dem Werk oder der Intuition), ist also wesentlich (wenigstens vorläufig) auf die Biographie zugeschnitten und hat mit den übrigen Formen der Literaturwissenschaft, speziell der Literaturgeschichte, kaum etwas zu tun. Geschichte läßt sich auf diese Weise wohl überhaupt nicht erfassen, höchstens Ideengeschichte. Aber so wie Gundolf formuliert, kommt es ihm ja auf Geschichte gar nicht an, sondern seine Art bildet den bewußten Gegenpol zur üblichen Historik, nicht das zeitlich und räumlich Bedingte, sondern das Überzeitlich-Ewige, das in eine Zeit und einen Raum hineingeboren wird, gibt ihm den Sinn der Darstellung. Auf diese Weise entfernen wir uns stark von Geschichte in eigentlichem Sinn, nähern uns der Philosophie und der Kunst, als dem Begreifen, oder wie Gundolf unter Ausschaltung des Begrifflichen, des Verstandesmäßigen sagt, dem Anschauen der Entelechie. So werden seine Ansichten von Bedeutung für die Biographie, aber nicht für die Literaturgeschichte, die mehr als eine Summe von Monographien ist. Auch hat Gundolf dann Zeit und Raum wenigstens als Hemmnisse der Entfaltung seines überzeitlichen Genius in die Darstellung gezogen.

Grundfrage der Biographie ist: soll der Dichter oder das Werk erkannt werden? Mit andern Worten: ist das Ziel meiner Erkenntnis das Wesen der Persönlichkeit oder ihre Ausstrahlung. Wie für die eigentliche Literaturgeschichte vor allem das Werk als Literaturform, als gewachsener Sinn einer Persönlichkeit gilt, so für die Biographie, die Einzeldarstellung, eben das, was hinter den Äußerungen steckt, die Persönlichkeit.

Grundproblem der Biographie ist für Gundolf, daß wir *denken* müssen, was ein andrer *war* (S. 13). Schon damit stößt man auf eine harte, aber unvermeidliche Schwierigkeit, daß Leben in Begriffe aufgelöst werden muß. Aber das ist Fluch jeder Wissenschaft, jeder logischen Erkenntnis, daß Begriffe statt Blut um uns kreisen. Aber das ist auch Fluch der Darstellung überhaupt durch die Sprache, die noch am leichtesten den Geist verlebendigt, eine im Grund ebenso

mißliche Sache wie Verlebendigung von bildender Kunst oder Musik durch das Wort. Das weiß natürlich auch Gundolf. Mittelpunkt ist nun die Einheit der Persönlichkeit, Leben und Kunst der Großen ist eins. Kunst ist primäre Form des Lebens (S. 2). Freilich nur bei jenen großen Künstlern, die alle hundert Jahre einmal auftreten. Was ist es aber bei den Kleineren, die die Abstände füllen, wo die Formel der Einheit von Kunst und Leben eine Lästerung der Kunst wäre, wo die literarische Form oft mehr interessiert als die Persönlichkeit, mit einem Wort: bei Un-künstlern? Die Enge einerseits, die hohe Anforderung anderseits wird deutlich. Was soll aber damit eine Wissenschaft, die die Pflicht hat, den ganzen Bezirk auszuschreiten, nicht nur das Sanktissimum? die Literaturgeschichte muß nach wie vor das Werk ins Zentrum stellen, der Mensch ist ihr Gegenstand nur als Dichter, als Urheber von literarischer Form. Gundolf aber weist dem Menschen den überragenden Thron an, womit seine Art der Betrachtung vom Literarischen ins Psychologisch-Philosophische hinüberschreitet, das uns Mittel zum Zweck, aber nicht Selbstzweck sein kann. Er will Betrachter der Gestalt sein, für den Leben und Weg nur die verschiedenen Attribute einer und derselben Substanz sind, einer geistig-leiblichen Einheit, die zugleich als Bewegung und Form erscheint, und ist sich bewußt, daß es nur großen Menschen vergönnt ist, eine eigene Gestalt und ein eigenes Werk zu haben (S. 4). So zieht er auch nur Große zu Vergleichen heran, Dante, Shakespeare, Nietzsche und — Stefan George.

Die Terminologie von Lyrik, Symbolik und Allegorik, die sich Gundolf zurechtlegt, wird musterhaft dargelegt, es wäre kleinlich, sich gegen die neue Füllung der alten Gattungsbegriffe zu wenden, aber es soll doch auch auf die Gefahr der Verwirrung hingedeutet werden. Sicher wäre es dem Sprachmeister Gundolf wohl leicht gefallen, ebenso passende Termini zu finden, die nicht schon vergeben waren. Es herrscht hier derselbe Geist wie in der übrigen modernen, vor allem kunstwissenschaftlichen Literatur, die z. B. Gotik und Barock, mühsam erkämpfte historische Begriffe, einfach ästhetisch verwendet, was übrigens Gundolf mit den a priori gefaßten klassischen und romantischen Naturen (S. 12 f.) ebenfalls tut. Das ist kein historisches Muckertum, das sich dagegen stemmt, sondern nur Ausdruck eines Bedürfnisses nach reinlicher Sonderung.

Die für Goethe, den Lyriker (im Gundolfschen Sinn) fruchtbare Scheidung von Urerlebnis und Bildungserlebnis birgt für spätere Arbeiten die Versuchung zur Systematik in sich. Gewiß wird sich Ähnliches fast überall aufzeigen lassen, wei das ja Grunderlebnisse des dichtenden Menschengeistes überhaupt sind. Ob aber die Er-

kenntnis überall so klärend wirkt wie bei Goethe (ich denke z. B. an einen ausgesprochenen „Symboliker", etwa einen Dramatiker nach der Art Grillparzers), will ich dahingestellt sein lassen. Überhaupt scheint es fraglich, ob es möglich sein wird, das Lebensgesetz, die Formel für jeden einzelnen zu finden. Geister, die nicht so ausgeprägt, unentwegt, durchselbstet ihren Weg gehen, werden die Formel, wenn eine vorhanden sein sollte, stark verwischen. Und somit scheint die intuitive Methode höchstens Bedeutung zu haben für die Größten, etwa für Schiller, Hölderlin, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Stifter, die Droste, Raimund, G. Keller. Abgesehen davon, daß es sich bei kleineren Geistern der Mühe nicht verlohnt, wird das Problem auch um so schwieriger, je spärlicher die Überlieferung fließt, je widerspruchsvoller das Wesen des einzelnen war. Von Zeiten mit größerer Distanz zur Gegenwart oder von Dichtern, die uns nicht mehr lebendig werden können, ganz zu schweigen. Gundolf hat bei Goethe (das soll keine Schmälerung seiner Arbeit sein) reichliches Material gehabt, reichliche Vorarbeit, mag er auf sie noch so spöttisch herablächeln, er ist ihr geradeso zu Dank verpflichtet wie der andere Verächter Chamberlain — und er hat in Goethe einen ebenso klassischen Helden gefunden mit so gemeißeltem Bau, daß die Arbeit möglich wurde, ohne bei der übergroßen Fülle der Überlieferung zu zerfließen. Überhaupt will ich mich weniger gegen Gundolfs Buch wenden, das von sicherem Blick ausgeweiteter Persönlichkeit, feinem Geschmack, musterhaftem ästhetischen Urteil und ziselierter Formkunst Zeugnis ablegt, als gegen die, die das Werk als Panazee der Literaturwissenschaft ausschreien, und gegen verfrühte unfertige Nachahmer, die die Methode mit weniger Fertigkeit und viel weniger Glück, wenngleich mit großem Selbstgefühl, auf anders geartete biographische Gebiete übertragen wollen. Gundolf schöpft seine Grundsätze aus dem einmaligen Erlebnis Goethe, sie sind infolgedessen auch hier in doppelter Hinsicht bedingt, und es ist unsinnig, diesen relativen Sätzen absolute Geltung beimengen zu wollen.

Gundolfs Goethe ist eine singuläre Erscheinung, so wie Goethe selbst ein Säkularmensch war. Eine Methode, die hier segnend Früchte trägt, kann einem andern Problem gegenüber völlig versagen, zumal ja mit der begrifflichen Deutung, die der Gesamtanschauung naturgemäß folgen muß, mit dem Auseinanderlegen des zusammen gesehenen, das eben nie als Schau, sondern nur in einzelnen Teilen des Blickfeldes, an denen das Auge gerade haftet, gegeben werden kann, notwendig eine gewisse Resignation verbunden ist. Ganz verlebendigen läßt sich eine Persönlichkeit auf dem Papier nie, es bleibt immer nur ein bescheidener Abglanz in gehöriger Distanz. Das weiß

heute wohl jedermann. Gundolf weist auch selbst mehrfach darauf hin, daß das Problem der Literaturgeschichte bei Goethe anders sei als anderen Dichtern gegenüber (162, 253). Denn gerade durch seinen überragenden Geist ist er weniger im „Milieu" verhaftet als ein anderer (49). Gewiß ist zur selbständigen Erfassung des Kunstwerks nötig, möglichst alles Wissen zu vergessen, das sich uns um den Kern angelagert hat, eine Notwendigkeit, die in Schulausgaben häufig außer acht gelassen wird. Aber es taucht dann wieder die Frage auf, ob diese Art der Betrachtung nicht ins Gebiet der Ästhetik gehört — gerade Ästhetiker und Philosophen haben sie gepflogen — während die Darlegung der Entstehungsgeschichte, ihrer äußeren und inneren, eben Sache der Literaturgeschichte bleibt, die nicht eine Geschichte der Menschen, der Persönlichkeiten ist.

Eine andre Frage ist noch, ob nicht durch die Formel, deren Auswirkungen man dann überall nachspürt, der Wirklichkeit Gewalt angetan wird, daß Tatsachen zurechtgebogen werden, Kleinigkeiten aufgetrieben, unangenehme Wichtigkeiten beschnitten werden. Ob solcher Vorgang nicht idealisierend, wenn nicht mythologisierend wirkt, ob nicht mehr Geschichtsphilosophie als Geschichte am Grunde ruht. Für solche Betrachtung wird dann freilich der Streit um Kleinigkeiten, die nur vom Großen aus einen Schimmer erhalten, wie der Streit um Pipers Josefroman, zur Farce.

Dabei sind Einzelheiten immer glänzend. Wie Gundolf von der ästhetischen Gattung ausgeht, ihr Prinzip erwägt und auseinanderlegt, wie Goethe sich dazu stellen mußte, ist bestrickend. Nur besteht der Verdacht zu Recht, ob nicht der Urkeim der Untersuchung auch hier vom Werk nicht nur auszugehen hat, sondern tatsächlich ausgeht, ob nicht der Weg dann in der Darstellung einfach im umgekehrten Sinn beschritten wird. Was aber Gundolf da über Goethes Lyrik (178), das Verhältnis von Humor und Satire (153 ff.), von Geschichte und Dichtung (304 f.) oder vom historischen Drama überhaupt usw. sagt, ist mehr als angewandte Ästhetik, ist inneres Erleben der Form, freilich auch wieder ursprünglich von den einzelnen Werken abgezogen. Denn ein plötzliches Aufgehen von Lichtern ist auch hier nicht denkbar. Nur was lange Zeit oft unbewußt am Grunde ruhte und sich unablässig kristallisierte, bricht schließlich hervor, sei es immerhin unwillkürlich, auch darin aber zeigt sich der künstlerische Sinn Gundolfs, genährt von dem feinen Verständnis des Kreises um Stefan George. Gedankt soll ihm auch sein, daß er versucht hat, manches lange vernachlässigte Gebiet in den Bereich zu ziehen, wie die Physiognomik des jungen Goethe oder die Bedeutung der Gesellschaft für den Werdenden. Jedenfalls ist es nur einem über-

ragenden Geist möglich, alle die tausend Fäden in der Hand zu haben und gelegentlich bei Bedarf den einen oder andern, den wir schon längst verloren glaubten, wieder einzuweben. So scheint alles was auf Goethe engeren Bezug hat, zu einer dichten Webe verschlungen. Aber mag sich darin mancher Faden prächtig ausnehmen, so beschleicht einem doch zuweilen das Gefühl, daß der Teppich des Lebens künstlich verfertigt sei. Was soll z. B. dem Literarhistoriker besagen, daß die Verbreitung Hermann und Dorotheas wie die des Werther auf einem Mißverständnis beruht (S. 503)? Das ist nur für den Menschen Goethe von Bedeutung, für das Werk selbst aber ganz gleichültig. Dadurch daß es Gundolf verschmäht, seine Auffassung eines strittigen Punktes durch Belege zu stützen (was auch wieder nur von künstlerischem Standpunkt zu rechtfertigen ist), muß man zuweilen mißtrauisch werden. Chamberlain hat sich gegen die Bedeutung der Unterredung Napoleons mit Goethe gewendet, mit Begründung in reichlichen Anmerkungen, Gundolf baut hingegen auf diesen Erfurter Tagen von 1808 sein Napoleonkapitel auf (536 ff.). Das harte Urteil über die Natürliche Tochter ist nur aus dem Zusammenhang begreifbar (473), bei der Abneigung gegen die Revolution spielt neben der Furcht ums Menschentum doch auch der Goethesche Grundzug der langsamen Evolution mit, wie ihn Goethe in seinen naturwissenschaftlichen Ansichten vertrat. Ein Hinweis wäre willkommen. Schwerer wiegt die vorgefaßte Meinung. „Goethe konnte schon keine Zwecke haben, die außerhalb seines Lebenstriebes lagen, eben weil er ein klassischer Mensch war, bei dem Trieb und Denken einheitlich wirkten" (S. 14). Das soll doch erst gezeigt werden! Für mich hat das die logische Form eines Zirkels. Freilich, der Intuitive mag anders urteilen. Er entgegnet: Das Erlebnis habe ihn das gelehrt. Und zeigen will er ja nichts, sondern nur anschauen, nicht urteilen, sondern darstellen. Wenn Gundolf nach Aufzeigung der Analogien von Goethes Erlebnissen mit Faust II. sagt, es „ergibt sich daraus, daß im Faust unwillkürlich die Goethische Lebensschichtung sich abdrückt" (S. 766), so wäre auch das meines Erachtens umzukehren: Weil Goethe den Faust sein Lebenlang im Herzen trug, drückten sich die Schichten ab.

Um dem östlich orientierten Goethe näher zu kommen, muß Calderon zu einer „europäischen Form östlicher Phantastik" werden (690). Was ist da das Östliche? Die Mystik kann es nicht sein, sonst wäre auch die deutsche Mystik, die Theologie des Frankfurters orientalisch. Weil das Christentum orientalischen Ursprungs ist? Mag auch in der kirchlichen Lehre mancher östliche Trieb wuchern, so hat doch sicher jede Nation in den Kirchenbau ihre eigene Vorliebe

hineingelebt, ohne dem Gesamtbild zu schaden. Auch Luthers Bibel ist orientalisch und doch kann man bei Luther wohl kaum von östlicher Phantastik sprechen. Gundolf schreibt auch später: daß die reißende Spannung zwischen Seele und Gott mehr kalvinisch als urkatholisch war und in den Katholizismus erst als Gegenwirkung der Reformation kam. Das ist möglich. Aber das Bewußtsein des eigenen Unwertes, der Trieb nach Selbstvernichtung ist wohl überhaupt christlich im Gegensatz zum klassischen Heidentum, das im Menschen das Maß der Dinge sieht. Und auch mittelalterliche Theologen so gut wie deutsche Mystiker kennen dieses Bedürfnis, sich vor Gott aufzugeben. Mag auch die deutsche Mystik in ihrer Form stark von der orientalischen Bilderpracht des hohen Liedes gespeist sein, so wird man sie deshalb nicht als orientalisch ansprechen dürfen. Und somit braucht Calderon durchaus nicht mehr östlich gerichtet zu sein als jeder andere innere Christ, der nicht Anhänger Luthers ist. Sonst müßten wir auch Dantes Paradiso östliche Phantastik zulegen. Für den Augenblick blendet das Wort. Aber es ist kaum richtig.

Auch die Vorliebe Grillparzers für die Spanier ist falsch basiert (692). Dies scheint ebenfalls eines von den zahlreichen Aperçus ohne weitere Bedeutung, ohne tragfähige Tiefe. Mag es noch hingehen, Grillparzer als habsburgischen Dichter zu bezeichnen (obwohl mir auch das schief zu sein scheint), so ist es völlig verfehlt, seine Hinneigung zu Lope und Calderon daraus zu erklären, daß die Habsburger wie er „von halb spanischen Traditionen umwittert" waren. Ein Hinweis auf die spanischen Stücke am Wiener Hof wäre schon deutlicher gewesen. Aber wie könnte ohne innere Berührung der zündende Funke entspringen? Nicht das politische Moment scheint mir hier ausschlaggebend — auch die Romantiker neigten zu Calderon und den Spaniern ohne habsburgisch zu sein — sondern das stammestümliche und das religiöse. Daß die Bayern durch die Gegenreformation wieder gründlich katholisiert worden waren, daß ihrem mehr südlichen, farbigen Temperament die Kultform des Katholizismus viel mehr entsprach als die strenge Herbheit norddeutschen Bibelglaubens, daß durch Jesuiten und Barock romanische Elemente verbreitet wurden und so eine Tradition geschaffen würde, die der der Herrscher parallel ging, das scheint mir das Ausschlaggebende zu sein. Und da Grillparzer selbst kirchenfremd war, bevorzugt er den zahmeren Lope gegenüber dem Feuergeist Calderons. Nicht das Herrscherhaus prägt den Volkscharakter, sondern das Volk findet entweder in den Herren das ihm Gemäße oder sie bleiben ihm wesensfremd.

Überhaupt geraten historische Urteile schief. Weil Goethe den

Bemühungen der Romantiker, Calderon an Shakespeares Stelle zu setzen, nicht gewogen war, glückte es ihnen nicht (692). Gewiß war das Urteil Goethes für manche Kreise dogmatisch. Aber kaum deshalb setzte sich Calderon nicht durch, sondern weil er mit seinem südlichen, katholischen Klima im selbstbewußten protestantischen Norden eben nicht viel über eine augenblickliche Laune hinaus zu sagen hatte. Der Boden für eine Saat kann nicht von einem Landmann urbar gemacht werden, da müssen jahrelang Vorarbeiten getroffen werden, muß sich durch lange Zeit die Mischung der Scholle gestalten, die dann den Keim fruchtbar ins Kraut schießen läßt. Es wäre dieselbe Frage, warum Shakespeares Wirksamkeit für Deutschland nicht am Beginn des 18. Jahrhunderts eröffnet wurde, oder warum Luther nicht die süddeutsche katholische Bibel verdrängte.

Gundolfs glänzender Stil neigt oft zu schillernder Buntheit, zu Wortreichtum aus Freude an der Antithese (so: und nicht so), zu einem Spiel mit Begriffen, einem Jonglieren der Sprache. Damit ersteht neben der Gefahr der Oberflächenspannung und der Undeutlichkeit auch die Klippe des Sich-Verrennens. S. 650 wird die Jugendlyrik als Blutwerdung des Geistes, die Lyrik des Alters im west-östlichen Divan als Geistwerdung des Blutes bezeichnet. S. 669 hingegen heißt es von den zwei erlebten Gedichten im Divan, daß Geist zu Blut geworden sei (also Blutwerdung des Geistes) nicht wie in Goethes Jugendlyrik Blut zu Geist (also Geistwerdung des Blutes). Diese Stellen vermag ich nicht zu reimen.

Und nun nochmals zur Methode. Das Buch mag Vorbild sein für die Biographie von Männern, die selbst das Maß der Dinge sind, die nicht, wie sich Gundolf einmal ausdrückt, in die Dinge hineinkriechen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, wie etwa Herder intuitiv zu fassen wäre, überhaupt Menschen, die stärker historisch verankert sind. Gundolf würde entgegnen: das sind keine Künstler. Auch kann ich eines nicht verhehlen, daß auf mich die ersten Teile des Buches viel überzeugender, spannender, interessanter und schöner wirkten als die spätern, wohl deshalb, weil das Interesse an der Methode noch neu war, weil sich der poetische Mensch erst entwickelt, weil mehr herauszuholen war aus dem „Lyriker" als aus dem „Symboliker" oder gar dem „Allegoriker". Viele Wiederholungen müssen natürlich das Neue erst gehörig festlegen, deshalb sind sie notwendig.

Es wurde schon betont, daß die Methode Gundolfs wohl nur für die Biographie Bedeutung hat. Aber auch da ist die Gefahr des Konstruierten oder die des Schwätzens nicht immer vermeidlich. Stets wird es auf den ankommen, der sie handhabt. Er muß ein

Künstler sein, weil er intuitiv schafft, weil die Menschenschau von einem Mittelpunkt ausstrahlt. Somit wäre diese Wissenschaft allen Bedingungen des Schaffenden unterworfen. Und das Ergebnis ist nicht objektiv, ist nicht Goethe, sondern eben wieder Gundolfs Goethe. Als Kunst ist die Methode auch weder lehrbar noch lernbar, was doch bei den übrigen Methoden bis zu gewissem Grade der Fall ist. Daraus könnte man schließen, daß die intuitive Methode der Synthese also nur von Berufenen angewendet werden könne. Das ist aber ein Trugschluß. Mancher wird sich darin versuchen, und zwar an Stoffen, die weniger ergiebig sind als Goethe, und gerade bei dieser Methode, die aufs Erleben ausgeht, ist eine Festlegung auf bestimmte Kunstkniffe Totenstarre. In mancher Hinsicht hat ja Goethe das Muster abgegeben, so für Shakespeare in Wilhelm Meister und in Shakespeare und kein Ende. Auch die Romantik suchte in diesem Sinn zu schaffen, die Bücher sind uns heute wert, weil sie ebenfalls zeitbedingt sind, wie jedes Kunstwerk, aber sie leben nicht, ich denke an Aufsätze F. Schlegels und an A. W. Schlegels Vorlesungen. Schriften der Brüder Grimm oder Uhland etwa haben auch heute noch als Grundlage Bedeutung. Gegen Ric. Huchs Romantikbücher hat man hingegen von je den Vorwurf allzu großer Subjektivität geltend gemacht, und sie benützt doch die intuitive Methode, die Gundolf monumentalisiert hat.

Auch weitere Versuche haben uns schon die Relativität der Methode gezeigt. Hankamers Buch über Zach. Werner, so dankbar wir es in mancher Hinsicht begrüßen müssen, ringt vielfach vergeblich mit den Schwierigkeiten, die der zwiespältige Romantiker der Intuition entgegenstellt. Schon daß das „Raumerlebnis", die Aufenthaltsorte, als Einteilungsgrund genommen werden, ist ein Abweichen von Gundolf, der aber nicht etwa im Charakter Werners begründet wäre, denn auch er hängt mit dem Ort kaum enger zusammen als jeder andere Große. Das ists eben, daß er nicht groß genug ist, daß er nicht das Maß der Dinge war. Mag auch sein Übertritt nur in Rom möglich gewesen sein, Rom also die Rolle des heute verpönten „Milieus" spielen, so gilt das doch nicht mehr, als Italien für Goethe galt. Und was soll man zur intuitiven Methode sagen, wenn sie die Gesetze erst wieder von außen nimmt? Mäßig angewendet, für Erhellung dunkler Partien, wird sie immer Dienste leisten, aber man darf sie jetzt nicht zur alleinseligmachenden stempeln. Wandreys Fontane-Buch leidet wieder an der vorgefaßten Konstruktion, die so wichtige Leistungen wie die Balladen (auch wenn sie der alte Fontane belächelt) oder die Wanderungen durch die Mark verdunkelt. Leben ist eben doch noch reicher als eine tote

Formel, nach der man es nachträglich mißt. Und die Wege und die Ruhepunkte bis zum Durchstrahlen des echten Kerns sind wohl das reizvollste der Biographie, gerade wie das irrende Dickicht des Waldes anziehender ist als die gezirkelte Parkanlage. Daß die Methode auch auf andere Gebiete übertragen wird, auf Kunst, Musik, sei erwähnt, um den künstlerischen Zug, der in unser gelehrtes Schrifttum gekommen ist, zu betonen. Wie weit an ihrer Grundlegung Wölfflin und Walzel beteiligt sind, soll hier nicht untersucht werden.

In ihrer Einseitigkeit ist also die Methode einer Übertreibung von nicht zu unterschätzender Bedenklichkeit. Daß die Verfasser stilistisch ausgezeichnete Schreiber sind, hebt das Übel nicht auf, im Gegenteil. Ich habe an Gundolf gezeigt, wohin ihn zuweilen die blendende Diktion reißt. Tiefe dunkle Worte fordern rationalistische Auflösung und erweisen sich dann oft als falsch oder nichtig. Und daß der Ton des Essays, der geistreichelnden Journalisterei dem Gedanken, vor allem im Wissenschaftlichen, gefährlich wird, braucht doch heute kaum mehr gesagt zu werden. Häufig liegt das Neuartige bloß in der reizvollen Formung, der aber der Kult der Phrase auf die Ferse tritt. Da müßte man dann auch noch plaudernde Essayistik ernst nehmen, wie einige Bücher des Amalthea-Verlags, Faesis Rilke oder des andern von J. Fränkel über J. Widmann, wobei freilich die geringe zeitliche Distanz als Entschuldigung gelten kann. Muß einem da nicht eine Sammlung von Erinnerungen, Gesprächen u. dgl. lieber sein, weil sie ein besseres Bild gibt?

Und nochmals sei es hervorgehoben. Nicht Gundolfs Goethe ist zu mißachten, nicht ist seine Methode im Buch von vornherein zu schelten, aber die Verallgemeinerung muß verhindert, muß eingeschränkt werden, die Nachfolge Gundolfs ist zu fürchten. Die Zeit wird auch dafür das Urteil fällen.

Die philosophischen Grundlagen von Gundolfs Buch.

Von Leopold Magon in Münster i. W.

Redaktion und Verlag des „Euphorion“ fordern auf, zu Gundolfs „Goethe“ Stellung zu nehmen; sie weisen mit Recht darauf hin, daß Gundolfs Buch von Kritik und Publikum als Beginn einer neuen „Richtung“ bezeichnet worden sei; der Literaturwissenschaftler, der abwägend an das Werk herantritt, wird in dieser in vielen Kritiken

wiederkehrenden Behauptung die Aufforderung erblicken, gerade über die Methodik der Gundolfschen Darstellung nachzudenken und sich weniger an Einzelheiten oder eine Kritik des sachlichen Inhalts zu halten. Dabei ergibt sich zwanglos die doppelte Aufgabe, rückwärtsblickend den Entwicklungsgang der literaturwissenschaftlichen Methode kurz zu überschauen, um so Gundolfs „Goethe" einzureihen, und ferner den methodischen Gewinn für die Zukunftsarbeit unserer Wissenschaft zu buchen.

Von zwei Seiten ist die Arbeit bei der Erforschung der neueren deutschen Literatur vorwiegend bestimmt worden: von der Philologie und von der Philosophie[1]). Die vorwiegend philologische Richtung legte vor allem Wert auf Textinterpretation und Kritik, für welche die Technik an älteren Sprachdenkmälern ausgebildet war, bearbeitete die dichterischen Werke formal und inhaltlich, fragte nach Entstehungsgeschichte, Quellen, Vorgeschichte von Stoffen und Motiven, legte die Kompositionsweise dar, stellte die Beziehung von Dichtwerk zu Dichtwerk, von Dichter zu Dichter und so allmählich den ganzen Zusammenhang der Literaturgeschichte her, indem sie Einflüsse, Vorbilder, Entlehnungen, Nachwirkungen, Gruppenbildungen dartat und überdies das Einzelne durch „Parallelisierung" und „Kontrastierung" mit anderem verdeutlichte. Das Ganze der literaturgeschichtlichen Entwicklung wurde überdies dadurch geordnet, daß man durch Beobachtung von Regelmäßigkeiten in der Abfolge der literaturgeschichtlichen Zustände und Entwicklungen gewisse Gesetze festzustellen versuchte. Die philologische Richtung hielt sich an das, was sich der Beobachtung, der verstandesmäßigen Feststellung, der statistischen Erfassung zugänglich erwies. Demgegenüber legten nun die Forscher, die von der Philosophie her kamen, vor allem Wert darauf, vom Werk zu der geistigen Persönlichkeit vorzudringen, die hinter dem Werk stand; sie empfanden die Auffassung des dichterischen Schaffensprozesses bei den unbedingten Vertretern der philologischen Richtung als zu mechanisch und setzten ihr die eigene Auffassung von der organischen Einheitlichkeit des geistigen Lebens entgegen; allen Feststellungen äußerer Einflüsse hielten sie die Tatsache der seelischen Einheitlichkeit der dichterischen Persönlichkeit entgegen, die als solche nur durch die Psychologie zu fassen sei; der einzelne Vorgang war ihnen um seiner selbst willen wertvoll, nicht zur Feststellung eines Gesetzes, das einzelne

[1]) Rudolf Unger, Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft. Ein Vortrag. München. Spiegelverlag 1908. Unger gibt meines Erachtens auch heute noch die beste Darlegung der hier zunächst besprochenen Zusammenhänge; ich folge ihm bei dieser rückblickenden Zusammenfassung und führe ihn hie und da wörtlich an, ohne auf ihn im einzelnen hinzuweisen.

Werk suchte man nicht nur historisch zu begreifen, sondern maß es an ästhetischen Normen.

Man hat oft die beiden Richtungen als die Scherers und Diltheys gegeneinander auszuspielen und einander verächtlich zu machen versucht, so oft auch von Literarhistorikern — zuletzt von Jos. Körner[1]) — dagegen Einspruch erhoben ist. Zweifellos haben diese Einsprüche ihre Berechtigung, und insbesondere hat Scherer als persönliches Besitztum eine Fähigkeit, weit über alle eigene Theorie hinweg die seelische Eigenart geschichtlicher Menschen nachzuerleben, und hat in seinen „Aufsätzen über Goethe" — hier mit Wilh. Dilthey sich berührend — auf die Bedeutung des Erlebnisses für Goethe hingewiesen.

Dennoch bleibt bestehen, daß es sich hier um zwei ausgesprochene „Richtungen" handelt; darüber belehren uns die philosophischen Voraussetzungen der beiden Richtungen. Scherer ist Anhänger des Positivismus, beeinflußt von Comte, Taine, Buckle; seine methodischen Grundsätze sind bestimmt durch die Tendenz des Positivismus, die geisteswissenschaftliche Erkenntnis zu der Sicherheit der naturwissenschaftlichen zu erheben; daher betont er das Tatsächliche, bevorzugt die Beobachtung als Mittel auch für die Erfassung geschichtlicher Erscheinungen, neigt dazu, weniger das Einmalige, Individuelle, die geschichtliche Besonderheit zu betonen, als vielmehr durch Beobachtung Gesetze, Regelmäßigkeiten, analoge Gleichförmigkeiten zu erschließen, liebt es, den Menschen vorwiegend als soziales Wesen aufzufassen, in seinem Leben vor allem den Einfluß der Umgebung, die Beziehungen zu den Mitmenschen zu betonen, verzichtet endlich grundsätzlich auf Erhellung alles dessen, was dem beobachtenden, sammelnden, ordnenden Verstand sich entzieht, macht Halt vor dem Irrationalen, das sich namentlich in der Seele des schöpferischen Genius nicht vernachlässigen läßt. Ganz anders Dilthey; versucht Scherer, vom Standpunkt des Positivismus aus der Literaturwissenschaft die Sicherheit naturwissenschaftlicher Erkenntnis zugute kommen zu lassen, so beginnen mit Dilthey die Bemühungen der Philosophie, geistes- und naturwissenschaftliche Erkenntnis wieder zu sondern, Comtes als verhängnisvoll empfundene Einwirkungen auf die Arbeit der Geisteswissenschaften abzuwehren; was Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften" 1883 beginnt und seine zahlreichen Abhandlungen ausbauen, das setzen neben und nach ihm Windelband und Rickert mit eigener Methode fort. Beobachtung und Experiment werden aus der zentralen Stellung, die sie im Positivismus haben, verdrängt, Erkenntnismittel ist nicht

[1]) Vgl. f. gm. und rom. Phil. XLI. (1920), Sp. 12—13, gegen Elkuß.

mehr wie in der naturwissenschaftlichen Welt die äußere, sondern die davon wesensverschiedene innere Erfahrung, die uns zukommt, weil wir mit der geistigen Seite unseres Wesens als Erben der ganzen geschichtlichen Vergangenheit an dem Geistesleben lebendig teilhaben; wir verstehen also als Glieder des großen geistig-geschichtlichen Prozesses dieses geistige Leben ganz unmittelbar, nicht auf dem Umwege der Abstraktion und der Gesetze; geht die Naturwissenschaft darauf aus, „Gesetzeswissenschaft" (Windelband) zu werden, betrachtet sie also den Einzelfall lediglich als Mittel, gewisse Gesetzmäßigkeiten festzustellen, so kommt es in den Geisteswissenschaften gerade an auf das Einmalige, Unwiederholbare mit dem ganzen Reichtum seiner individuellen Eigentümlichkeiten.

Beachtet man diese Zusammenhänge, so spiegeln sich in den beiden „Richtungen" der Literaturwissenschaft Wandlungen wieder, welche die Philosophie innerhalb der letzten Jahrzehnte durchgemacht hat: der Positivismus und die philosophischen Versuche, ihn zu überwinden oder doch wenigstens seine Geltung innerhalb der Geisteswissenschaften zu erschüttern. Daß diese Zusammenhänge nicht immer deutlich werden und nur wenige Literarhistoriker sich reinlich einer der beiden Richtungen zuweisen lassen, liegt daran, daß das Berechtigte beider Richtungen, in vorbildlichen Arbeiten vereinigt, durchweg anerkannt und beachtet wird; dennoch bleibt bestehen, daß der Wechsel in den Anschauungen über die literarhistorische Methode mit einem Wandel der philosophischen Anschauungen zusammenhängt.

Betrachten wir nun Gundolfs „Goethe" in diesem Zusammenhang, so verrät das Werk schon äußerlich, daß es nicht der philologischen Richtung angehört. Über die Tatsachen des Goetheschen Lebens erfahren wir wenig; außer dem Geburtsdatum und ein paar Briefzitaten fehlt fast jede Zeitangabe (erfreulicherweise fällt so auch das Alltägliche, das manche Goethebiographie bis zum Überdruß anfüllt, ganz fort). Die reiche Arbeit der Goethephilologie wird überall vorausgesetzt, daß Gundolf sie bis in Einzelheiten kennt und verarbeitet hat, ist deutlich spürbar, die Darstellung jedoch läßt uns an dieser Arbeit nicht mehr teilnehmen; die mannigfachen Probleme der Goetheforschung werden nicht erwogen, die eigene Entscheidung für eine der Möglichkeiten nicht begründet; bei der Heranziehung anderer als Goetheschen Äußerungen übt Gundolf strengste Zurückhaltung, die Bemühungen der Philologie, die Quellen für die Kenntnis von Goethes Leben und Werk so reich wie möglich fließen zu lassen, werden mit einem spöttischen Seitenblick auf „Nachlaßfetzen" und Berichte von Zeitgenossen bedacht (S. 274); das Stammeserbteil

Goethes bleibt unberücksichtigt, familiengeschichtliche Zusammenhänge werden nicht erörtert, Goethes Verschen auf die Eltern, das in fast allen Biographien Anlaß gibt, auf die Einwirkung des Elternhauses einzugehen, wird als „Gemeingut und Gemeinplatz" abgetan (S. 51); die Persönlichkeiten, die Goethe beeinflussen und mit ihm in Berührung kommen und die der „Schererschule" schon zur Kennzeichnung des Milieus wichtig wären, treten uns selten als Individuen entgegen, nur soweit sie „der Anlaß, die Gelegenheit, der Kairos" sind „für Goethes Dämon und Schicksal, das sich so oder so erfüllt hätte" (S. 142), werden sie gewürdigt; bei Charlotte von Stein wird es als gleichgültig bezeichnet, wer sie in Wirklichkeit gewesen sei, als wesentlich dagegen, wie Goethe sie gesehen habe; nur bei einzelnen, für Goethes Leben besonders wichtigen Gestalten wird länger verweilt, so bei Herder, dessen geistige Art in festen Umrissen erscheint und in treffend formulierten Wendungen gegenüber der Art Lessings abgegrenzt wird, bei Karl August, der ja nicht nur eine Person aus Goethes Umgebung, sondern auch ein „Beruf" für ihn war, bei Charlotte, die als die wichtigste Vorbereitung auf Italien gewürdigt wird, bei Moritz, dessen Bedeutung für die Formulierung der Goetheschen Kunstlehre wir erfahren, bei Schiller, in dem Gundolf allzu einseitig nur den Theoretiker sieht; die Quellenfrage bei den einzelnen Dichtungen wird als unerheblich beiseite gelassen (S. 4), auf Vorbilder und Modelle für einzelne Gestalten wird nur ganz gelegentlich und ohne erkennbaren Grundsatz hingewiesen (S. 135); eine nach Daten greifbare Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke lehnt Gundolf als irreführend grundsätzlich ab (S. 1), auf stoff- und motivgeschichtliche Zusammenhänge wird nur selten und da auch nur andeutend hingewiesen (z. B. S. 129). Um so energischer wendet sich Gundolf der Darstellung der geistigen, künstlerischen Persönlichkeit zu.

Dilthey hat die Bedeutung des Erlebnisses für die Dichtung dargetan; keiner hatte vorher mit solcher Entschiedenheit die Zusammenhänge zwischen Erlebnis und Dichtung[1]) aufgespürt. Nicht darum geht es, ein Dichtwerk aus den äußeren Umständen und den zufälligen Begegnissen dessen, was man Leben nennt, zu begreifen; die Gemeinsamkeiten liegen tiefer; die Phantasie, die Morgengabe des Dichters, ist nicht nur ihm eigen, sondern von vorneherein in den seelischen Zusammenhang des Menschen verwoben, faßbarer ist ihr Wirken, wo sie eine von der Welt unseres Handelns verschiedene zweite Welt aufbaut, so z. B. dort, wo der Mensch sich von der Bindung durch die Wirklichkeit zu befreien strebt, im Spiel, in

[1]) W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin⁴. Leipzig. 1913.

phantastischer Verkleidung und sonst; die Welt des Dichters vollends ist da, bevor noch der Dichter die erste Zeile niedergeschrieben hat, sie bildet sich in ihm im Zusammenhang mit seiner ganzen Lebenserfahrung, seine Phantasie wird beherrscht durch seine Lebensbezüge und bringt diese zum Ausdruck, die Welt, in welcher der Dichter lebt, empfängt schon von daher Form und Farbe, sie ist daher vorhanden, noch bevor sie im Werk Gestalt gewonnen hat, und ist von der Welt des Nichtdichters wesentlich verschieden; der Dichter weicht daher von allen andern Menschen ab, in ihm lebt von vorneherein ein gewaltiger, ganz unwillkürlicher Bautrieb; jedes seiner Werke nun ist die Darstellung eines einzelnen Geschehnisses, das bedeutsam sein, das Lebensverständnis vermehren muß, es wird gespeist aus Erlebnissen, die ihm zugrunde liegen; nun kann zwar in psychologischem Sinne jeder der unzähligen Lebenszustände, durch die der Dichter hindurchgeht, als Erlebnis bezeichnet werden, jedoch eine tiefergreifende Beziehung zu seiner Dichtung kommt nur denjenigen unter den Momenten seines Daseins zu, welche ihm einen Zug des Lebens aufschließen, denn nur dann wird das Geschehnis, das der Dichter darstellt, bedeutsam, wenn ein solcher Zug des Lebens darin sichtbar gemacht wird. Keineswegs ist nun aber das Leben eines Dichters nur in seinen Werken vorhanden; mögen diese uns auch das treueste Bild geben und als Ausdruck des Erlebten durch Strukturzusammenhang mit dem Erleben verbunden sein, so gehören doch die Lebenszustände, die zu seiner Dichtung nicht in tiefergreifende Beziehung getreten und nicht in ihr gestaltet sind, nicht minder seinem Leben an.

An Diltheys Erkenntnisse anknüpfend, aber über sie hinausgehend, sucht nun Gundolf den Begriff des „Lebens" bei Goethe noch weiter und tiefer zu fassen, Leben und Dichtung noch unlöslicher zu vereinigen. Gundolf grenzt seine Arbeit ab gegenüber der des bloßen Biographen, für den die Werke eines großen Künstlers Zeugnisse eines Lebenslaufs, Mittel zu seiner Kenntnis sind, und gegenüber dem Standpunkt des Ästhetikers, für den das Leben des großen Künstlers Stoff zum Aufbau der Werke ist (S. 1). Dagegen stellt er nun seine Betrachtungsweise: „Für diese [unsere] Betrachtungsart gibt es nicht ein Vorher und ein Nachher zwischen Erlebnis und Werk. Sie fragt nicht doppelt: was hat der so und so beschaffene Mensch erstens erlebt und zweitens daraus gemacht? Man kann zweifellos die Dinge so ansehen, und muß es sogar, sobald man die Kunst als eine individuelle, willkürliche Beschäftigung betrachtet, als einen Gegenstand menschlicher Betätigung. Wem aber die Kunst nicht Gegenstand, Folge oder Zweck menschlichen Daseins

bedeutet, sondern einen ursprünglichen Zustand des Menschentums, der wird auch in den Werken der großen Künstler nicht die Auslösungen, die Abbildungen, die Erläuterungen ihres Lebens sehen, sondern den Ausdruck, die Gestalt, die Form ihres Lebens selbst, d. h. also nicht etwas, das diesem Leben folgt, sondern etwas, das in und mit und über ihm ist, ja was dies Leben selbst ist, die Werke sind dann nicht die Zeichen, welche ein Leben bedeuten, sondern die Körper, welche es enthalten. Der Künstler existiert nur, insofern er sich im Kunstwerk ausdrückt" (S. 1—2). Gundolf lehnt also die Vorstellung eines bloßen Kausalzusammenhangs ab; ja, es genügt ihm nicht einmal, den innigen Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung zu betonen; während Dilthey noch der ‚Strukturzusammenhang' zwischen dem Erleben und seinem Ausdruck genügt, vermag Gundolf einen Wesensunterschied zwischen Goethes Erlebnis und Goethes Produktion nicht anzuerkennen, sondern betont die Einheit von Leben und Dichten, die wir nur hinterher begrifflich trennen (S. 5). Wenn Dilthey für die Darlegung des Zusammenhangs zwischen Erlebnis und Dichtung immer noch bei einer dualistischen Auffassung bleibt, genügt Gundolf für Goethe nur die monistische Formel, die er im Anschluß an Spinoza findet: „Leben und Werk [sind] nur die verschiedenen Attribute einer und derselben Substanz, einer geistig leiblichen Einheit, die zugleich als Bewegung und als Form erscheint" (S. 1). Dem, welcher diese Einheit von Leben und Werk begreift, werden nicht nur der Lebensablauf Goethes oder seine Werke als abgelöste Gebilde sich erschließen, sondern die gesamte Gestalt Goethes vor Augen treten, die größte Einheit, worin deutscher Geist sich verkörpert hat (S. 1).

Gundolfs Darlegungen knüpfen alle an Gedanken Diltheys an, führen aber alle irgendwie über ihn hinaus, sie gehen, um es auf eine Formel zu bringen, vom „Erlebnis" zum „Leben"; diese Erweiterung und Vertiefung, die Gundolf mit Diltheys Begriff des „Erlebnisses" vorzunehmen sucht, lassen uns einen Zusammenhang ahnen mit Wandlungen welche sich in der Philosophie zeigen; in der Tat glaube ich in Auffassung und Ausdruck deutlich den Zusammenhang mit philosophischen Bestrebungen herauszufühlen, die den Begriff des „Lebens" in den Mittelpunkt des Denkens und Forschens rücken und ihn zu klären versuchen, ja, die ihn recht eigentlich allein gelten lassen, die das Leben nicht nur als einen Teil des Weltganzen auffassen, sondern geradezu das Lebendige für das Absolute nehmen, es zum Organon der Erkenntnis, Inbegriff des Seins, Ziel und Wertmesser machen; diese Anschauungen sind vor allem von Bergson, in Deutschland u. a. von Simmel vertreten,

und mehr die Übereinstimmung mit diesen Gedanken, weniger die Forderung des „Willens zur Macht" hat noch in den letzten Jahren Nietzsche aufs neue zur Geltung kommen lassen. Diese Entwicklung in der Philosophie mag dem rückschauenden Beobachter wohl als die Fortsetzung der Wandlung erscheinen, die, wie wir oben zeigten, von der naturwissenschaftlichen Grundlegung der Geisteswissenschaften zur Trennung der beiden Gebiete führte und gegenüber der Tendenz, auch die geschichtlichen Tatsachen verallgemeinert und vereinfacht als Beispiele für geschichtliche Gesetze zu betrachten, die Einmaligkeit, Unwiederholbarkeit, das Individuelle des geistigen, geschichtlichen Geschehens betonte; machte sich so die geisteswissenschaftliche Richtung von dem verallgemeinernden Begriffsverfahren der Naturwissenschaften frei, so war es verführerisch, auch den letzten Rest von „Gesetzesbildung" noch auszumerzen und auf Begriffe, die ja stets nur auf das Allgemeine abzielen, bei der Erkenntnis zu verzichten, das Leben in seiner Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit zu erleben, aus ihm heraus un-mittel-bar zu philosophieren, die begriffliche Erkenntnis durch die Intuition, das sich selbst erfassende Leben, zu ersetzen, Ziel und Norm allein in dem so erfaßten Leben zu suchen; Dilthey, den wir oben als Begründer der „geisteswissenschaftlichen" Richtung nannten, steht in gewissem Sinne auch noch an den Toren dieser neuesten Philosophie, von ihm, dem Antimetaphysiker und Erkenntnistheoretiker der Geschichte, führt ein Weg zu Bergson, dem Metaphysiker und Verfechter der intuitiven Erkenntnis. Wiederum also scheint eine fühlbare Wandlung in der Methodik der Literaturwissenschaft einer deutlichen und einflußreichen Weiterbildung der philosophischen Gedanken parallel zu gehen. Was die Verfechter einer „Philosophie des Lebens" [1]) an der Philosophie ihrer Zeit tadeln — die Lebensferne, die das Spiel der Begriffe wie einen Selbstzweck anerkenne, ihren Mangel an Ursprünglichkeit, die Neigung zu dünnem Intellektualismus und geistloser Mechanisierung —, das tadelt Gundolf schon seit Jahren als Hauptmerkmale unserer Zeit; auf dem Hintergrunde dieser Zeit hat er vor einem Jahrzehnt in dem „Jahrbuch für geistige Wertung" das „Bild Georges" gezeichnet, und sein soeben erschienenes Buch über „George" [2]) zeigt

[1]) So bezeichnet ihr Kritiker Heinrich Rickert („Die Philosophie des Lebens". Darstellung und Kritik der philosophischen Modeströmungen unserer Zeit. Tübingen 1920) diese Richtung; ich verkenne nicht, daß die Vertreter dieser Philosophie, die Rickert behandelt, aus ganz verschiedenen philosophischen Lagern kommen und sonst wenig Gemeinsames haben, daß z. B. von Simmel nur ein Teil seines philosophischen Werkes hieher gehört; dennoch behalte ich, zumal in diesem Zusammenhange, den Ausdruck bei.

[2]) Friedrich Gundolf, „George". Berlin 1921.

in dem Kapitel „Zeitalter und Aufgabe" aufs neue, wieviel die Zeitkritik Gundolfs trotz aller Gegensätze gemeinsam hat mit den Anschauungen derer, die auf verschiedenen Wegen über ihre Vorgänger hinausgehend zu einer „Philosophie des Lebens" gelangten. So wird es begreiflich, wie in Gundolfs Buch die Fortbildung der philosophischen Gedanken sich spiegelt; ich rede hier nicht von Beeinflussung, halte diese Frage auch für unwesentlich und erachte es für ebenso glaubhaft, daß ihm Bergson und andere Philosophen die Resultate eigenen Nachdenkens „beglückend klar formuliert" haben; ich kann auch nicht entscheiden, ob Gundolfs bestechende Formulierungen ohne die Gedankenarbeit der Philosophen — vor allem ohne die Bergsons — möglich wären; mir kommt es hier nur darauf an, zu zeigen, wie hier wiederum eine deutlich gespürte Fortbildung unserer literarhistorischen Methode in einem Wandel philosophischer Ansichten begründet ist. Ein paar Ausführungen mögen die Zusammenhänge deutlicher machen und zeigen, wieweit sich der „Erlebnis"begriff Diltheys zu dem „Lebens"begriff Gundolfs gewandelt hat.

Die „Philosophie des Lebens" liebt es, das Leben nicht als etwas Ruhendes, sondern als Bewegung, wirkende, schöpferische Kraft, ewig sich wandelnde Entwicklung, unter dem Bilde des Lebensstroms darzustellen; so auch Gundolf, wenn er z. B. sagt, daß wir in den literarischen Niederschlägen des Goethischen Lebens die Ausdrucksmittel, die im Material der Sprache festgehaltene Bewegung eines einheitlichen Lebens sehen (S. 253 u. ö.). Weiter: „Was heißt überhaupt Lebensepoche? Unmerkbar verwandelt sich der Mensch von Sekunde zu Sekunde, immer derselbe und immer ein anderer: derselbe als verwandelnde Kraft, ein anderer als verwandelnde Gestalt." (S. 251). Diese Einheitlichkeit des Lebens bei aller Verschiedenheit der einzelnen Bilder oder gar der beiden „Aspekte", welche die Erscheinungen des jungen und alten Goethe bieten, eindringlich darzutun, ist Gundolf dauernd bemüht; beim Kinde werden die Eigenschaften, die der Mann später ausbildet, betont (S. 32 ff.); einmal spricht er von der „angeborenen Entelechie", kraft deren Goethe war und schuf (S. 14), ein andermal betont er die innere Gesetzlichkeit und spricht von der angeborenen Naturnorm, die der Mensch wie die Pflanze mitbekomme (S. 147). „ . . . in Goethes Leben ist das Wichtige die dämonische Einheit oder wechselseitige Durchdringung der äußeren und inneren Faktoren, aus denen seine rege Gestalt sich geformt hat" (S. 235); für diese Auffassung ist die italienische Reise natürlich nicht der Schnitt in Goethes Existenz, „sondern die Verbindung, ja die Vereinigung jener zwei verschiedenen

Aspekte", des jungen und alten Goethe (S. 253); keine Eigenschaft des reifen Goethe, die nicht schon im Kinde potenziell vorhanden wäre, wenn sie uns auch noch nicht anschaulich wird (S. 45), keine Anlage des jungen Goethe, die verloren ginge; darüber spricht Gundolf aus einer ganz naturwissenschaftlichen Anschauung heraus: Die italienische Reise ist „das Ereignis, worin die Elemente des jungen Goethe und die Elemente des alten Goethe im Gleichgewicht wirksam sind und sich dann beinah merklich umlagern ... so daß latent oder unscheinbar gebliebene Kräfte, durch die italienischen Erfahrungen geweckt, jetzt in Aktion treten, und wiederum Kräfte, die den Jüngling bisher beherrscht und getrieben haben, gestillt oder ausgeschaltet werden. In der Umbildung Goethes durch Italien haben wir nicht die Entstehung eines neuen, dem vorigen entgegengesetzten Wesens zu sehen, sondern eine neue Anwendung und Haltung des frühern" (S. 253). Aber „wir Betrachtenden sehen nicht den Akt der Verwandlung, sondern das Ergebnis der Verwandlung in einzelnen Bildern, die wir hinterher verknüpfen zu einer ‚Entwicklung'" (S. 251). Wir können überdies „eine geschichtliche Masse nur gegliedert in uns aufnehmen, und sehen eine Zäsur dort wo uns neue Merkmale eines einheitlichen Ganzen gegenüber bisher gewahrten Merkmalen deutlich werden" (S. 525, vgl. auch S. 611). So bedürfen wir also der zeitlichen Einteilungen als methodischer Hilfsmittel des darstellenden Betrachters. „Dem Historiker, der ein Werden faßlich machen will, muß es erlaubt sein ein Vorher- und Nachher, ein Inneres und Äußeres zu unterscheiden, wo für das Erleben und Geschehen selber nur eine komplexe Einheit vorliegt: so erscheinen uns auch alle einzelnen Lebensstufen Goethes von seinem Gesamtleben aus, wie es vor uns ausgebreitet ist, als Ursachen und Folgen, als Vorbereitungen und Inhalte, der geistigen, zumal sprachlich dichterischen Niederschläge, in denen Goethes Leben für uns verewigt ist, um derentwillen wir uns um Goethes Leben kümmern" (S. 273). Eine „nachträgliche Denkform" als Hilfsmittel des Biographen ist also auch die Kausalität: „Man kann nun die Kausalitäten verteilen, wie man will — man kann sagen, Goethe verliebte sich in Friederike, weil er für Herders ‚Natur' reif war — man kann auch sagen, er war für Herders Lehren empfänglich, weil er durch die Liebe zu dem Landmädchen bereitet war ... all das sind ja nur nachträgliche Denkformen, Hilfsmittel des Biographen —" (S. 235); im „George" heißt es vom Leben des Menschen: Wir sehen fälschlich als ein „Nach- und Nebeneinander von Ursachen", was nur als „ein Rund von Wechselwirkungen" aufgefaßt werden dürfte (S. 38); man hat Herders und Goethes

Gedanken vom Werden mißverstanden, „indem man die Zeitform des einheitlichen Wesens zur Kausalitätskette von Ursachen und Wirkungen auseinanderlegte" (S. 32); für diese bedeutsamen Darlegungen scheinen mir die Untersuchungen fruchtbar geworden zu sein, die Bergson in seinem „Essai sur les Données immédiates de la Conscience" 1889 den Bewußtseinsvorgängen gewidmet hat; auch er weist ja darauf hin, wie sehr unsere Begriffe eines zeitlichen oder kausalen Nach- und Miteinander dort, wo sie sich auf das seelische Geschehen beziehen, nur unzulängliche Hilfsmittel sind, uns aufgenötigt, weil wir einer räumlichen Welt unsere Begriffe entlehnen müssen, und unfähig, die durée réelle, die konkrete, unteilbare Zeitwirklichkeit zu erfassen.

Von dem gleichen Gesichtspunkte aus wendet sich nun auch Bergson — um das hier einzuschalten — gegen die Begriffspsychologie; nach seiner Ansicht ist das begriffliche räumliche und überdies verallgemeinernde Denken nicht fähig, das ganz individuelle, ewig sich wandelnde, gleichzeitige seelische Geschehen zu erfassen; nur als Kraft können wir es wahrnehmen; als „wirkende und einheitliche Kraft, die sich in Person, Gebärde, Bild, Wort verkörpert", faßt denn auch Gundolf die Seele auf (S. 6); und während Gundolf von allen allgemeinen und üblichen Begriffen der Psychologie absieht, bezeichnet er als „Titanismus" und „Erotismus" nicht so sehr die Grundkräfte dieser Seele — die sind an sich nicht faßbar — sondern die Richtungen, nach denen sie drängen, die Art, wie sie sich betätigen.

Bis in Einzelheiten ist nun Gundolfs Darstellung beherrscht von der Vorstellung einer bruch- und schnittlosen unteilbaren Einheit des Goethischen Lebens, die nie vorher so stark betont worden ist wie gerade hier. „Lili und Lavater sind die letzten bedeutenden Namen aus Goethes Sturm- und Drangzeit und beide bezeichnen bereits seinen Weg zu einem anderen Leben" und begleiten ihn in die erste Weimarer Zeit (S. 234); einmal heißt es ganz prägnant: „Das was ihn nach Italien trieb war zugleich schon die Bürgschaft, daß Italien ihn zu dem machen werde was er werden wollte . . ." (S. 268). Stets wird dargetan, wie weit die Vergangenheit meist in neue Zustände hineinragt, wie anderseits Neues in frühester Anlage gegeben ist. So kommt die wundervolle Würdigung des „Tasso" zustande; in ihm singt Goethe dem Titanismus seiner Jugend ein ergreifendes Klagelied, bringt aber auch schon die neue Haltung, die Anerkennung des gültigen Gesetzes, zum Ausdruck (S. 323 ff.); noch auf italienischem Boden will der tragische Konflikt des jungen titanischen Goethe in der „Nausikaa" aufs neue Gestalt gewinnen. Die Einheit

und Gesetzlichkeit von Goethes Leben zu verdeutlichen, dient vor allem der Begriff des „Dämonischen"; Goethe sah ja schon selbst sein Leben unter die Macht des Dämonischen gestellt, „in den ersten Weimarer Jahren, gerade als der Urmeister konzipiert wurde, ergriff ihn die Idee des „Dämonischen" (S. 345). „Goethes Leben stand unter dem Dämon, einer zugleich dem Genie und dem Schicksal angehörigen, von der Seele und von den Begebenheiten her, innen und außen wirkenden Macht". Von der Straßburger Zeit heißt es: „Es gehört zum Charakter Goethes so gut wie zu seinem Schicksal, d. h. es ist das Dämonische in ihm, daß er zur richtigen Reifezeit in die richtige natürliche Landschaft, in eine volkhafte Umgebung, in eine übergesellschaftliche Liebesleidenschaft eintrat, und Herder begegnete" (S. 88). In der Liebe Goethes zu Charlotte von Stein begegnen wir „dem typischen Schicksal Goethes ... daß seinem inneren Bedürfnis immer der äußere Zufall entgegenkommt, daß sein Dämon mit seiner Tyche in Wechselbeziehung waltet" (S. 273). Ausführlicher noch sucht Gundolf das „ahnungsvolle Wort vom Dämonischen" seinem Gehalt nach zu deuten in der Einleitung, „über Goethes Schicksal waltet das was er selbst das Dämonische genannt hat ... Das ist vielleicht von Gott aus gesehen oder gedeutet dasselbe was vom Menschen aus gesehen eben jene heimlich bildende Gewalt ist, jene Bilderkraft die eine Gestalt schafft und den Raum, das Gesetz für diese Gestalt ..." (S. 3); von Goethe aus gesehen ist das Dämonische also etwa die „bildnerische Kraft", für deren Wirksamkeit er „das größte verewigte Beispiel der modernen Welt" ist (S. 2); die bildnerische Kraft und das Dämonische sind untrennbar, zwei Formen der einen Kraft, die aus fremden Zufällen Goethische Schicksale, aus dem räumlichen Rohstoff Gestalt und Form machte (S. 3); der „dämonischen" Einheit seines Lebens entspricht also die Auffassung Gundolfs, die in Goethe den „gestalterischen Deutschen" schlechthin sieht (S. 9); das ist etwas, worauf schon Dilthey vorbereitet; die bildnerische Kraft Goethes bedeutet die außergewöhnliche Steigerung und Nutzbarmachung des „gewaltigen ganz unwillkürlichen Bautriebs", den Dilthey jedem geborenen Dichter zuerkennt. Wir glauben Dilthey zu hören, wenn Gundolf sagt: „Denn was man gemeinhin das Leben eines Künstlers nennt, oder neuerdings das Erleben, ist bereits von vornherein eingetaucht in seine Kunst; ist derselbe Trieb und dieselbe Kraft wie sein Werk. Der nichtkünstlerische Mensch glaubt, der Künstler, der Dichter erlebe ungefähr dasselbe wie er und auf dieselbe Art, vielleicht ein bißchen abenteuerlicher oder fremdartiger, nur habe er außerdem als ein zufälliges Akzidens die Gabe diese Erlebnisse in ... Gedichten ..

herausstellen zu können"; das gilt aber nicht vom wirklichen Dichter, der alle hundert Jahre einmal auftritt. „Dieser erlebt schon in einer so völlig anderen Sphäre und in einer so völlig anderen Form als der unkünstlerische Mensch ... daß sein Erleben und der Ausdruck seines Erlebens (beides ist wesentlich eines) von diesem nie verstanden werden kann, auch wo es ihn überwältigt und beherrscht durch seine größere Wirklichkeit" (S. 2). Der Kerngedanke dieser Ausführungen findet sich, psychologisch begründet, bei Dilthey; Gundolf geht nun in der Anwendung dieses Kerngedankens über Dilthey hinaus und stellt das ganze Dasein Goethes unter das Gesetz seines Künstlertums, seiner gestaltenden Kraft; ja er geht auch noch darüber hinaus: Wir können das Leben der großen Künstler außerhalb ihrer Kunst gar nicht erforschen (S. 2), wir können das Leben des gestalterischen Goethe außerhalb seiner Werke gar nicht fassen: sie selbst sind sein Leben (S. 4); Dilthey hingegen hatte sich noch damit begnügt, Goethes Persönlichkeit in seinen Werken gegenwärtig sein zu lassen; ihm galten, wie der Schluß seines Goethe-Aufsatzes zeigt, auch diejenigen Lebenszustände Goethes als aufschlußreich für sein Leben, die nicht in seinen Werken Gestalt gewonnen hatten; er untersuchte, unter welchen Bedingungen ein Moment seines Daseins geeignet gewesen sei, zu seiner Dichtung in Beziehung zu treten; er rechnete also mit der bewußten Wahl des Dichters; überdies wußte er, daß auch den Gestaltungen dieser Erlebnisse Rohstoff und Zufälliges beigemengt sei; nach Diltheys Auffassung beruhen also die Dichtungen zwar alle auf Erlebnissen und jede von ihnen ist aus dem Ganzen der Lebenserfahrung geschaffen; aber sie sind doch nicht das Leben selbst, nicht die Körper, welche das Leben enthalten, außerhalb deren wir das Leben gar nicht erfassen können. Zu diesen Folgerungen kommt erst Gundolf; ihm gilt nach seinem Bekenntnis Goethe als der gestalterische Deutsche schlechthin (auf diese persönliche Auffassung Gundolfs komme ich noch unten zurück); seine Werke sind eine fast unwillkürliche Selbstformung, eine vitale Notwendigkeit eines unter dem Gesetz der Gestaltung stehenden Daseins; Goethe besitzt überdies als der gestalterische Deutsche schlechthin die einzigartige Gabe, Zufall und fremden Stoff sich anzueignen und anzuverwandeln; so gestalten seine Dichtungen nicht nur einzelne bedeutsame Erlebnisse, beruhen auch nicht nur auf Erlebnissen, sie gestalten sein Leben selbst, sind nicht Zeichen, welche das Leben bedeuten, sondern Körper, die es enthalten (S. 2); wir fassen also in ihnen nicht nur ein Erlebnis Goethes, sondern sein ganzes Leben; ja wir können dieses als das Leben des Gestalters nur dort fassen, wo es Gestalt geworden ist, eben wiederum nur in seinen Werken

— vorausgesetzt, daß wir mit Gundolf in dem alles formenden und verwandelnden einzigartigen Gestaltertum die Deutung für das Wesen Goethes sehen. So kommt denn die Formel zustande, bei der wir die Darstellung der Gundolfschen Ansichten begannen, nämlich daß Goethes Erlebnis und Produktion wesenseins seien.

Daher beschränkt sich nun auch Gundolf fast ausschließlich auf Goethes Produktion; seine Äußerungen sind ihm nicht alle gleich wichtig; zwar verzichtet er grundsätzlich auf keine der Goethischen Äußerungen; Briefe und Gespräche sind ebenso Zeugnisse für Goethes Wesen, enthalten ebenso wohl Goethische Substanz als seine Werke, wie es denn keine Zeile Goethes gibt, die nicht irgendwie Gestalt wäre oder erstrebte (S. 9) — nicht-Goethische Äußerungen werden nur ganz selten herangezogen, z. B. Bettina —; doch ihr Wert ist abhängig von dem Grade der Unmittelbarkeit, mit der wir in ihnen Goethes Wesen fassen; nun gelten Gundolf als die unmittelbarsten Äußerungen nicht wie anderen Forschern die Gespräche — die nur die oberflächlichsten sind —, sondern konsequenterweise die Werke, die ihn das ganze Goethische Leben, zu dem als wesentlich die Betätigung des Gestaltungstriebs gehört, erfassen lassen; das Unmittelbarste ist, was Goethes „gestalterischem Zentrum" am nächsten liegt — die Werke, das Mittelbarere ist, was diesem „gestalterischen Zentrum" ferner liegt — die Briefe und endlich die Gespräche (S. 9—16). Innerhalb dieser drei Hauptzonen Goethischer Äußerungen, die „konzentrisch ... die Mitte des Goetheschen Wesens einkreisen", läßt nun Gundolf wiederum „Unterkreise" hervortreten, die dem „gestalterischen Zentrum" näher oder ferner sind (S. 9). So scheidet er bei Goethes Dichtungen auch mehrere „Unterkreise" oder „Zonen", „und zwar nach dem Grade der Unmittelbarkeit, womit Goethes Erlebnis in diesen dargestellt wird, besser: sich selbst darstellt" (S. 16); so unterscheidet Gundolf: „die lyrischen, die symbolischen und die allegorischen Dichtungen" und ersetzt durch diese Einteilung die sonst gangbare: Lyrik, Epos, Drama (S. 16), ohne daß selbstverständlich die neuen „Zonen" mit den alten „Gattungen" zusammenfielen; im Gegenteil, zur Lyrik zählen „Werther" und „Urfaust", weil sich in ihnen Goethisches Leben am unmittelbarsten darstellt; „Epimenides' Erwachen" und „Iphigenie" gehören zwar beide zur Gattung Drama, aber als Dichtungen gehören sie wegen der verschiedenen Grade von Unmittelbarkeit ihres Lebensgehalts verschiedenen „Zonen" an (S. 16). Ein geschichtlicher Rückblick soll Gundolfs neue Einteilung stützen: „Gattungen" bedeuteten dem Altertum „Formen mit immanenten Gesetzen" und hatten dort beinahe einen religiösen Sinn; in der Neuzeit jedoch sind „Gattungen" nur „die begrifflichen Einteilungs-

prinzipien, mit denen die Gelehrten der Stoffülle Herr zu werden suchen" (S. 17); nicht die Gattung, sondern das Individuum steht seit der Renaissance im Mittelpunkt der Kunst, bereit und fähig, aus eigenem Gehalt die eigene Form hervorzutreiben, nicht Vollender, sondern Zersprenger der Gattung. Das legt Gundolf packend und in überzeugender Formulierung dar; aber die neue Einteilung, die er vornimmt, kann uns nur dann genügen, wenn wir mit ihm die innige, unlösliche Einheit von Leben und Werk voraussetzen; wer in Goethes Werken nicht Schöpfungen sieht, die zwar im Leben wurzeln, seinen Erlebnisstoff in sich aufnehmen und zum Ausdruck bringen, aber doch von ihm ablösbar sind, wer vielmehr in ihnen die Formen, die Körper dieses Lebens erblickt, die Selbstgestaltung des Lebens in ihnen sieht, dem mag es undenkbar erscheinen, ein so gesetzliches, dämonisch-einheitliches, dem angeborenen Bildnertrieb gehorchendes Leben habe sich „fester Schachteln", starrer Gattungen bedienen können, habe nicht auch hier das Zufällige der Gattungszugehörigkeit in die Notwendigkeit einer dem Gehalt angepaßten, von ihm hervorgetriebenen Form verwandelt; wiederum sind also hier die Folgerungen Gundolfs von der alles beherrschenden Voraussetzung der Einheit von Leben und Werk nicht zu trennen und nur im Zusammenhang damit haltbar.

Ich deutete oben darauf hin, wie energisch Gundolf die Vorstellung der Lebensbewegung, des ewigen Wandels im Leben des Menschen im Einklang mit neueren philosophischen Bestrebungen betont. Manche Anhänger der „Philosophie des Lebens" — zuletzt noch Simmel[1]) — suchen nun den Widerspruch zu versöhnen, der darin liegt, daß das ewig bewegliche, grenzenlos strömende, in jedem Augenblicke sich verwandelnde Leben unserem Denken und unserer Anschauung sich nur darbietet als starre Form, als Begrenztes, als Gestalt; auch Gundolf fühlt diese Schwierigkeit, fühlt sie doppelt, da Goethe für ihn der gestalterische Mensch ist und Gundolf selbst über die Aufgabe des Biographen hinaus, die nur den Ablauf der Lebensbewegung darstellen will, sich das Ziel setzt, die Gestalt Goethes deutlich zu machen; Gundolf sieht den Widerspruch darin, daß uns ein Zeitliches, nämlich Erleben und Schaffen, als Räumliches, nämlich als Gestalt erscheine (S. 14); diesen Widerspruch zu beseitigen und beides anschaulich zu machen, dient die Vorstellung einer „Kräftekugel", die hier und da als sonderbar empfunden wurde; dabei stellt Gundolf nun die zeitliche Entwicklung dar nicht „als das Abrollen einer Linie, die von einem Punkte weitergeht . . ., sondern als die kugelförmigen Ausstrahlungen von einer Mitte her, . . .

[1]) Georg Simmel, Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel. 1918.

die im Maß als sie vordringen zugleich die Atmosphäre, den Stoff den sie vorfinden, verwandeln mit ihrer spezifischen Kraft" (S. 14); so sei im Vordringen, im Ausstrahlen, im Verwandeln die zeitliche Funktion, im Kugelartigen die räumliche Funktion der Gestaltung dargestellt (S. 15).

Die „Philosophie des Lebens" wendet sich von der toten Starrheit der Begriffe und der Lebensferne einer intellektualistischen Bildung zur Ursprünglichkeit und Un-mittel-barkeit des ewig beweglichen, unerschöpflich reichen Lebens; dieser Gegensatz — von der genannten Philosophie stark ins Bewußtsein gerufen — bestimmt nun auch Gundolfs Formulierung: „Goethe war ein ursprünglicher Mensch in einer abgeleiteten, einer Bildungswelt", während Dante und Shakespeare noch ursprüngliche Menschen in einer ursprünglichen Welt waren (S. 26); auf diese ursprüngliche Welt Dantes und Shakespeares läßt nun Gundolf mit Bewußtsein alles Licht fallen; sie „war noch gefüllt und bewegt von den unmittelbaren Kräften des Urlebens selber", die Bildungselemente, selbst die der Renaissance, waren „doch alle organisch vom aktuellen Leben der Gegenwart verdaut und bewältigt . . . es gab noch keine vom tätigen täglichen Dasein unabhängige Theorie um der Theorie, Bildung um der Wissenschaft willen: kurz, keine selbständig etablierte Bildungswelt gegenüber der wirklichen" (S. 25), es war eine „Welt der aktiven Kultur" gegenüber der „Welt der passiven Bildung", die Goethe vorfand (S. 26); die Welt, in die Goethe hineingeboren wurde, sann, wußte, erlebte, empfand mehr als daß sie sah, konnte, lebte, fühlte; er, das Genie, d. h. ein Urgeist, sah sich vor die Aufgabe gestellt, den „sehr spröden, widerspenstigen und unreinen Stoff" einer ihm nicht homogenen Bildungswelt sich anzuverwandeln (S. 26), sein Werk, soweit es nicht lyrisch ist, wird bezeichnet als „der immer wiederholte Versuch, einen urtümlichen Gehalt auszudrücken, zu symbolisieren im Stoff einer Bildungswelt" (S. 27). So kommt Gundolf zu der für ihn fruchtbaren Unterscheidung von Urerlebnis und Bildungserlebnis; Urerlebnisse sind „Erschütterungen, denen der Mensch kraft seiner inneren Struktur ausgesetzt ist" (S. 49), z. B. das religiöse, das titanische oder erotische (S. 27), Bildungserlebnisse werden definiert als „geistig geschichtliche Einflüsse und Begegnisse, schon geformte Anschauungen aus Kunst, Wissenschaft, Religion" (S. 49), z. B. sein „Erlebnis deutlicher Vorwelt, Shakespeares, des klassischen Altertums, Italiens, des Orients, selbst sein Erlebnis der deutschen Gesellschaft" (S. 27); Urerlebnis und Bildungserlebnis verweben sich in seiner Existenz „wie Zettel und Einschlag", sie mischen und durchdringen sich in seinen Dichtungen in

unterschiedlichen Graden; auch hier fällt nun wiederum aller Nachdruck auf diejenigen Werke, in denen das Urerlebnis stark überwiegt, oft so stark, daß das Bildungserlebnis fast ganz „verdampft" erscheint wie im „Werther" und „Tasso", während Gundolf solche Werke. in denen, wie in der „Achilleis", das Bildungserlebnis allein zum Ausdruck kommt, niedriger schätzt; an der Nähe des Urerlebnisses mißt Gundolf dann auch die drei „Zonen" Goethischer Dichtungen, die „lyrischen", „symbolischen" und „allegorischen"; je näher dem Urerlebnis, um so dichterisch bedeutsamer; die „allegorischen" Dichtungen, die nur abgeleitete Erlebnisse im Stoffe einer Bildungswelt darstellen (S. 28), stehen künstlerisch am niedrigsten; also auch hier legt Gundolf den Nachdruck auf das Urtümlichere, Ursprünglichere, Lebensnahe.

Wenn Gundolf überall die Erlebnisbedingtheit des Goethischen Schaffens betont, so steht er ja zweifellos in einer Tradition, die bis auf Goethe selbst zurückgeht; wenn er durch seine Scheidung von Urerlebnis und Bildungserlebnis — dazwischen noch eine Reihe langsam und heimlich bildender Mächte (S. 49) — daran erinnert, wieviel ganz verschiedene Vorgänge sich unter dem Begriff des „Erlebnisses" verbergen können, so hat er hier an Dilthey und seinen Schülern schon einen Vorläufer; aber noch keiner seiner Vorgänger hat so entschieden wie Gundolf betont, wie stark alle Goethischen Werke in Erlebnissen wurzeln; alles, was hiezu gehört: seine „Augenhaftigkeit", die Abneigung gegen alles Unanschauliche beim Dichten und bei den wissenschaftlichen Bemühungen wird hervorgehoben. Insbesondere Goethes Abneigung gegen alles systematische Denken und alle Forschertätigkeit, die nicht einem unmittelbaren Lebensbedürfnis entspricht, wird des öfteren stark unterstrichen; hier ergibt sich nun wieder eine Berührung mit der häufiger erwähnten philosophischen Richtung; wenn die „Philosophie des Lebens" bei ihrer Abneigung gegen alles systematische und unanschauliche Philosophieren sich auch auf Goethe beruft, so geben ihr Gundolfs gründliche und überzeugende Darlegungen über diese Seite der Goethischen Tätigkeit aufs neue guten Grund dazu. „Wenn er über Farben, Steine, Knochen, Kräuter, Bilder usw. spricht, so geschieht es nie, um sie in irgend ein Gedankensystem einzuordnen, welches von irgend einem Punkt aus sein Geist sich vorgezeichnet hat, sondern weil er auf dem Wege seines Lebens mit diesen jeweiligen Erscheinungen in aktive oder passive Berührung gekommen ist, weil sie ihm ‚Erfahrungen' geworden sind, Wider-fahrungen, Begegnisse" ... er war „nicht Systematiker, absoluter Denker, sondern sinnlicher Mensch, Künstler ... Gelegenheitsdenker ... gelegentlicher Erforscher" (S. 266). Bezeichnend ist die Wendung, mit der

Gundolf — also nicht nur Goethe — einmal alles systematische Denken, alles Forschen um der bloßen Erkenntnis willen ablehnt: „Goethes Weg zur Wissenschaft ist sinnbildlich für die Geburt der echten Wissenschaft überhaupt. Man darf den Forscher und Denker Goethe niemals sondern von dem Dichter, und gerade an dieser Stelle können wir den gemeinsamen Ursprung seiner Wissenschaft und seiner Dichtung aus den Bedürfnissen seiner Lebenskraft selbst deutlicher fassen. So wenig er Dichter um des bloßen Dichtens, um der absoluten Literatur willen war, so wenig war er Forscher um der bloßen Erkenntnis willen, um der abstrakten Wahrheit willen" (S. 263.) An der gleichen Stelle wird dann noch die lebenfördernde und -steigernde Bedeutung alles Forschens betont, und zwar mit einem wiederum bezeichnenden Hinweis auf Vertreter der „lebensphilosophischen" Richtung: „... das Forschen, der selbstlose Forscherdrang des Einzelnen, ist selber nur Organ eines Lebenswillens, welcher durch ihn wirkt. Noch in der abstrakten Intellektualität, in der scheinbar freischwebenden Kontemplation, in dem Ideenreich Platos, im amor intellectualis Dei Spinozas, in der reinen Vernunft Kants, so gelöst von allem bewußten Zweck solche Lehren sind, ist ein Wille, ja eine Herrschsucht wirksam — wenn auch unbewußt den empirischen Personen der Verkünder. Dies als ein moralisches Urphänomen begriffen zu haben ist eine Leistung Nietzsches, es als eine biologische Tatsache verkündet zu haben, eine Leistung des Pragmatismus, es erkenntnistheoretisch, psychologisch und metaphysisch ausgebeutet zu haben, eine Leistung Henri Bergsons" (S. 263 f.). Ihr Vorläufer war Goethe, als er die individuellen Triebkräfte aufwies, aus denen sein Forscherdrang hervorging. „Er mißt die Wahrheit am Leben — er ist nicht ... ein Schüler Kants, sondern der äußerste Gegensatz der in Deutschland gegen Kantische Denk- und Fühlweise überhaupt zu finden ist" (S. 264). Aber „das Reich Kants schickte Schillern gleichsam als Gesandten an Goethe" und nun gab „schon die bloße Erscheinung Schillers ... Goethe über Kantische Philosophie, wenn nicht objektiv richtigeren, so doch persönlich fruchtbareren, d. h. ja für Goethe wahreren Aufschluß als etwa die Lektüre der drei Kritiken" (S. 480).

Ich habe reichlicher zitiert, um zu zeigen, wie Gundolfs Darstellung bis in Einzelheiten durch seine besonderen philosophischen Voraussetzungen bedingt ist; anderseits sind die Belegstellen nicht willkürlich zusammengestellt, um zu beweisen, was bewiesen werden sollte, sondern wären leicht durch zahlreiche weitere Belege zu vermehren; in dem Bewußtsein, Neues zu wollen und Neues zu bieten, greift Gundolf immer wieder im Verlauf der Darstellung seine oben

skizzierten Ansichten auf, um sie uns in neuen Wendungen ins Bewußtsein zu rufen; jeder Teil seiner Ausführungen, jede Formulierung wird aus diesen seinen Anschauungen gespeist; dabei erscheinen uns nun die genannten Voraussetzungen nicht wie etwas Fremdes, willkürlich an den Gegenstand der Darlegung Herangebrachtes, im Gegenteil, wir haben vielleicht kein Bild Goethes, das so in sich abgerundet, bis in Einzelheiten einheitlich, ja so Goethisch empfunden wäre wie die „Gestalt" Goethes bei Gundolf; dieser Eindruck wird dadurch erweckt, daß Gundolf für die besonderen Voraussetzungen, die er an die Arbeit mitbringt, in Goethe einen Vorläufer erblicken darf — wie ja auch die „Philosophie des Lebens" sich auf ihn beruft —; aus dem Geiste Goethes heraus und insbesondere aus den Anschauungen heraus, welche „Dichtung und Wahrheit" gestaltet haben, ist Gundolfs „Goethe" gezeichnet.

Nunmehr können wir auch die Frage beantworten, ob Gundolfs „Goethe" den Beginn einer neuen „Richtung" bezeichnet; nachdem wir die philosophischen Voraussetzungen des Werkes kennen, werden wir die Frage bejahen. Wiederum spiegeln sich im Wandel methodischer Ansichten Wandlungen wieder, welche die Philosophie in den letzten Jahrzehnten vorgenommen hat; der Beginn der neuen „Richtung" in der literaturwissenschaftlichen Methode ist also bedingt durch eine neue „Richtung" in der Philosophie und ist deren Reflex; beide lassen sich nicht trennen. Damit ist nun auch der Ausgangspunkt für jede Kritik gegeben; zweifellos könnte die Kritik bei vielen Einzelheiten einsetzen; aber das scheint mir zunächst unfruchtbar zu sein, solange nicht die philosophischen Voraussetzungen geklärt sind; die Entscheidung über Wert und Unwert der methodischen Grundsätze Gundolfs ist nicht zu trennen von dem Urteil über die Voraussetzungen, durch die sie bedingt werden, daher wird die Literaturwissenschaft als solche über diese methodischen Grundsätze vielleicht nicht das erste Wort zu sprechen haben. Der ganze Komplex von Fragen, den die „Philosophie des Lebens" angeregt hat (auf die Erkenntnislehre werde ich noch eingehen), ist kritisch zu erörtern; die Erörterungen der Bewußtseinsvorgänge und die Frage nach der Geltung der Psychologie in der Literaturwissenschaft wären gerade im Anschluß an Gundolfs Buch zu behandeln, die Frage nach dem Wesen der dichterischen Phantasie und dem Verhältnis von Leben und Dichtung bedarf philosophischer Klärung; daß die Trennung von Urerlebnis und Bildungserlebnis bei einem Philosophen starke Bedenken erregen kann, zeigt Rickerts[1]) Einwand. So wäre,

[1]) a. a. O. S. 11.

meine ich, der Kampf zunächst einmal um die der Gundolfschen Darstellung zugrunde liegenden philosophischen Voraussetzungen auszufechten; denn eine bloße Kritik der einzelnen Folgerungen, die sich für Gundolfs Darstellung bis in Einzelheiten aus ihnen ergibt, käme sonst nicht darüber hinaus, Auffassung gegen Auffassung zu setzen. Das wäre um so bedauerlicher, als auch nach einer Klärung über Wert und Unwert der philosophischen Voraussetzungen die Auffassung Gundolfs noch viel Subjektives behält, wobei man der Gundolfschen Auffassung nur die eigene gegenüberstellen kann. Das wird durch die nachfolgenden Erörterungen deutlich werden.

Schon Dilthey war sich der Subjektivität der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis bewußt, die darin liegt, daß dem Forscher seine nachschaffende geistige Tätigkeit, sein nacherlebendes Verstehen als Werkzeug für die Erkenntnis der geistigen Vergangenheit dient; denn dabei werden nicht, wie bei den Naturwissenschaften, von außen uns gegebene Tatsächlichkeiten nachgebildet, sondern der Menschengeist errichtet selbst ein Gebäude, er errichtet es zwar aus den durch äußere Erfahrungen gegebenen Tatsächlichkeiten, doch nach eigenem Plane[1]); die Befürchtung allzu großer Willkürlichkeit der Erkenntnis suchte man freilich zu bannen durch den Hinweis auf die dem menschlichen Geiste angeborene Gesetzlichkeit, durch die Feststellung, daß nicht der einzelne Mensch als individuelles, von zufälligen Voraussetzungen abhängiges Wesen, sondern der Mensch als Gattungswesen erkenne und in der Geschichte die historische Selbstdarstellung des Menschen finde; vor allem aber sollte nach Diltheys Plan die sorgfältig auszubauende Psychologie die Grundwissenschaft für die Geisteswissenschaften werden.

Auch Gundolf ist sich des Subjektiven seiner geistesgeschichtlichen Erkenntnis durchaus bewußt; schroffer als Dilthey erkennt er dem Erlebnis seine Stellung als Werkzeug der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis zu; auch mit dieser Ansicht tritt er zu den Vertretern einer „Philosophie des Lebens"; kein Begriff, meint er, vermag uns geschichtliche Erkenntnis zu vermitteln, wenn nicht das Erlebnis ihm zur Hilfe kommt; wir sollen resignierend erkennen, „daß man niemals meinen darf mit einer begrifflichen Ordnung oder Deutung den lebendigen Goethe eingefangen oder eingereiht zu haben"; „unsere Begriffe sind im besten Falle der farbige Abglanz, an dem wir das Leben haben, unser armes Mittel, uns selbst vor dem Großen zu behaupten, unser Behelf mittelbar uns anzueignen, was unmittelbar erlebt uns zersprengen müßte" (S. 7). „ . . . wir sollen uns durch keine

[1]) Vgl. Unger, a. a. O. S. 28 f.

noch so großen begrifflichen und philologischen Fertigkeiten einreden lassen, wir könnten vom Wesen eines Dichters mehr erfahren als unsere eigene Erlebnisfähigkeit, d. h. zuletzt: Liebefähigkeit hergibt" (S. 8). Bergson läßt die geistige und intuitive Erkenntnis aus vitalen Antrieben hervorgehen; Simmel[1]) betont, daß wir zu jeder theoretischen Betätigung erst durch Willensantrieb und Wertgefühl bewegt werden, und weiß das für seine Kategorienlehre der geschichtlichen Erkenntnis fruchtbar zu machen. Gundolf läßt den Trieb nach Erkenntnis von Fall zu Fall einem bestimmenden Erlebnis primärer oder sekundärer Art entspringen, erst ein Erlebnis läßt den Hebel der Erkenntnis in Bewegung setzen (S. 8). Das wendet er dann ganz konkret auf die Goetheforschung an: „Auch deshalb wird über keine Einzeläußerung Goethes der richtig urteilen können der nicht ein Gesamtbild in der Seele trägt. Nur ein solcher hat die erforderliche Fähigkeit überhaupt ein unübersehbares Material, wie es in Goethes sämtlichen Werken angehäuft ist, zu sichten und zur Herausarbeitung seiner Gestalt zu ordnen" (S. 8)[2]). Gundolf weiß, daß es sehr wohl möglich ist, Goethe anders zu erleben, als er es tut, daß man nämlich auch „den Wert und das Wesen Goethes in seiner Vitalität, in seiner puren Fülle" sehen kann und ihn dann lieber dort aufsucht, wo die Fülle am meisten als Rohstoff empfunden wird, in seinen Gesprächen und Briefen (S. 8); Gundolf faßt dann die seine Darstellung bestimmende Auffassung vom Wesen Goethes in die Worte: „Wir bekennen, daß wir selbst die Vitalität dort am stärksten finden wo ihre Macht zum Formen am stärksten ist, daß wir Lebensstoff am Menschen nur als Lebenskraft ehren und Kraft vor allem als Gestaltung" (S. 8).

Bevor ich die Folgerungen, die sich aus diesem „Bekenntnis" ergeben, weiter verfolge, möchte ich noch auf ein Buch eingehen, das wie Gundolfs „Goethe" das Zeichen der „Blätter für die Kunst" trägt, auf Ernst Bertrams „Nietzsche"[3]). Simmels „Geschichtsphilosophie", an Dilthey anknüpfend und über ihn hinausführend, bekämpft die Auffassung des historischen Realismus, daß es uns möglich sei, in der Geschichtsschreibung die Vergangenheit unverzerrt, so wie sie wirklich gewesen ist, wiederzugeben; von Kants erkenntnistheoretischer Leistung für die Naturwissenschaften ausgehend sucht Simmel die „Geschichte" als eine Schöpfung des sichtenden, zusammen-

[1]) Georg Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie[2]. Leipzig 1905.

[2]) Auch Simmel „Geschichtsphilosophie" 20 ff. betont diese Notwendigkeit und knüpft daran wertvolle kritische Erörterungen.

[3]) Ernst Bertram, Nietzsche. Versuch einer Mythologie. Berlin. Georg Bondi 1920.

schauenden, wertenden und ordnenden Geistes nachzuweisen; unser Geist sei es, der den „vorhistorischen" Ereignisstoff überhaupt erst zur „Geschichte" forme, aus der chaotischen Wirklichkeit die geschichtliche Wahrheit gestalte; was Simmel in gründlichen Erörterungen zu beweisen sich bemüht, das verkündet Bertram in den apodiktischen Sätzen seines „Nietzsche"-buches als sein geschichtsphilosophisches Bekenntnis. Auch Bertram bekämpft den naiven historischen Realismus, dem die Geschichte eine wirklichkeitsgetreue Rekonstruktion eines Gewesenen ist; das sei falsch; die Geschichte führe vielmehr das Geschehene in eine andere Kategorie des Seins über: sie sei nicht Nachschaffung der Wirklichkeit, sondern eine Wertsetzung, eine „tätige Bildschaffung", ja sie schaffe geradezu eine Wirklichkeit neuen und sozusagen höheren Grades, sei ein neuer Ablauf des trüben Geschehens in kristallnerem Stoffe und nach durchsichtigeren Gesetzen. Das wird, meint er, besonders bei der Geschichte eines sichtbar gebliebenen oder wieder sichtbar gewordenen Menschen deutlich; für ihn beginnt nach dem Tode ein zweites Leben; jedem neuen Heute zeigt sich sein neu wirksames und lebendiges Bild, jede Generation erlebt ihn mit verändertem Bewußtsein, entdeckt Züge, die früher nicht gesehen wurden, sieht ihn mit ihren Augen, unter nur ihr eigentümlichen Voraussetzungen, denn wir wissen nur, was wir schauen, schauen nur, was wir sind. Was so durch Generationen hindurch sich wandelnd entsteht, von aller wissenschaftlichen Bereicherung und exakten Forschung unberührt, keine freie künstlerische Darstellung oder philosophische Deutung, nicht bewußt geschaffen, sondern selbst sich bildend: das nennt Bertram „Legende" — nicht im kirchlichen oder romantischen Sinn — als lebendigste Form geschichtlicher Überlieferung; diese „Legende" in einer bestimmten Zeit festzuhalten, ist alles, was dem Einzelnen oder einer einzelnen Generation gegönnt ist; die „Legende" Nietzsche in diesem Augenblick festzuhalten, ist Bertrams selbstgewählte Aufgabe (1—10). Dilthey, den man als Philosophen der historischen Schule bezeichnet hat, legt naturgemäß Wert darauf, gegenüber den Naturwissenschaften die Möglichkeit objektiver historischer Erkenntnis auch bei Anwendung der geistesgeschichtlichen Methode darzutun; Simmel, der Gegner des historischen Realismus, betont demgegenüber gerade das Subjektive, die mannigfache Bedingtheit der historischen Erkenntnis. Auf literarhistorischem Gebiete entspricht dieser Entwicklung von Dilthey bis Simmel der Weg von Diltheys literarhistorischen Arbeiten bis zu Bertrams „Nietzsche", doch geht Bertram weit über die von Simmel erörterten Möglichkeiten hinaus und gibt nicht die Biographie, sondern die „Legende" Nietzsche. Gundolf hinwiederum bildet ein

Zwischenglied in der Entwicklung von Dilthey zu Bertram, doch so, daß ihn trotz alles wissenschaftlichen Rüstzeugs die starke Betonung des subjektiven, künstlerischen Moments im Nachschaffen geistig-geschichtlicher Ereignisse und Persönlichkeiten doch noch stärker an Bertram heranrückt.

Für Gundolfs Auffassung Goethes scheint nun das Erlebnis von Bedeutung zu sein, das ihm Stefan George bedeutet. Darauf hat Gundolf in seinem „George" meines Erachtens deutlich hingewiesen. George gehört für ihn mit Goethe, Hölderlin, Napoleon und Nietzsche zu den fünf sinnbildlichen Bewahrern des Gesamtmenschen, des kosmisch-beseelten, tragisch oder heroisch gehobenen Ewigen Menschen („George" S. 28), den uns Gundolf anschaulich zu machen sucht. Gegner dieses „Ewigen Menschen" ist der „Fortschritt"; ihn läßt Gundolf mit der Reformation beginnen, welche die bisher gebundenen „sprengenden Kräfte" des Christentums — Ungenügen, Schuldgefühl, Reue — selbständig macht und die „ringende Seele" schafft, die ebenso ein falsches Ideal der Modernität ist wie der rastlose Unternehmer („George" S. 24f.); dieser „Fortschritt" nun schafft den Zwiespalt zwischen Werden und Sein, Schicksal und Leben, Ideal und Wirklichkeit, Gott und Seele, der „Fortschritt" beherrscht das 19. Jahrhundert, er verwandelt das gegliederte Volk in die chaotische Masse, macht es zum Objekt der „allgemeinen Bildung", stellt Geld, Technik und Verkehr in den Dienst der Menschheit, vergißt dann aber den Zweck über den Mitteln; George will dagegen den „welthaltigen", „leibhaften", „antiken" Menschen, der das in ihm beschlossene Gesetz erfüllt, sein eigen Wesen als Schicksal nimmt und sachlich bejaht, aus dem Zwiespalt die Einheit in sich herstellt, nicht jammert, sondern mit mächtigem Willen sich gestaltet und bildet; verlegt der „Fortschritt" Schwerpunkt und Ziel außerhalb des Menschen, so setzt George dem entgegen die — uns schon vom „Goethe" her bekannte — „wachsende Kugel, die alles bewahrt und immer neues einbegreift mit der verborgen strahlenden Mitte" (ebda. S. 27); zu den Bewahrern dieses „Ewigen Menschen" nun zählen Goethe wie George, und zwar so, daß George jenem als „Bildner im weitesten Sinne" (ebda. S. 30) näher steht als die anderen Bewahrer Napoleon, Hölderlin, Nietzsche.

So wird für Gundolf aus der Anschauung des gegenwärtigen George die Anschauung des vergangenen Goethe belebt. Nicht als ob er so einen fremden Maßstab an Goethes Leben lege; Goethe hat selbst seinen Bildungstrieb und Gestaltungsdrang als etwas ihm Wesentliches empfunden; nicht als ob er die Erscheinung des einen aus der des andern deuten wolle: das lehnt er als unmög-

lich ab; aber das Erlebnis Georges hat wohl mitgewirkt, den Trieb nach Erkenntnis Goethes bei ihm in Bewegung zu setzen, und mag ihm in Goethes Bild Linien gezeigt haben, die früheren Betrachtern so nicht erschienen sind; daher verstehen wir nun — und damit lenke ich zu meinen früheren Ausführungen zurück —, weshalb Gundolf in Goethe gerade den Bildungs- und Gestaltungsdrang so überraschend stark betont, weshalb er in ihm den gestalterischen Deutschen schlechthin sieht („Goethe" S. 9), seine gesamte Gestalt geben will als die größte Einheit, worin deutscher Geist sich verkörpert hat. An allen Biographen Goethes und allen Zeiten, die zu ihm ein Verhältnis suchen, scheint sich das Wort Goethes bewahrheiten zu wollen: „Und so teil ich mich, Ihr Lieben, und bin immerfort der Eine"; jeder Darsteller seines Lebens, den der Ehrgeiz treibt mehr zu sein als Tatsachensammler, gibt bewußt oder unbewußt seinen Goethe, jede Zeit findet eine Goethebiographie, in der sie sich spiegelt. Die Aufnahme, die Gundolfs Goethebuch zuteil geworden ist, läßt es fast so scheinen, als wolle unsere Zeit dies Goethebuch zu ihrem Spiegel machen; dazu würde dann wieder stimmen, daß gerade die „Philosophie des Lebens" in ihren Bestrebungen sich heute großer Schätzung erfreut und vielleicht auch den geistigen Nährboden für den „Expressionismus" abgibt. Auf Gundolf aber können wir dann das Wort Bertrams anwenden, daß er dem neuen Heute, das George heraufführen will, das neu wirksame und lebendige Bild des gestalterischen „Gesamtmenschen" Goethe zeigt.

Damit kommen wir freilich über das Subjektive, das in dieser starken, ja einseitigen Betonung des Gestalters liegt, nicht hinweg. Diese Auffassung wirkt nun bis in Einzelheiten hinein; schon oben wies ich darauf hin, wie gerade dadurch Gundolfs Ansicht bestimmt wird, nur in den Werken Goethes hätten wir sein Leben, aus ihnen ausschließlich sei die Darstellung des Goetheschen Lebens aufzubauen. Diese Beschränkung auf die Werke führt nun noch weiter zu einer Bewertung des Goetheschen Lebens, die von der sonst üblichen abweicht; dazu folgendes:

Die zwei Grundstimmungen des Goetheschen Lebens, die schon Dilthey feststellte, begegnen uns bei Gundolf als die beiden Grundtriebe seiner Lebens- und Schöpferkraft, Titanismus und Erotismus; als großer Dichter ist er ein erschütterter, leidenschaftlicher Mensch, sein Leben lang vom Eros besessen, von dem Drange beseelt, sich hinzugeben, seine Fülle auszuströmen in das All oder ein geliebtes Wesen, in der Liebe selig auszuruhn, den schönen Augenblick verweilen zu lassen; als Urgeist ist er vom Titanismus erfüllt, von dem Willen, als Individuum der Welt gegenüber sich zu behaupten

sie mit schöpferischer Kraft zu formen, das All an sich zu reißen und zu durchdringen, nicht den schönen Augenblick verweilen zu lassen, sondern mit unersättlicher Begierde Leben zu kosten. Titanismus und Erotismus sind daher einander entgegengesetzt; aber nicht diese beiden Grundtriebe, sondern die Spannung zwischen ihnen ist das eigentlich Goethische; was wir oben als Problem der „Philosophie des Lebens" aufwiesen, nämlich wie das ewig sich wandelnde, fließende, grenzenlose Leben starre, begrenzte Gestalt annehmen könne, das wird hier in veränderter Gestalt zur Tragik Goethes: der Wunsch, über alle Schranken hinweg das grenzenlose All zu erreichen, und der Wille, den schönen Augenblick festzuhalten und zu gestalten. Seine Tragik ist also kein Leiden an einer bestimmten Zeit, sondern am Leben schlechthin. Diese Spannung bedroht nun sein Leben mit Untergang; vor dem Untergang schützt ihn nur der Ausgleich zwischen den widerstreitenden Grundtrieben Titanismus und Eros, aber doch nur so, daß Goethe immer mehr auf die Auswirkung seines Titanismus, als Greis sogar auf die Betätigung des urtümlich Schöpferischen zugunsten der begrenzten, aber menschlich nutzbaren Auswirkung verzichtet. Verzicht ist im Grunde schon alles, was wir als Bildung Goethes bezeichnen, und das Leben des alten Goethe vollends steht im Zeichen des als gültig anerkannten Gesetzes, nicht das Einmalige gilt jetzt mehr, sondern das Allgültige, Bedeutende; nicht die Intensität des Einzelerlebnisses ist für den Mann das Bedeutsame wie noch für den jungen Goethe, sondern das Erlebnis erhält nach festem Gesetz die Bestimmung von Wert und Platz; alte Reste des Titanismus bleiben noch; eine Altersleidenschaft läßt die Furcht entstehen, es könne das Gesetz wieder durch ein Einzelerlebnis zerstört werden: das ist der Gehalt der von Gundolf feinsinnig gedeuteten „Marienbader Elegie". So läßt Gundolf nicht Goethes Leben in schöner Harmonie sich vollenden, sondern sieht die geheime Tragik, die ihm bis zum Schluß treu blieb. Nicht „Vollendung", sondern „Entsagung und Vollendung" ist der dritte Teil des Gundolfschen Buches betitelt.

Belehrend ist es, damit Diltheys Auffassung zu vergleichen; er sieht in dem Ganzen des Goethischen Daseins eine „wunderbare Einheit und Harmonie", „kaum Rätsel und Dissonanzen", fühlt keine Entsagung heraus. Auch Goethe scheint der Auffassung Gundolfs zu widersprechen: er sieht in dem bekannten Ausspruch sein Leben unter dem Bilde einer Pyramide, faßt es auf als ein Aufsteigen zu immer ausgeprägterer, reicherer Persönlichkeit und erkennt dort Vollendung, wo Gundolf „Entsagung und Vollendung" sieht. Dilthey betrachtet Goethes Leben im Ganzen seiner Äußerungen

und Zeugnisse und sieht so vorwiegend Goethes wachsende Vollendung; Gundolf, seinem Grundsatz gemäß, hält sich vor allem an die dichterischen Werke, erlebt in ihnen die Tragik der Entsagung mit und fühlt vor allem das Unpersönlichere, Mittelbarere der Alterswerke; er als wesentlich künstlerisch wertender Darsteller sieht dort Verarmung, wo Dilthey, der Philosoph, in dem Hineinwachsen in die Welt der Bildung eine Bereicherung, in der „Schicht des Nachdenkens", die sich vor die Produktion schiebt, keine Beeinträchtigung erblickt.

So liegt uns also in Gundolfs „Goethe" ein Werk ganz persönlichen Gepräges vor, das ebenso ein Buch des Bekennens wie der Erkenntnis ist, zwiefach in seinem Wesen durch die ganz persönliche geistige Art des Verfassers bedingt, nämlich durch seine philosophischen Voraussetzungen und weiterhin durch seine kulturellen, künstlerischen, menschlichen Anschauungen, die ihm das Erlebnis Georges vermittelt hat.

Diese Tatsache ist nun für die Frage belangreich, inwieweit Gundolfs „Goethe" über den Gewinn hinaus, den jede bedeutende wenn auch anfechtbare Leistung für die Wissenschaft bildet, uns unmittelbar bereichert, uns Wege zu neuen Arbeitsweisen zeige, uns vor neue Aufgaben und Probleme stellt.

Jetzt, da ich den Kreis meiner Darlegungen abzuschließen mich anschicke, möchte ich mit neuen Gründen wiederholen, was ich oben sagte: es ist zunächst wenig fruchtbar, das Werk im Tatsächlichen widerlegen zu wollen, denn bis in die Einzelheiten hinein ist Gundolfs Darstellung abhängig von den ganz besonderen und deutlich ausgesprochenen Voraussetzungen, die Gundolf mitbringt; wie sehr diese Voraussetzungen mit Problemen der Philosophie verwoben sind, glaube ich auch in den letzten Teilen meiner Ausführungen gezeigt zu haben; es handelt sich dabei zunächst um nichts weniger als das Wesen der geschichtlichen Erkenntnis überhaupt; aber auch Gundolfs Ansicht von der alles durchwaltenden Gestaltungskraft Goethes hat doch zunächst die psychologische Arbeit Diltheys zur Voraussetzung, der die Wirksamkeit der dichterischen Phantasie bis in die alltäglichen Erlebnisse herein nachwies; die Folgerung freilich, die Gundolf aus Diltheys Ergebnissen zog, ist seine ganz persönliche Auffassung; sicher wird mancher bei Goethe nicht so stark das Produktive, die Anverwandlungs- und Gestaltungskraft betonen und dem Leben größeren Einfluß auf des Dichters Schaffen zugestehen als Gundolf; ja, ich glaube, daß manche Selbstzeugnisse und Aussprüche Goethes die Ansicht Gundolfs einschränken würden, wenn sie von Gundolf als vollgültige Erklärungsmittel in der Hand des Bio-

graphen anerkannt würden; aber da Gundolf von der Auffassung der alles durchwaltenden Bildungskraft Goethes ausgeht, so sieht er in Goethes Äußerungen über sein Leben und Schaffen doch nur wieder nicht beweiskräftige Formen dieses Lebens, die aus diesem Leben selbst nicht heraustreten, es also auch nicht erklären können (5); und da er hinwiederum diese Selbstzeugnisse nicht anerkennt, beraubt er sich der Möglichkeit, seine aus der Betrachtung der Goethischen Werke gewonnene Ansicht vom nur gestalterischen Goethe nachzuprüfen; letzten Endes liegt also auch hier wieder ein Problem der geschichtlichen Erkenntnis vor, das nämliche, auf das ich oben hinwies und auf das Simmel[1]) eingeht. Wie dem auch sei, in diesem Falle müssen wir uns begnügen, Auffassung gegen Auffassung zu setzen; Gundolf hat eben Goethe als den gestalterischen Deutschen erlebt, hat dieses Gesamtbild an die Aufgabe seines Goethebuches mitgebracht und durch die Betrachtung seines Gesamtschaffens bestätigt gefunden.

Gundolfs „Goethe" ist also vom nur literaturwissenschaftlichen Standpunkt aus nicht eigentlich widerlegbar (ja, er kann, soweit er künstlerisches und menschliches Bekenntnis ist, überhaupt nicht widerlegt werden); überall verrät er den Zusammenhang mit philosophischen Gedanken unserer Zeit und nimmt als wissenschaftliches Werk an den Schicksalen dieser philosophischen Bestrebungen teil (als persönliches Bekenntnis und Goethebild eines Künstlers hat er freilich zeitlose Geltung).

So wenig Gundolfs Buch in Einzelheiten widerlegbar ist, so wenig ist es nun auch möglich, methodische Einzelheiten und Begriffsbildungen (wie „Urerlebnis" und „Bildungserlebnis", „lyrisch", „symbolisch", „allegorisch" im Gundolfschen Sinne) aus dem Zusammenhange herauszulösen und dem literaturwissenschaftlichen Begriffsschatz einzuverleiben. Denn Gundolfs „Goethe" ist als Ganzes und daher auch in Einzelheiten unnachahmbar; damit soll nicht gesagt sein, daß er auch unerreichbar sei, wie mit dieser Feststellung überhaupt nicht über seinen Rang als geistesgeschichtliche Leistung, sondern nur über seine individuellen Voraussetzungen geurteilt werden soll. Nicht als nachahmbares Muster also bedeutet Gundolfs „Goethe" den Beginn einer neuen „Richtung" mit erlernbarer Methode, festen Regeln und Schultradition, sondern nur als Reflex und praktische Anwendung neuer philosophischer Anschauungen. Wenn nun auch Gundolfs „Goethe" nicht als Ganzes oder im Einzelnen nachgeahmt werden kann, so sollte er in manchen Dingen wenigstens zur Besinnung auffordern. Darüber sei hier zum Schlusse noch einiges gesagt.

[1]) Geschichtsphilosophie, S. 20.

Sicher wird mancher an dem Satze Anstoß nehmen, nur der künstlerische Mensch könne den Künstler verstehen (S. 2), und wird gewillt sein, auch noch im Künstler mit Dilthey mehr das Gattungsmäßige zu betonen, dasjenige, was ihn auch für nichtkünstlerische Menschen, Angehörige aller anderen Klassen von Menschen faßbar macht; zu den nichtkünstlerischen Menschen im Gundolfschen Sinne gehört ja auch, wenigstens grundsätzlich, der wissenschaftliche Mensch (wenn ich hier die Gedanken auf S. 6—7 richtig weiterführe), mag auch Gundolf selbst die geisteswissenschaftliche Arbeit noch so nahe an das Künstlerische heranrücken, indem er die Bedeutung der nachschaffenden Intuition betont. Aber soweit hat Gundolf recht, daß auch der literarhistorische Forscher ein gut Teil künstlerischer Begabung nötig hat, mehr als das leider üblich ist; es scheint mir nun bedeutsam, daß dieses Buch von einem Forscher stammt, der neben seinem schon bei der Shakespeare-Übersetzung bewiesenen künstlerischen Können auch noch das Glück genießt, einem Kreise anzugehören, in dem alles Künstlerische mit hohem Ernste behandelt wird; ich meine den Kreis Stefan Georges; denn dieses Buch bildet den nicht eben häufigen Fall, daß eine bedeutende literaturwissenschaftliche Leistung aus einem Dichterkreise hervorgeht, und zwar nicht zufällig, sondern mit den Anschauungen dieses Kreises getränkt; allzuweit haben sich Dichtung und Literaturgeschichte — die doch nicht nur Geschichte, Geistesgeschichte, sondern vor allem Geschichte der Dichtkunst ist — bei uns einander verloren; das künstlerische Gefühl, das die Darstellung Gundolfs bis in die einzelnen Zeilen hinein belebt, macht deshalb seinen „Goethe" über alle Bedenken hinweg zu einer einzigartigen Erscheinung in der Geschichte unserer Wissenschaft; selbst wer Gundolfs Buch ganz ablehnt, sollte sich die Möglichkeit nicht entgehen lassen, Seite für Seite durch künstlerische Einsichten bereichert zu werden, und den seltenen Glücksfall nützen, der aus dem Kreise eines Dichters eine Darstellung vom Range der Gundolfschen hervorgehen ließ.

Die dämonische Einheitlichkeit und Notwendigkeit der Goethischen Existenz, seine übergreifende, alles umbildende Gestalt und die Einheit von Leben und Werk bei Goethe erwies ich oben als einige der Grundvoraussetzungen Gundolfs; nur wer diese Voraussetzungen teilt, wird mit ihm sagen: „Goethe hat nicht die Friederiken-Lieder gedichtet, weil ihm Friederike begegnet ist, sondern weil Friederiken-Lieder in ihm schwangen, hat er die Friederike gesehn" (S. 58). Dennoch fordert auch dieser Satz jeden zur Besinnung auf; nicht als bewiesene Annahme, als Fragestellung ist er uns wichtig. Es ist manches geschrieben worden gegen die mechanische Art, in der man

„literarische Einflüsse, Beziehungen" wirksam sein läßt und konstruiert; ich schweige hier von den Fällen, wo aus gelegentlichen, fast zufälligen Übereinstimmungen, Reminiszenzen, Anspielungen weitgehende Abhängigkeitsverhältnisse hergeleitet werden, ich rede hier nur von den bewiesenen geistigen Abhängigkeiten. Wie oft begegnen wir da auch heute noch einer mechanischen Auffassung! Wie selten sind noch immer die Fragen, weshalb gerade zu einer bestimmten Zeit ein Einfluß wirksam wird, ja werden muß, wieweit der Empfangende für den Einfluß bereit ist, ob dem äußeren Faktor ein innerer, der Aufforderung von außen eine innere Bereitschaft entspricht, ob nicht der neue Eindruck vielleicht nur im Dichter weckt, was in ihm schlummerte, so oder so sich Bahn gebrochen hätte und jetzt nur von dem Beeinflussenden eine bestimmte Richtung erhält; ich kann das nur andeuten, kann nur betonen, welcher Abstufungen und Grade dieser Begriff des „Einflusses" fähig ist, von dem bloßen „Anstoß", den ein innerlich ganz bereiter Mensch erhält, bis zu der erschütternden Lebenswende, die zu gegebener Zeit das Zusammentreffen mit einem Menschen für eine leicht empfängliche Seele bedeuten kann; die Kenntnis der seelischen Art des Empfangenden ist dabei die Voraussetzung, das Wissen um die Individualität des Gebenden kann ebensosehr Bedingung sein. Selbst wen Gundolf von der „dämonischen Einheit" des Goethischen Lebens nicht überzeugt, den kann er doch darüber belehren, wieviel Fragen sich hinter dem Begriff des „Einflusses" verbergen.

In der gleichen Weise erhoffe ich von seinem Buche eine Verfeinerung des Begriffs „Erlebnis". Zwar die Begriffe des „Urerlebnisses" und „Bildungserlebnisses" können wir nicht ohne weiteres übernehmen, sie sind von Gundolf zunächst nur für Goethe geprägt und, wie er selbst andeutet (S. 27), von seiner Auffassung Goethes als eines „ursprünglichen Menschen in einer abgeleiteten Bildungswelt" nicht zu trennen; nur eine so selbständige, mächtige Bildungswelt, wie sie Goethe neben der eigentlichen Welt vorfand, kann erlebt werden; nur wenn der Biograph seinen Helden als „Urgeist" in diese Bildungswelt treten läßt, kann er dem „Bildungserlebnis" das „Urerlebnis" entgegensetzen. Es ist also nicht angängig, die beiden Begriffe, aus ihrem Zusammenhange losgelöst, unserem wissenschaftlichen Begriffsschatz einzuverleiben; dagegen ist es nicht müßig, sich darüber klar zu werden, wie mancherlei nach Art und Grad Verschiedenes wir unter dem leider so abgenutzten Begriff des „Erlebnisses" verstehen; Gundolfs Praxis scheint uns da geradezu aufzufordern, auf stetige Verfeinerung des Erlebnisbegriffs zu sinnen, die dabei natürlich dem einzelnen Fall angepaßt sein muß.

Gundolfs Beseitigung der „Gattungen" hängt wiederum mit der alles beherrschenden Voraussetzung des gestalterischen Goethe, der Einheit von Leben und Wirken Goethes zusammen. Zweifellos wird Gundolf dem, was wir „Gattung" nennen, nicht gerecht; er steht hier wiederum ganz im Banne seiner Anschauung von dem einzigartigen Anwandlungsvermögen Goethes. So betont Gundolf zwar, daß jede Gattung Gesetze und Wertmaßstäbe (S. 20) in sich trägt, aber er leugnet deren Wirksamkeit in Goethes Schaffen. Das geht meines Erachtens zu weit; insbesondere das Drama als Gattung bringt so mancherlei wesenseigentümliche Bedingungen und Ansprüche mit, daß das, was schließlich als Dichtwerk aus dem Schöpfungsprozeß hervorgeht, selten ganz rein nach dem Willen des Dichters geformt ist, sondern auch von den „zufälligen" Gesetzen und Maßstäben der dramatischen Gattung seine Form empfängt. Dennoch kann auch Gundolfs Betrachtungsart uns belehren, selbst wenn man sie als Ganzes mit allen Folgerungen nicht einmal in der Beschränkung auf Goethe annimmt; sie sollte zum Nachdenken darüber anregen, wie sich im einzelnen Werk das Schöpferische des Dichters, Gestalt und Gattung einander bedingen und modeln; darüber liegen ja gerade für Goethes Drama gute Arbeiten vor; was Gundolf im „Werther"-Kapitel über die Bedingtheit der Form sagt, ist im hohen Grade vorbildlich; wenn man sonst den „Werther" als Briefroman in die Geschichte dieser Literaturgattung einreihte und nach Goethes Vorgang unter den Einfluß der englischen Literatur stellte, so zeigt hier Gundolf, daß nicht der literarische Einfluß, die Gangbarkeit dieser Gattung irgendwie entscheidend anregte, sondern daß und weshalb dem Dichter und dem Gehalt, der in ihm nach Gestaltung drängte, gerade nur diese eine Form gemäß war. Ähnliches gilt für die Behandlung stoffgeschichtlicher Probleme; die zur Erstarrung neigende und nicht immer mit Geist gehandhabte „Stoffgeschichte" könnte beispielsweise aus dem „Iphigenie"-Kapitel Gundolfs lernen, wie die spröde Materie dieser Disziplin zu erleben ist und die individuellen Besonderheiten und Möglichkeiten eines Stoffes herauszuheben sind.

So bietet fast jede Seite des reichen Buches Anregung und Förderung. —

Ich fasse kurz zusammen.

1. Wie schon zweimal in der Geschichte unserer Wissenschaft, so ist auch dieses Mal die neue „Richtung" Spiegelung und Folge eines Wandels in den philosophischen Anschauungen, was bei der engen Nachbarschaft der beiden Wissenschaften ja nicht weiter verwunderlich ist; darauf hinzuweisen, nicht aber die Probleme er-

schöpfend zu behandeln, war der Zweck dieses Aufsatzes; meines Bedünkens führt es uns nicht weiter, wenn wir lediglich vom literarhistorischen Gesichtspunkt aus zu der neuen „Richtung" Stellung nehmen, ohne diesen Zusammenhang zu beachten; was von den Gundolfschen Grundsätzen haltbar ist, hat zunächst die Auseinandersetzung im philosophischen Lager zu entscheiden.

2. Gundolfs Auffassung, die in Goethe den „gestalterischen Deutschen schlechthin" sieht, ist bestimmt durch die Ansichten und Hoffnungen des George-Kreises und ist Gundolfs persönliche Anschauung, deren Geltung durch Gegengründe leicht einzuschränken wäre; diese Auffassung Goethes ist als Gesamtbild zwar von Gundolf erlebt, muß vom Kritiker aber zunächst als Grundlage der wissenschaftlichen Arbeit Gundolfs anerkannt werden, da sich Gundolf auch für dieses Erlebnis auf seine erkenntnistheoretischen Voraussetzungen berufen kann; es hat also auch hier die Kritik bei den philosophischen Anschauungen einzusetzen.

3. Die Kenntnis und Kritik dieser philosophischen Voraussetzungen ist um so notwendiger, als sie schon in mehreren literarwissenschaftlichen Werken wirksam geworden sind.

Gedanken und Eindrücke bei der Gundolflektüre.

Von S. Aschner in Berlin.

An Gundolf kann man nicht vorbei, ohne jäh zu stutzen, scharf aufmerksam zu werden, sich lebhaft bewegt zu fühlen und sich nochmals über wichtige prinzipielle Fragen klar zu werden, die man für lange erledigt hielt, die es aber nicht waren, weil eben Prinzipien ewig gegenwärtig sind wie Platonische Ideen. Man kann von ihnen, vom Alltäglichen eingelullt, zeitweilig absehen; aber sie sind doch und bleiben da und warten auf ihre Zeit, und die ist denn mit Gundolf wirklich einmal wieder angebrochen. Die Hauptfrage, die er aufwirft und zu der er uns zwingt Stellung zu nehmen, lautet sehr einfach: Sollen wir Goethe, sollen wir überhaupt literarische, künstlerische, historische Persönlichkeiten ästhetisch generell, philosophisch kombinatorisch, psychologisch monumental betrachten, wie Gundolf das tut, dergestalt am farbigen Abglanz das Leben fassend, oder aber in philologischer Kleinarbeit, die Gundolf nicht

ohne ironisches Mephistolächeln hinnimmt, quellenkritisch fortarbeiten? Vor diesem Scheideweg habe ich selbst in jüngeren Jahren lange gestanden, wiewohl kein Herkules, und bin auch jetzt noch über diesen Punkt oft in lebhaftem Zweifel, viele meiner Gleichstrebenden sicherlich auch. Unsere philologische Arbeit ist an sich ja unentbehrlich, und hierüber geht auch nicht der Streit. Aber kommen wir mit ihr an den Dichter wirklich heran? Oder ist etwa die künstlerische Betrachtung, die schon die aufbauende, charakterisierende Kritik der Romantiker feinfühligst kultivierte, allein dazu berufen, das letzte Wort zu sprechen? Beides schließt sich aus: der Philologe kommt von außen heran, vom Zufall der „Quellen" beherrscht und sich so vorsichtig und oft mit geringem Ertrag den Weg zu dem schaffenden Genie selbst bahnend, wie der Prinz, der durch den Dornenwald zum Dornröschen dringt. Der Gundolfianer dagegen sucht sein Δος μοι που στω im Zentrum selbst und strahlt von da nach den Oberflächen aus. Die Unrichtigkeiten oder Dunkelheiten fallen demnach bei der ersten Methode mehr nach dem Zentrum zu, während das Milieu in voller Mittaghelle liegt, bei der zweiten mehr im Milieu, wenn die Zentralidee richtig gewählt ist, was bei Gundolf, wiewohl zu schematisch dialektisch, der Fall sein wird. Der Philologe wird mehr das Werden auffassen können, der Gundolfianer das Sein, so daß sich beide wie Heraklit und die Eleaten gegenüberstehen.

Der Philologe sucht andächtig den Reichtum der kleinen und kleinsten Züge und wird so zum niederländischen Maler, der sich an gelungenen anekdotischen Lichtern ergötzt, auch wenn sie auf entschiedene Nebensachen fallen. Die Buntheit und Unendlichkeit der Erscheinung zieht ihn an. Mosaikartig setzt er sein Werk zusammen und, wenn er so die wahre Frisson de la vie erreicht, ist er zufrieden. Sein Antipode eliminiert dagegen die kleinen Dinge, streift sie als lästigen Krimskrams tändelnder Imagination ab, arbeitet monumental im großen. Er gleicht dem italienischen Klassizisten, einem Raffael oder Michel Angiolo, der durch Zusammenfassung aus dem Block heraus den Riesen holt, der, über das Leben erhöht, von großer Distanz aus gesehen, Porträtwahrheit gewinnt, vom hohen Tier auf das Gehudel da unten verächtlich herabblickend. Eine Differenz des Stils tut sich auf, die durchgekostet und erlebt sein will und so wahrhaft produktiv wirken muß, indem sie uns die Tatsache sehr ernst zu Gemüte führt, daß wir eben mit Goethe noch lange nicht fertig sind, wie viele womöglich glaubten, die im alten Gleise forttrotteten und den Olympier im stillen schon ad acta gelegt hatten. Nein, Goethe gehört zu den ewigen Aufgaben. Man muß eine innere Form haben, als Niederländer oder Italiener,

gleichviel, objektiv oder subjektiv gestimmt, sein Bild zu malen, ihn selbst zu sehen. Und auf diese Fülle der Gesichte wird es zu guter Letzt ankommen. Eine Norm gibt es nicht. Stil ist alles, und einseitig relativisch unvollkommen bleibt am Ende beides wie alles reproduzierende Menschenwerk, das einige Strahlen des entschwundenen Lichtgottes auffängt, ihn selbst nicht mehr. Wohl ihm und uns, wenn sie so hell und blendend lodern, daß die Ahnung wenigstens im Geist aufblitzt, was er war, ja was er gewesen sein muß. Nun, Gundolf suggeriert uns diese Ahnung mit großer Zaubergewalt, dem Schwarzkünstler Faustus gleich, als er vor seinen Studenten den Schatten des Polyphemos und des großen Alexanders heraufbeschwor. Einen Schatten freilich, der erst dem magisch Gestimmten sein geisterbleiches Antlitz enthüllt. Dann aber wahrlich oft in erschreckender Großheit! Oft! Denn leider ist Gundolf wie der Teufel ein viel zu großer Logiker und Dialektiker, und damit wird man dem jungen Goethe, namentlich in seinem seligen Überbraus, nicht gerecht. Leider gehts bei ihm nicht ohne Eins, Zwei, Drei fein säuberlich ab, als wollte Mephisto dem gläubigen Scholaren ein Kolleg über Goethephilologie halten, die ja Gundolf gerade so ironisch erhaben abtut. Ach, auch er ist Philologe! Auch er kann als guter Deutscher wie Kollege Wagner nicht vom System los. Im Gegenteil, er verliert sich oft so liebevoll deutsch in dessen Spinnweb, daß wir richtig wieder im muffigen Laboratorium bei Tiergeripp und Totenbein schmachten und uns nach der ewig herrlichen Gottnatur Goethes hinaussehnen, um Bergeshöhle mit Geistern schwebend. „Die Geschichte ist keine Metaphysik", bemerkt einmal treffend Napoleon (in F. M. Kircheisens Napoleonauswahl 217 Nr. 180); „man kann sie nicht nach der Phantasie schreiben und nach Belieben aufbauen, sondern man muß sie zuerst lernen." Gundolf aber treibt oft Goethemetaphysik. Er konstruiert ihn dann a priori, und Heine würde darüber vielleicht scherzen: Wenn Gott, als er Goethe schuf, Gundolf befragt hätte, wäre der Olympier ebenso ausgefallen, wie durch das Werk seiner eigenen Schöpferhand. Auf der anderen Seite begegnen uns wieder Banalitäten, Selbstverständlichkeiten, Gemeinplätze, weil Gundolf immer nur nach dem Allgemeinen hintrachtet und die begründenden, vertiefenden Einzelzüge als allzu philologisch wegläßt, während doch zuweilen grade das Konkrete, das Detail tiefer und symptomatischer ist als die leere Abstraktion. Der kleine Zug würde in solchen Fällen des Gedankens Bläße röten, Lebensblut und interessante Fülle in ihn gießend. Gundolf steht, so eigen und schöpferisch, selbst sprachschöpferisch er vorgehen mag, in einer großen modernen Tradition, die man kennen muß, um ihn selbst

und damit seinen Goethe richtig einzuschätzen, um einzusehen, wie sehr er fast providentiell aus dem Gebot der Stunde herausgewachsen und als Befreier gekommen. Es ist keine Frage, unsere Zeit ist dem rein und fanatisch-Philologischen nicht hold. Es macht sich eine tiefe Sehnsucht nach dem Feiertäglichen und Kunstvollen kund, nach dem großen Erlebnis, nach Abenteuern des Geistes, dem Verlangen nach Überraschung, nach Erschütterung. Auch sind wir nicht zuletzt durch die essayistische Literatur und formale Kultur von Franzosen und Briten erzogen und dem nur Handwerklichen gram geworden. Nicht umsonst hatten und haben wir große Künstler des Wortes, Meister der Rhetorik unter uns, Männer wie Scherer, Erich Schmidt, Morf, von Winterfeld, Roethe, Willamowitz, und es bliebe noch zu untersuchen, wieweit die Kollegberedsamkeit die philologische Literatur nach ihrem Bilde umgeschaffen. Unsere Philologie ist somit längst keine prinzipielle Gegnerin der Gundolftendenz mehr. Sie ist erfüllt von Drang nach Form, Anschauung, Kunst. Die ästhetische Betrachtung gewinnt zusehends an Boden. Namen wie Helene Herrmann werden genügen. Wie die moderne Philologie zur Ästhetik, so hat diese sich ausschließlicher denn je zuvor der reinen Kunst zugewandt, sich in „Kunstwissenschaft" verwandelt. Männer wie Fiedler, Utitz, Dessoir, denen Künstler wie Hildebrand theoretisch nahestehen, haben die Einsicht in das organische Wesen des Kunstphänomens wunderbar vertieft und erweitert. Wölfflin hat gezeigt, wie das Formale in der Kunst sich lebendig entfaltet und weit mehr bedeutet als ein bloßes Attribut der Kunstgeschichte. Er ging so wie Gundolf selbst vom Innern aus, das ja im Kunstwerk grade nichts anders ist als Form und Stil, und umschrieb dieses Bereich im weitesten Umfang, gemeint, dergestalt äußerer Geschichte und philologisch dokumentarischer Begründung getrost entraten zu können. Im Reiche, wo die reinen Formen wohnen, war fortan die Geschichte oder nirgends sonst. Die Psyche der Formen zu „analysieren", wie sein Fachausdruck und Lieblingswort lautet, darauf kam es an. Dazu schärfte und erzog er das Auge, dafür erfand er neue Mittel, neue Wege, eine neue Sprache. So führte er zum Phänomen direkt und machte sich fähig, gleichsam im treibenden Urquell der Formen zu hausen und diese vom Zentrum her konstruieren und theoretisch nachschaffen zu können. Eine neue Deduktion, ein neuer Idealismus, an energischer Empirie nach Analogie der Kantischen These der Kategorien gestählt, das ist das Prinzip. Und wieder ist das Sein, das eleatisch-platonische τὸ ὄν der Ausgangspunkt, von dem aus erst das historische Werden sich entwickelt und begründet. Am schärfsten zeigt sich diese zeitgemäße

Flucht vor landläufig banaler Historizität, vor der ja schon Nietzsche den warnenden Finger erhob, bei dessen näherem Kollegen Simmel, dessen klassisches Kantkolleg hier in Betracht kommt. Mir war es vergönnt, es seinerzeit zu hören, und sein „Kant", mit dem er es nach Kollegheften von Schülern später krönte und unsterblich machte, war schon damals, wie ich mich lebhaft erinnere, durch ganz bewußte Abkehr von allem Äußeren und Äußerlichen ein Ereignis für mich, das verblüffte und einschlug und den Geist in Gärung setzte. Ein Meer von Fragen stürmte auf mich ein. Ich protestierte innerlich, suchte zu widersprechen und fand doch zuletzt: es geht auch so. Ja, es ist sogar sehr gut so. Das bilderbogenartige Gekribbel des Kantianischen Zeitbildes, das ich erwartet hatte, war zwar verschwunden. Man war mit Kant ganz allein, in einer fast schauerlichen, frierenden, erhabenen Einsamkeit, als Promeneur solitaire durch hünenhafte Gletscherlandschaft des größten, des deutschesten Gedankens schreitend, bedrückt unter Titanenmassen und seltsam wieder erstärkt im Überwinden und Bezwingen. Kaum daß Hume, daß Mendelssohn, daß die Aufklärung, ja daß nicht einmal der vorkritische Kant erwähnt ward. Es existierte dergleichen gar nicht. Das ganze Jahrhundert war erloschen, war absorbiert in die Wucht und Spannkraft der Gedankenarbeit eines Riesen, ja dieser selbst sogar war verschwunden, und nur die ringenden, das Chaos durchwaltenden Mächte seines Hirns waren da, auf die Wahlstatt war man hingezwungen, ins Hirn Kants gleichsam gebannt, und nacherzeugend, Kant aus sich heraus produzierend, verstand man ihn plötzlich und empfand Gesetz und Notwendigkeit, auch wenn Kants eigene Formelsprache und Definitionswesen als überflüssiger Ballast souverän verworfen waren. Und dies alles war durch eine Konzentrierung sondergleichen erreicht, der Scheinwerfer magisch nur auf wenige Gipfel geworfen; aber diese beherrschten die Landschaft Kants so völlig, daß sie der Phantasie es zum Spiel machten, das Fehlende zu ergänzen und zu bestimmen. Es ist leicht, von hier aus auf impressionistische und expressionistische Tendenzen des Zeitalters in den Künsten einen Blick tiefen Begreifens zu werfen, wie da alles zum Wesentlichen drängt in seiner hüllenlosen Nacktheit; nur der Kern soll gelten, ja diese Zeit sieht mit Röntgenstrahlenaugen, mit einem Wahrheitsfanatismus, der terrorisiert, gewaltet und vergewaltigt. Eines solchen Zeitgeists echtes Kind ist Gundolfs „Goethe". Er mußte so sein, wie er ist. Darum lieben wir ihn. Er terrorisiert das Detail, die Biographie, das Idyllische. Er ragt wie Lederers Bismarck kolossalisch, er ist umkleidet mit Jupitermajestät wie Klingers Beethoven. Er ist der literarische Bruder von Rodins

Balzac, Goetheextrakt, der Geist-Phönix, der sich aus der Asche des äußeren Lebens und des Werks verklärt zur Sonne hebt, eine hehre Vision unleugbar, während das ermordete Detail des Philologischen kläglich den Boden bedeckt. Wird eine Reaktion der Philologie an sich einsetzen, eine Konterrevolution des Biographischen, geführt von neuen Plutarchen? Wird man zum Juste-Milieu friedlich zurückfinden, aus dem Zeitlosen in die Zeit, aus dem Übermenschenland in die bewohnbare Zone des relativisch Realen, so daß äußere und innere Welt sich einen, der Geist sich materialisiert, das klappernde Skelett wieder Fleisch und Blut ansetzt, das ganze Leben sich in seiner Einheit des Inneren und Äußeren darstellt? Symptome deuten dahin. Willamowitzens „Platon" scheint eine Schwalbe solchen kommenden Lenzes, weniger sein „Homer". Qui vivra verra.

Noch ein bestimmender Wesenszug verbindet Gundolf mit diesen gleichstrebenden Männern: da er nicht den eigentlichen Ablauf genetischer Begebenheiten bringt, sondern nur Seinspunkte, so läßt sich das Geschichtliche allemal nur durch den Kontrast von dem jeweils veränderten Milieu, kurz, durch fortschreitende Antithesen gewinnen. Der junge Goethe, der Mann Goethe auf der Höhe klassizistischer Vollendung, Goethe als Greis und „Entsagender" erklären sich wechselseitig durch bloße Konfrontierung etwa mit Herder, Schiller, Napoleon. Zu demselben Mittel greift Wölfflin auch, der in seinen Kollegs wie in den Schriften die denkbar packendsten, einleuchtendsten Wirkungen seiner Pädagogik erzielt, wenn er etwa sein Lieblingsthema, den klassischen Stil Italiens im 16. Jahrhundert, mit klug gefaßten Parallelen des 15. Jahrhunderts vergleicht. So wird mit einem Schlage, wenn Sein an Sein sich antithetisch mißt, das Wesen und seine Entfaltung, in der es letzten Endes besteht, deutlich. So, Goethe von wechselnden Hintergründen, die panoramaartig vorübergleiten, abhebend, durchwandert Gundolf letztlich auch große Geschichte, über hell und besonnen erleuchtete Gipfel vorwärtsschreitend, „von Berg zu Berg ahndevoll". Der künstlerische, ideelle Effekt gleicht dann dem des modernen Zustandsdramas, das ja auch auf Handlung verzichtend, in der Beleuchtung der seelischen Situation seine Kunst spielen läßt und erschöpft. Sehr gut und wahrhaft erfrischend ist die Grundauffassung: Goethe, der gebildetste Deutsche, der das Natürliche seines Erlebens zum Kulturellen adelt, Vitales zum Produktiven. Er hat nicht Schicksal, sondern ist es. Diese Beziehungssetzung zu Cäsar und Napoleon tut wirklich einmal wieder not in unserm so sozial und antipersönlich gerichteten Säkulo. Jawohl, Gundolf befreit; erheben wir uns nur getrost mit ihm zu solcher antiphiliströsen Andacht vor herrlich ragender Persönlichkeit.

Grade das Große nicht stillschweigend vorauszusetzen, sondern beherzt zum Thema zu machen, das ist das, wenn auch einseitige Große und Bleibende dieses Buches, das man dankbar anerkennen sollte. Es wäre ja nun wohl selber philiströs, an Einzelheiten klauben und mäkeln zu wollen. Die glückliche Gabe, das Wesentliche immer auf eine fein pointierte Formel zurückzuführen, tut immer Wunder einleuchtender Schlagkraft. So wird etwa Herder als „Geschichtspantheist" den „Naturpantheisten" Goethe und Spinoza gegenübergestellt. Es ist zwar sicher outriert, wie ja nun einmal leider in jeder Formel ein Unrecht liegt, zu sagen: Herder wirkte auf Goethes Kraft, nicht auf seine Vernunft; aber ein neuer, überraschender Seelenblick wird doch gewonnen. So auch, wenn im „Shakespeare" ein direkter Weg vom Hamlet zum Werther aufgedeckt wird. Kühn, literarhistorisch wohl kaum haltbar, aber brillant und psychologisch aufschlußreich! Bei „Faust" ist man zunächst zweifelsohne verwundert, von „Urfaust", von Roethes Theorie der Faustentwicklung und dergleichen nichts zu hören; aber das wäre ja Philologie. Man muß eben umdenken, sich ganz auf das Wesentliche und Letzte einstellen, auf das „Goethehafte" des Faust. Wie modern Einsteinisch und verblüffend wirkt da die Definition des Mephisto als „das personifizierte Wissen um die Relativität sogar der höchsten Augenblicke und Gefühle"! Höchst siegreich dann wieder die Deutung des Goetheschen Schuldbegriffs (als natürlicher Schwäche, nicht sittlicher Übertretung) gegenüber dem Schillerschen, die freilich weit, sehr weit hingezogen wird, so daß darüber Faust selber fast vergessen wird, von dem kaum eine einzige Szene wirklich beleuchtet ist nur nach der Fülle des Gemütvollen, Phantastischen, Konkreten hin. Im 2. Teil ist die „Enttitanisierung" das Thema. „Charlotte" wird kraftvoll gegenüber der bekannten neulichen Ketzereien gerettet; aber es war doch wohl nicht nötig, dem Mann, der die wirkliche Charlotte in allen Grenzen ihrer Menschlichkeit mit heißem, unbestechlichem Wahrheitsdrang aufzufassen versucht, ohne weiteres „Lakaienpsychologie" vorzuwerfen. Immerhin sehen wir sie jetzt wieder mit Goethes Augen und freuen uns der herrlichen Formel, die sie als „Frou Mâze" heiligt und entsühnt. Der „alte Goethe" beginnt mit Schillers Tod, dessen Verdienst pointiert wird als „Wiedererweckung der poetischen Kräfte und Theoretisierung des Goetheschen Schaffens". Sehr fein; aber zu wenig, als ob der ganze Reichtum der geistig-seelischen Beziehungen der beiden Großen, bei denen Schiller leider viel zu sehr den kürzeren zieht, in ein blendendes Epigramm ginge. Ein wirklicher Fortschritt der Erkenntnis scheint mir im Abschnitt „Napoleon" erreicht, da sonst die Begegnung der beiden Titanen

in den Goethebüchern ziemlich anekdotisch abgemacht wird, wie denn Gundolf überhaupt von der Anekdote loskommt, obwohl auch sie, richtig und anmutig behandelt, durchaus existenzberechtigt bleibt. So las man's bisher doch noch nicht; das staunende, impulsive Voilà un homme des Korsen gewinnt nun mit einemmal Glanz und symbolische Tiefe: Napoleon erkennt damit den „Mitdämon". Wieder ist die Antithese beider Großgeister ins Prinzipielle, Ewige gehoben, Goethe der Individualgeist, Bonaparte der Staatsgeist. Nicht das Wie hat hier mehr Gewicht, nur das Was sub specie aeternitatis. Gundolf erreicht hier, wo er Politisches berührt, Wirkungen, die man oft in Hardens „Köpfen" spürt. Die Signatur der Gegenwart liegt auf diesen Seiten. Holt doch der Darsteller hier, wo es sich um zwei Vollmenschen handelt, wie sie ihm liegen und denen er Liebe entgegenbringt, zu fein nachgehender Seelenzeichnung aus, die eben an die besten Gemälde Hardens, an dessen Bismarcks und Bonapartes, blitzhaft erinnert. So wird des Kaisers Gesprächsführung höchst treffend präzisiert und damit der Geschichte ein Dienst erwiesen. Lernen wir doch nun auch Napoleons Unterredungen mit Canova, Johannes Müller, Wieland besser verstehen. Fournier, der beste deutsche Schilderer des Kaisers, hat leider solche Farben auf seiner Palette keineswegs. Der Eroberer und der Dichter, das sind Staat und Natur, die sich Aug in Aug schauen, beide „in der Verehrung großen Menschtums" sich staunend und frohgemut begegnend. Goethe bewundert in dem Welterschüttrer die mächtige Naturerscheinung, und so fehlt ihm jedes Organ patriotisch nationaler Voreingenommenheit. Gundolfs Deutung dieses prekären, viel verlästerten Goetheschen Unvermögens, patriotisch zu fühlen, wird vielen eine Offenbarung sein. Jetzt wird Goethes Haltung in den Freiheitskriegen endlich als organische Konsequenz seiner erhabenen, ins Ewige ragenden Natur erkannt und nicht mehr töricht verketzert werden. Ganz neu ist wohl die Entdeckung, daß Goethe mit „erhabenem Neid" auf den Tatmenschen blickt, der sich restlos auswirken kann, wie dann weniger ungeheuer Byron nach ihm, während der Dichter auf dem Standpunkt groß gefaßter, besonnter Altersresignation angelangt ist, von dem aus dann „Faust II" bedeutsam angeschaut wird. Doch gerade hier wachen Zweifel auf. Ist Fausts Ende als „Spezialist" wirklich Verzicht? Endet nicht Faust als Kulturbringer napoleonisch, Fichtes Tatideal kulturschöpferisch verkörpernd? Gilt nicht der Verzicht einzig und allein dem Titanismus der Jugend, der jetzt befriedigt und erlöst ist? Sollte der Pakt mit dem Teufel wirklich den Verlust des Göttlichen im Verzicht bedeuten, so wird doch der Teufel geprellt, weil Faust gerade verzichtend

Göttliches gewinnt. Wieder meldet sich der Zeitgedanke des „Relativismus" zum „schönsten Augenblick", im einzelnen nicht immer befriedigend, voller beunruhigender, die Sache nicht wirklich aufklärender Sophismen. Gundolf entwickelt hier entschieden zu viel Defaitismus: Faust[1]) endet aber nicht als resigniert Besiegter, sondern als resigniert Siegender, als die triumphierende Menschheitsidee. Gut, daß Helena als Aufhebung des Fausttums, als italienische Befreiung erscheint. Höchst geistreich und förderſam Homunkulus, das viel umstrittene, koboldisch quälende Rätselwesen als der nur gedachte, unbedingte Mensch, der um jeden Preis bedingt, d. h. lebendig werden möchte, eine Warnung für Faust, nicht absolut zu sein. Vielleicht hätte hier auf Fichtes Ichlehre, die ja in der Schülerszene des 2. Faust bewußt verlacht wird, eingegangen werden können. Vielleicht ist Homunkulus die glorreichste, bündigste Fichteparodie und Fichteüberwindung, die Goethen je gelungen ist? Jedenfalls erscheint mir Homunkulus' Sinn erst von Gundolf wirklich klar und ohne viel Umschweife ausgesprochen zu sein, während die andern Kommentatoren nutzlos großen Aufwand vertan und viel Pulver verpufft haben. Meistens wird ja Homunkulus als seelisches Durchgangsstadium Faustens gedeutet, als welches er aber in den 1. Teil gehören müßte.

So schon Chr. H. Weisse, Leipzig 1837, Düntzer und Hjalmar Boyesen, Leipzig 133, jetzt wieder Alsberg, Jahrbuch d. Goethe-Gesellsch. 1918 V, 108 f., G. Rosenthal, Monatshefte der Commenius-gesellsch. 1917, XXVI, 74 f. Dagegen betont auch Carl Enders sehr richtig, daß Homunculus eine Zeittendenz verkörpere, Zeitschr. f. Ästhetik 1919, XIV, 42, German. Roman. Monatsschrift 1920, VIII, 9./10., 315, Helene Herrmann, Zeitschr. f. Ästhetik 1916, XII, 86, 161, 316.

Friedrich Gundolf über Goethes Jugend.

Von Walter A. Berendsohn in Hamburg.

Eindringliche Beschäftigung mit Gundolfs Werken muß notwendigerweise zur Besinnung über das Wesen unserer Wissenschaft führen. Denn die sich mehrenden Abhandlungen über ihre Aufgaben und Wege verraten, daß ihr bei ihrem Wachstum in die Breite die

[1]) Vgl. schon G. Schneege, Goethes metaphysische Resignation, Euphorion XVIII, 1, 115.

Einheit verloren gegangen ist. Es scheint ihr an Tiefe zu fehlen, an sicherem Gleichgewicht auf Grund tiefliegenden Schwerpunktes. Demgegenüber stehen nun die Arbeiten Gundolfs in ungewöhnlicher Geschlossenheit da. Unbeschadet aller Kritik an Einzelheiten, wird sich doch niemand des Eindruckes erwehren können, daß hier kühne synthetische Versuche vorliegen, die unsere Erkenntnis wesentlich vertiefen. Die älteren zusammenfassenden Arbeiten über Goethe von R. M. Meyer und Bielschowsky etwa, so verdienstvoll sie an sich sind, erscheinen doch gegenüber Gundolfs „Goethe" als blaß und ungeistig. Die Verfasser sind gewissermaßen im Stoffe stecken geblieben, den ihr Nachfolger von einer ihm eigenen Grundlage her bewältigt und gestaltet hat. Hier soll nun versucht werden, Gundolfs Leistung zu kennzeichnen nach ihrer Stärke und ihrer Begrenzung, und zwar an seiner Darstellung der Jugend Goethes, die sich dazu vorzüglich eignet.

Goethe hat ja selbst sein Leben bis Weimar in den vollendeten Teilen von „Dichtung und Wahrheit" geschildert; aber dieses sein Alterswerk steht im denkbar größten Gegensatz zu Gundolfs Darstellung. Der alte Goethe blickt aus weitem Abstand von hoher Warte errungener Lebensweisheit auf seine frühe Entwicklung zurück. Im Zusammenhang mit seiner naturwissenschaftlichen Forschung sieht er auch in sich den besonderen Ausdruck allgemeingültiger Ideen, die dem Leben innewohnen und in seinen Gestaltungen zu erkennen sind. So stellt er seine Kindheit und Jugend dar als den typischen Fall einer stetigen Entwicklungs- und Bildungsgeschichte. Sein Blick ist auf das Flechtwerk mannigfaltiger Beziehungen gerichtet, er erwähnt mit gleicher Sorgfalt tausend größere und kleinere Einflüsse, die irgendwie und irgendwann auf ihn gewirkt haben, und gibt der Zeitschilderung breiten Raum. Zu dieser wissenschaftlichen Einstellung kommt erzieherische Absicht, die manches von der frühen Eigenart in die Beleuchtung späterer Einsicht rückt. Endlich führen künstlerische Beweggründe dazu, hier zu kürzen, dort liebevoll zu verweilen. Aus „Dichtung und Wahrheit", dem großen Vorbild bildungsgeschichtlicher Lebensbeschreibung, bekommen wir daher keine lebendige Anschauung vom Wesen des jungen Goethe, wie es uns aus den unmittelbaren Lebensäußerungen, den Werken, Briefen, Bildern, Gesprächen und Urteilen der Zeitgenossen so unvergeßlich eindrucksvoll entgegentritt. In dem Alterswerk über die Frühzeit kommt ihr eigentlicher Lebensgehalt zu kurz, weil über den mannigfaltigen durchlaufenden Fäden der Beziehungen und Einflüsse der Kern des tätigen Wesens „Goethe" selbst vernachlässigt wird. Es lag Goethe damals ganz fern, Betrachtungen über die Triebkräfte seiner Innenwelt anzustellen.

Gundolfs Augenmerk aber ist scharf auf Goethes Wesen eingestellt, auf das, was sich entwickelt, das schöpferische Leben in geprägter Form, die Gestalt Goethes. Nicht umsonst wählt sich Gundolf stets einen Brennpunkt der geistigen Welt zum Gegenstand seiner Darstellung (Shakespeare, Goethe, George). Der Erscheinung Goethe gegenüber versagen alle herkömmlichen Mittel ursächlicher Verknüpfung und Ableitung. Was immer in ihn einmünden mag, es erfährt grundstürzende Umgestaltung. Er selbst aber ist in seinen Wesenszügen einmalig, unnachahmlich, unvergleichlich, ein schöpferischer Quell aus dem Urgrund des Lebens. Voraussetzung der Vertiefung, die Gundolf erstrebt, ist also zunächst die Loslösung seines Gegenstandes von der Umwelt, in die Goethe seine Lebensgeschichte eng verknüpft hat. Was der alte Goethe in weiser Beschränkung sich selbst gegenüber vermied, das gerade will Gundolf: eindringen in die schöpferische Mitte seines Wesens, von der Leben und Werk nur Ausdrucksformen sind, und diese innere Einheit in ihrer schöpferischen Kraft darstellen. Sein Weg führt tief in den Kern aller Fragen unserer Wissenschaft hinein, die unter nichts mehr leidet als daß in ihr über geschichtlicher Linienführung der Maßstab verloren gegangen ist für schöpferische und abgeleitete, d. h. für wesentliche und unwesentliche Erscheinungen. In bildungsgeschichtliche Betrachtungen kann auch der Kulturhistoriker die Dichtung eingliedern, der Philosoph sie ideengeschichtlich einreihen, dem Philologen allein aber ist es vorbehalten, sie als Kunstformen der Sprache zu erfassen, zu ordnen und zu kennzeichnen. Literaturwissenschaft muß in erster Linie Kunstwissenschaft sein, wenn sie Eigengewicht und -wuchs haben soll. Für die kunstwissenschaftliche Betrachtung der Literatur aber ist die sichere Erfassung der schöpferischen Persönlichkeit erste und wichtigste, ihre geschichtliche Einordnung spätere und untergeordnete Aufgabe, obwohl der große Dichter nach klarer Darstellung seiner Leistung auch in geschichtlicher Verknüpfung nicht nur als ein Durchgangspunkt sondern als ein kräftespendender, stilbildender Ausgangspunkt leuchtend hervortritt.

Gerade im Hinblick auf den Streit um den „Joseph" sei hier betont, daß die Knabenjahre und die Jugendjahre Goethes sorgfältig zu scheiden sind. Die Jugend reicht von der Entwicklung, die zugleich mit der körperlichen eine gewaltige seelische Gärung hervorruft, bis zu der Zeit, da sich innerlich und äußerlich der Wille zur Verfestigung und Bindung bestimmend zeigt, bei Goethe also etwa von 1765 bis 1775, etwa vom Beginn des Leipziger Aufenthalts bis zur Übersiedelung nach Weimar. Vorher liegen die Jahre der Kindheit, dahinter die der Männlichkeit. Aber nicht einmal in den

Jahren der Jugend ist Goethe früh zum Ausdruck seiner eigenen Art gekommen. Gundolf zeigt meisterhaft, wie er sich in Leipzig der Rokoko-Welt willig einfügt, ja, in die ihm grundfremde Gesellschaftsdichtung einige wenige Zeilen ureigenen Gepräges einbettet, Zeichen neuen Natur- und Sprachgefühls (S. 64 ff.). An Gegensätzen, wie sie etwa im Gedicht „Die Nacht" (D. j. G. I, 244) hart nebeneinander liegen, kann man sein Gefühl für den Unterschied zeitlich völlig bedingter und persönlich-schöpferischer Dichtung (sein Stilgefühl) am besten bilden.

Erweist sich in diesen wenigen Zeilen Goethe zu schöpferischer Sprachgestaltung fähig, so mußte ihn doch erst Herder in Straßburg von der lastenden Bürde der Überlieferung befreien, ihm die Welt der Geschichte und Dichtung, wie er sie sah, in ungeheurer Lebendigkeit und Weite eröffnen, und ihn zur Bändigung und dichterischen Gestaltung seiner neu-aufrauschenden Innenwelt anspornen. Man hat von jeher die Lyrik Goethes von den Straßburger Gedichten „Willkommen und Abschied" und „Maifest" an als neu- und eigenartig empfunden; aber erst Gundolf spricht aus, was sie von aller früheren Lyrik scheidet: alles Einzelne ist hier nur Sinnbild des lebendigen Werdens, das wirklich bewegtes Wort geworden ist in diesen Gedichten (S. 98 ff.). Der Dichter erscheint von vornherein als Schöpfer neuer Kunstformen der Sprache (S. 102 ff.).

An Herders Ideenwelt erwuchs Goethe sein neues Weltgefühl, dessen unmittelbarster Ausdruck die Lyrik ist. Die Triebkräfte bei der Bewältigung größerer geistiger Aufgaben stellt Gundolf eindringlich dar als das Gegensatzpaar von Erotismus und Titanismus, liebevolle Hingabe und schöpferische Selbstbehauptung, die als Urerlebnisse nun seiner Bildung Farbe und Richtung, seinen Dichtungen Gehalt und Gestalt gaben. Es ist nicht zu leugnen, daß sich diese Begriffsbildung in der Einzelbetrachtung der Werke jenes schöpferischen Jahrfünfts der Jugendzeit (1771—1775) als ungewöhnlich fruchtbar erweist (S. 107 ff.). Sind Prometheus und Götz einerseits, Ganymed und Werther anderseits Verkörperungen jener Grundkräfte, so vereint Faust beide in seiner Brust und muß ihren Widerstreit lebenslang in sich tragen. Man erkennt, wie sich der Wesensquell dichterischer Kunst Gundolfs Auffassung bis in die letzte Tiefe geöffnet hat; denn hüllenlos treten uns die seelischen Erlebnisse als gestaltende Kräfte der Dichtungen entgegen z. B. das Schuldgefühl gegenüber Friederike von Sesenheim als schaffender Beweggrund der Gretchentragödie. Aber nicht nur der Gehalt der Dichtung, sondern auch ihr Schicksal, ob sie vollendet worden oder Bruchstück geblieben sind, rückt in neue

Beleuchtung, wird verständlicher aus dem Verhältnis des Erlebnisgehalts zum gewählten Stoff. Ja, darüber hinaus erscheint die Gestalt der Werke nicht mehr als Form, die angefüllt wird, sondern als Leib des bewegten Gehalts, und ist als solche notwendig bis in alle ihre Einzelheiten hinein.

Die Ergebnisse früherer Forschung werden keineswegs bekämpft oder zerstört, sondern genutzt. So werden die Einflüsse, denen Goethe unterworfen ist, nicht etwa geleugnet. Aber sie bleiben auch nicht als Tatsachen starr stehen. Die lebendigen Einwirkungen des gegenwärtigen Herder und des längst vergangenen Shakespeare werden als erregende Erlebnisse der Goethischen Innenwelt gewissermaßen nicht statisch sondern dynamisch dargestellt, ähnlich wie Gundolf die Entwicklung des deutschen Geistes schildert an der immer umfassenderen Aufnahme der Welt Shakespeares. Nicht eine Fülle neuer Tatsachen und Feststellungen machen das Werk Gundolfs bedeutend, sondern die Verschiebung des Blickpunktes auf die Gestalt Goethes hin bringt eine ungewöhnliche Ausbeute an neuen Gedanken und Anregungen ein.

Trotzdem erscheint die Darstellung der Jugend Goethes in mehr als einer Hinsicht dem Urbild gegenüber unvollkommen. Es handelt sich nicht darum, dem Verfasser einzelne kleine Irrtümer nachzuweisen, sondern um ganz grundsätzliche Mängel, die mit seiner Gesamteinstellung zusammenhängen. Die Gestalt des jungen Goethe ist weder ihrem Wesen noch ihrem besonderen Reichtum nach erschöpfend anschaulich gemacht. Im Rahmen eines Aufsatzes sind natürlich nur Andeutungen möglich, deren Ausführung einer eigenen Darstellung vorbehalten bleiben muß.

Gundolf löst Goethe nicht nur als Gegenstand seiner Betrachtung aus kulturgeschichtlichen Beziehungen los, sondern er stellt ihn wirklich dar als eine völlig losgelöste selbständige Kraftquelle, die in der Umwelt eine beständig wachsende Kräftekugel durchdringt und erfüllt. Das Wesen der Goetheschen Erscheinung steht außerhalb jeder menschlichen Gemeinsamkeit und Gemeinschaft. Die Kluft zwischen ihm, dem schöpferischen Menschen, und den andern gewöhnlichen Sterblichen ist durchaus unüberbrückbar. Der Dichter „erlebt schon in einer so völlig anderen Sphäre und in einer so völlig anderen Form als der unkünstlerische Mensch (in unserer Welt also, als der Bürger aller Stände), daß sein Erleben und der Ausdruck seines Erlebens (beides ist wesentlich eines) von diesem nie verstanden werden kann, auch wo es ihn überwältigt und beherrscht durch seine größere Wirklichkeit".

Es ist daher kein Zufall und keine Äußerlichkeit, daß Gundolf

die oben dargelegte Abgrenzung der Jugend Goethes bei der Einteilung seines Werkes nicht beachtet, sondern seinem ersten Teil (Sein und Werden) den Aufenthalt in Weimar noch einreiht, weil er im Anschluß an wissenschaftliche Überlieferungen die italienische Reise im Wandel der Gestalt für bedeutsamer hält (S. 251). Doch sieht er sich genötigt, sowohl die Einwirkung des neuen Menschen- und Pflichtenkreises als auch die Keime neuer Dichtungen aus dieser Zeit im zweiten Teil (Bildung) mit zu behandeln. In unbefangener Betrachtung ist Goethes Entschluß, in Weimar zu bleiben und sich dem neuen Arbeits- und Lebenskreis unter schweren persönlichen Entsagungen einzuordnen, greifbarer Ausdruck beginnender Männlichkeit. Goethe wandte seiner Jugend mit aller Entschiedenheit den Rücken. Die Einlage des Monodrams „Proserpina" mitten in den „Triumph der Empfindsamkeit" ist eins der Zeichen dieser vollzogenen Abkehr, eine Verhöhnung des Gehalts der Jugendjahre, „die größte und kaum faßliche Sünde, die Goethe jemals gegen irgend eine seiner ernsten Dichtungen begangen hat" (S. 242). Die Reise nach Italien steht, ähnlich der Begegnung mit Herder nicht am Anfang sondern in der Mitte eines natürlichen Lebensabschnittes als stärkster Ansporn zur Erreichung eines neues Höhepunktes. Gundolf würde es gewiß unwesentlich erscheinen zu betonen, daß das Jahrfünft 1771—1775 die Höhezeit Goetheſcher Jugend ist. Und doch ist Goethes Lebensstil und Lebensanschauung dieser Zeit von echt jugendlicher Art. Herzensüberschwang und -begeisterung, Dumpfheit des Denkens und Schweifen im Unbedingten, die rückhaltlose Hingabe in Liebe und Freundschaft, alles spricht von der eigentlichen Blütezeit menschlichen Lebens. Auch die Dichtung dieser Zeit ist in sich vollendet in jugendlicher Meisterschaft, ein eigener Gipfel Goetheschen Schaffens, der sich trotz starken Zusammenhangs durchaus unterscheidet von den späteren fruchtbarsten Zeiten der Kunst des reifen und des alten Mannes. Viele Züge dieses Jugendwerkes sind unvergänglich, eben weil sie der Ausdruck einer ewig wiederkehrenden Einstellung des jugendlichen Menschen zur Umwelt sind. Es geht nicht an, Goethe aus solchen allgemein-menschlichen Beziehungen herauszulösen.

Auch bei der Bildung und Anwendung der Begriffe Titanismus und Erotismus spielt die Loslösung Goethes eine ganz verhängnisvolle Rolle. Beide gelten als Urerlebnisse Goethes, als Strömungen seiner Seele. Das gilt gewiß für die Selbstbehauptung des schöpferischen Menschen, die ja in der Jugendzeit die eigentliche Trägerin des „Sturm und Drang" ist und größere Bedeutung auch für Gehalt und Gestalt der Dichtung zu haben scheint. Bei der liebevollen Hingabe an die Umwelt aber, handelt es sich nicht nur um eine

Bewegung, die im Ich beginnt und endet, sondern um die Quelle der religio Goethes, der Bindung seiner ganzen reichbewegten Seele. Als Herder dem jüngeren Goethe, der sich ihn (wie seine Briefe bezeugen) mit echt jugendlicher Wärme zum Führer erkor, die Welt als ein All bewegter Kräfte zeigte, dem das ewige sichtbar-unsichtbare Geheimnis innewohnt, fand diese Lehre einen ungewöhnlich empfänglichen Boden. Was bei Herder die Ideenwelt bewegte, das wurde in Goethe zum Erlebnis des ganzen Menschen. Er erfaßte die dunkel strömenden Kräfte seines Innern als göttlich und gewann dadurch die Idee des großen schöpferischen Menschen (Titanismus). Aber mit gleicher Stärke erlebte er das Göttliche überall dort in der Umwelt, wo seine Seele aufrauschte, der Natur, den geliebten Mädchen, den Freunden, den Meisterwerken menschlicher Kunst der Gegenwart und der Vergangenheit gegenüber, aber auch vor den Kindern, den unverbildeten einfachen Leuten, den schlichten Liedern des Volkes (Erotismus). Es mag für den Betrachter notwendig sein, einen Unterschied zwischen Urerlebnissen und Bildungserlebnissen zu machen wegen der verschiedenen Folgen für die Entwicklung des Menschen; sicherlich aber ist für Goethe selbst zunächst kein Unterschied in der Tiefe und Nachhaltigkeit des Erlebens, ja man muß den Einfluß der Bildungserlebnisse im Hinblick auf Herder als größer bezeichnen. Aus diesen Jugenderlebnissen Goethes fügt sich die Grundlage seiner Lebensanschauung unerschütterlich fest zusammen (ohne irgendwie zum Begriffsgebäude zu gedeihen), die seine Weltweisheit bis ins höchste Alter hinein trägt. Sie unterscheidet sich von der rein wissenschaftlichen Erfassung der Welt, die eine begriffliche Einheit zwischen Ich und All zu schaffen sucht, durch die gefühlsmäßige Bindung an die Umwelt, in der die Einheit über allen Zweifeln erhaben ruht. Ebenso deutlich ist sie unterschieden von den überlieferten Religionsformen und ihrer Jenseitsbindung durch die rückhaltlose Hingabe ans Diesseits, in dem Wunder und Geheimnis allüberall gegenwärtig sind. Goethe überträgt Formeln der christlichen Religion ohne Zögern auf irdische Beziehungen z. B. im Brief an Kästner (D. j. G. III, 35) „Auf den Charfreitag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben". Das ist weder herabsetzender Spott noch leichtfertiges Gerede. Die stärksten religiösen Ideen sind ihm gerade gefühlsbetont genug, um die ernste Innigkeit seiner Liebe zu Lotte auszudrücken. Der „Erotismus" Goethes ist Religiösität und führt zur Diesseitsreligio, zur Erdfrommheit. Der Titanismus empört sich, wenn aus solcher Gefühlsbindung allzu einengende Fesseln zu werden drohen; aber vom Bruch mit Friederike bleibt das Schuldgefühl in Goethe

zurück, als Zeichen seiner tiefen Gebundenheit. Die religio ist stärker als der Titanismus und bleibt endlich Siegerin, als der jugendliche Überschwang ausgebraust hat. Für die allverbindende Kraft solcher Religion hat Gundolf keinen Sinn; sonst könnte er nicht gerade Goethe loslösen von der Umwelt, ihn, den tief erdgebundenen Menschen. Er könnte auch nicht immer wieder und ohne drängenden Anlaß mit so hochmütiger Verachtung von allen Menschen außer den großen schöpferischen Persönlichkeiten sprechen. Deshalb übersieht er auch, daß der Einfluß volkstümlichen Dichtens und Denkens auf Goethe in dieser Zeit ebenso groß ist wie der Shakespeares. Denn Goethe hat dem Volksbuch von Dr. Faust nicht einen rohen Stoff entnommen, sondern in dumpfer Ahnung zugepackt, weil er spürte, daß ihm in dieser Volksüberlieferung eine unvergängliche künstlerische Lösung der immer wiederkehrenden Aufgabe gegeben war, die dunklen Mächte in uns und um uns in handelnden Gestalten anschaulich darzustellen. Er hat nicht nur Gedichte im Ton der Volkslieder geschaffen, sondern die Gretchentragödie ist in der schlichten und grausamen Folgerichtigkeit ihres Verlaufs irgend einem Lied vom ungetreuen Gesellen vergleichbar. Endlich ist ein gut Stück seiner Spracherneuerung so wie die Luthers der Volkssprache entnommen. Ohne eindringliches Verständnis für die unvergänglichen Kunstformen mündlicher Überlieferung wird man die nur im Buche lebenden Werte der Literatur stets überschätzen und stets mißachten, wieviel die „hohe" Kunst immer wieder dem unerschöpflichen Born der „niederen" zu danken hat.

Zwischen der rückhaltlosen Hingabe Goethes ans Leben und dem einzigartigen Reichtum seines Jugendwerks besteht ein unmittelbarer Zusammenhang. Die geistreiche Behauptung Gundolfs von der Einheit des Erlebens und seines Ausdrucks in der Kunst (vgl. die oben angeführte Stelle) ist unhaltbar. Sie tritt zugespitzt in der Form auf, daß Goethe Friederike begegnete, weil in ihm die Friederike-Lieder schwangen. Goethe aber unterscheidet sich von späteren Literaturmenschen eben dadurch, daß er zunächst in rückhaltloser Hingabe lebt und dann erst Dichtungen in sich reifen läßt. Er riß in leidenschaftlichem Erleben ein großes Stück Welt mit all seiner mannigfaltigen Schönheit in den Wirbel seines Innern hinein. Daraus erwuchs der unerschöpfliche Reichtum der jugendlichen Dichtungen. Er bedurfte in dieser Zeit keiner phantastischen Jenseitswelt, weil seinem Gefühl das Diesseits mit seinen wundervollen Erscheinungen vollauf genügte. Bar jeder schwärmerischen Phantastik, voll warmen Lebens stehen z. B. die köstlichen Mädchengestalten Lotte und Gretchen vor uns, so wie sie der liebevolle Sinn Goethes

rein aufnahm. Der ungewöhnliche Umfang seiner seelischen Erlebnisse spiegelt sich getreu schon im sprachmelodischem Reichtum der Lyrik dieser Zeit. Diese persönliche Mannigfaltigkeit kommt in Gundolfs Darstellung nicht zur Geltung, weil sein Blick an den im Ich verlaufenden Grundrichtungen haften bleibt. Goethes Dichtungen sind nichts ohne die besondere Färbung des Einzelerlebens; sie sind so voll Welt wie voll Goethe. Die Welt ist nicht gleichgültiger Rohstoff, sondern beseelter Bestandteil des Werks. Bei der Verschränkung von Erleben und Dichtung entgeht Gundolf auch völlig die ganz verschiedene Einstellung Goethes zum Erlebniskern in seinen Dichtungen. Es läßt sich eine Reihe bilden von „Wanderers Sturmlied", in dem seelischer Rohstoff unbearbeitet hinausgeschleudert ist, über „Ganymed" und „Prometheus", den gebändigten Gefühlsstürmen, bis zum „Wanderer" hin, in dem das Erlebnis losgelöst und anschaulich dargestellt ist, und fast kühl von außen betrachtet wird. Goethe nimmt verschieden weiten Abstand von seinem Erleben. Im Werther tritt die überlegene Haltung Goethes in dem teilnahmsvollen ernsten, aber ruhigen Bericht des Freundes am Schlusse deutlich hervor. Das Erlebnis in Wetzlar bedurfte des richtunggebenden Anstoßes durch den Tod Jerusalems und dann noch einer langen Reifezeit, in der Goethe den Götz umarbeitete, ehe die Dichtung als gestaltete Frucht vom Baume fiel. Auch die sprachschöpferische Kraft Goethes ist nicht so zu verstehen, als wenn er willkürlich ein höchstpersönliches Erleben in einen ihm roh überlieferten Stoff hineingebildet hätte. Sondern seiner Hingabe ans Leben gleich ist seine tiefe Empfänglichkeit für die in der Gemeinsprache ruhende Gefühlswelt. Die Bedeutung der Bildungserlebnisse für die Dichtung tritt hier noch einmal hervor. Nicht aus losgelöster Einsamkeit also, sondern aus innigster Gemeinsamkeit und Gemeinschaft, aus der schöpferischen Verknüpfung ungewöhnlich reichen persönlichen Erlebens mit dem Gemeinerbe der Menschen, entsteht Goethes unvergängliche Dichtung.

Es ist bekanntes Kennzeichen von Goethes Jugendwerk, daß in ihm die mannigfaltigen Gegensätze seiner Innenwelt unverhüllt Gestalt werden, während sie später (nicht immer weniger stark sind, sondern nur) aus weiterem Abstand betrachtet, in eine ruhigere Schicht emporgehoben und daher abgetönter, einförmiger, maßvoller erscheinen, um endlich im Alter sich immer tiefer hinter dichtere Schleier zurückzuziehen und zu verbergen. Das ist bis in die Sprachgestaltung hinein zu verfolgen.

In Gundolfs Darstellung bleibt auch notwendigerweise unausgesprochen, daß Goethe seine Dichtungen nicht nur als innerliche

notwendige Gewächse seiner Seele betrachtet, sondern auch als nach Wirkung strebende Sendbriefe an die unverwirklichte Gemeinschaft der Menschen. Er verkündet ihr in seinen Jugenddichtungen ein neues Evangelium des Herzens und der Phantasie, eine Lebensanschauung, von er seine Lebensführung bis in alle Äußerungen hinein beherrscht ist. Sie macht z. B. einen sehr wesentlichen Bestandteil der Werther-Dichtung aus. Es kommt hinzu, daß der junge Goethe sich unter der Führung Herders zur Erneuerung der deutschen Nationalliteratur berufen fühlte, was die Stoffwahl bis in Einzelheiten hinein mitbestimmte. Diese Vorstellungen stehen im krassen Widerspruch zu denen Gundolfs von dem losgelösten Einzeldasein der Kraftquelle Goethe.

In der Jugendzeit lernen wir Goethes Wesen also am unmittelbarsten kennen. Grenzen wir sie scharf ab und erschöpfen sie dann wirklich nach allen Richtungen und ohne über einigen Grundbegriffen die bunte Fülle künstlerischer Formen und Gestaltungen (z. B. im Urfaust) zu vernachlässigen, so ergibt sich ein Bild von überwältigendem Reichtum, der von keiner späteren Zeitspanne Goetheschen Lebens erreicht wird. Zugleich drängt sich die Überzeugung auf, daß der Kampf zwischen Ich und Welt schon in diesen Jahren der Jugend zur großen Entscheidung für das gesamte innere Schicksal Goethes führt: die Diesseits-religio durchdringt Leben, Denken und Dichten.

In überraschender Weise wird das Rätsel der höchst eigentümlichen Auffassung Gundolfs aufgeklärt durch sein Werk über Stefan George. Er ist gewiß der berufenste Deuter und Verkünder für diesen Dichter der Gegenwart. Sein Buch ist aufschlußreich und tiefschürfend, ja ganz unentbehrlich. Ganz im Gegensatz zu Gundolf sehe ich aber in der Losgelöstheit und Vereinsamung dieses echten und tiefen Künstlers eine tragische Erscheinung, ein Stück Schicksal unserer Zeit. Ich spüre in seiner Dichtung eine unsägliche Verengung des Menschentums bis in die Melodie des Verses und die Wortwahl hinein. Hier ist zu viel des trennenden Geistes, zu wenig der verbindenden Liebe, hier fehlt die religio als Grundlage der Gemeinsamkeit mit den Menschen. Um kurz zu sein: George ist, was Gundolf in Goethe hineinträgt; an ihm hat er alle seine Vorstellungen, seine Gesamtauffassung von Kunst und Leben gebildet. Für Gundolf ist Stefan George der Dichter schlechthin, an dem auch Goethe gemessen, nach dessen Bild das Goethes unwillkürlich etwas gewandelt wird.

Der Kern der Auffassung Gundolfs steckt im Begriff „Geist". Man kommt ihm wohl nahe, wenn man an ein Erbteil der Ideen-

lehre Platos denkt. Gundolf sieht die letzte Tiefe dichterischer Kunst in der Vergeistigung des Lebens. Der Geist kann sich nach Gundolfs Meinung in der losgelösten Einzelpersönlichkeit vielleicht am reinsten und ungebrochensten offenbaren. Stefan George ist ihm Zeugnis dafür. Seine Dichtung ruht völlig auf dieser Anschauung von Kunst und Leben. Ich hoffe, gezeigt zu haben, daß sie dem jungen Goethe gegenüber versagt und seiner Gestalt Gewalt antut. Was Goethe als göttlich in sich und ringsum erlebt, ist etwas anderes als das, was Gundolf Geist nennt, ist weniger losgelöst und unabhängig, wirklich völlig den Erscheinungen innewohnend, und wirkt verbindend, nicht trennend.

Bei der Bemühung, unserer Wissenschaft die erwünschte Tiefe zu geben, ist die Erneuerung der Beziehungen zur Philosophie gewiß wertvoll. Aber es besteht die Gefahr, daß man nun eine bestimmte philosophische Anschauung in die Welt der Dichtung von außen hineinträgt. Gründliche philosophische Schulung aber sollte innerhalb unserer Wissenschaft verwertet werden, um die Welt- und Lebensanschauung der Dichter in ihrer Bedeutung für die Gestaltung ihrer Werke von innen her zu erfassen. Dabei ist der Einfluß der philosophischen Systeme leicht zu überschätzen, der überlieferter religiöser Weltanschauungsformen ist meist weit größer. Denn infolge der Urverwandtschaft von Zauber (Bann der geheimnisvollen Mächte in die Gewalt des Menschen) und Kunst (Bann der sichtbar-unsichtbaren Geheimnisse in den Stoff) steht die Dichtung echter Religiosität näher als der begrifflichen Erfassung der Welt. Daher erfahren auch die Ideen der wissenschaftlichen Denker meist sehr starke Umbildungen in der Werkstatt des gestaltenden Dichters.

Für unsere Wissenschaft ist engste Anlehnung an die Sprachwissenschaft im weitesten Sinne nach wie vor geboten. Die besondere Aufgabe ist, die Kunstformen der Sprache zu erfassen. Im Mittelpunkt steht die schöpferische Leistung des großen Kunstwerkes. Es kommt zustande durch die Neuverknüpfung eines ungewöhnlich reich bewegten Innenlebens mit dem überlieferten Leben der Gemeinsprache. Von ihm gehen Wirkungen aus bis in die letzten Winkel der Literatur und der Alltagssprache. Durch den Stoff, in den der Dichter hineinschafft, durch die Sprache wird er stärker noch als durch seine persönlichen Beziehungen zur Gemeinschaft in ihre Geschichte verflochten. Literaturgeschichte ist Kunstgeschichte der Sprache. Es scheint mir aber nicht länger zulässig, die Literaturgeschichte in ältere und jüngere Zeit zu sondern. Die ältere Zeit ist wegen ihrer einfacheren Verhältnisse zur Ausbildung des Gefühls für die gestaltenden Kräfte und das Wesen dichterischer Kunst unentbehrlich. Ebenso un-

erläßlich ist die Gleichstellung der Forschung auf dem Gebiete der mündlichen Überlieferung. Denn hier lernt man unvergängliche Kunstwerke kennen, die ohne den Namen eines Dichters durch die Jahrhunderte überliefert werden, eben weil er nur ein Diener am Seelenleben seiner Gemeinschaft war, deren schlichte Grundgefühle und deren Lebensanschauung, er restlos zum Ausdruck brachte. Aus der Erforschung der lebendigsten, der mündlich überlieferten Dichtung gewinnt man einen neuen Maßstab für die Buchdichtung und eine neue Bestätigung dafür, daß die Geschichte der Dichtung abhängig ist vom äußeren und inneren Verhältnis des Dichters zur menschlichen Gemeinschaft. So entsteht ein klarer einheitlicher Umriß und Aufbau unserer Wissenschaft: sie umfaßt die gesamten Kunstformen der Sprache mit dem Schwerpunkt dort, wo sie entstehen, bei den schöpferischen Leistungen der mündlichen und literarischen Überlieferung. Wird sie so als Kunstgeschichte der Sprache aufgefaßt, so werden in ihr (wie in andern Teilen der Kunstwissenschaft) stilkritische und stilgeschichtliche Untersuchungen und Darstellungen ihren rechtmäßigen Platz vor stoff- und ideengeschichtlichen einnehmen. Sie wird dadurch ihren unbestritten eigenen Machtbereich gewinnen, in dem nur gründliche Kenntnis des Lebens der Sprache Herrschaftsrechte gibt.

Goethe und das Rokoko.

Von Paul Amann in Wien.

„Goethe reichte mit einem Teil nicht nur seiner äußeren Stellung, sondern selbst seiner inneren Anlage in die Traditionen des Rokoko hinein, wo auch die schöpferische Anlage ihr Gesetz und ihre Aufgabe empfing von den Forderungen einer festlich heiteren, spielfreudigen und schmuckbedürftigen Gesellschaft. Kaum in seiner eigentlichen Titanenzeit hat Goethe sich solchen Forderungen entzogen, ja er ist ihnen, im Gefühl ihnen überlegen zu sein, gern entgegengekommen . . .“ (Gundolf, Goethe, S. 581 f., dazu noch S. 409 „. . . nach der Auflösung der letzten einheitlichen Kultur, des Rokoko, der auch Goethe angehörte“.)

Aus dem Gange dieser Untersuchung wird sich ergeben, mit welchem Rechte eine aus dem Zusammenhang gerissene und scheinbar ganz beiläufige Behauptung Gundolfs zum Ausgangspunkte gewählt wurde.

Zunächst aber soll ein Anschein von Splitterrichterei uns nicht hindern, das Vorangestellte unter kräftige Lupe zu nehmen. Als handgreiflichste Beobachtung ist gleich festzustellen, daß Gundolf „Rokoko" in zeitlich weiterem Sinne gebraucht, als die deutsche Fachwissenschaft tut[1]). (Im Französischen ist das Wort als wissenschaftliche Bezeichnung kaum üblich, in der gebildeten Umgangssprache aber haftet ihm noch ein spöttisch pejorativer Nebensinn bei, wie einst den Namen Gotisch oder Barock. Dieser Unterton praktischer Parteinahme hindert eine scharfe historische Abgrenzung im Sprachbewußtsein, sowie etwa Ancien Régime und Vieux Jeu auch keine genauen Termini sind.)

Diese versteht darunter bekanntlich jene Zierkunst, die, vielleicht von Bernini angeregt, seit 1715 im Paris der Régence aufkommt und an den französelnden Fürstenhöfen Deutschlands sich besonders üppig entfaltet hat. Ungeeignet zur Lösung monumentaler Aufgaben, hat diese Abwandlung des Barock auch in ihrer Blütezeit nie die ganze Breite der Kunst und des Lebens beherrscht und beginnt überdies in Frankreich schon um Goethes Geburtsjahr strengeren Formen, dem „Zopfstil", zu weichen, der dem kahl klassizistischen Empire, dem wirklich letzten Stile Europas, zudrängt.

Deutschlands tüchtige Treue hielt pietätvoller an den im Grunde recht wesensfremden gaukelnden Formen fest, aber in seinen weltläufigsten Gebieten, wie in Leipzig, herrschte schon in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts Öser-Winckelmanns Frühklassizismus.

Somit war gerade das schon ziemlich revolutionäre Heraustreten aus dem Rokoko eines der frühesten „Bildungserlebnisse" des jungen Goethe. Daß es Goethe selbst in der Rückschau bedeutsam schien, bezeugt unter anderem Dichtung und Wahrheit mit der Erzählung einer peinlichen Szene zwischen dem Vater und dem aus Leipzig Heimgekehrten, wegen dessen respektloser Kritik am verschnörkelten Hausrat des Alten. Der ernste Rat Goethe als zürnender Verteidiger spielender Form, „an der das Lächeln der jüngsten Hof-

[1]) Hingegen macht er da eine Mode der neu-deutschen Geschichtsphilosophie mit, die man nun auch in Frankreich bemerkt hat. Im Aprilheft 1921 der Nouvelle Revue Française (S. 507) lesen wir bei Gelegenheit von Spenglers „Preußentum und Sozialismus": „... Signalons à ce sujet une étrange manie, qui règne dans certains milieux: la manie du rococo, qu'on identifie volontiers avec l'esprit français. Ceux qui en sont atteints, prononçant le mot „rokoko", ont d'étranges sourires, et leurs jeux de physiognomie font penser à des enfants, qui tout en suçant un bonbon verraient quelque chose de drôle." Auch Emil Ludwig bedient sich in seinem „Goethe" dieser irreführenden Terminologie.

dame mitgearbeitet hatte", sein noch recht „spatzenhafter" Sohn als Anwalt kühler Linienstrenge — diese etwas humoristisch wirkende Vertauschung der natürlichen Rollen warnt uns nachdrücklich, vergangene Stilformen unbedenklich im Sinne unserer heutigen Gefühlsbetonung zu deuten. Wie wenig auch die vornehme französische Gesellschaft, die sich im Rokoko auslebte, schlechthin „festlich heiter" und „spielfreudig" war, erweist der eine Graf Thorane, dessen Erscheinung in Goethes Knabenleben ich wohl als „Urerlebnis" bezeichnen möchte, wenn man Gundolfs Terminologie außerhalb seiner Umrißlinien, wenn nicht gegen sie gebrauchen darf. (Thorane wird bei ihm überhaupt nicht genannt, das erste Glied einer Kette von Verschweigungen, in denen System ist, wenn auch nur als Wirkung eines Vorurteils.) Seine „Schmuckfreudigkeit" aber, sein offenbar nicht sehr wählerisches, nicht eben auf Modeform und Pariser „cachet" geeichtes Mäzenatentum strömt aus einer Traditionsschicht unterhalb der flüchtigen Welle des Rokoko, vor allem aber stammt seine zur edlen Technik ausgebildete Selbstbeherrschung in gerader Linie von einem gesellschaftlichen Ideal her, dessen Anfänge mehr als ein halbes Jahrtausend zurücklagen, dessen bewußte Traditionen aber ganz deutlich ins 17., wo nicht ins 16. Jahrhundert zurückreichten[1]).

Dem lebhaften, welthungrigen Knaben Goethe begegnete also schon im zehnten Lebensjahre unter den gewichtigsten Begleitumständen — Wohl und Wehe der Familie hing davon ab — ein sittlich hochstehender Vertreter jener französisch-europäischen Gesellschaftskultur, wie sie sich ohne tiefen Bruch seit 1100 entwickelt hatte (cortigiano als verfeinernder Umweg, gentleman als Gabelung ins Nüchtern-Bürgerliche).

Noch zur Zeit, da „Wilhelm Meisters Lehrjahre" abgeschlossen wurden, erschien Goethe der Adel als freiester Weg zu vollem Menschentum. Thorane ist die erste männliche Ausprägung der Lebensform, deren entscheidende weibliche Verkörperung in Goethes Leben Frau von Stein werden sollte.

Erst nach dieser scheinbar abliegenden Betrachtung kann ich dem Einwurf begegnen: daß ich an Gundolf vorbeirede, daß er doch unter Goethes „Rokoko" nur die heut auffällige Geneigtheit verstehe, seine „schöpferische Anlage, ihr Gesetz und ihre Aufgabe von den Forderungen einer ... Gesellschaft empfangen zu lassen ..."

[1]) Als sich einmal ein adeliger Mitarbeiter Bismarcks etwas säumig zeigte, sagte „der Chef": Wenn ein Kavalier etwas verspricht, so ist es schon getan — dabei war ihm gewiß nicht bewußt, daß er nur eine altfranzösische Ritterregel wiederholt hatte: **peu promettre, prou tenir.**

Das Schiefe dieser Behauptung machte es unmöglich, ihr kurzweg entgegenzutreten (ein moderner deutscher Stilist — Gundolf ist da nur ein Knabe gegenüber Spengler — verfitzt in einem elegant oder bedeutend hingeworfenem Satze mehr historische Fakta als sieben Seiten asthmatischen Fachexkurses wieder aufdröseln können). Ihr Kern scheint die Meinung, jene „Indienststellung" des Künstlers und Dichters sei eine Besonderheit der vierzig Jahre Rokoko gewesen, da doch in Wahrheit die Emanzipation europäischer Kunst und Literatur aus hieratischer Gebundenheit sich immer schon im gesellschaftlich dienenden Anschluß an die politisch führende Schicht vollzieht und im französischen Grand Siècle zu allgemeiner, europäischer Anwendbarkeit vorläufig vollendet wird. In dieser richtigeren perspektivischen Einstellung wird man Goethes gesellschaftliches Anpassen anders werten, als wenn es, wie bei Gundolf, als Verbeugung vor flüchtiger Mode erscheint. Dabei bleibt die Frage offen, ob nicht überhaupt große Kunst nur bei noch eben wirksamen Gemeinschaftszwange möglich sei . . . Wie bedeutsam Goethes seit Weimar wirksame Anerkennung der „Gegenwelt" ist, hat Gundolf selbst kräftig ausgesprochen, aber, wie mir scheint, außer dem natürlichen Zusammenhange.

So schätze ich auch das Frau von Stein gewidmete Kapitel recht hoch, aber immer steht man dabei unter dem peinlichen Eindruck, daß dem Autor die genetische Abhängigkeit unklar blieb, in der das eigentümlich Idealisierende dieser Frau von Typen mehr des französischen 17. als 18. Jahrhunderts steht. (Diese Rückständigkeit Deutschlands im Ausbilden westlicher Anregungen ist tiefer Wesenszug und Lebensrhythmus.) Franzosen haben längst Goethes Kindheitsatmosphäre dem französischen Bürgerhause aus Molières Zeit verwandt gefunden, die Parallele Frau Rat—Sévigné liegt sehr nahe; hinter der Frankfurter Urwüchsigkeit ihres Wortes steckt ebensoviel diplomatische Feinheit wie im schreibfreudigen Temperament der gar nicht so lustigen Witwe am Hofe Louis XIV. Frau von Stein erinnert als Typus eher an die Maintenon, Goethes Verhältnis zu ihr ist in jener Zeit vielfach, am deutlichsten wohl in der Beziehung, vorgebildet, die zwischen dem wilden Frondeur Larochefoucauld und Frau von Lafayette, der feinen Verfasserin der Princesse de Clèves, bestand.

An die Pariser literarischen Salons des 18. Jahrhunderts braucht erst in zweiter Linie erinnert zu werden; wenn wir aber etwa die Leipziger mit der Straßburger Bildungsepoche vergleichen, so stehen den bedeutenden Männern, die im Elsaß für Goethe Anreger einer Wendung zu entschieden deutschem Wesen wurden, als

Trägerinnen französischer Weltauffassung in Sachsen, zarte, gebildete Frauen gegenüber. Weimar bedeutet ein Wiedereintauchen in eine ähnliche, wenn auch reinere Umwelt. Gelegentlich eines Besuches in Leipzig empfindet Goethe das Leipziger Treiben als Karikatur einer Gesellschaft, was nicht unbegreiflich ist, da die französische Kultur ihrem Wesen nach aristokratisch war, also an einem Fürstenhofe echter erscheinen konnte, als in Kaufmanns- und Gelehrtenkreisen.

Freilich war dieser Hof schon in einem andern Sinne französisch als der verwandte Friedrich des Großen gewesen war; eine deutsche Generation geistigen Erwachens war nicht spurlos an solchen kleinen Welten vorüber gegangen — doch darf man die Distanz dieser Entwicklungsstufen nicht gar zu groß sehen; Rheinsberg und Weimar sind keine konträren Gegensätze. Gundolf unterschätzt die Stärke der geistigen Interessen beim Herzog (es ist doch recht bezeichnend, daß er noch in später Zeit unter einem Pseudonym Gedichte veröffentlicht hat, wenn auch das verschollene Bändchen kaum unsern dichterischen Besitz bereichert hätte). Gundolf sieht sehr gut des Herzogs Natur, aber nicht die Kultur, die ein Teil seines Wesens war. Er sagt: „Man versteht den Herzog falsch, wenn man in ihm den typischen kunstsinnigen und literaturfreundlichen Mäzen sieht, der durch die dichterischen Schönheiten des Werther angelockt den Verfasser als Zierde oder Mitte eines Musenhofes heranzuziehen das Bedürfnis gefühlt hätte. Was in Weimar an einen ‚Musenhof' erinnert, an einen gesellig gebildeten, geistig interessierten, geschmackvoll müßigen oder betriebsamen Kreis, geht von der Herzogin-Mutter aus und wird mehr durch die Berufung Wielands bezeichnet, als durch das Verhältnis Goethes zum Herzog. Der junge Herzog war vor allem Kraftmensch und suchte in Goethe den Kraftmenschen, den er im Werther mit dämonischem Instinkt herausgefühlt hatte. Sein Kunstverstand, sein ästhetisches Gefühl, sein eigentlicher ‚Geschmack' war nicht besonders ausgebildet — er ließ Gemälde nach dem Quadratzoll bezahlen und die Geschichte mit dem Hunde des Aubri, womit er Goethes Theaterleitung barsch beendete, beweist, daß sein Kunstverstand nicht tief wurzelte".

Es sei zugegeben, daß wirklich das Dämonische, der „Machtkerl" in Goethe den Herzog mit ihm verband, aber er war dabei zuviel Praktiker, um nicht gleich von Anfang an in Goethe Konkreteres zu suchen als eine seinem Lebensinstinkte gleichgerichtete Kraft. Diese Kraft dachte er für seine politischen Zwecke zu nutzen. Das erste entscheidende Gespräch betraf bekanntlich Mösers patriotische Phantasien, war eine politische Prüfung ... Bei solcher Einstellung auf Politisches ist auch Karl Augusts Mäzenatentum weit richtiger

von äußerlich Ähnlichem abzugrenzen als es Gundolf gelingt. Dieser Versuch scheitert schon daran, daß das Gegenbild, der angeblich typische Fürst-Mäzen inmitten eines verfeinert-weichlichen Musenhofes bis zu Karl Augusts Zeiten nicht existiert, mindestens nicht in irgend welchen hervorstechenden Fällen, die typisch wirken. (Die Fälle aus dem 19. Jahrhundert sind schon Romantik, also mißverstandene Imitation.) Gundolfs Seitenblick trifft weder Ludwig XIV. (der wirklich weichliche Fünfzehnte und der träge Sechzehnte waren keine Freunde der Musen) noch Elisabeth von England, noch die Renaissance- und Barock-Päpste und kleineren italienischen Gewalthaber. Wohl aber scheint es mir ein richtiger Griff, den Herzog besonders von diesen italienischen Mäzenen wegzurücken, um sein besonderes Wesen ins Licht zu stellen. Nur ist es eine falsche Antithese, etwa seine urwüchsige Kraft deren raffinierter Weichlichkeit entgegen zu setzen. Dieser Papst Julius II., der den Stock gegen Michelangelo hob, die Auftraggeber Cellinis, die ihm mit Kerker oder den Dolchen der Bravi Lust zur Arbeit machen wollten, waren gewiß nicht überzart. Vielmehr wirkt gerade in dieser Nachbarschaft von Roheit und Gewalttat heute ihre Kunstleidenschaft als hemmungslose Naturkraft auf uns.

Demgegenüber erscheint Karl Augusts Verhältnis besonders zur Literatur als etwas Abgeleitetes. Zunächst ist Gundolf zuzugeben, daß sein Gefühl in diesen Dingen nicht allzufein war, wenn auch das Anekdotische, das er anführt, nicht viel beweist. Aber deshalb war doch sein Anteil an geistigen, an literarischen Dingen sehr stark und hatte eigentümliche, höchst entschiedene Tendenzen, die in Goethes Leben gewiß mitzurechnen sind. Man hat bisher kaum die natürliche Verbindung aufgezeigt, die zwischen des Herzogs Bemühungen um eine politische Union in Deutschland und seinem Mäzenatentum bestand. Die Kulturschwäche Deutschlands nach außen hin war offenbar nicht in einem Mangel an geistigen Kräften begründet, sondern nur in ihrer eigenbrötlerischen Zersplitterung, aus der keine dauerhaft geprägte höhere Lebensform erwachsen konnte. Diesen Mangel an geistig sozialer Formkraft so frühe als Politikum erkannt zu haben, scheint mir auf literarischem Felde Karl Augusts eigentliches Verdienst zu sein.

Man erörtert immer wieder Goethes erziehlichen Einfluß auf Karl August als Herrscher; bestimmt aber war auch in jenen ersten Weimarer Jahren die ergänzende Rückwirkung des jungen Kulturpolitikers auf den Dichter mitbestimmend für dessen künstlerische Wandlung, die man, soweit Äußeres dabei in Frage kommt, bisher immer nur Frau von Stein oder dem Weimarer Hofe ganz im all-

gemeinen zuschreiben wollte. Da Goethe die Briefe des Herzogs (bis 1792) vernichtet hat, wird die Frage in Einzelheiten offen bleiben. Sollte Goethes Dialog gegen Friedrich II. „Literatur" doch noch zutage kommen, so dürften sich wichtige Aufschlüsse ergeben. Die entscheidende Frage scheint mir nämlich Goethes damaliges Verhältnis zum französischen Schrifttum zu betreffen und gerade dieser Punkt mußte dem verbissensten Anhänger französischen Schrifttums gegenüber in jenen Dialogen zur Sprache kommen. Was wir sonst von Goethes Stellung zu diesen Dingen wissen läßt uns eine weit freundlichere Haltung erwarten, als die Lessings oder Herders war. Unsere landläufige Geschichtsvorstellung sieht das Weichen der geistigen Vormacht der Franzosen in Deutschland wie eine rasche Katastrophe, deren Phasen Bodmer, Lessing, Herder und der junge Goethe bezeichnen sollen. In Wahrheit hat erst Goethes vollendete Gestalt, an der sich die Romantik entzündet, Deutschland kulturell ganz deutsch gemacht. Als aktiver Bekämpfer des Franzosentums aber spielt nur der junge Goethe eine ganz vorübergehende Rolle. Was Goethe in Dichtung und Wahrheit über seine Straßburger Abkehr berichtet, hat einen Unterton, den Gundolf überhört hat. Nicht einem verzärtelten, sondern einem alt und vornehm, rationalistisch erkälteten Franzosentum wendet er den Rücken, nachdem er vergeblich versucht hat, sich dessen formale Verfeinerung zu eigen zu machen. Durch Hyperkritik entmutigt, unheimlich berührt vom fanatischen Atheismus des Deutschfranzosen Holbach, aber auch noch in der Opposition gestärkt durch Kräfte französischer Herkunft, durch Rousseau, der durch Herder auf ihn wirkte, dann durch die sehr französische Gotik des Erwin von Steinbach: so ist Goethes Position zur Zeit seiner immerhin stärksten, tatsächlich einigermaßen programmatischen Abkehr von Frankreich. Ob er mitten drin wirklich durch Du Belloys Gaston et Bayard eine entscheidende Anregung zum Götz empfangen hat (der Verräter Bourbon soll das Vorbild des Weislingen sein) sei dahingestellt. Daß in der so kräftig deutschen Farce vom Satyros das Entlarvungsmotiv aus dem Tartüffe entlehnt ist, scheint Gundolf nicht gemerkt zu haben.

Gleich darauf zeigt uns die Entstehungsgeschichte des Clavigo, wie natürlich auch der titanische Goethe noch die Literatur der Franzosen als tägliche Nahrung genoß. (Der Name Beaumarchais wird von Gundolf nicht erwähnt.) Hingegen steht bei Gundolf ganz ausdrücklich zu lesen, daß die nicht fragmentarische Existenz des Werther, des größten abgeschlossenen Werkes aus Goethes erster Lebenshälfte, vermutlich der Neuen Héloise zu danken ist. Er ahnt offenbar nicht, wie viel er damit eingeräumt hat. Immerhin war

es ein französischer Feind der französischen Gesellschaft, mit dem Goethe so fruchtbar verbunden war. (Ein überraschend günstiges, verehrendes Urteil über die Confessions erinnert uns daran, daß für Goethe Rousseau — und wohl auch Voltaire — damals noch unerschöpftes Erlebnis war, nicht das von einem Jahrhundert Kritik ausgelaugte Begriffsskelett, womöglich mit psychiatrischem Geruch — wie für uns)[1].

Wenn Weimar nun eine Wiederannäherung ans französische Wesen bedeutet, so fällt dem Herzog dabei gewiß eine nicht zu kleine Rolle zu.

In den Goethebiographien erfahren wir von den literarischen Neigungen des Herzogs in der Regel erst gegen das Jahr 1800, wenn von der Übersetzung des Mahomet die Rede ist. Da werden wir rasch und verschämt davon in Kenntnis gesetzt, daß — 20 Jahre nach Lessing — der Herzog immer noch die französischen Klassiker liebt. Ein Urteil über die Tragödie von Stoll, deren Alexandriner ihn an Gottsched und Allongeperücken erinnern, zeigt uns, daß sich trotzdem sein Stilgefühl im Sinne der neuen deutschen Dichtung gewandelt hat, obwohl auch über den jambischen Vers manch skeptisches Urteil bei ihm begegnet; er scheint vor allem die Unfertigkeit des deutschen Dramas als Gattung tief empfunden zu haben; seine Gereiztheit gegen Schiller kommt großenteils daher, daß er in der

[1]) Diese Erwägung gilt **mutatis mutandis** auch für die Ereignisse der Geschichte, deren Widerhall Goethe zwar unmittelbar empfand, deren tiefere Ursachen ihm aber viel dunkler sein mußten als uns nach so viel historischer Arbeit. Wer etwa, wie Gundolf, in Goethes Verhalten zur französischen Revolution durchaus tiefen Wesensausdruck sehen will — und etwas von Goethes tiefstem Wesen ist gewiß darin — muß sich erst bemühen, in der Revolution für die Dauer seiner Untersuchung nur eine hauptsächlich durch die Halsbandaffäre vorbereitete Bewegung der Pariser Kanaille zu sehen und Goethes Urteile nicht auf unsere historischen Begriffe zu beziehen; daß Goethe selber empfand, wie dürftig er über die Ursachen der Revolution unterrichtet sei, zeigt unter anderem der wahre Heißhunger, mit dem er Anfang März 1802 in einer Woche die fünf Bände eines Werkes verschlang, das etwas pragmatischen Aufschluß gab: **Soulavie, mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI.** Bezeichnend ist des Herzogs Antwort auf Goethes Dank für das geliehene Buch ... „Im Soulavie schien mir ein tiefer Wert zu liegen, indem er systematisch konsequent die Österreichische **Politique** und den Englischen, Genfischen Einfluß als Grundursachen der sonst **unerklärlichen** Revolution darstellt". Also erst zehn Jahre nach der Kampagne erriet man in Weimar, daß man damals gegen Wirkungen des geliebten Jean-Jaques und der Anglomanen zu Felde gezogen war. Wer also aus Goethes Haltung von 1789 irgend welche psychologische Schlüsse ziehen will, muß dem Worte Revolution einen unendlich vagen, primitiven Begriff unterlegen, oder er begeht, bei geistreichster Analyse — Gundolf hat dieses Mißgeschick nicht ganz vermieden — einen Verstoß, der an den Scherz erinnert, nach dem Friedrich der Große seinen Feldzug mit der Ansprache eröffnet: Kinder, wir gehen in den siebenjährigen Krieg.

Verklärung der „Jungfrau", in der Abendmahlszene der „Maria Stuart" den paradoxen Effekt — wir sagen das Romantische — im Sinne Friedrich Schlegels wittert, auch die „Braut von Messina" findet keine Gnade, sie ist zu sehr Experiment, d. h. im Sinne Karl Augusts vergeudete Kraft. (In ähnlichem Sinne hatte er auch die „Römischen Elegien" getadelt, weil sie bei aller Schönheit nur Goethe zu Gesicht ständen, nicht Muster werden könnten. Es war ihm mehr um die Begründung einer deutschen Literatur als Stil und Tradition zu tun, denn um das einzelne Werk.) Bezeichnend ist sein Urteil über den „. . . Kleist des zerbrochenen Topfes". Der hat, wie er meint, „nach Lavaterschem Stil eine Art Abgeschnittenheit, in der er sich mit vielem Witz, Verstand und etwas Talent mit sich selbst amüsiert, ohne die mindeste Ahnung zu haben, wie andern Leuten dabei zumute ist". Es ist überflüssig, unsere literarische Schulweisheit gegen ein solches Urteil auszuspielen, das immerhin günstiger klingt, als Goethes bekannter Spruch. Sein Kern aber, das Wort von der „Abgeschnittenheit", die überstarke Subjektivität und mangelnde Fühlung mit dem Publikum betreffend, gilt nicht nur von Kleist, sondern gewiß noch von Hebbel, ja von der besten deutschen dramatischen Dichtung des ganzen 19. Jahrhunderts. Grillparzer hat diese Fühlung wenigstens gesucht.

Mitten in einem tätigen Leben und bei wirklich recht derben Nerven ein so hohes geistiges Desideratum seines Volkes gespürt und Goethen gegenüber vertreten zu haben, ist eine beachtenswerte Leistung. Freilich, daß er um 1800 von einer Wiederaufnahme des Mahomet das Heil der deutschen Dichtung erwartete, durften schon die Zeitgenossen befremdlich finden; er sah eben im französischen Klassizismus die stärkste erziehlichste Gestaltung jenes sozialen Instinkts in geistigen Dingen, der Deutschland nottat. Dazu kam in diesem besonderen Falle die Nachwirkung eines Jugenderlebnisses, das mittelbar auch für die bereits berührte Frage wichtig ist, was der Herzog etwa für Goethes Stilwandlung im ersten Weimarer Jahrzehnt bedeute: zur Zeit, da der Herzog Goethe in Weimar empfing, stand er unter dem frischen Eindruck einer Pariser Mahometaufführung (die Erinnerung daran blieb so lebendig, daß er noch ein Vierteljahrhundert später Einzelheiten des Bühnenbildes nach jener unvergeßlichen Pariser Darstellung anordnet). Dies kleine Faktum zeigt deutlicher als allgemeine Darlegung, daß ihm Goethes Dichten um 1775 jener bewunderten Pariser Kunst gegenüber nicht als so unversöhnlicher Gegensatz erschien als uns; er sah das aufgehende Gestirn von einer Seite, die für uns heute die abgewendete ist. Daß er in der Folgezeit auf Goethes klassizistische Wendung von

Einfluß war, erscheint darnach als sehr wahrscheinlich. Gundolf, der mit Recht die wenig ausgewertete „theatralische Sendung" so eifrig durchleuchtet, daß er von da her Züge findet, die sonst kaum in Goethes Dichtung nachzuweisen sind, also ohne dies zufällig vor elf Jahren entdeckte Werk verborgen geblieben wären, gerade Gundolf also hätte bei seinem Urteil über des Herzogs Verhältnis zu Goethes Kunst den Verlust der Briefe und den vielleicht nicht endgültigen der Gelegenheitsschrift gegen Friedrichs II. Broschüre über die deutsche Literatur vor Augen haben müssen (auch alle Charakteristiken der Stein geraten in Ermanglung ihrer Briefe etwas blaß). Die jenen Lebensdokumenten gleichzeitige — und als Kunstwerk in Gundolfs Sinne weit „dichtere" — theatralische Sendung kann auch auf diese verhüllten Seiten etwas Licht werfen. An mancher Stelle läßt das bei allem Reichtum innerlich unfertige Werk noch den Tonfall wirklichen Gesprächs erkennen. Die freundlich zarte Art, wie Racine gewertet und begrenzt oder Corneille gewürdigt wird, mögen diese Urteile auch Wilhelms ästhetischen Puppenzustand bezeichnen, wirkt so echt und warm, daß man dem Autor auch keine sehr verschiedene Meinung zutrauen wird; es ist damit jedenfalls eine stillschweigende Revision Lessingscher Härte gegeben. Ein deutliches Bestreben gegenüber Lessings scharfer Einseitigkeit positivere Kritik zu üben äußert sich besonders in der Stelle über die drei Einheiten (das Bedeutendste, was über die Sache gesagt wurde). Dabei ist diese Äußerung überhaupt so typisch in ihrer Auffassung und Denkmethode, daß sie das ganze Problem Goethe-Frankreich, ja überhaupt das tiefe produktive Wechselverhältnis zwischen deutscher und französischer Geistesblüte beleuchtet.

Wilhelm Meisters theatralische Sendung S. 75 f.

... Gib mir doch einen Begriff, sagte Werner, verwirrst du denn diese Regeln und diese drei Einheiten ganz?

Wenn du nur wüßtest, sagte Wilhelm, was du in diesen Worten für Begriffe verwirrst. Ich entziehe mich keiner Regel, welche aus der Beobachtung der Natur und aus der Eigenschaft eines Dinges genommen ist; ich verachte auch diese sogenannten Einheiten nicht, weil sie teils zum Notwendigen eines Stückes, teils zu seiner Zierde gehören; ich halte nur die Methode für ungeschickt, womit man uns diese sonst ganz guten und nützlichen Lehren vorträgt, weil sie unsere Gedanken fesselt und uns verhindert, die wahren Verhältnisse zu erkennen. Wenn einer den Menschen einteilte in Seele, Leib, Haare und Kleider, so würde dir die Albernheit einer solchen Lehrart bald auffallen, ob du gleich nicht leugnen könntest, daß sich an dir alle diese Teile befinden. Nicht viel besser und fast ebenso unphilosophisch ist jene, wenn man sie näher beleuchtet. Ein Kerbholz, wo Dinge von ganz ungleichem Werte in einer Reihe eingeschnitten sind.

Die Einheit der Handlung im höheren Sinne genommen macht nicht allein den Ruhm des Dramas, sondern eines jeden Gedichtes, und diese, dünkt mich, ist **indispensable**. Nach ihr, wie viel wichtige Dinge sind nicht abzuhandeln,

eh' wir an Ort und Zeit kommen, worüber soviel zu sagen ist und wegen welcher man fast allen Schriftstellern oft durch die Finger hat sehen müssen. Ja wenn denn am Ende Einheiten sein sollen, warum nur drei und nicht ein Dutzend? Die Einheit der Sitten, des Tons der Sprache, des Charakters in sich, der Kleider, der Dekoration und der Erleuchtung ... Du wirst also mit mir übereinkommen, daß man diese Dinge nicht hätte so nebeneinander und hintereinander hätte rangieren sollen. Ich habe mir also diese alten Formeln bei meiner Untersuchung über das Drama ganz aus dem Sinne geschlagen, um einen natürlichern und richtigern Weg zu finden; dabei bin ich sorgfältiger als jemals, aufzusuchen, was nachdenkende Menschen darüber geschrieben haben ...

Tiefe gegen Flachheit — bei diesem ersten, diesem Jedermanns-Eindruck stehen zu bleiben, hieße selber recht oberflächlich verfahren. Zum mindesten müssen wir zu der Frage vorschreiten, ob nicht diese Fülle eben aus jener Armut geboren sei, ob z. B. die erfreuliche Vielseitigkeit der Goetheschen Sehart unabhängig von der französischen Einseitigkeit überhaupt in Erscheinung getreten wäre? Die Überlegenheit Goethes, den wir hier als hohen Typus deutschen Denkens überhaupt ansehen, seine Überlegenheit unter dem Gesichtspunkte der Erkenntnis liegt heute selbst für einen Franzosen auf der Hand; dieser wird aber, wie mir scheint mit Recht, darauf hinweisen, daß jenes französische Theoretisieren, als dessen Ergebnis die „drei Einheiten" postuliert wurden, nicht auf Erkenntnis zielte, sondern auf die Tat, auf die Verwirklichung des modernen Theaters, ohne dessen Existenz wir nicht nur Goethes theaterkritische Betrachtungen, sondern auch seine eigenen Dramen nicht denken können (selbst Shakespeare wird erst durch Voltaires mißglückte Pfropfungsversuche in Deutschland bekannt). Es ist ein ganz gesundes Korrektiv der Allerweltsantithese von französischer Seichtheit und gründlicher deutscher Tiefe, diese einen Augenblick lang als Nutznießerin, Kostgängerin jener zugreifenden Gewissenlosigkeit vorzustellen, die, nach Goethes Wort, vom Handelnden nicht zu trennen ist. Es ist auch schon ausgesprochen worden: wenn Tiefe ein Luxus auf Kosten der Flachheit genannt werden darf, so kann man im selben Sinne an die Opfer erinnern, die gerade die tief angelegten Naturen einer Nation zu bringen haben, die, wie die französische, nicht die Verwirklichung von Persönlichkeiten, sondern allgemeiner Formen des Geisteslebens erstrebt. Daß dabei in zwei, drei Jahrhunderten die ursprünglichen Spannkräfte erschlafft, abgebraucht werden, ist leicht einzusehen. Wohl dann der alt und vornehm und müde gewordenen Nation, wenn bei den nördlichen Nachbarn, an denen man so viel Erziehungsarbeit — meist ohne es zu merken — geleistet hat, unterdessen in saugender Hingabe an alle Dinge der geistigen und sinnlichen Welt mächtige Einzelne erwachsen sind, die, wie Goethe, segensreich rückwirkend, vermauerte Brunnen wieder fließen lassen!

Diese allgemeinen Betrachtungen wären leicht durch Einzelheiten zu veranschaulichen. So ist z. B. zu zeigen, daß in dem Maße, wie Goethes dramaturgische Erwägungen dem Wesen der Sache gerechter werden, sie an praktischer Anwendbarkeit verlieren; nur die Einheit der Handlung läßt er als „indispensable" gelten, die mechanischer Kontrolle am meisten entzogene Größe, aber selbst da fügt er ein „im höheren Sinne" hinzu, wodurch noch innerhalb dieser letzten Fessel der Subjektivität ein Spielraum gelassen wird: die Persönlichkeit ist gerettet — die Norm geopfert. Kein Wunder, daß Werner, das Publikum, sich übel erleuchtet findet. Goethes scherzhaften Vergleich aufgreifend, könnte man auf ein Lebensgebiet hinweisen, wo in der Tat die Menschen nach Seele, Leib, Kleidern und Haartracht eingeteilt werden: die „Gesellschaft" der Goethe soviel verdankte, und zwar nicht nur in Leipzig und Weimar, da er sich in ihre Schule begab, sondern auch in den stürmischen Wallungen der Frankfurter Schöpferzeit; daß Titanismus nur als komplementäre Erscheinung zu raffinierter Gesellschaftskunst möglich ist, lehrt am deutlichsten die unfruchtbare Anarchie unserer Tage. Die gesellschaftliche Wertung ist ja gerade „ein Kerbholz, wo Dinge von ganz ungleichem Werte in einer Reihe eingeschnitten sind", sie stammt nicht zufällig hauptsächlich aus demselben Frankreich, das die drei Einheiten propagiert hat. Dieses innerlich Unzusammenhängende ist auch in Boileaus Art poétique für uns Heutige der befremdlichste Zug[1]). Immer aber müssen wir uns vor Augen halten, daß ehrfürchtige Hingabe, organisches Denken Sache kontemplativer, im Grunde antisozialer Naturen ist. Nur solange sie im Kampfe gegen eine kaum geschwächte Gesellschaft sich behaupten müssen, sind von ihnen ganz große Leistungen zu erwarten. Eine allgemeine Herrschaft dieser Tendenz bewirkt schlimmeren Niedergang als alle Tyrannei der Konvention, z. B. wird Hingabe an die Dinge bei Unproduktiven zum Historismus, zu barbarischer Stilmengerei. Der Griff nach ungleichwertigen Merkmalen der Dinge zu rein praktischer Orientierung war immer die Geste des Tatmenschen; zwei Nichtfranzosen von höchster Energie haben mit sichtlicher Lust die rasche Beweglichkeit des Denkens benutzt, die ihnen das Französische des 18. Jahrhunderts bot; für Friedrich II. hat Lavisse so einen Nachweis versucht, der zweite, größere Täter ist Napoleon. Der erste erhaltene Brief des Fünfzehnjährigen 1784 sucht mit scharfen Sprüngen von erstens,

[1]) Goethes hingebende Umformungsarbeit von der Iphigenie bis zu den kleinen Gedichten im Hinblick auf die erste Ausgabe seiner Schriften ist ohne den harten Imperativ der Formfanatiker Malherbe und Boileau nicht denkbar. „Mit schwerer Mühe leichte Verse machen" ist der Kern ihrer Lehre.

zweitens, drittens auf diplomatischem Umwege den Bruder vom Umsatteln zur militärischen Laufbahn abzuhalten. Er denkt, weil er will.

So wenig eine sachliche Vollständigkeit im Plane von Gundolfs Buche liegen mag, so ist es doch ein nicht zu rechtfertigendes Versäumnis, die große Lücke in Goethes Selbstdarstellung, auf die dieser selber hinweist, nicht wenigstens versuchsweise ausgefüllt zu haben; Gundolf ignoriert ganz die wichtige Äußerung zu Eckermann: „. . . Sie . . . haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahreres Verhältnis zur Natur zu stellen“ [1]).

Ich zeigte eben an einem Einzelfall dieses echt goethische, mehr milde als heftige Wehren und Wachsen am Widerstande. Wenn dank Goethes Erscheinen schon zu Eckermanns Tagen dergleichen der Jugend kaum mehr faßbar war, so ist heute die wissenschaftliche Aufhellung noch weit nötiger.

Zu den sachlichen Hindernissen, daß es sich da um eine heute unübersehbare Fülle, um ein ganzes Kultursystem handelt, das den Voreltern so natürlich nahe war, wie es heute weit, weit weggerückt ist, kommt noch eine einfache psychische Hemmung: da alles Wertvolle des deutschen Geistesbesitzes sich gegen jene Kulturmassen und Formen entwickelt hat, so tritt auch in der deutschen Überlieferung nur das Negative in der Beurteilung stark, wie undankbar übertrieben hervor; auch wo es sich nicht um Opposition, wo es sich um offenbare Nachahmung oder Weiterbildung handelt, wird der Deutsche die besondere Schattierung, die er der Sache gibt, überschätzen und den Abstand vom Original weiter nehmen als er ist (So glaubten etwa Holz und Schlaf mit ihrer dem Leben abgelauschten Bühnensprache weit über Zola hinausgekommen zu sein; oder man denke an die ornamentale Erfindung in Werken deutscher Spätgotik, die doch ohne französische Gotik, ja Spätgotik nicht ent-

[1]) Ich erinnere an den pessimistischen Zweifel, der die Umgebung des Knaben Goethe beim Erdbeben von Lissabon befiel; das war noch durchaus im Sinne Voltaires empfunden, der bekanntlich seinen Zorn über dies töricht grausame Naturgeschehen energisch ausgesprochen hat. Diese scharfe Kritik der Wirklichkeit, der Natur, ist echt französisch, mit allen Schwächen dieses Volkscharakters und dem eigentümlichen Heroismus verbunden, dessen die Besten dieser Nation fähig sind. Ich erinnere an die antike Tradition von den Galliern, die Pfeile gegen Himmel schießen. In Goethes eigenem Naturerfassen war für solche Stimmungen kein Raum.

standen wären.) Die Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes wie die herzlichsten Töne von Walters Liedern der niedern Minne eröffneten Ausblicke auf die große Bedeutung dieser deutschen Tendenz des Wetteifers, deren Auswüchse Goethe in Dichtung und Wahrheit etwas ungerecht verspottet hat.

Goethes „Triumph der Empfindsamkeit" erscheint Gundolf mit Recht als eine seiner kältesten Hervorbringungen; nicht nur darum, weil Goethe darin das Recht eines gesellschaftlichen Rationalismus höfisch-französischer Prägung gegenüber einer Karikatur des Subjektivismus vertritt, also immerhin mit verkehrter Front streitet, sondern weil er auch jenen Subjektivismus bei vermeintlicher Naturnähe in lächerlichster Abhängigkeit von der verachteten Zivilisation darstellt, und zwar nicht nur in seinem äußeren Apparate, wie Puppe und Mondschein, sondern gewissermaßen selbst noch in der Technik des Erlebens und in dessen sprachlichem Ausdruck. Der bezeichnendste Beleg dafür scheint mir eine Rede des Merkulo gegen Ende des zweiten Aktes:

Da muß ich Sie noch ein Kunstwort lehren, mit dem weit zu reichen ist. ‚Scharmant'! ‚Allerliebst'! das könnten Sie allenfalls auch von einer Florschürze, von einem Häubchen sagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es sei was es wolle, sehn Sie es steif an und rufen: Ach! was das für einen Effekt auf mich macht! — Es weiß zwar kein Mensch, was Sie eigentlich sagen wollen; denn Sonne, Mond, Fels und Wasser, Gestalten und Gesichter, Himmel und Erde und ein Stück Glanzleinwand, jedes macht seinen eigenen Effekt; was für einen, das ist ein bißchen schwerer auszudrücken. Halten Sie sich aber nur ans Allgemeine: Ach! was das für einen besondern Effekt auf mich macht! — Jeder, der dabei steht, sieht auch hin und stimmt in den besondern Effekt mit ein; und dann ist's ausgemacht — daß die Sache einen besondern Effekt tut.

Es ist ein Spott der tiefen, schöpferischen Subjektivität gegen die schwächliche, die auch im Versuche, ein Selbst zu sein, der Herde folgt und so nur wieder eine Mode in Schwung bringt. Die Bewertung einer solchen seelischen Dynamik der Herde, der Gesellschaft, muß aber eine höhere sein, wo sie nicht in letzter Zersetzung sich gegen sich selber kehrt und mit Mitteln der Konvention Subjektives zu schaffen sich müht, sondern im Sinne ihrer vitalen Energie, ihrer Natur gerade die Konvention bejaht und will. Jede schöpferische Disposition hat ihre Größe und Tiefe, auch die Anlage zu kollektiver Schöpfung. Sprachliche Einförmigkeit der Zustimmung, der Neigung und Anerkennung wird dann bedeutungsvolles Entwicklungsmoment. Wenn einem Franzosen etwas zusagt, so bietet ihm seine Muttersprache heute noch in karger Strenge — die aus größeren Zeiten übrig blieb — zunächst nur ein Wort: j'aime; er „liebt" eine Florschürze, einen Braten, eine Landschaft, ein Lächeln, sein Land und

wieder eine Krawatte oder Hutform. Die Verschiedenartigkeit dieser Zuneigungen spürt er natürlich auch, aber seine Sprache als wichtigstes Werkzeug seiner Tradition, seiner geistigen Aufgabe durch die Jahrhunderte hin, tut alles, um die Verschiedenartigkeit dieses Empfindens zu verschleiern und nur ihr Gemeinsames, das positive Verhalten zu einem Objekte bewußt zu machen. Und wie so das Innenleben des Einzelnen gleichsam uniformiert, d. h. eher in zwei Heerlager des Ja und Nein geschieden wird, so werden da auch die Massen leichter zu kollektiver seelischer (die Dreyfußkrise ist nah und fern genug, um als Beispiel zu dienen) Entscheidung zusammenzufassen sein. Das eine Wörtlein j'aime, das so matt klingt neben unserem ‚ich liebe', läßt begreifen, wie in Frankreich mehrmals eine bestimmte seelische Haltung die ganze sinnliche Umwelt vom Dom bis zum Schwertknauf, vom Spiegelrahmen bis zum Königspalast und Dramenvers in gleicher Richtung, in gleichem Rhythmus gebogen hat; man schuf alle Dinge, wie man sie liebte, wie sie „Effekt machten", so entstand — ein Stil.

Die tiefe Ergründung solcher „Effekte" mochte zwar das Individuum bereichern, jene Formgebäude aber wurden so erschüttert und zerbrochen und zuletzt nur mit antiquarischem Interesse erfaßt.

Gundolfs Terminus „Bildungserlebnis" bedarf nach alledem einer Ergänzung, deren sprachlicher Ausdruck sich erst ergibt, wenn wir Goethes physisches Erderfassen als Analogie heranziehen; da sind etwa die Schweizer Berge und Seen, Ilmenau, die böhmischen Bäder, vor allem aber italienische Landschaft Erlebnisse von gleichem Range wie im Reich der Seele das Gewahrwerden Shakespeares oder der Antike — aber um die Kontur jener Erderlebnisse in Goethes Bewußtsein auch nur ahnungsweise zu erfassen, müssen wir eine anschauliche Vorstellung des unteren Maintals und des Mittelrheins haben, das Bild der „Normallandschaft", auf deren Formen Goethe notwendig alles später Angeeignete messend bezog; diese Kenntnis von Dichters Lande ist uns nachfühlenden Betrachtern umso nötiger, je mehr etwa unser Landschaftgefühl sich an ganz anderen Gestalten von Kindheit an gebildet hat. Gerade in dieser Lage nun sind wir alle heute gegenüber der sittlich geistigen Atmosphäre und Landschaft, in der Goethe in der ersten, entscheidenden Hälfte seines Lebens wuchs und wurde.

Ich sehe mindestens drei Komplexe von Vorstellungen, von geistigen Formen und Werten, in die sich Goethes Bewußtsein beim ersten Erwachen schmiegen mußte, die ihm in ihrem Dasein selbstverständlich waren, auch wo er sie später ablehnte, während sie uns kaum durch mühsame historische Reflexion zugänglich sind: Die Bibel

in der Denkart eines strengen Protestantismus, ein Studium der lateinischen Literatur mit der Absicht, sich der Sprache selbst zu bedienen, schließlich — und nur dies soll uns hier beschäftigen — die französische Zivilisation in einer Herrschaftsstellung, die in unserer Phantasie nicht nachzuschaffen ist. Vor allem gilt es, dabei nur in letzter Linie an politische oder gar nationalistische Herrschaft zu denken (die politische Macht war dort bis 1789 in argem Niedergange).

Daß Goethe immerhin vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre in einer von Franzosen auch militärisch besetzten Stadt heranwuchs, mit französischen Front-Theaterleuten verkehrte, ihr Treiben, ihr Repertoire gründlich kennen lernte, sich sein Französisch, so unkorrekt es nach den paar Proben scheint, wie eine zweite Muttersprache aneignete — all diese besondern, mehr zufälligen Umstände möchte ich nicht zu stark hervorheben (Gundolf erwähnt nichts davon), um nicht den wesentlicheren, allgemeinen Eindruck zu stören, daß ein Knabe aus gutem deutschen Bürgerhause damals notwendig und unter allen Umständen, wie in einer allverbreiteten Lebensluft, in einer dichten Fülle französischen Wesens heranwuchs. (Kann es ein bezeichnenderes Faktum geben, als daß Klopstock seine Eddakenntnis großenteils dem Franzosen Mallet verdankt?) Als Epigonenzeit nach drei Jahrhunderten hart erkämpften Aufstiegs, also bei allgemein hohem Niveau fast ohne überragende Gipfel, in einer schon bibliographisch unfaßbaren Breite, bietet das französische Schrifttum — das doch nur eine flache Projektion des französischen Wesens darstellte (was bedeutet nicht Boucher oder Fragonard für den zwanzigjährigen Goethe!) — unserem Verstehen schon die größten materiellen Hindernisse. Aber auch unser richtiges Wissen verdeckt uns wesentliche Erkenntnisse. Wir sehen heute — und die landläufige Literaturgeschichte betont nur diese Seite — im 18. Jahrhundert gerade den Prozeß der Zurückdrängung der französischen Kulturwelle und, wie gesagt, nicht einmal mit Unrecht. Sogar Gottsched darf man zu diesen Minderern des Franzosentums rechnen, wenn er etwa seine Braut zu deutscher Korrespondenz bekehrt — aber mehr als hundert Jahre nachher, lange nach Goethes Tode, hatte der spätere Gemahl der Ebner-Eschenbach dem sechzehnjährigen Kousinchen noch in ganz gleicher Weise den Star zu stechen; Gellerts Anspruch, gegenüber seinen französischen Vorbildern als Original zu gelten, wurde nicht nur von Friedrich II. belächelt; was noch Lessing den Franzosen zu danken hatte, bedarf keiner Ausführung; selbst die Neigung zu nüchterner Kritik am Grand Siècle war schon eine französische Stimmung dieser Tage, man kennt ja Voltaires Noten zu Corneille; daß das um die Mitte des Jahrhunderts literarisch erwachende

Deutschland die französischen Klassiker, deren Leistungen um zwei bis drei Generationen zurücklagen, nutzen konnte, ohne daß sie ihm, selbst in französischer Wertung, mit voller, imponierender Autorität entgegengetreten wären, war eine günstige Konstellation, die aber heute die Erkenntnis erschwert, in welcher Breite auch nach dem sechsundfünfzigsten Literaturbriefe oder nach der Hamburgischen Dramaturgie alles Französische wirksam blieb. Nicht nur daß Klassizisten, wie Voltaire, selber an den größeren Vorgängern mäkelten und Auffrischung von England her versuchten; sondern schon um 1750 dringen Diderots und gar Rousseaus Werke über den Rhein, Versuche, das ganze Gebäude des klassisch-aristokratischen Frankreich von Grund aus zu zerstören; dies war in der Tat der stärkste, wirksamste Stoß gegen den französischen Einfluß überhaupt — aber es dauerte mindestens noch eine Generation, bis sich die Deutschen allein, ohne französische Führer oder wenigstens Bundesgenossen bei diesem patriotischen Werke fanden (wobei auch „Patriot" um 1790 noch „Franzose" bedeutet). Dies ist einer der wichtigsten Fortschritte vom Sturm und Drang zur Romantik — aber kaum wissen die Jenenser und Berliner Franzosenfeinde um 1800 die Flügel zu regen, bietet sich ihnen die sprachgewaltige Staël als tönender Herold an.

Selbst Klopstock hat sich — abgesehn von später Förderung durch Mallet — nicht ganz ohne französische Hilfen zum deutschesten Dichter des Jahrhunderts entwickelt; aus dem Anton Reiser oder aus Stillings Leben wissen wir ja, daß Schriften der Guyon oder Fénélons von pietistischen Hutmachern oder Häuslern eifrig gelesen wurden, und diese Wirkung außerhalb des gelehrten oder höfisch geselligen Bezirks ist wegen ihrer unberechenbaren Breite umso wichtiger zu nehmen.

Wenn uns also die zweite Blüte der deutschen Dichtung heute als Befreiung von französischer Kulturdurchdringung erscheint, so ist dies nur soweit berechtigt, als dies das mehr oder minder bewußte Ziel und, aber erst für das 19. Jahrhundert, das Ergebnis war (die Befreiungskriege sind die letzte Krise) — dieses Blühen selbst aber geschah bei langsam schrumpfendem, aber noch undurchschnittenem Mutterstrang zu französischem Leben. Die Analogie mit der ersten Blütezeit deutscher Dichtung und der folgenden Verpflanzung der Gotik nach Deutschland ist kaum abzuweisen.

Soviel steht fest: wenn wir die geistige Welt eines Deutschen des 18. Jahrhunderts in uns nachzubilden suchen, müssen wir als Korrektiv uns immer die resignierte Erkenntnis gegenwärtig halten: der Mann hat Dutzende, vielleicht Hunderte französischer Bücher gelesen, die fast alle in ihrer Art gut geschrieben, kaum ganz leer

und jedenfalls irgendwie bildend waren, während wir heute für ihre damals geübte Wirkung kein rechtes Organ haben — wenn wir sie zu lesen versuchen. Aber geschieht das überhaupt? Es sei einmal das öffentliche Geheimnis ausgesprochen, daß unter den Geschichtsschreibern der neueren deutschen Literatur in bezug auf französisches Geistesleben, ohne dessen genaue Kenntnis der deutsche Entwicklungsgang nicht voll erfaßt wird, eine Unwissenheit herrscht, von der sich die tüchtigen altfranzösischen Fundamente der Altgermanisten vorteilhaft abheben. Wie viele Literarhistoriker kennen aus eigener Lektüre auch nur die französischen Theaterstücke, die in der „Dramaturgie" behandelt werden? Oder Batteux? Oder Caylus? Daß zur Beurteilung eines Kritikers die Kenntnis der kritisierten Werke nötig wäre — und zwar für jeden, der wissenschaftlich ernst genommen werden will, bedarf keiner Ausführung. Aber man brauchte nicht einmal an irgendwelchen zweitrangigen, veralteten Werken Stichproben zu machen; — es mag Zufall sein — aber mir ist noch kein literarisch gebildeter Deutscher begegnet, dem bekannt war, daß das Reimpaar aus „Wallensteins Lager", „Wie er sich räuspert und wie er spuckt" usw. die wörtliche Übersetzung zweier Molièrescher Verse ist[1]). Nicht um ihrer selbst willen erwähne ich diese Kleinigkeit, sondern zur Veranschaulichung einer geistigen Atmosphäre, von der uns die Bewegung eines Jahrhunderts entfernt hat. Zu gleichem Zwecke setze ich eine zufällige Lesefrucht her (dieses Gebiet ist so wenig angebaut, daß man auf Schritt und Tritt Neuland findet; man erinnert sich an das Aufsehen, das eine Studie zur Geschichte des Romans erregte, weil ihr Autor sich zur Lektüre der Princesse de Clèves und der Lettres portugaises aufgerafft hatte). Wir lesen also in des edlen Landauer Werke „Briefe aus der französischen Revolution" S. 399 diese Stelle aus dem Brief eines Sergeanten Bonnefont: „. . . Da wir unter dem Befehl des Aufrührers Dumouriez nicht mehr dienen wollten, beschlossen wir, hinzugehen und ihn davon zu unterrichten. In der Tat durchschritten wir, nachdem wir auf unseren Hüten die Inschrift ‚Republik oder Tod' angebracht hatten, das ganze Lager und begaben uns nach St. Amand vor die Tür des Diktators; erst wurden wir abgewiesen, aber wir wurden dringlich und gelangten zu ihm. Ihr könnt Euch leicht vorstellen, wie wir das spekulative Gespräch stören mußten, das er mit seinen Trabanten und Sklaven über die Art, wie er von seinen Truppen empfangen worden war, führte.

„Der Leutnant David führte das Wort und stellte ihn zur

[1]) In wissenschaftlichen Kommentaren ist die Parallele angemerkt. Aber es handelt sich hier um das Wissen „aus dem Handgelenk".

Rede . . . er sollte die Truppen seine Absichten klar wissen lassen, denn sie wären in der größten Erregung. Kurz, er erklärte ihm deutlich, es wäre unsere Absicht, unserem Vaterlande zu dienen und nicht einem Aufrührer und Meineidigen . . ."

Gerade daß Schiller diesen Bericht nicht gekannt hat, daß ihm die erzählten Vorgänge bei der Konzeption einer Wallensteinszene vermutlich nur nach deutschen Zeitungsnachrichten vorschwebten, weist uns auf jene breite, noch ganz sympathetische Verknüpfung mit französischem Leben hin; man beachte auch, daß die patriotische Treue dieser Sanskulotten viel besser motiviert ist, als die fremder Söldnerführer, wie die Piccolomini sind. Im „Lager" ist übrigens gerade der Wallone der Vertreter strengster Soldatenehre, wie noch in Brentanos Novelle Kasperl sein Ehrgefühl aus Frankreich gebracht hat[1]).

Mit diesen Stichproben soll nur auf die zu wenig beachtete Schwierigkeit hingewiesen werden, die den Studien über die Literatur des 18. Jahrhunderts durch die besondere geschichtliche Entwicklung des 19. erwachsen sind: daß wir in diesem weiteren Jahrhundert Geschichte für wichtige Voraussetzungen der klassischen Epoche den natürlichen Blickpunkt verloren haben. Die „Entfranzösierung" Deutschlands, ja Europas — ihr stärkster Anstoß ging ungewollt von Goethes Dasein aus — ist einer der deutlichsten, besondersten Züge des vorigen Jahrhunderts.

Das scheint mir der faßlichste kulturpolitische Sinn der Romantik zu sein — und sogar auch der französischen Romantik; Goethe und Shakespeare, durch jenen gesehn, wie später Kant und die deutsche historische Methode — beides noch zu Lebzeiten Goethes wirksam (vgl. seine Urteile über Guizot und Cousin) — am Ende des Jahrhunderts und in diesem Wagner, Tolstoi, Dostojewski, Ibsen, Nietzsche — sie alle halfen den Franzosen aus seiner eigentlichen Bahn der klassisch-generellen, aristokratisch-gesellschaftlichen Schöpfertätigkeit ins Individuellere, vielleicht auch Tiefere zu drängen, dem aber doch die Stoßkraft zentraler Volksinstinkte versagt blieb. Selbst Rolland und Claudel, die gewiß eine Synthese beider Systeme darstellen, wirken mehr durch ihre klassisch französische Seite, ihr Generelles, allgemein Menschliches, ja Lehrhaftes. (Diese geistesgeschichtliche Abirrung oder Ablenkung der Dichtung hat ihre politische Parallele in der eng-nationalistischen Infektion Frankreichs durch das Beispiel Englands und die zwei deutschen Kriege.)

Nichts ist schiefer als Gundolfs Behauptung, Goethe wäre

[1]) Der junge Hölderlin versetzt sich in die Gefühle eines Heldenvaters, dessen Sohn in der Schlacht bei Mons gefallen wäre.

seinen jungen französischen Freunden namentlich ein Neuerer gewesen, „und, wie das bei Franzosen üblich ist, ein Machtmittel für ihre eigenen Zwecke, das jederzeit beiseite geschoben werden mochte, wenn diese Zwecke erreicht waren" (mit weit größerem Rechte könnte man dieses Goethebuch ein Machtmittel der Georgeschen Poetenkirche nennen). Was Gundolfs hier ganz plattem Vorurteil so erscheint, ist das Überlebsel des französischen Urinstinkts, der nach dem Zusammenbruch der klassischen Form den großen deutschen Freund in den Dienst eines Zweckes stellt, der sowohl seine als ihre eigene Individualität übersteigt: es gilt neue Kunstform und geistige Architektur zu finden; in diesem großen Sinne war Goethe allerdings ein Mittel und ein Weg. Pietätlosigkeit ist das Korrelat zu kollektiver Neuschöpfung. Noch kurzsichtiger ist die Charakteristik Voltaires (S. 682) als des ersten bewußten Weltliteraten, der was immer er anrührte, schließlich nur eng, nett und französisch machen wollte; Gundolf, der an andern Stellen zu erkennen scheint, daß Zerfall, Ende eines Stils in Leben und Kunst das bezeichnendste Merkmal von Goethes Zeitalter ist, merkt nicht, daß Voltaires tragisches Bemühen eben darauf hinausging, die fremdesten Geistesgüter in den aufs äußerste zerdehnten, bis zum Zerreißen gespannten Formen dieses vielhundertjährigen europäischen Stils unterzubringen, indes gerade die großen deutschen Individualisten der folgenden Generation nur sich selber verwirklichten und so alle Form zerbrachen.

Daß Gundolf gegen die hier vorgebrachten Dinge einwenden kann, darauf sei es ihm überhaupt nicht angekommen, ist gerade der ernsteste Einwand, den man, wie mir scheint, gegen seine Methode zu erheben vermöchte. Er durfte sich wohl ein höheres Ziel stecken, als empirisch Goethes Welt und Umwelt zu untersuchen; aber die Voraussetzung für ein Nachschaffen von Goethes „Gestalt" in Gundolfs Sinne ist doch zum mindesten eine vollständige Kenntnis und richtige Deutung alles empirisch Faßbaren in dieser Gestalt, des Unter- und Hintergrundes auf dem und gegen den sie steht. Große Wissenslücken[1]), Vorurteile, Blindheit für breite Ausschnitte dieser goetheschen Umwelt müssen irgendwie auch die letzte und höchste Zusammenfassung verfälschen, ja auch schöne, tiefe Erkenntnisse, an denen es dem bedeutenden Buche nicht fehlt, verschoben und zerstückt erscheinen lassen. Um noch ein Detail anzuführen, ist es sehr schön und richtig gesehn (S. 465), daß Goethe und Schiller eigentlich um ihrer individuellen Bedürfnisse willen ein nationales Drama schaffen wollten, aber es fehlt bei Gundolf die fruchtbare Verbindung von

[1]) Daß eine altfranzösische Blüte der italienischen Renaissance voranging und sie mitbedingt, ignoriert er ganz. Vgl. S. 682.

einem solchen Aperçu zum Ganzen ihrer Persönlichkeit; um die zu sehn, darf man eben nicht Individualität als einziges Hochziel menschlichen Strebens konzipieren, wie Goethe in fruchtbarer Befangenheit durfte, sondern muß auch eine „andere Betonung des Geistigen" (Burckhardt), die Generelles schaffen will, mindestens von ferne aufzufassen vermögen. Von da her würde auch das tiefste Rätsel von Goethes Dasein, sein tragischer Aufblick zu minder streng begrenzten Genies, begreiflicher werden als in der allzumystischen Verschleierung bei Gundolf. Wessen Größe darauf beruht, in heroischer Unbedingtheit die Welt in seiner Person zu erleben und nur in ihr, dem sind andere Kategorien des menschlich Hohen verschlossen, die nur jenem erreichbar werden, der sein Ich seelisch oder physisch aufzugeben vermag. Jedes starke „Sosein" ist nicht nur Größe, sondern auch Beschränkung, Übel, Leid.

Diese Größe Goethes hat Gundolf allerdings, was man auch im einzelnen gegen seine breiten Erörterungen einwenden muß, gleichsam über seine Irrtümer und Vorurteile, seine hochmütigen oder kindlichen Schrullen hinweg mit einer Kraft und Fülle des Tones ausgesprochen, die überwindet und versöhnt. Ich will nicht beurteilen, wie weit er dabei der Tradition des Georgeschen Kreises verpflichtet ist; es wäre nur billig, wenn er, da er dem Klüngelgeiste der Gruppe manches Opfer gebracht, auch an den Vorteilen einer priesterlichen Stellung zur Kunst Anteil gewonnen hätte. Vor allem aber scheint Gundolf doch aus eigenem Stolz und nicht ohne eigene Kraft ein Höhenwanderer im Bereich der Seele zu sein. Kaum einer vor ihm sprach so fest und stark im Bannkreis von Goethes Erscheinung über Dante, Shakespeare oder Napoleon. Wenn er breite Grundlagen der höchsten Verkörperung deutschen Wesens kaum streift, hat er eine Rechtfertigung, die zünftige Philologen selten für sich in Anspruch nehmen können: er kommt zu Goethe auf schmalem Gipfelgrat.

Zu dem Abschnitt: „Die Revolution" in Gundolfs Goethe.

Von Eberhard Sauer in Frankfurt a. M.

Goethe von der hohen Warte eines umfassenden Wissens, losgelöst von dem Gerüst, das bisherige Biographen ihren Werken unterlegten, darzustellen, war angesichts des gründlich durchforschten und so sehr ins Einzelne gehenden Materials eine wohl zu ver-

stehende Verlockung und vielleicht eine Notwendigkeit. An Versuchen zur Erfassung Goethes, dem Gundolfschen ähnlich, fehlte es schon früher nicht, die sich freilich auf Ausschnitte beschränkten, den ganzen Mann zu schildern blieb eine Aufgabe, deren Ausführung angesichts der Fülle des Stoffes ein Wagnis werden mußte, dessen restlose Durchführung den hohen Gewinn einer abschließenden Leistung verhieß.

Liest man in Gundolfs Goethebuche, wird man die Frage, ob das vorgenommene Ziel erreicht sei, kaum stellen; der Reichtum der vor uns ausgebreiteten Gedanken zieht uns in Bann und fesselt zunächst so stark, daß zur Erhebung von Einwänden kein Raum verbleibt und nichts den Eifer stören kann, sich mit Gundolfs Anschauungen über Goethe vertraut zu machen. Ein Blick in die Einleitung unterbricht indessen jäh diese Tätigkeit, nicht Gundolfs Goethe soll man dabei erkennen, sondern Goethe schlechthin. Viktor Hehn z. B. hat sich nur „Gedanken über Goethe" gestattet. Aus einem reinen Genusse wird das Buch ein Problem, denn man wird sich nun die Prüfung nicht versagen können, inwieweit das vorliegende Werk auf den feststehenden Ergebnissen jener Philologie fußt, die der Verfasser mit einer verächtlichen Handbewegung zur Seite schiebt. Ohne ihre Arbeit wäre Gundolfs Goethe nicht möglich gewesen, und ohne Übereinstimmung mit ihren sicheren Forschungsergebnissen bedeutete das Buch eine große Gefahr.

Eine Untersuchung des gesamten Buches nach diesen Gesichtspunkten hieße es freilich noch einmal schreiben, es sei daher eine Stichprobe gestattet. Der Abschnitt „Die Revolution" verlockt dazu vor allem deshalb, weil hier die Meinungen bis in die neueste Zeit hinein schroff geteilt waren, und einwandfreie Darstellungen sowohl die unklaren Bilder von dem Geistesleben der damaligen Zeit überhaupt, wie sie uns etwa aus den Werken des Sturm und Drangs vermittelt sind, wie auch die jeweilige politische Gesinnung der darstellenden Gelehrten verhinderten. Ein kleiner Überblick etwa von Scherr über Baumgartner bis zu Bielschowsky veranschaulicht diese verschiedenen Ansichten recht amüsant. Der Hauptmangel liegt in der völlig unklaren Vorstellung der Zeitverhältnisse, man vermag nirgends auseinander zu halten, daß die große Entwicklungslinie des kosmopolitischen Freiheitstraumes der des französischen Freiheitstaumels nur parallel geht, sie aber nirgends schneidet. Mit andern Worten, die begeisterten Anhänger der französischen Revolution in Deutschland haben deren Ziele nie verstanden, sondern stets den ihren gleichgesetzt, bis sie — sehr spät — aus ihrem Irrtum erwachten. Ihre Äußerungen sind durchaus nicht maßgebend für die

Stellung der geistigen deutschen Kreise zu der Revolution, so wenig, wie es die Schriften der fanatischen Gegner sind, die größtenteils aus kleinlichen Gesichtspunkten ihrer Duodezvaterländer heraus und in Angst um das Bestehende verfaßt wurden. Leider liegen uns die Werke der Stürmer und Dränger, Klopstocks und der Göttinger Freunde auf der einen Seite — wir können auch Kant und Fichte in diesen Zusammenhang setzen —, Gentz, Reichard und der politischen Schriftsteller auf der andern Seite noch immer am nächsten. Zu der schiefen Beurteilung der Einwirkung der Revolution auf Deutschland haben nicht zum wenigsten die längst überholten historischen Darstellungen von Ranke und Sybel beigetragen, obwohl die Einzelforschung die Urteile jener Zusammenfasser doch gründlich widerlegt hat. Dabei hat schon das umfassende Werk von K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, Leipzig 1880, eine durch spätere Untersuchungen nicht wesentlich abgeänderte Schilderung der Zustände in Deutschland vor und bei Ausbruch der Revolution gegeben, die noch heute nutzbringend zu verwerten ist. Es geht daraus klar hervor, daß die junge Schule um Politik sich nicht gekümmert hat, daher die begeisterte Aufnahme der Nachrichten von den französischen Umwälzungen völlig kritiklos erfolgt ist. Ohne Kenntnisse und völlig befangen waren auch die Gegner, von literarischen Persönlichkeiten wären etwa zu nennen Gleim, Pfeffel, Ramler, Kästner. Sie strebten nach der Freiheit, die das Gesetz gewährt und die ihnen im Staate Friedrichs des Großen verwirklicht schien. Wie abhängig von den kosmopolitischen Zeitströmungen auch sie waren, möge kurz an Gleim gezeigt werden, der sich als „Menschheitspatriot" berechtigt glaubte, die Revolution zu bekämpfen. Seine dichterischen Beiträge, im Stile ledern, im Gedankengang unselbständig, ragen vor andern durch ihre übergroße Zahl hervor.

In den „Sämtlichen Werken", Karlsruhe 1820, bilden sie unter der Überschrift „Zeitgedichte von und nach dem Tode des heiligen Ludwig des Sechzehnten, 1799" einen beträchtlichen Abschnitt des vierten Bandes. Man erkennt in ihnen, woher Gleims Gegnerschaft stammt, in den zehn Jahren nach Ausbruch der Revolution hat er allmählich gemerkt, daß der Freiheitstraum seiner Jugend nicht mit der französischen Wirklichkeit übereinstimmt, am deutlichsten kommt das zum Ausdruck in dem Gedicht: „An die Freyheit: Kommst du her von Otaheite, Göttin dann besing' ich dich! Dann so sey willkommen, breite Deine Flügel über mich! Mit den schönsten Sommerrosen, Göttin kränz ich dich wie dort! Aber kommst du von Franzosen, Dann so flieg' nur wieder fort" [1]). Freilich trennte

[1]) Gleims Sämtliche Werke, Karlsruhe 1820. Bd. IV, S. 171.

er sich dann von der in Klopstocks Gefolge herrschenden Freiheitsauffassung ebenso und blieb in spießbürgerlicher Zufriedenheit stecken, die eine behagliche Ruhe unter einem Fürsten, „der was recht ist jedem Stande nimmt und giebt“ [1]), allem andern vorzieht. Wohin der Zwiespalt ihn schließlich führt, zeigt die Anrede an den Herzog von Braunschweig im September 1792, in der er warnt „Geh weiter keinen Schritt auf deiner Heldenbahn! Denn sieh die ausgeflogenen Teufel, In menschlicher Gestalt, die keine Menschenpflicht Erkennen keinen Gott, die Teufel zwingst Du nicht“ [2]), dazwischen ruft er aber „O rette, rette! kannst du retten!“ und beklagt das Geschick des Königs, bis er schließlich so verworren wird, daß er den Herzog um die Erhaltung seines (Gleims) Verstandes bitten muß. Er vermochte seine angeborene Abneigung gegen den Umsturz und seine Freundschaft für Klopstock nicht in Einklang zu bringen.

Man stelle Goethe neben den hilflosen Gleim, und sofort ist zu erkennen, daß Goethe nicht nur zwischen den Parteien schwankt. Vergegenwärtigen wir uns die aus jahrzehntelanger Überlieferung großgezogene Ideenwelt, wie sie uns bei den Stürmern und Drängern, bei Klopstock und seinem Gefolge entgegentritt und die ihre Anhänger von vornherein unfähig machte der französischen Bewegung mit der nötigen Unbefangenheit gegenüberzustehen. Wie sehr sie die Ziele der Revolution verkannten, zeigt ihr späterer maßloser Zorn. Denken wir daran, daß Kant alle Greuel der Jakobinerherrschaft gerechtfertigt glaubte und eine Lobrede auf die französische Revolution hielt. Lesen wir Fichtes Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution 1793 nach. Vergleichen wir die im Volke verbreiteten Flugschriften mit den tatsächlichen Zielen der brüderlich begrüßten Neufranken. Nehmen wir uns auch die Motive der Revolutionsgegner vor, wie sie schon Prutz formuliert hat: „Die Romantiker haßten die Revolution, weil sie ihnen den ruhigen Genuß, die Fürsten haßten sie, weil sie ihnen den ruhigen Besitz störte“ [3]). Dazu halte man die Belanglosigkeiten, die Goethes nächste Umgebung, der Herzog, Anna Amalia, der Kammerherr von Einsiedel über die Vorgänge jenseits des Rheins äußern [4]). Daneben seien dann die Distichen Nr. 50—60 der Venezianischen Epigramme gelegt. Diese willkürlich herausgegriffenen Stellen genügen schon die überragende Persönlichkeit Goethes er-

[1]) Ebendort S. 209.

[2]) Ebendort S. 236 u. 237.

[3]) Vgl. Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart 1847. S. 169.

[4]) Vgl. z. B. Knebels Nachlaß und Briefwechsel, ed. Varnhagen von Ense und Theodor Mundt. I. S. 177, 201, 204, 238.

kennen zu lassen, die sich weit über alle Volkskreise, über alle Literaten, alle Begabungen der an bedeutenden Männern gewiß nicht armen Epoche emporhebt.

Das so gewonnene Bild deckt sich mit dem von Gundolf gegebenen insofern nicht, als Goethe noch eine weit stärkere Hervorstellung verdient, wie es S. 467—470 gegeben ist. Freilich ist gegenüber allem bisher zu der Stellung Goethes zur Revolution Gesagten ein bedeutender Fortschritt erreicht, nicht an der Erfassung Goethes liegt es, daß sein Verdienst um die richtige Beurteilung dieser Epoche des gebührenden Lichtes entbehrt, sondern an der Schilderung der ihn umgebenden Strömungen und Persönlichkeiten. Daß diese nicht mit der erforderlichen Sicherheit beherrscht werden, zeigt der eine anscheinend belanglose Satz über Wieland auf S. 470 unten: „Für oder Wider die Revolution war auch in Deutschland zu einer Losung geworden, der sich kaum jemand entziehen durfte . . . selbst der läßliche Wieland ward ihr gegenüber zum Politiker und wenn nicht zum Propheten so doch zum Weissager".

Die Grundlage dieser Bemerkung bildet zweifellos die verbreitete Ansicht, daß Wieland die politische Seele des Weimarer Kreises war, die man mit der Tatsache aufrecht erhält, daß er in den „Gesprächen unter vier Augen" und zwar im zweiten dieser Gespräche die Diktatur Napoleons vorausgesagt hat. War es wirklich ein solches Verdienst im Jahre 1798 auf den General Bonaparte hinzuweisen, dessen Laufbahn schon in dieser Zeit keine gewöhnliche mehr war?

In der Tat hat Wieland nirgends einen vollgültigen Beweis erbracht, daß er viel von Politik verstand. Von republikanischer Gesinnung ausgehend, wird er bereits 1759 im „Cyrus" Monarchist, nach Rousseaus Vorbild hält er später nur in kleinen Stadtstaaten eine republikanische Verfassung für möglich. Schließlich bringt er in der Darstellung einer konstitutionellen Monarchie[1]) sogar eine Vereinigung seiner republikanischen und monarchischen Gesinnung zustande. Vollends von der französischen Revolution hat er ganz unklare Meinungen, noch 1788 erwartet er eine Revolution, „durch eine sanfte, überzeugende und zuletzt unwiderstehliche Übermacht der Vernunft"[2]). Auch seine zahlreichen Aufsätze im „Merkur" wissen nach dem Ausbruch der Unruhen in Frankreich nichts Bedeutendes zu sagen. Vielfach sind sie nur Übersetzungen der französischen Zeitungen, der „Gazette nationale" oder des „Moniteur", des

[1]) Im „Goldenen Spiegel". Vgl. O. Vogt, Munckers Forschungen. Bd. 26.

[2]) Geheimnis des Kosmopolitenordens, Werke (Hempel) 33. Teil. S. 145.

„Journal de Paris", der „Chronique du Mois". Die beiden ersten waren Organe der Nationalversammlung[1]). In ihrem Sinne ergreift Wieland zunächst Partei. Die Erklärung der Menschenrechte lehnt er dagegen ab. (Kosmopolitische Adresse an die französische Nationalversammlung von Eleutherius Philoceltes, Teutscher Merkur 1789. IV.) Der Aufhebung der Klöster stimmt dagegen ein späterer Aufsatz (Merkur 1790. I) uneingeschränkt zu. Was zu seinen Theorien paßt, begrüßt Wieland mit Beifall, alles andere lehnt er ab. Ist das wirklich politisches Verständnis? Dann verteidigt er die Pariser Vorgänge (Unparteiische Betrachtungen, Teutscher Merkur Mai und Juni 1790), und in den „Zufälligen Gedanken über die Abschaffung des Erbadels in Frankreich" (Merkur 1790 II) mißbilligt er die französische Auffassung. Zu Anfang des nächsten Jahres spricht er den Wunsch aus, Deutschland möge von den französischen Freiheitsaposteln verschont werden. (Ausführliche Darstellung der in der französischen Nationalversammlung am 26. und 27. November 1790 vorgefallenen Debatten. Merkur, Januar 1791. Stück I. und II.) Die fortschreitenden Ereignisse in Frankreich bringen Wieland nach einigem Zögern endlich dazu, die Einmischung der verbündeten Fürsten in die französischen Wirren zu billigen, wie Klopstock hofft er auf den Minister Roland (Merkur 1792. III). Den endgültigen Sturz des Königtums tadelt er (Die französische Republik. Merkur, November 1792) und in den „Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes" (Merkur 1793. I) ruft er ein „Videant consules" gegen die Verbreiter der französischen Freiheitsideen. Das Heranrücken der französischen Heere weckt seinen Patriotismus. (Über deutschen Patriotismus. Merkur 1793. II.) Die „Gespräche unter vier Augen" bringen außer der bereits erwähnten Vorhersage der Bedeutung Napoleons nichts als eine ermüdende Gegenüberstellung republikanischer und royalistischer Ideen. Wielands politische Wandlungen sind zwar typisch, aber nichts berechtigt seine Beiträge höher einzuschätzen, als die irgend eines anderen Zeitgenossen. Der Ruf seiner politischen Einsicht gründet sich vielleicht auf die Länge und Breite seiner Aufsätze, ihr Inhalt rechtfertigt ihn nicht. In Gundolfs knapper Schilderung der Stellung von Goethes Umgebung zur Revolution hätte man Wielands Namen gerne vermißt.

Ebenso scheint die Halsbandgeschichte ihre Wertung den durchschnittlichen Ansichten oberflächlicher Goethebeurteiler zu verdanken, wie man sie bei K. Heinemann S. 452 nachlesen kann. Das Gespräch, in dem Goethe bei Gelegenheit des „Großkophtas" sagt „das

[1]) Zu diesen Aufsätzen H. v. Koskull, Wielands Aufsätze zur französischen Revolution. Münch. Diss. 1901.

Faktum geht der französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament" fand doch erst am 15. Februar 1831[1]) statt, dürfte also als Zeugnis für die Bedeutung der leidigen Affäre kaum angerufen werden, zumal im Stücke selbst nichts darauf hinweist. Dessen Held Cagliostro ist als Haupt des Illuminaten-Ordens willkommenes Mittel einer derben Verspottung der Geheimbünde, von einer Vorahnung der Revolution ist herzlich wenig zu spüren.

Auch bei der Einteilung der auf die Revolution Bezug nehmenden dichterischen Erzeugnisse tritt auf den gewöhnlichen Darstellungen errichtete Willkür zutage. Es ist durchaus nicht angängig, den „Bürgergeneral" und die „Aufgeregten" in einem Satz nebeneinander zu stellen und zu sagen, sie seien „scherzhaft abwehrend als Verspottung der kleinlichen Zerrbilder revolutionären Geistes" geschrieben (S. 471). Der „Bürgergeneral" ist eine Harmlosigkeit, die dem Schauspieler Beck eine gute Rolle geben sollte und nebenbei vor einer kritiklosen Aufnahme der neuen Ideen warnt. (Mitteilung an Bertuch, 6. Juli 1798.) „Die Aufgeregten" sind dagegen Goethes erster Versuch, sich durch ein Drama mit der Revolution auseinanderzusetzen, sie sind ausdrücklich als „politisches Drama" bezeichnet und sollten ursprünglich den Titel „Die Zeichen der Zeit" erhalten. Eckermann gegenüber hat es der alte Goethe als sein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit hingestellt[2]). Und hier haben wir im Gegensatz zum „Großkophta" die Bekräftigung aus dem Stücke selbst, die Anfangsszenen gegen ein sicheres Bild der öffentlichen Zustände und Gegensätze, wenn sie auch nicht wesentlich über die ähnlichen Iffland'schen Versuche hinausgehen und nur den alten Vorwurf, Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum behandeln. Außerdem ist nicht recht einzusehen, warum das „Mädchen von Oberkirch" gar nicht erwähnt wird, die einzig erhaltene Szene enthält eine Goethes Stellung zu den Emigranten recht kennzeichnende Bemerkung, die vielleicht mit Nutzen bei der Besprechung der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" hätte verwertet werden können, die sich so mit der Erkennungsmarke begnügen müssen „Erörterung der seelischen Grundlagen und der sittlichen Folgen des revolutionären Geistes", womit diese Rahmenerzählung doch schwerlich restlos behandelt ist. Gerade das in der Einleitung überaus geschickt entworfene Bild einer von den Stürmen der Revolution getroffenen Familie findet in den Novellen selber — mit Ausnahme vielleicht des Märchens — gar keinen Widerhall. Ganz problematischen Boden

[1]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, ed. Geiger, 363.
[2]) Ed. Geiger, S. 440.

betritt Gundolf mit den Erörterungen über „Die natürliche Tochter" die darum nicht abschließend sein können, weil sie den Plan der Weiterführung des Stückes nicht einbeziehen, ohne den man dem vorliegenden ersten Teil dieses größten Versuchs, die französische Revolution dichterisch zu bewältigen, nicht gerecht werden kann.

Nur „Hermann und Dorothea" haben den gebührenden Platz in Gundolfs Darstellung gefunden. Dafür vermißt man andere Werke ganz, wie „Die Reise der Söhne Megaprazons" und den „Reineke Fuchs", die unter der Rubrik „Gesellschaftskritik" Platz gefunden haben, wofür ihr politischer Einschlag zu deutlich ist. Das „Märchen" allein aus der Freude am Rätsel zu erklären (S. 491) ist ein angenehmer, schon von K. Heinemann (S. 490) gegangener Ausweg, womit jedoch andere interessante Deutungsversuche[1]) nicht einfach aus der Welt zu schaffen sind.

Es lag durchaus keine Absicht vor ein so interessantes und auch verdienstvolles Werk, wie das Gundolfsche zu zerhacken und zu zerstückeln, daher soll es mit den erhobenen Einwänden genug sein. Es zeigt sich bei der Nachprüfung des Abschnittes „Die Revolution" indessen, daß die schillernde Oberfläche nicht immer von einem festen Grunde getragen wird und es bei einer Goethedarstellung noch Punkte genug gibt, die nicht mit einigen, wenn auch noch so lichtvollen und überzeugenden Meinungsäußerungen sich erledigen lassen. Vielleicht verhält es sich in allen anderen Abschnitten des Buches nicht so. Aber wenn nur dieser eine des festen Unterbaues entbehrte, bedeutete er bei der Anlage des ganzen Werkes schon eine Gefahr. Denn es wendet sich nicht nur an die Fachgenossen und Kenner, es wendet sich auch an die vielen kritiklos Übernehmenden, die sich gerade heute gern mit einem Schlagwort ausrüsten lassen. Daher muß ausgesprochen werden, daß Gundolfs bedeutende Arbeit als Standard-Werk einzuschätzen wenigstens für die nicht angängig ist, die den wirklichen Goethe haben wollen, nicht Goethe den mythischen. Das so selbstsichere und auch eines großen Leserkreises sichere Buch darf uns nicht mehr werden, als der bedeutsame Versuch der Erfassung einer großen Persönlichkeit, der anregt aber nicht abschließt.

---

[1]) Wie Camilla Lucerna, Das Märchen. Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk. Leipzig 1910.

Gundolf und Nadler.

Von Franz Koch in Wien.

Es mag im ersten Augenblicke müßig, ja überflüssig erscheinen, die Resultate zweier Forscher, die so verschiedene Wege gehen[1]), aneinander zu messen. Nur im ersten Augenblicke, nicht bei näherem Zusehen. Denn es handelt sich nicht darum, welche der beiden Methoden die bessere ist; vielmehr kann jede als wertvoll und berechtigt gelten, die im Gebiet der Literaturgeschichte synthetische Leistungen von so epochaler Bedeutung wie die Gundolfs oder Nadlers gezeitigt hat. Und wie für Zelter der Tod des Stiefsohnes der schwarze Probierstein gewesen ist, auf dem er sich „als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen", so ist die Art, wie jeweils unsere literarhistorische Forschung auf das Problem Goethe abfärbt, von welcher Seite es ihr und ob überhaupt zum geistigen Erlebnis wird, wie sie sich damit abfindet, sich daran bescheidet oder es für eine Zeit bewältigt, ein Probierstein nicht nur für diese Forschung selbst, sondern für die jeweilige Höhe unserer geistigen Kultur überhaupt geworden. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade das letzte Jahrzehnt eine Reihe großangelegter Versuche hervorgebracht hat, Lösungen von einem neuen Blickpunkte aus zu geben, gewaltige synthetische Leistungen, wie man sich auch im einzelnen dazu stellen mag, an die Namen eines Chamberlain, Simmel, Gundolf, Cassirer, in jüngster Zeit Emil Ludwig geknüpft, Lösungen, wie sie frühere Epochen literarhistorischer Forschung nicht aufzuweisen haben. Begreiflicherweise. Denn Gelehrtenfleiß hat sichs, viel gescholten, sauer genug werden lassen, in entsagungsvoller Kärrnerarbeit das zurecht zu rücken und zu bereiten, was die Baumeister jetzt etwa verwerfen, vornehm selbstverständlich oder dankbar anerkennend benützen. Der späteren Kulturgeschichte wird es vorbehalten bleiben, den Brechungskoeffizienten gleichsam dieser Prismen aus verschiedenem Stoffe abzuleiten, durch die alle sich die Sonne Goethe wechselnd bricht, die Spektren auf ihre Unterschiede hin zu prüfen oder zur Deckung zu bringen. Es ist nicht schwer abzusehen, daß eine schnellebige Zeit sich angesichts dieser Goethe-Bücher bald in derselben Lage befinden wird wie etwa wir Burckhardt und Nietzsche gegenüberstehen. Was diese für die Renaissance geleistet haben, ist uns schon historisch, das darin enthaltene Objektiv-Richtige schon so selbstverständlich geworden, daß diese Erkenntnisse mehr als klassische Medien ihrer Epoche für uns in Betracht kommen, denn als exakt historische Leistungen. Immer

[1]) Vgl. namtl. Gundolf, George. Berlin 1921. S. 32.

aber bleibt bei fortschreitender Erhellung ein dauernd Richtiges und je vollständiger uns jene Deckung fast gleichzeitiger Bilder gelingt, um so größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, das Wesen Goethes im Brennpunkt erfaßt und gespiegelt zu sehen. Findet sich auch Nadlers Name nicht unter den eigentlichen Goethe-Biographen, so sind doch die Prolegomena, Quer- und Aufriß dafür im Rahmen seines Werks so deutlich entworfen, daß der Vergleich daraufhin, soweit es sich um die Materialfrage handelt, wohl gewagt werden kann.

Eins zunächst fällt dabei von vornherein ins Gewicht. Idealistisch oder rationalistisch orientierte Begriffe, Maßstäbe und Methoden sind hier überwunden. Die Spannung Ich und All, Mensch und Welt, die den Ablauf jedes Daseins überwölbt, ist, ob sie sich nun als Kampf zwischen naturhaftem schöpferischen Individuum und Gesellschaft, zwischen neu erlebter Anschauung und altüberlieferter Norm, zwischen menschlichem Schicksal oder sittlichem Gesetz manifestiert, nicht einfach als bestehender Dualismus in seinen Erscheinungsformen nachgewiesen. Weder bei Nadler noch bei Gundolf handelt es sich darum, die in ihrer einheitlichen Fülle kaum faßbare, uns erst wieder deutlich gewordene Erscheinung Goethe auf Kategorien wie Sturm und Drang, Klassik und Romantik, Naturwissenschaft und Dichtung abzustimmen, sie ins Prokrustesbett eines Spinozismus, Kantianismus, einer Naturphilosophie zu zwängen, ebensowenig aber darum, ein Milieuprodukt zu deduzieren, ein Verdacht, vor dem zumindest Gundolf von vornherein gefeit ist. Daß sich bei Nadler die Terminologien noch finden, darf nicht irre führen, da der Begriffsinhalt gewechselt hat und von ideengeschichtlicher oder formaltechnischer Geltung auf vitale, organische Bedingtheit übergeglitten ist. Wir finden vielmehr jene glückliche Mitte behauptet, die sich weder einer überindividuellen Naturgesetzlichkeit noch einer aller Erdenschwere entbundenen Geistigkeit allein und ausschließlich zu eigen gibt, sondern einen Punkt wählt, der das gestaltende Individuum und sein Werk als den Schnitt zweier aus verschiedenen Richtungen wirkender Kräfte erscheinen läßt, einer biologisch-genetischen Zwangsläufigkeit und eines ganz im Dichter verankerten geheimnisvollen Triebes, der, während jene eine im allgemeinen bestimmte Entwicklungsrichtung fordert, das So-und-nicht-anders-Sein dieser Entwicklung bedingt. Daß diese beiden Tendenzen von den beiden Forschern nicht gleich unparteiisch herausgearbeitet werden, wodurch sich deutliche Unterschiede ergeben, soll nicht geleugnet werden als eine Folge subjektiver Einstellung, die sich des mitwirkenden zweiten Momentes häufig vielleicht überhaupt nicht bewußt ist, und erst dem kritisch Vergleichenden deutlich wird, wodurch

gelegentlich die beiden Werke einander näher gerückt werden als es von vornherein überhaupt möglich dünkt.

Wenn bei Nadler Goethe sich als das Ergebnis einer durch Geschlechter hin aufgespeicherten, bis dahin halb latenten Potenz darstellt, notwendig in seiner Entwicklung bestimmt durch den Takt seines Blutes, das alle Reize der fränkischen Landschaft aufgesogen und verarbeitet hat, so ist in diesem Ablauf naturgesetzlichen Geschehens ein individualisierend abtönendes Moment, das allem, was diesem Franken begegnet, eigenen Sinn und besondere Bedeutung gibt, nicht zu verkennen, wären es auch nur ein paar Grade mehr, die ihn vom sonstig Schöpferischen seiner Landschaft auszeichnen. Die Betonung des genetischen und vitalen Elementes bei vollständiger Anerkennung der individualistischen Eigenpersönlichkeit erinnert lebhaft (ohne, daß damit irgendwie Abhängigkeiten der so weit auseinanderliegenden Werke angedeutet werden sollen) an Simmels Auffassung, die im bewegten Prozeß des Lebens als solchem ein heuristisches Prinzip gefunden hat. Der wesentliche Unterschied liegt freilich darin, daß Nadler die „Totalstimmung" der Persönlichkeit Goethe nicht in Beziehung setzt zum Weltsein überhaupt, sondern nur zu einer geographisch begrenzten Sphäre. Sie genügt ihm aber, die Einheit von Goethes Natur mit ihrer „Triebgegebenheit" aufzuzeigen. Wenn daher Simmel vom funktionellen Sinne der künstlerischen Natur spricht, die die Tatsachen ihres Erlebens von vornherein künstlerisch durchdringt, so findet das bei Nadler seine besonders variierte Parallele in einem funktionellen Begriffe der Landschaft, der Aprioritäten erzeugt, die sich im Werke nicht verkennen lassen. Ergibt sich für Simmel daraus die Einsicht in die vitale Wahrheit Goethischer Vorstellungen und seiner Kunst, so ist Nadler, für ihre Wahrheit durch das Erlebnis gewonnen, bestrebt, ihre vitalen Bedingungen jeweilig nachzuweisen. Erklärt Simmel es als das Wesentliche am Leben, „das zu sein, was es hat", so leitet Nadler vom Sein ausgehend den Besitzstand aus den genealogischen Gegebenheiten ab.

Was Nadler hier ein für allemal erkennt und deutet, das hat Gundolf im Falle Goethe mit genialem Einfühlungsvermögen in hundert einzelnen Erscheinungen erspürt, in hundert Formulierungen festgelegt, jene seltsame Übereinstimmung von Notwendigkeit und Zufall, von Schickung und Bedürfnis, jene immer wirksame wechselseitige Durchdringung innerer und äußerer Triebrichtungen.

Wollte man sich bei Nadler der Zweidimensionalität seiner Forschung, die ihre Resultate nicht aus der bloßen Summierung von

Einzelfällen gewinnt, noch eigens vergewissern, so genügt hier wohl der Hinweis auf die Definition seines Begriffes der Landschaft, „von der aus Brodem, aus Blut und Erde das Feinste, das Geistigste wie in goldenen Dämpfen aufsteigt", ein Begriff, der sich offenbar nicht mehr restlos mit jenem deckt, den Herder mit dem Worte „Klima" umschrieben hat. Berührungen zwischen Gundolf und Nadler, die selbstverständlich nur die Resultate angehen, werden da besonders deutlich, wo Gundolf etwa vom Element der Landschaft selbst in Goethes Dichtung spricht, wenn er ihre fortschreitende Beseelung und Vergeistigung erkennt „als sei der Raum zum Gefühlselement verdampft, eingesogen". Gewiß darf hier bloßer Anklang nicht zu voreiligen Folgerungen verleiten, auch ist zu bedenken, daß Nadlers Landschaftsbegriff mehr und anderes bedeutet als der hier im optisch-bildmäßigen Sinne gebrauchte. Anderseits ist nicht zu leugnen, daß auch im Bildmäßigen der Landschaft ein Teil jener Begriffsmerkmale zu finden ist, die ihn bei Nadler ausmachen, wievielmehr in ihrer dichterischen Sublimierung. Dies wird noch klarer, wenn sich bei Gundolf erweist, wie die Landschaft bei Goethe über das Technische eines bloßen Stimmungselementes hinaus, „Raum der Seele und des Schicksals" wird, ihre sinnfällige „Parallelbewegung". Kaum irgendwo gelingt die Deckung der Bilder so gut wie an dieser Stelle, wo die beiden Deuter einander auf ihrem Wege begegnen, um jeder dort halt zu machen, von wo der andere ausgegangen ist. Denn während Gundolf vom Werke kommend seinen Rahmen, die Landschaft, weit hinaus ins Schicksalhafte weitet, sieht Nadler von ihrer schicksalhaften Bedeutung überzeugt ihre künstlerische Auswirkung in der Dichtung. Faßt Gundolf Goethe als den Menschen, der der Bestätigung seiner Gesichte durch die Außenwelt bedarf, so ist es umgekehrt Nadlers Bestreben, das, was die Außenwelt a priori in ihn gelegt haben mußte, in den Gesichten wiederzuerkennen. Die Folge ist, daß in beiden Fällen eine Art prästabilierter Harmonie von Schicksal und Werk, Stoff und Form, Leben und Dichtung sich ergeben muß, die über das Zufällige und Augenblickliche jeweilig zum Notwendigen und Unbedingten, von der „Wirklichkeit" zur „Wahrheit" vorfühlt und in den Kernpunkt des Problems gelangt, zum Gestaltungs- und Formungsprinzipe Goethes selbst, der sich in Dichtung und Wahrheit nicht etwa im rationalistischen, milieutheoretischen Sinne historisch gesehen hat, sondern durchaus im dynamischen. Dabei versteht auch Nadler diese Präformation durchaus nicht als „Einschachtelungslehre" nicht als Bestimmung der Gestalt selbst, sondern nur ihrer Bedingungen „angekündigt nur durch die spezifische Richtung des dynamischen Pro-

zesses“ [1]). Und auch hier mag Simmel wieder als dritter Kronzeuge berufen werden, wenn er eine Seinsparallelität zwischen schaffendem Subjekt und gestaltetem Objekt bei Goethe erkennen muß, „die völlige Angemessenheit“ des Subjektes zur Welt, dem sie in „antwortenden Gegenbildern“ erwidert. Es ist kein schwacher Beweis für die Treffsicherheit der Nadlerschen Methode, daß sie sich geradezu auf Goethes Definition des symbolischen Falles berufen kann, auf seine Ideen der Kontinuation und Steigerung, die er als wesentlich und fruchtbar erkannt hat, er, dem Erkenntnis nicht Selbstzweck, sondern erhöhte Lebenskraft bedeutet, der das geistig ethische Reich der „Idee und Seele“ über die Exaktheit der mathematischen Physik stellt [2]). So kommt es, daß das Bild Goethes, das Gundolf bis ins Detail andächtig vollendet, in keiner Linie den andeutenden Umrissen widerspricht, die Nadler entworfen hat.

Gewiß haben nicht erst Nadler und Gundolf mit der Legende von dem von allem Leid irdischen Daseins unberührt wandelnden Olympier aufgeräumt, aber doch scheint nirgends sonst noch die Dämonie einer Vereinigung zweier Welten so deutlich geworden, der Persönlichkeit und des Charakters, der bei aller Hingabe an jeden Augenblick persönlichsten Erlebens doch immer den Stempel einer über diesen Augenblick hinausdeutenden Gesetzlichkeit trägt und Goethe, wie Cassirer es geistreich formuliert, viel mehr zum tragischen Leiden als zur tragischen Schuld bestimmt. An dieser Stelle wäre auch an die tiefsinnige Deutung des schöpferisch gestaltenden Prinzips durch einen Modernen, selbst Gestalter [3]), zu erinnern, der auf durchaus eigenen Wegen zu ganz ähnlichen Ergebnissen fortschreitet, in denen der schöpferische Gestalter als Repräsentant auftritt, hier wieder einer ins Genetische also Zeitliche verlegten, geheimnisvoll aneinander gebundenen Reihe, dämonisch besessen von einem Verantwortlichkeitstriebe, sich von so gespeicherter Lebensfülle gestaltend erlösen zu müssen. Gundolfs Ergebnisse sind da nicht zu übersehen, wenn er darauf verweist, wie Mignon und der Harfner selbst in Goethes klarster, sozialisierenden Epoche noch Residuen solcher übergesellschaftlichen und dämonischen Elemente darstellen, Verkörperungen eines Triebes, „der sich schlechthin sehnt — sehnt nach Liebe, Aussprache, Heimat, Jenseits“. Gundolfs Verdienst ist es, jeden Markstein dieses vorgeschriebenen Weges gekennzeichnet zu haben, jene verschiedenen und abgestuften Schichten heller Einsicht in Gesetz und Geheimnis des

[1]) E. Cassirer, Freiheit und Form. Berlin 1916. S. 376.

[2]) E. Cassirer, Goethe und die mathematische Physik. Eine erkenntnistheoretische Studie. In „Idee und Gestalt“. Berlin 1921. S. 77 ff.

[3]) E. G. Kolbenheyer, Irrationales über das Wesen des schaffenden Menschen. Der schwäbische Bund Eine Monatsschrift. II. 1.

eigenen Wesens, die sich von der Prometheischen Erkenntnis einer unentrinnbar und dumpf lastenden Anangke zur glücklichen Gewißheit wandelt, als Goethe eben nur dem eigenen Dämon untertan zu sein.

Es ist in solchem Zusammenhange selbstverständlich, daß Methoden, die in dem einen wie im anderen Falle darauf verzichteten, sich auf eine bloß kausal verknüpfende, motiv- und stoffgeschichtliche Untersuchung zu beschränken, das Dynamische an Goethes Erscheinung viel deutlicher als bisher irgendwo herausarbeiten mußten, Goethe als ein Potential gleichsam darstellten, dessen Wirkungssphäre sich gleichzeitig immer nach allen Seiten beobachten lassen muß, in jeder Äußerung des Dichtens, Forschens, Seins überhaupt. Das sind nun nicht mehr voneinander gesonderte Fächer, von irgend einer Laune, von irgend welchen Momenten abhängige Goethesche Tätigkeiten, sondern vital bedingte Auswirkungen, Entwirkungen seiner Natur, „einer Kugel mit wachsendem, mit strahlig weiter greifendem Umfang bei immer gleicher Mitte, immer gleicher Form" (Gundolf). Das Unrationalistische auch der Gundolfschen Art kann nicht deutlicher werden als hier, wo der alte Reibungswiderstand, Subjekt und Objekt, Erkennen und Erleben, in seiner Darstellung der Goetheschen Naturbetrachtung überwunden erscheint, eine Erkenntnis, die Simmel vorbereitet, in neuester Zeit Cassirer wieder dezidiert gefaßt hat.

Auf dem Boden solcher organischen Fundamente ist auch das Ziel als in beiden Fällen dasselbe deutlich, so daß sich auch zurückgelegte Etappen, gelegentliche Haltpunkte als gemeinsame ergeben müssen. Zeigt Nadler, wie die Entwicklungsgeschichte der Landschaften Goethe und Herder einander in Straßburg notwendig in die Arme führen mußte, später Goethe und den Alemannen Schiller, so muß auch Gundolf Erlebnis- und Problemgruppierungen wie Straßburg, Herder, Friederike oder Weimar, Spinoza und die Stein als nicht zufällige, sondern notwendig gewachsene und gewordene Kristallisationen erkennen. Dieselbe Erkenntnis liegt zuweilen nur unter verschieden gefärbter Beleuchtung. Goethes Flucht aus Friederikens Bannkreis ist für Gundolf nur die notwendige Konsequenz aus dem Kampfe zwischen Liebe und Titanismus, zwischen dem Drange, sich hinzugeben und dem, sich in seiner Individualität zu behaupten. Nicht anders bei Nadler. Nur ist es hier der gefährliche Zauber der alemannischen Landschaft, der ihn schon gestreift hat und dem er entfliehen muß, will er nicht das, was Franken ihm gegeben hat — Faustischer Titanismus ist ja nach Nadler von je ein fränkisches Problem — wie viele vor ihm an Alemannien verlieren. Was sich bei Gundolf im intimen Bezirk seelischen Erlebens abspielt, projiziert Nadler in den Raum landschaftlicher Maße. Aber es ist von

grundlegender Bedeutung, daß Gundolf von ganz anderen Voraussetzungen aus gerade dort Anschichtungen und Wachstumsringe entdeckt, wo Nadler überzeugt ist, sie suchen und finden zu müssen. Das steigert sich gelegentlich zur völligen Evidenz, so, wenn Gundolf in der Iphigenie als Kern- und Angelpunkt des Dramas im Monologe „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele Götter" die Gestaltung eines durchaus unantiken, des protestantischen Motivs der Rechtfertigung durch den Glauben sieht, also eines genetisch bedingten und landschaftlich lokalisierten Problems. Nicht anders, wenn gelegentlich die Wendung „im Blute Goethes vorgeformt" begegnet oder wohl am deutlichsten, wenn er die Klassizität Goethes nur als Zeichen bereits verdünnten Blutes gelten läßt und sich mit aller Entschiedenheit dagegen wendet, das, was er als Entwicklungsstufe eines Formierungswillens ansehen muß, als Kanon zu predigen — eine durchaus Nadlersche Anschauung.

Gelegentlich freilich zeigen sich dann an Musterbeispielen grundlegende Unterschiede. Mit Bedauern fast sieht Gundolf im Götz das Naturerlebnis vom Bildungserlebnis überwuchert, das Kostüm und den historischen Gehalt einer Zeit zu selbständiger Bedeutung gewachsen. Bei Nadler steht aber eben das im vollen Lichte seines Beweisverfahrens, so daß er da noch tiefer und weiter gräbt als Gundolf und, wo dieser nur das Rasseln der Ritterpanzer hört und historische Kulissen sich verschieben sieht, noch blutvolle, konservativ gezüchtete und vermittelte Naturerlebnisse, Erbgüter fränkischer Abkunft aufleuchten läßt. Hier wird dem scheinbar in historischen Kausalitäten Befangenen das noch fruchtbar lebendig, was jenem schon erstarrte, kaum lösbare Lava geworden ist. Nadlers Bemühen ist es letzten Endes, darzutun, wie Stimmungen, Gedanken und Stoffe selbständiges Leben nur bis zu ihrer kanonischen Gestaltung haben. Dauernd gewordene Form von nur mehr ästhetischer und als solcher historisch wirksamer, nicht mehr genetischer, vitaler Geltung. Und Gundolf, der sich wissentlich und mit stolzer Betonung auf den Kreis rein ästhetischer Betrachtung beschränkt, landet bei demselben Ziele. Am Beispiele des Faust muß er auch in der Entwicklung der Faustfabel ein Problem gelten lassen, das allerdings ganz außerhalb seines Interesses liegt; wenn er aber der inneren Linie folgend darlegt, wie sich in der fortschreitenden Dichtung das Schwergewicht von der Weltwerdung Fausts allmählich auf die Weltwerdung Fausts verschiebt — in Simmels Formulierung: von der Vitalität des Subjekts auf seine Intellektualität, vom Prozeß des Lebens auf seinen Inhalt — und Goethe sich bei der Bewältigung dieses unendlichen Vorwurfs, um überhaupt innerhalb der Grenzen des

Darstellbaren zu bleiben, notwendig mit metaphysischen und ästhetischen Verzichten bescheiden muß, so ist damit auch die Geschichte der Gestaltungsmöglichkeiten dieses Stoffes erschöpft, wie er denn auch gesteht: „Es ist hier nicht die Frage, ob eine andere Lösung dieses Problems möglich war — wir wissen seiner Natur nach keine bessere".

In summa: Der Ästhetiker und der Historiker begegnen sich an mehr als einer Stelle. Was jener, das ästhetische Erlebnis Goethe in bisher unerreichter Weise bis in die letzten Auswirkungen nachschaffend, in die Tiefe gliedert, das wird bei Nadler panoramisiert. Die großartige Einzigkeit der Gestalt Goethes ist hier ohne irgendwie verloren zu haben, bedingtes Glied einer Kette, Erzeugter so gut wie Erzeuger. Für den Historiker ist es eine interessante Gleichgültigkeit, „wer die schöneren Augen hatte und die besseren Verse konnte", eine radikale Formel, die in der ästhetischen Feinfühligkeit Nadlers ihre wesentliche und erfreuliche Milderung, im erwähnten Ziele fast ihren Widerspruch erfährt. Gundolf, der mit der Forderung nach einmaliger und endgültiger Darstellung den Kranz vor der Büste des Einzigen niederlegt, bewährt sich auf Schritt und Tritt als genauer Kenner historischer Entwicklungen, deren Aufrollung zu den bedeutendsten Partien seiner Bücher gehört, in der Deutung Goethes dieser „goldenen Frucht der Geschichte" ein Bild zeichnend ebensosehr vom Sein als vom Werden. Selbst der, der Nadlers Prinzipien nur als heuristische gelten ließe, kann die ungeheure Masse des zutage geförderten ästhetischen Materials nicht übersehen, wie es sich im vorliegenden Falle ja nachprüfen läßt. Was Gundolf in andächtigem Dienste und großartiger Konzentrierung an Charakterisierung oder Kontrastierung, wie etwa Goethes und Schillers, leistet, das findet bei Nadler oft seine Entsprechung in einer glücklichen Formel aus dem Geiste seiner Methode. Läßt er in stetem Blick auf das Ganze die Monographie nur bedingungsweise gelten, betont anderseits Gundolf in der prachtvollen Einleitung seines George-Buches die Einmaligkeit jeder Erscheinung, die aus einer andern vom Historiker höchstens gedeutet, nie erklärt werden darf — die Überzeugungen widersprechen einander nur scheinbar. Fragt Nadler nach Haus, Stamm und Volk seines Dichters, so sucht auch er, „was in ihm gestaltet ist, nicht, was ihn gemacht hat", „wie viele Erbschaft der Geschichte in ihm wieder auflebt zur Wirklichkeit". Es galt zwei Leistungen aneinander zu messen, gegeneinander zu verteidigen, die im höchsten Maße erfüllen, was Goethe gefordert hat: „Fragt euch bei jedem Werk, ob es ein Erlebtes enthält und ob dieses Erlebte euch gefördert hat. Man halte sich ans fortschreitende Leben."

Rezensionen und Referate.

I.

Gundolf Friedrich, Goethe. Berlin, Bondi. 1916.

Die biographische Literatur der letzten Jahre über Goethe gleicht einer Überschwemmung, schon mit Rücksicht auf die unversiegliche Flut der Schriften Bodes. Wenn trotzdem, selbst nach den schnell aufeinander folgenden Werken von Bielschowsky, Meyer, Engel Chamberlain, Simmel u. a., die alle in ihrer Art einen selbständigen Wert besitzen, Gundolfs Goethebuch ein allgemeines Aufsehen erregte, mußte dies seinen besonderen Grund haben. In der Tat ragt dies Werk wie ein Fels aus dem Meer und hat mit den zahlreichen Vorgängern außer dem Stoff nichts gemein: so neu, so eigenartig und mitunter überraschend ist die Stellung, die der Verfasser dem größten Geiste unserer Vergangenheit gegenüber einnimmt. Zunächst ist es, wie Gundolf selbst in seiner sehr beachtenswerten Vorrede hervorhebt, überhaupt keine Biographie im landläufigen Sinne. Wir finden hier vielmehr das naturwissenschaftliche Entwicklungsproblem in unbeirrter Folgerichtigkeit auf den Werdegang des Genius übertragen, den der scharfsinnige Verf. mit einer seltenen Kunst, die geheimsten Zusammenhänge aufzuspüren, nacherlebt und mit zwingender logischer Schärfe nachgezeichnet hat, wobei ihm ein seltenes Geschick, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, das Hauptkennzeichen genialer Darstellungskraft, sehr zu statten kommt. So bewegt sich die ganze Untersuchung von Goethes Werden und Wachsen durchaus auf der Höhe philosophischer und geschichtlich weitgreifender Betrachtung, läßt allerdings auch zeitweise die volle Würdigung der einzig dastehenden Innigkeit seines Empfindens, zumal seines Liebeslebens, infolge der vorwiegend verstandesgemäßen Zergliederung seiner Wesenszüge vermissen. Sehr glücklich und zutreffend sind die mannigfachen zeitlichen und stofflichen Gliederungen und Abgrenzungen; der junge, der klassische, der alte Goethe, Sein und Werden, Bildung, Entsagung und Vollendung, Urerlebnisse und Bildungserlebnisse, die Scheidung von Lyrik, Symbolik und Allegorik im Zusammenhang der Verwebung seines Ich mit dem Stoffe seiner Bildungswelt. Das Verhältnis des Dichters zu den bestimmenden Geistesmächten und hervorragenden Persönlichkeiten seines Lebensweges ist mit ungewöhnlicher Helle

beleuchtet, alle treten in das rechte Licht. Als Hauptmotiv, das Karl August an ihn band, wird mit Recht die Wesensverwandtschaft der Geniezeit hervorgehoben, nicht auf literarischen Neigungen beruhte ihr Freundschaftsbund. In das Schwanken der Urteile über Charlotte von Stein zwischen überschwenglicher Bewertung und übelwollender Verurteilung greift er mit gerechter Entscheidung ein: nicht auf das, was sie wirklich war, sondern darauf, was sie Goethe war, gründet sich ihre Bedeutung, die aus dem Bilde der späteren enttäuschten und verbitterten „Dido" nicht geschmälert werden darf. Etwas hart ist wohl Bettina behandelt; bei aller berechtigten Schärfe gegen den literarischen Aufputz ihrer Goethebeziehungen bleibt doch ihr stark ergänzter „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" ein in vielen Teilen liebenswürdiges Bekenntnis der romantischen Weltanschauung und ein farbenreiches Zeitbild. Einen Glanzpunkt bildet das Kapitel Napoleon, dessen überragende Größe Goethes politische Denkweise in so hohem Maße beeinflußte; überzeugend wird ihre Annäherung auf das gemeinsame Titanentum zurückgeführt, dessen Erkenntnis nach Gundolf sich schon in dem bekannten Ausruf „voilà un homme" spiegelt. Das Schauspielerische und Gemachte in Napoleons Auftreten, auch bei dieser bedeutungsvollen Begegnung, wird bei Gundolf nicht beachtet: manchen wird die Charakterzeichnung Bonapartes in demselben Maße zu wohlwollend erscheinen wie an anderer Stelle gegen die herrschende Meinung Hans Sachs herabgesetzt wird. Der Auffassung der Dichtungen Goethes als Selbstbeichten sind vorsichtige Grenzen gezogen, die tatsächlichen Beziehungen aber klar und durchsichtig herausgeschält. Der Tasso gilt ihm als „Grabrede auf seine eigene Jugendlichkeit, als ein dichterisches Totenopfer", höchst anschauliche Wendungen! Die gesamte Darstellung glitzert und funkelt überhaupt oft von Geist. Die Elegiker sind die „Triumvirn der Liebe", Goethe erscheint Byron, dem Dichterlord, gegenüber als der „geistige Lehnsherr", Voltaires „Welterweiterung als reinstes französisches Literaturkonquistadorentum", Madame de Staël als „Kulturbädeker für Deutschland". Sonst ist Gundolfs Sprache zuweilen auch etwas gekünstelt und neigt zu gewagten Neubildungen wie „betochtern" neben bemuttern, Ichlein, kulturlich und forscherlich, verhaftet in = gebunden an, Geschmäcklerei u. a. Manches daran ist vielleicht süddeutsch, berührt wenigstens im Norden fremdartig. Ein entschiedener Mangel ist der übermäßige Gebrauch von Fremdwörtern, durch deren Häufung der Verf. selbst der Verbreitung seines Werkes einen Zaun errichtet, so daß ihn eigentlich nur der wissenschaftlich Durchgebildete versteht. Diese Eigentümlichkeit teilt er allerdings mit zahlreichen Gelehrten insonderheit Philosophen, deren Werke für den Durchschnittsgebildeten oft erst einer umständlichen Verdeutschung bedürfen. Ich denke hiebei natürlich nicht an Ausdrücke wie „Titanismus" oder „kosmisch", mit denen Gundolf einen bestimmten festen Begriff im Rahmen der Gesamtbetrachtung ver-

bindet, sondern an durchaus entbehrliche und gesuchte Fremdwörter wie Dosierung, undulistisch, Subsumption, Solipsismus. Über solche Fremdlinge stolpert der Leser leicht und wird aus den Zusammenhang herausgerissen. In einer Zeit, wo das Deutschtum so furchtbar um seinen ganzen Bestand, nicht nur um seine Reinheit in der Sprache zu ringen hat, wird man diese Ausstellungen wohl verzeihen. Das Fehlen jeglichen Bilderschmucks ist bei einem Werke von so unverkennbarer Tiefe und einem geistigen Gehalt erklärlich, der uns Heinemanns und Neuberts Anschauungsfülle völlig vergessen läßt.

Kassel. A. Fuckel.

II[1]).

„Darf aber auch zu Jedem sagen: lieber Freund, geht dirs doch wie mir. Im Einzelnen sentirst du kräftig und herrlich — das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen." Goethe an Pfenninger 1774.

So lautet das Motto der ersten Auflage von R. M. Meyers Goethe-Biographie von 1895, bescheiden und selbstbewußt zugleich. Es gibt eine treffende Charakteristik dieses verdienstvollen Buches und der besten anderen Werke, die sich um eine Darstellung Goethes bemühen, von Hermann Grimms Vorlesungen bis zu den so verschiedenartigen und teilweise anfechtbaren Werken von Bielschowsky und Chamberlain, während auf andere wie Eduard Engels „Goethe, Der Mann und das Werk" der erste Teil des Zitats kaum zutreffen mag. Auch Simmels „Goethe" kann noch mit diesem Worte des Meisters charakterisiert werden. So sehr Simmel danach strebt den Kern und Sinn der geistigen Persönlichkeit Goethes, das „Urphänomen", zu erfassen, verzichtet er doch gerade in dem Streben nach letzter Erkenntnis der Idee darauf, die ganze Fülle, den ganzen quellenden Reichtum der Persönlichkeit Goethes lebendig werden zu lassen. Er gibt dafür außerordentlich feine und tiefschürfende Bemerkungen im Einzelnen, überraschend erhellende Hinweise auf tiefere Zusammenhänge und Bedeutsamkeiten. Aber die abstrakten Formeln, bis zu denen Simmel die „Idee Goethe" zu kristallisieren sucht, vermögen doch nicht das Ganze der Persönlichkeit von innen heraus zu durchleuchten.

Wirklich „das Ganze" zu geben ist Gundolfs Ziel, nicht in dem Sinne der biographischen Vollständigkeit und erschöpfenden Einzelcharakteristik der Werke — beides weist er ausdrücklich ab — sondern dadurch, daß er die Einheit von Leben und Schaffen Goethes herausstellt. Diese Einheit, sozusagen die gemeinsame „Substanz", die sich sowohl im Leben wie in den Werken manifestiert, unlösbar von beiden, nennt Gundolf die „Gestalt". Nur ihr, ihr allein gilt seine Darstellung, die

[1]) Im Auszug gedruckt: Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft hg. von Wolfgang Keller, 55. Jahrgang. Berlin und Leipzig 1919. S. 186 ff.

infolgedessen viel voraussetzt und selbständiges Mitdenken erfordert. Daß in Goethe Leben und Werk in untrennbarer Einheit, von einer Kraft getrieben, Gestalt geworden sind, ist eine Grundvoraussetzung Gundolfs, die wir zunächst einmal zugeben müssen und gerade für Goethe, wenn auch gewiß nicht für jeden Dichter, zugeben können und deren Richtigkeit dann im Fortgang des Buches immer überzeugender sich dartut. Um des „Bildnertriebes" willen, der schon in seiner Sturm- und Drangzeit in Goethe wirksam ist und in seinem Leben nicht weniger als in seinen Werken, nennt Gundolf Goethe „den gestalterischen Deutschen schlechthin", um der Gestalt willen, die Goethes Bildnertrieb aus sich gestaltete mit dem einzigartigen reinen Verhältnis von Instinkt und Bewußtsein, das ihm eigen war, einen „klassischen Menschen".

Indem Gundolf die Entwicklung dieser Gestalt in drei Hauptperioden gliedert, deren erste er „Sein und Werden", deren zweite er „Bildung", deren dritte er „Entsagung und Vollendung" überschreibt, gelingt es ihm die Hauptlinien der Gestalt in ihrem Werden überzeugend herauszuarbeiten, die ursprüngliche Einheit von Leben und Werk nicht nur für die Sturm- und Drangwerke lebendig zu machen, sondern auch für Spätwerke wie die Marienbader „Elegie", die „Wahlverwandtschaften" oder Faust. Es scheint mir ein sehr glücklicher Griff in der Disponierung des Stoffes, daß kein scharfer Einschnitt zwischen der ersten und zweiten Periode gemacht wird, vielmehr schon in der Tatsache der Vollendung des „Werther" eine Überwindung der inneren Haltung des pathetischen Menschen der Sturm- und Drangzeit gesehen wird. So kann „Egmont" dicht an den „Werther" herangerückt werden, als Aussprechen des aus dieser Überwindung entstehenden Glücksgefühls, das freudig dem eigenen Schicksal vertraut. Beide Werke stehen zu Beginn der Entwicklung, die zur zweiten Periode hinüberführt. Diese, durch das Wort „Bildung" charakterisiert, ist bedingt durch eine veränderte Stellung des Dichters zur Welt, der er nun nicht mehr als Titan und Empörer gegenübertritt, die vielmehr ihm Aufgaben stellt, die er zu erfüllen hat, in Selbstbildung, in künstlerischer Gestaltung der Welt und in pädagogischer Wirkung auf andere. In allmählicher Wandlung wächst Goethe in diese neuen Aufgaben hinein. Lili, die Weimarer Stellung, Charlotte von Stein wirken als „Erziehung zur Gesellschaftlichkeit" auf ihn ein. Italien vollendet die Erziehung zum harmonischen Stil und zum Schauen. Goethes Naturforschung wird als anschauende charakterisiert im Zusammenhang mit der italienischen Reise.

Zwischen der zweiten und dritten Periode macht Gundolf einen zeitlich präzisen Einschnitt mit dem Tode Schillers, der der letzte Mensch gewesen sei, der in Goethes Leben wirklich Epoche gemacht habe durch Wiedererweckung seiner poetischen Kräfte. Fortan gelte Goethes Leben nicht der Eroberung neuer Gehaltssphären, sondern der Ausbeutung und

Festigung der eroberten, der Anwendung der ausgebildeten Methoden, der Darstellung schon gefundener Gesetze, der Überschau über eigenes Werk und Wesen. Die Worte „Gesetz“ und „Entsagung“ charakterisieren diese dritte Periode wie das Wort „Bildung“ die zweite. Wie Gundolf das allmähliche Werden der Entsagungsanschauung Goethes, das Lernen des Verzichtes im Verfolg seiner gesamten Darstellung, auch in der der ersten und zweiten Periode schon, herausarbeitet und Goethes Abneigung gegen das Tragische damit in Verbindung setzt (Seite 147, 749), das scheint mir besonders wertvoll und dankenswert. Die Einheit von Leben und Werk wird so gerade auch für die Alterswerke überzeugend dargetan. Die Charakteristik der „Wahlverwandtschaften“, der Einheit von Gesetz und Natur, von Natur und Schicksal, die in ihnen dargestellt wird, und des erzählenden Stiles dieses Werkes darf als besonders gelungen bezeichnet werden. Dem ist aus dem ersten Teil der Abschnitt über „Werthers Leiden“ an die Seite zu stellen, der die Bedingung der dem „Werther“ eigentümlichen Romanform durch das besondere Erleben des Dichters, das hier durch Gestaltung Erlösung finden konnte, außerordentlich fein herausarbeitet.

Überhaupt gehört die Art, wie Gundolf die sprachliche Form der dichterischen Kunstwerke bis zum metrischen Schema aus innerlichsten Bedingtheiten erwachsen läßt, zu den Hauptvorzügen seines Buches. Besonders auf dem Gebiete der Lyrik. Seine Darstellung des Leipziger Liederbuches in dem einige Gedichte zum ersten Male für die deutsche Lyrik der Rokokozeit sinnliche Erlebnisse nicht in mittelbarer Reflexion zum Ausdruck bringen, sondern unmittelbar in Sprache umsetzen, der Straßburger Lyrik, in der „der Durchbruch Goethes zu seinem eigenen Wesen“ sich ausdrückt, später des „westöstlichen Divans“ und der Marienbader „Elegie“ sind schlechthin meisterhaft zu nennen. Wie in dem letztgenannten Abschnitt das Erwachsen des Kunstwerks aus dem Erleben, wie die ganz einzigartige Verbindung von Jugendleidenschaft und Altersweisheit auch in der Sprachform bis in den Bau der Strophe hinein aufgezeigt wird, diese Darstellung ist selbst wieder ein Kunstwerk geworden und bietet doch zugleich sauberste philologische Arbeit. Aus dem Divanabschnitt ist die kurze Charakteristik Marianne von Willemers hervorzuheben als außerordentlich fein, lebendig und überzeugend. Gundolf ist Meister der Charakteristik, beschränkt sich aber darauf, alle Persönlichkeiten nur von der Goethe zugewandten Seite zu beleuchten, sie nur soweit zu charakterisieren, als sie für Goethes Werden von Bedeutung sind. Aber Gestalten wie Marianne von Willemer haben — zum Glück für den Leser — gerade in ihrer Ganzheit auf Goethe den tiefsten Eindruck gemacht.

Im Vergleich mit diesen einschränkungslos anzuerkennenden Auseinandersetzungen über lyrische Werke Goethes kommen seine dramati-

schen Werke zu kurz. Bei diesen wird die innere Bedingtheit der besonderen Form fast gar nicht erörtert, so Tiefes und Feines Gundolf sonst auch über „Iphigenie“ und „Tasso“ zu sagen hat. Andere Dramen wie „Stella“ und „Clavigo“ werden überhaupt nur im Vorbeigehen gestreift; auch „Die natürliche Tochter“ wird nur kurz in dem Abschnitt „Die Revolution“ behandelt, aber immerhin in dem Stilstreben andeutend charakterisiert. Die Linien, die von hier zu „Iphigenie“ und „Tasso“ nur eben angedeutet sind, wären meines Erachtens fester zu zeichnen. Gerade bei „Iphigenie“, „Tasso“ und „Elpenor“ wäre es außerordentlich lohnend die Beziehung der dramatischen Form, die hier gestaltet wird, zu der „Gestalt“ Goethes, ihre innerlich lebendige Verbindung mit seinem Leben aufzuzeigen. Daß Gundolf das unterläßt, hat seinen Grund wohl in der Neueinteilung der Goetheschen Werke, die er versucht. Er erkennt die Unzulänglichkeit der alten Gattungsbegriffe Lyrik, Epos, Drama, um die Formen zu erforschen, in denen ein dichterischer Gehalt sich entfalte. Mit Recht. Es lassen sich nicht alle Formen, in denen ein bestimmter Lebensgehalt Goethes sich auswirkt in diese „allgemeinen Begriffsfächer“ einzwängen. Gundolf will darum ein anderes Einteilungsprinzip nach dem Verhältnis von Gehalt und Stoff einführen: 1. lyrische Dichtungen, in denen Stoff — das heißt nicht der Gegenstand, sondern die Schwingung, in die die Seele des Dichters durch diesen versetzt wird — und Gehalt Eins sind, die „Goethes Urerlebnisse dargestellt im Stoff seines Ich“ enthalten; 2. symbolische Dichtungen, die Urerlebnisse des Dichters in einem ihm ursprünglich fremden Stoff darstellen, der durch seine Bildungswelt ihm gegeben ist; 3. allegorische Dichtungen, in denen Bildungserlebnisse — also abgeleitete Erlebnisse — im Stoff seiner Bildungswelt zum Ausdruck kommen.

Diese Scheidung erscheint mir wertvoll sowohl durch die Herausarbeitung des Gegensatzes von Urerlebnis und Bildungserlebnis sowie durch die scharfe Trennung von Symbol und Allegorie, zu der Goethe selbst den Weg gewiesen hat und die man vielfach in literarhistorischen Erörterungen vermißt. Aber man darf nicht denken, daß diese Dreiteilung sich mit den drei Perioden der Entwicklung Goethes decke, die Gundolf herausarbeitet. Man könnte aus seiner Darstellung eine solche Meinung herauszulesen versucht sein. Das wäre irrig. Auch die letzte Periode enthält Werke, die Urerlebnisse ausdrücken, andererseits die erste Periode den „Götz“, der ein Urerlebnis im Stoff einer neuer Bildungswelt darstellt, ebenso wie das die „römischen Elegien“ der zweiten Periode tun, an denen Gundolf das Zusammentreffen von Urerlebnis und neuer Bildungswelt besonders fein darstellt. Gundolf selbst ist in der Anwendung seiner neuen Gattungsbegriffe nicht immer konsequent, wie er denn das Wort Lyrik sowohl im alten wie in seinem neuem Sinne gebraucht, und kann auch seine Klassifizierung nicht zur Einteilung seiner

Darstellung verwenden. Übrigens ist es auch keinem seiner Vorgänger eingefallen, eine Goethedarstellung nach den alten Gattungsbegriffen zu disponieren. Gundolf kämpft insofern (S. 20 oben) gegen Windmühlen. Aber die Geringachtung der alten Gattungsbegriffe führt ihn dazu, auch das zu übersehen, was gerade in dem Begriff des Dramas von zeitlosen, im Wesen jeden dramatischen Werkes als solchen begründeten Forderungen liegt. So erklärt es sich wohl, daß er dem sich wandelnden Stil der dramatischen Werke Goethes auch in seiner Bedingtheit durch die Entwicklung des Dichters viel weniger nachgeht als dem lyrischen Stil und dem der erzählenden Werke oder dem Stile von „Werthers Leiden", der gleichsam eine Vereinigung dieser beiden Stilarten darstellt. Diese Zurückstellung der Werke dramatischen Stils, die gerade bei dem Übersetzer Shakespeares überraschen mag, zeigt sich schon äußerlich im Inhaltsverzeichnis darin, daß weder dem „Götz" noch der „natürlichen Tochter" ein besonderes Kapitel gewidmet ist, von kleineren Werken zu schweigen. „Pandora" wird dagegen als Beispiel allegorischen Stiles sehr ausführlich besprochen. Der Urfaust wird im ersten Teile behandelt, Faust II am Schlusse des dritten in einer sehr klaren und selbständigen Darstellung, die aber den beiden letzten Akten nicht ganz gerecht wird und besonders nicht dem Schlusse und seiner Auffassung der Liebe. Faust I als Ganzes wird am Eingang zum Kapitel Faust II nur kurz gewürdigt, hätte aber eine besondere Darstellung wohl verdient.

Noch einiges zur Stoff- und Raumverteilung: Den „großen Balladen" („Der Gott und die Bajadere" und „Die Braut von Korinth") ist ein besonderer Abschnitt gewidmet; die anderen Balladen fallen unter den Tisch, wohl darum, weil Gundolf nur die zwei großen als Gestaltung eines ursprünglichen Erlebnisses auffaßt, die anderen (alle?) aus theoretischem Interesse an der Gattungsform der Ballade entstanden denkt. Das scheint mir gerade von Gundolfs Standpunkt aus nicht zu rechtfertigen, eher dann, wenn man unter dem Erlebnis des Dichters nur ein biographisch nachweisbares Einzelerlebnis versteht. Aus der Dichtung selbst müssen wir das Erleben erschließen; liegt dann dem „Erlkönig", dem „Fischer", dem „Sänger" weniger Erleben zugrunde? Gehören diese Dichtungen weniger zur „Gestalt" Goethe? Ich glaube nicht. Mir scheint, es ist wieder das Ankämpfen gegen die Gattungen, das Gundolf zu ungerechten Wertungen führt. — Bettina ist ein besonderer kurzer Abschnitt gewidmet, der ihr meines Erachtens nicht gerecht wird — „mit Volldampf temperamentvolle Schwärmerin" ist einer der saloppen Ausdrücke, die an einzelnen Stellen die sonst so gewählte und durchgearbeitete Sprache Gundolfs verunzieren —. Das Verhältnis der anderen Romantiker zu Goethe wird nicht im Zusammenhange behandelt, ja kaum gestreift. Nicht nur für die Frage der Wirkung Goethes, die ja nicht mehr zum Thema gehört, aber in dem Abschnitt „Weltliteratur" angeschnitten wird, sind

die Romantiker von Bedeutung, sondern ebensosehr in ihrer Wirkung auf Goethe, die für den „Divan" gestreift, für die „Wahlverwandtschaften" und „Faust" II u. a. gar nicht erwähnt wird. Einzelne Bemerkungen über die Romantik scheinen mir anfechtbar, z. B. die über romantische Romane S. 337. Der „Heinrich von Ofterdingen" des Novalis ist durchaus auch „symbolische Darstellung eigenen Lebens", was ich an anderer Stelle dartun werde. Im übrigen darf ich auf Band 48 des Jahrbuchs der Shakespeare-Gesellschaft verweisen, worin Walzel sich ausführlich mit Gundolfs Auffassung der Romantik in dem Buche „Shakespeare und der deutsche Geist" auseinandergesetzt hat.

Auf dieses Buch Gundolfs ist hier zu verweisen, weil es das Goethe-Werk ergänzt. Die Frage nach der Bedeutung Shakespeares für Goethe ist in dem ersten Buche ausführlicher erörtert. Besonders auf den Vergleich zwischen Shakespeare und Goethes Bildersprache Seite 237 ff. sei hingewiesen. Gundolf verschmäht es, sich zu wiederholen; wenn er auch Shakespeare zum Vergleich oder zur Kontrastierung wiederholt heranzieht, so nennt er doch im „Goethe" sein erstes Buch nicht einmal. Wie er überhaupt kein einziges Buch über Goethe nennt und nirgends Stellung nimmt zu anderen Werken. Der Forscher mag bedauern bei einzelnen Problemen nicht andere Meinungen erörtert zu finden, nicht einmal klar zu sehen, ob Gundolf sich mit den anderen überhaupt vorher auseinandergesetzt hat, und mag in manchen Einzelheiten Irrtümer finden, die sorgfältigere Benutzung anderer Arbeiten hätte vermeiden lassen. Man mag es im Interesse der wissenschaftlichen Erkenntnis auch bedauern, daß Gundolf seine Meinungen mit größter Bestimmtheit vorbringt, ohne Scheidung des Bewiesenen vom bloß Hypothetischen, und man mag neben den von mir erhobenen noch mancherlei andere Einwände gegen dieses letzten Endes doch durchaus persönliche Buch zu machen haben; wohl auch gegen die Sprache, deren unleugbare Schönheit und Kraft durch straffere Konzentrierung, durch Ausscheidung mancher der gar zu zahlreichen Attributive und anderer Wortparallelismen und durch Beseitigung einzelner gewaltsamer Wortbildungen noch gewinnen würde. Aber trotz aller solcher Einwände muß man mit Freude und Dankbarkeit anerkennen, daß hier ein Werk von achtunggebietender einsamer Höhe geschaffen ist. Geschaffen von einem Künstler, der fähig ist Goethe als Ganzes wirklich zu erleben und der zugleich als Gelehrter die feinsten philologisch-ästhetischen Methoden beherrscht und doch weiß, „daß alle unsere Methoden nur Mittel sind" und „das Beste die Ehrfurcht und der Enthusiasmus".

Münster i. W., Sept. 1918. Paul Kluckhohn.

III[1]).

Tritt man, vom Waschzettel herkommend, an das Buch heran und liest in der Einleitung, daß der Verfasser wirklich mehr oder weniger selber den Anspruch erhebt, zum erstenmal Goethes inneres Leben, sein Werk und seine Gestalt als eine Einheit dargestellt zu haben, als „geprägte Form, die lebend sich entwickelt" — übrigens an sich schon ein logischer Widerspruch — so fühlt man sich notgedrungen zu den höchsten Erwartungen aufgemuntert. Sie finden in der geistvollen und doch von Manieriertheit ziemlich freien Diktion vorerst auch ihre volle Bestätigung. Höchstens läßt das selbstherrliche Ausländertum der Interpunktion Erinnerungen an modernes Ästhetentum in uns aufkommen. Schon sehr bald jedoch erkennen wir, daß jener Anspruch, eine neue Einheit aufgewiesen zu haben, im Grunde kaum mehr ist als ein methodologischer und infolgedessen leider auch methodischer Irrtum. Stets wird ja dem Historiker Einheit das sein, was er so gern erhaschen möchte, was ihm aber, je näher er seinem Ziel zu kommen scheint, desto mehr entflieht. Nur der voreingenommene Beobachter übersieht die heterogenen Elemente oder glaubt sie wenigstens in seiner Betrachtung ausscheiden zu können. Eine solche Voreingenommenheit aber ist bei Gundolf die Grundvoraussetzung. Wie seltsam an sich schon, unterscheiden zu wollen zwischen einem „Urerlebnis" und einem „Bildungserlebnis". Nur diese „Urerlebnisse" in Goethes Leben aber sind es eigentlich, die nach Gundolf die „Gestalt" des Olympiers haben werden lassen. Er vergleicht sie mit einer „Kräftekugel: Dies Gleichnis verdeutlicht zugleich das Verhältnis von Gehalt und Stoff im Goetheschen Schaffen: der Gehalt ist die lebendige, ausstrahlende Kraft, der Stoff ist die Atmosphäre den diese ausstrahlende Kraft auf ihrem Vordringen begegnet und den sie durch ihr Vordringen verzehrt, verwandelt, der Goetheschen Kräftekugel einbezieht. Die einzelnen Werke sind die sichtbaren Schichten dieser strahlenden Kraft, als die Zonen der Gesamtkugel immer Goethisch, immer Zeugnisse der gleichen Gestalt, aber von verschiedenem Umfang und verschiedener Dichte und Struktur, wie die verschiedenen Jahresringe an Bäumen: gleichfalls Zeugnisse wirkender flüssiger Kräfte, gleichfalls raumgewordene Zeugnisse für zeitliche Vorgänge. Goethes Werke sind also Jahresringe, Jahreszonen der Goetheschen Entwicklungskugel, nicht Stationen einer Goethischen Entwicklungslinie" (S. 15).

Kann eine solche Betrachtungsweise überhaupt fruchtbare Ergebnisse erhoffen lassen? Die Schwächen der neuen Darstellung liegen denn auch auf der Hand. Sie fallen vielleicht am stärksten in die Augen, wo es

[1]) Wiederholt aus: „Die christliche Welt." Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. 31. Jahrgang. Marburg i. St., den 9. August 1917. Nr. 32.

sich darum handelt, die Einflüsse bedeutender Zeitgenossen klarzustellen. Herder freilich gilt dem Verfasser als halbes „Urerlebnis", oder vielleicht richtiger gesagt: hier hat Goethes „Dichtung und Wahrheit" und — last not least — die eigene frühere Beschäftigung mit dem Shakespeare-Problem ihm die Augen geöffnet: „Erst durch die ihm von Herder vermittelte Bildung, deren Hauptgehalt Shakespeare war, empfing Goethe einen angemessenen Raum für die Auswirkung seiner Urerlebnisse, den Mut zu seiner Natur, und eine Bildungsrichtung die seinem Lebenstrieb entsprach — während bisher Bildungs- und Lebensrichtung bei ihm gegeneinander liefen. Von nun ab laufen Bildungserlebnis und Urerlebnis bei ihm ineinander. Der potenzielle Goethe, der in ihm erst schlummerte, dann rang, dann vereinzelt durchschlug, wurde hier endlich aktuell" (S. 96). Alle späteren Einflüsse dagegen werden als unwesentliche Größen behandelt. Was soll man sagen, wenn eine Goethe-Gesamtdarstellung von an die 50 Bogen Lexikonoktav, die der Pandora über 40 Seiten widmet, eine Persönlichkeit wie Karl Philipp Moritz auf knapp einer Seite mit der Bemerkung abtun zu können glaubt, daß Goethe „halb mit mildem Spott, halb mit teilnehmendem Erstaunen diesen Gefährten und Schützling sich mit philosophischen, etymologischen und ästhetischen Innerlichkeiten" habe „plagen" sehen: „Während Goethe seine Organe anwandte, um sich der sichtbaren Welt tätig und auffassend zu bemächtigen, hing Moritz Betrachtungen über das Wesen und die Bedeutung dieser Organe selbst nach, über den Ursprung der Sprache und das Verhältnis der Sinne zur Außenwelt. Immerhin, beide konnten sich begegnen an dem Grenzpunkt von Innen- und Außenwelt, und die gemeinsame Abhandlung über die bildende Nachahmung des Schönen, in die italienische Reise aphoristisch-fragmentarisch eingerückt, ist ein Zeugnis dieser Berührung eines gefühlvollen reflektierenden Gemüts mit einem in Anschauungen lebenden Genius" (S. 389). Nicht weniger unzureichend ist die Beleuchtung des Verhältnisses zu Schiller. Auf knapp 9 Seiten wird uns glaubhaft zu machen gesucht, daß Schiller „dem ungeheuren Reichtum Goethes nicht eigentlich neuen Gehalt zuzufügen" hatte; „nur neue Bewegung und Tätigkeit, eine neue Äußerungsart" habe er ihm ermöglicht. Kein Wort von der grundlegenden Bedeutung, die allein schon Schillers Gegenüberstellung von naiver und sentimentalischer Dichtung für Goethes Klassizismus hatte. Sie wird gar nicht erwähnt, ebenso wenig wie die Briefe „Über die ästhetische Erziehung" oder ein anderes theoretisches Werk Schillers. Und überhaupt dieser Klassizismus! Er ist dem Verfasser anscheinend lediglich eine klarere Einsicht in die Gesetze des künstlerischen Schaffens, angeregt durch die Vertrautheit mit der Antike. Aber so sehr das Rationalistische im klassizistischen Bestreben auch zweifellos betont zu werden verdient, die Hauptsache bleibt meines Erachtens doch wohl, daß der wesentlich neue Gehalt nicht verkannt werde, den nicht nur Goethe,

sondern gerade auch Schiller dem Künstler späterhin zur Aufgabe macht. Gerade hier zeigt sich, daß jede richtige Wertung verloren geht, sobald sie sich von der historischen Gegenüberstellung losreißen zu dürfen glaubt. Und so krankt denn Gundolfs Darstellung trotz aller großen Worte vor allem daran, daß sie gar nicht versucht, ihren Gegenstand in die geschichtliche Entwicklung hineinzustellen.

Allein vielleicht tun wir dem Verfasser Unrecht, wenn wir überhaupt mit diesen Forderungen an sein Werk herantreten. Nichts deutet ja darauf hin, daß er überhaupt eine im strengen Sinn wissenschaftliche Arbeit hat liefern wollen. Er gibt weder Quellennachweise, noch setzt er sich gar mit der vorhandenen Goethe-Literatur auseinander. Ungelösten Streitfragen geht er sogar anscheinend geflissentlich aus dem Wege. Nur wo sich Gelegenheit bietet, wissenschaftlichen Richtungen, die dem Verfasser weniger genehm sind, eins auszuwischen, da läßt es sein stark entwickeltes Selbstbewußtsein nicht zu, sein halbes Inkognito länger zu wahren. Und so werden wir denn doch zuweilen daran erinnert, daß dieser wortgewaltige Barde als Heidelberger Privatdozent ja selber zur Zunft gehört.

Nichtsdestoweniger wird es nur der Absicht und vor allem auch dem Vorteil des Autors entsprechen, wenn wir sein Werk erst in allerletzter Linie als wissenschaftliche Leistung zu würdigen suchen. Denn sehen wir in ihm nicht die Frucht literarhistorischer Forschung, sondern lediglich die Schöpfung eines geistreichen Feuilletonisten, so wird unser Urteil ganz wesentlich anders lauten. Dann bemängeln wir nicht mehr, daß es dem Verfasser so völlig an geschichtlicher Perspektive fehlt, sondern bewundern, welchen Reichtum er aus seinem Gegenstand zu schöpfen vermocht hat. Denn so sehr auch der Rahmen, in den er sein Gemälde hineinspannt, ganz andere Intentionen aufzuweisen scheint, so bleibt doch unbestreitbar, daß nicht Synthese, sondern Analyse die hervorragende Stärke des Buches ist. Diese Analyse ist nicht nur eine außerordentlich reiche, sondern im Grunde auch eine durchaus gesunde, das heißt trotz aller gelegentlichen Geistreichigkeit geht sie doch immer vom wirklich Vorhandenen aus. Und wenn sie auch durchaus nicht so völlig auf die Verwertung der überkommenen Literatur verzichtet, wie es den Anschein hat und der Verfasser vielleicht selber annimmt, so ist sie in der Hauptsache doch überaus originell, ja stellenweise geradezu genial. So wie etwa ein alter Herrnhuter jahrelang über seinem Neuen Testament sitzt und, die Welt um sich her vergessend, sich eine neue Welt aufbaut, so verliert sich Gundolf sinnend in die Welt seines Dichters. Daß dabei Unebenheiten in Behandlung und Ertrag mit unterlaufen, liegt in der Natur der Sache. Einzelnes, wie z. B. die Betrachtung des Götz, befriedigt gewiß recht wenig, Anderes aber dafür um so mehr. Über die Elegien z. B. ist wohl kaum je Wertvolleres gesagt worden. Überhaupt muß auffallen, wie

stark in Gundolfs Würdigung die Lyrik Goethes in den Vordergrund tritt. Diese Kapitel sind wohl die besten des ganzen Buchs. Deutlich kommt in ihnen zur Geltung, daß der Verfasser — gelegentliche Hinweise machen es noch offensichtlicher — sich zu den Jüngern Stefan Georges zählt. So wird das Signet der „Blätter für die Kunst", das stolz-bescheiden auf dem Titelblatte prangt, im eigentlichsten Sinne zur Huldigung für den Meister, der nach des Verfassers Meinung die Kulturhöhe, die Goethe geschaffen, uns Nachgeborenen am machtvollsten verkörpert.

Alles in Allem wird sich — ungeachtet der notwendigen Einwendungen — behaupten lassen, daß Gundolf trotz der Fülle der Goethe-Literatur dennoch Neues und Wertvolles zu sagen weiß. Sein Werk wird nicht nur dem Fachmann in mancher Hinsicht eine Bereicherung bieten, sondern vor allem auch dem gebildeten Laien, vorausgesetzt freilich, daß dieser Zeit und Ausdauer genug besitzt, sich tapfer hindurchzuarbeiten.

Tübingen. Zinkernagel.

Register.

‚Abstraktionen' 8 ff.
Ahnen, Gemeinsame 9.
Arnim Bettina v. 58. 131. 186.

Bergson Henri 51 ff. 55. 62.
Bertram Ernst 65 ff.
Bettina, s. Arnim B. v.
Biographie 35 ff.
Brentano Clem. 112.
Byron, Lord 131.

Calderon 41 ff.
Cassirer E. 126. 127.
Corneille 103.

Dämonisches 56.
Dante 60.
Dietmar von Aist 19.
Dilthey Wilh. 47 f. 49 ff. 56 f. 64. 66. 68. 69 f.

Einflüsse, Literarische 73. 139.
Einzelwesen inkommensurabel? 3 ff. 10.
Erlebnis und Dichtung 49 ff. 73. 135.
Erziehertum und Lehrertum 17.

Fichte J. G. 82 f. 117.
Fontane Thdr. 44.
Franzosentum, Französische Einflüsse 97/113.
Französische Revolution 114/21.
Fremdwörter 131 f.

Gattungen (der Dichtg.) 74. 135 f.
Gellert Ch. F. 109.
Genie, G.-Bewegung 3. 5. 19 f.
George Stefan und sein Kreis 12. 34. 40. 52 f. 67 f. 72. 92 f. 113. 114. 129. 141.
Geschichte 66 f.
Gleim J. W. L. 116 f.
Goethe J. W. v. 1/141.
  G. als ‚inkommensurables' Einzelwesen 3 ff.
  Jugend 83/94.
  Italienische Reise 53 ff.
  G.s Eitelkeit 17.
  G.-Vergötzung 14 f. 17. 20. 30.
  G. u. das Rokoko 94/114.
  G. u. d. französ. Revolution 114/21.

Schriften.

Achilleis 61.
Aufgeregten, Die 120.
Balladen 136.
Bürgergeneral, Der 120.
Clavigo 100.
Dialog gegen Friedrich II. ‚Literatur' 100. 103.
Dichtung und Wahrheit 8. 15 f. 34. 84. 95 f. 139.
Divan, Westöstl. 43. 134.
Egmont 23. 133.
Elegien, Römische 29. 135.
Elpenor 135.
Epigramme, Venet. 117.
Faust 20 f. 41. 81. 82 f. 83 (Homunkulus). 86 f. 90. 128 f. 136. 137.
Friederikenlieder 72.
Ganymed 22.
Gespräche mit Eckermann 30. 106. 120.
Götz v. Berlichingen 20. 23. 100. 135. 136. 140.
Großkophta 119 f.
‚Joseph' 40.
Iphigenie 27. 28 f. 74. 128. 135.
Lyrik 17 ff. 86. 134.
Mädchen von Oberkirch 120.
Märchen 120. 121.
Mahomet-Übs. 101. 102.
Maifest 86.
Marienbader Elegie 69. 133. 134.
W. Meisters Theatral. Sendg. 28. 103 f.
Nacht, Die 86.
Natürliche Tochter 41. 121.
Nausikaa 55.
‚Novelle' 33.
Physiognomik 24.
Prometheus 22.
Satyros 100.

Shakespeare-Rede 22.
Tasso 27 f. 55. 61. 131. 135.
Triumph der Empfindsamkeit 88. 107.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter 120.
Wahlverwandtschaften 33 f. 134.
Werther 22 f. 61. 74. 81. 91 f. 98. 100. 133. 134. 135.
Willkommen und Abschied 86.
Gottsched J. Ch. 109.
Grillparzer F. 33 f. 39. 42. 102.
Gundolf F. 1/141.

Hamann J. G. 19.
Hebbel F. 102.
Herder J. G. 8. 18. 19. 49. 54. 56. 81. 86. 89. 100. 125. 139.
Hesse H. 13.
Hölderlin Frdr. 25. 32. 34. 67. 112[1].
Huch Ricarda 44.

Iffland A. W. 120.

Kant J. 62. 65. 79. 112. 117.
Keller Gtfr. 14.
Keyserling H. Graf 25 f.
Kleist Heinr. v. 32[1]. 102.
Klopstock F. G. 109. 117.
Kolbenheyer E. G. 126.

Lavater J. K. 55.
Lenz J. M. R. 19.
Lessing G. E. 28[1] (Nathan). 49. 100. 103. 109.
Literaturwissenschaft 24. 35 ff. 45 ff. 75 ff. 83 f. 93 f. 122/9; Einzeldarstellung und Gesamtdarstellung 1/10. Vgl. 122/9.
Lope de Vega 42.
Luther M. 42.

Methode 43 ff. 75 ff. 122 ff.
Methodische Probleme 11/35.
Molière 111.
Moritz K. Ph. 49. 139.
Munk Gg. 28[2].
Mystik 41 f.

Nadler Jos. 122/9 (u. Gundolf).
Napoleon I. 33. 41. 67. 81 f. 131.
Nietzsche F. 12. 62. 65 ff. 79. 112.
Novalis 137.

Orientalisches (Östliches) 41 f.

Philologie 75 ff.
Philosophische Grundlagen in Gundolfs Goethe 45/75. 93.
Positivismus 47 f.

Racine 103.
Revolution, französ. 114/21.
Rickert H. 52.
Rilke R. M. 45.
Rokoko, Goethe u. das 94/114.
Romantik 112.
Romantiker 136 f.
Rousseau J. J. 100 f.

Sachs Hans 131.
Sachsen-Weimar: Karl August, Hzg. 49. 98/102. 131.
Scherer Wilh. 47.
Schiller Frdr. 21. 29. 49. 62. 81. 101 f. 111 f. (Wallenstein) 113. 129. 133. 139 f.
Shakespeare 19. 43. 44. 60. 81. 104. 137. 139.
Simmel Gg. 13. 65 f. 79. 124. 126. 128. 132.
Spanier 42.
Spee Frdr. 19.
Spengler Osw. 12 f. 14.
Spitteler K. 14 f.
Sprachliches 131 f.
Sprachwissenschaft 93 f.
v. Staël, Frau 131.
Stein Charlotte v. 4. 27. 49. 56. 81. 97. 131.
Stoffgeschichte 74.
Stoll J. L. 101.
Sturm und Drang 19 f.

Thorane, Graf 96.
Titanismus u. Erotismus 68 f. 88 ff.

Voltaire 113. 131.

Werner Z. 44.
Widmann J. V. 45.
Wieland 98. 118 f.
Willemer Marianne v. 134.
Wissenschaft 11 ff. 15. 17. 61 f.

NOV 7 1923

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Herausgegeben von

Josef Nadler und August Sauer

Fünfzehntes Ergänzungsheft

Leipzig und Wien

Verlags-Buchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.

1923

Inhalt.

Aufsätze.

Seite

Fr. S. Bock und Fab. A. v. Braxein, zwei ostpreußische Fabeldichter des 18. Jahrhunderts. Von **Johannes Sembritzki** . . . 1

Stamm- und Tagebuchnotizen über Weimar aus dem Jahre 1783. Von **Albert Geßler** 4

Die Familie Reichardt und die Brüder Grimm. Von **Reinhold Steig** 15

Briefe von Gustav Schwab und Wilhelm Waiblinger an Johann Rudolf Wyß d. J. Von **Rudolf Fischer** 54

Kleinere Beiträge.

A. G. Kaestner als Botaniker. Von **Johannes Sembritzki** . . . 63

Zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772. Von **Max Morris** 63

Gesammelte kleine Bemerkungen zu Dichtern und Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts. Von **Reinhold Steig** 64

Nachrufe.

Albert Geßler. Von **Wilhelm Altwegg** in **Basel** 85

Nachruf auf Rudolf Fischer (1869—1920) Von **Paul Meyer** in **Bern** 87

Lebensnachrichten über Johannes Sembritzki. Von **A. Warda** in **Königsberg** 95

Nachruf auf Reinhold Steig. Von **Richard Groeper** in **Frankfurt a. d. Oder** 97

Rezension.

Gräf, Hans Gerhard, Max Morris zum Gedächtnis. Persönliche Erinnerungen. Von **August Sauer** 103

Register. Von **Alfred Rosenbaum** 105

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Herausgegeben von

Josef Nadler und August Sauer

Fünfzehntes Ergänzungsheft

Leipzig und Wien
Verlagsbuchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.
1923

XOAI

Leipzig und Wien
Verlagsbuchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.
1923

Fr. S. Bock und Fab. A. v. Braxein, zwei ostpreußische Fabeldichter des 18. Jahrhunderts.

Von Johannes Sembritzki.

Zu Anfange des Jahres 1743 erschien in Buchausgabe „Der / Deutsche Aesop, / bestehend in drey hundert vier und zwanzig / Lehrreichen Fabeln / welche / in gebundener Schreibart entworfen und als / moralische Wochenblätter stückweis ausgelie- / fert worden. / [Vignette.] / Mit doppeltem Register versehen. / Königsberg in Preußen, 1743. / bey Johann Heinrich Hartung, Königl. Pr. privil. Buchdrucker." (1 Bl. 416 S. 7 Bl.) 8°.[1]) Die Vignette von Syfang stellt einen Greis dar, der die verschiedensten Tiere an sich lockt, während ein anderer Mann, wohl Aesop selbst, an einem Brunnen einen Mohren wäscht. Das erste Stück ist vom „2. Jenner 1742", das 52ste und letzte „den 25. Christmonat 1742" datirt. Die Fabeln, welche fast immer mit einer moralischen Sentenz und Nutzanwendung schließen (z. B. S. 211 „Es sey die Bosheit noch so fein, so wird sie doch entdecket seyn"; S. 336 „Geschieht das eine Ding durch zwey, so ist es nicht mehr einerley"), führen hauptsächlich Thiere und Menschen, vielfach aber auch leblose Gegenstände: Beutel und Spartopf, Dachfahnen, Druckerpressen, Kirche und Wirtshaus, Kreisel, Nägel, Pillen, selbst einen hohlen Zahn, redend ein. Die Aufnahme des Buches in der damaligen litterarischen Welt ist durch Bodmers pseudonyme Streitschrift „Aufrichtiger Unterricht von den geheimsten Handgriffen in der Kunst

[1]) Das Exemplar Pbc 802 der Königl. u. Univ. Bibliothek in Königsberg entstammt der Bibliothek des Gymnasialdirectors Dr. Friedr. Aug. Gotthold zu Königsberg († 25. Juni 1858, welcher seine aus Bibliophilie hauptsächlich auf Auctionen zusammengebrachte Bibliothek, deren Umfang er selbst auf 22.000 Werke = 55.000 Bänden schätzte, die aber bis zu seinem Tode noch bedeutend anwuchs, obiger Bibliothek einfach schenkte.

Fabeln zu verfertigen. Dem Hr. Johann Wurſten von Königsberg mitgetheilt von Hr. Daniel Stoppen aus Hirſchberg in Schleſien, und Mitgliede der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig. Breßlau [Zürich] 1745" bekannt genug; meine Aufgabe ſoll es hier ſein, den (oder vielmehr die) Verfaſſer feſtzuſtellen. Als ſolcher gilt bisher immer noch Johann George Bock, Profeſſor der Poeſie zu Königsberg (geb. daſelbſt 12. Mai 1698, geſtorben 7. Juli 1762), und zwar weil Bodmer von Hagedorn auf die Anfrage, wer der Verfaſſer ſei, die Antwort erhielt, es ſei Bock in Königsberg, und dieſen nun ſogleich mit dem vorhin Genannten identifizierte, der ihm als Herausgeber der wenige Jahre zuvor (1740) erſchienenen Gedichte von Joh. Valentin Pietſch bekannt war. Durch die Oberflächlichkeit eines Zürichers und eines Hamburgers alſo, die beide die Königsberger Verhältniſſe gar nicht kannten, iſt ein Irrthum in die Literaturgeſchichte gekommen, der unausrottbar zu ſein ſcheint. Der Proteſt, den ein Freund Joh. George Bock's (laut Krauſe der Hofgerichtsrath D. Jakob Heinrich Ohlius) in einem den „Gedichten" Bock's von 1756 vorgedruckten Sendſchreiben mit den Worten einlegte: „Sie haben das Schickſal ſchon in Ihrem Leben gehabt, daß man Ihnen Gedichte, die unter dem Namen, der Deutſche Aeſop, herausgekommen ſind, zugeſchrieben hat, die Ihnen nicht gehören. Sie ſind darüber mit Recht unzufrieden geweſen", verhallte ganz wirkungslos, vielleicht der Anonymität des Sendſchreibens wegen. Das Verdienſt, als Erſter die Unrichtigkeit obiger Angabe und den wahren Verfaſſer nachgewieſen zu haben, gebührt Herrn Prof. Dr. Gottlieb Krauſe zu Königsberg, welcher in ſeiner gründlichen Quellenſtudie „Gottſched und Flottwell, die Begründer der Deutſchen Geſellſchaft in Königsberg. Feſtſchrift zur Erinnerung an das 150jährige Beſtehen der Königlichen Deutſchen Geſellſchaft" (Leipzig 1893) ſich S. 268—270 ausführlich darüber verbreitete, allerdings als Anmerkung zu einer Briefſtelle, woran es wohl liegt, daß ſeine vollkommen geglückte Beweisführung unbeachtet blieb. Danach iſt der Verfaſſer des „Deutſchen Aeſop" Friedrich Samuel Bock, ein jüngerer Bruder von Joh. George Bock, geb. zu Königsberg 20. Mai 1716, Halleſcher Mag. der Philoſ. und Privatdocent in Königsberg, 1748—53 Feldprediger, dann Conſiſtorialrath, Profeſſor der griechiſchen Sprache und Bibliothekar, endlich Dr. und Prof. der Theologie, geſtorben 30. Septbr. 1785 (Hennig-Schräder, Chronolog. Ueberſicht), ein vielſeitiger Schriftſteller, deſſen Schriftenverzeichniß bei Goldbeck (Literariſche Nachrichten von Preußen 1781—83; I, S. 7 und 244, II, S. 4) 41 Nrn. umfaßt, worunter die Wochenblätter „Der Einſiedler", „Der Preußiſche Sammler",

die „Historia Antitrinitariorum", der fünfbändige „Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von Ost- und Westpreußen". Doch ist er nicht alleiniger Verfasser des „Deutschen Aesop", wie denn Goldbeck (I, S. 9) nur sagt, er habe „Antheil an dem Deutschen Aesop" und Pisanski in seiner „Literärgeschichte" (hg. von Philippi, 1886, S. 661) von einer „Sammlung von poetischen Fabeln, unter denen viele aus der Feder des nachherigen Doct. der Theol. Bock geflossen sind", spricht.

In dem Wochenblatte „Der Pilgrim" (Königsberg 1743—1744, aber erschienen in den Jahren 1742 und 1743), an welchem Friedrich Samuel Bock nach Goldbeck ebenfalls Anteil hat, befinden sich in Stück VII vom 11. April 1742 vier Fabeln in Prosa mit gereimter Nutzanwendung und zwei poetische, ferner in Stück LIV vom 6. März 1743 sechs poetische Fabeln, die denjenigen im „Deutschen Aesop" außerordentlich ähnlich sind. Der Verfasser hat sich nicht genannt, wird aber dadurch offenbar, daß zwei, „Der Honigfräßige Bär" und „Der sich stark dünkende Elephant", sich auch in „Herrn Fabian Abraham von Braxein „Poetische Nebenstunden in vermischten Gedichten, nebst zwiefachem Anhange von Gelegenheits- und geistlichen Gedichten". Leipzig, gedruckt bey Friedrich Gotthold Jacobäer, 1786 (6 Bl. 148 S.) 8°, finden (S. 68 und 69), wobei angegeben ist, daß sie zuerst im „Pilgrim" gestanden hätten. Die ganzen „Poetischen Nebenstunden", welche (mit einer einzigen Ausnahme) eine Auswahl aus den Jugendgedichten des Verfassers von 1741—1755 darstellen, haben mit dem „Deutschen Aesop" einen Reichtum an ostpreußischen Provinzialismen gemeinsam, wie er sich weder im „Pilgrim" noch in den Gedichten von Pietsch und Joh. George Bock noch in andern Königsberger Veröffentlichungen jener Jahre findet. Ferner wird in der ersten Fabel im „Pilgrim" von dem „Baß zu der Waldcapelle" gesprochen, den der Kukuk singen müsse; im „D. Aes." S. 175 ist die Rohrdommel „der kräftigste Baßist von allen Vögeln". Im „D. Aes." S. 56 heißt der Bär „Ursel", im „Pilgrim" der honigfräßige Bär „Ursulus". Sowohl im „D. Aes." (S. 109, 111), als im „Pilgrim" (Fabel in II, 11) und in den „Poet. Nebenst." (S. 23) wird „eckel" in der Bedeutung „wählerisch" gebraucht. Im „D. Aes." findet sich das Wort „beschmützen" S. 82 und „beschmitzen" (S. 351). Ich habe dieses Wort sonst nur noch bei den beiden preußischen Oberländern Sebastian Friedrich Trescho (Religion, Freundschaft und Sitten in einigen Gedichten", 1761, S. 6 „Der Mensch beschmitzt sich selbst") und Herder (Suphan XXIX, 45: „Beschmitzest du o Weibermann) gefunden; Braxein aber war aus genau derselben Gegend des Oberlandes

gebürtig, wie diese beiden. Durch all dieses glaube ich, wenn auch nicht bewiesen, so doch wahrscheinlich gemacht zu haben, daß v. Braxein außer den zwölf Fabeln im „Pilgrim" auch noch als Mitarbeiter Friedr. Samuel Bock's viele für den „Deutschen Aesop" verfaßt hat.

Da nun, nach Krause's Angabe, M. Friedrich Samuel Bock die beiden Wochenblätter „Der deutsche Aesop" und „Der Pilgrim" gleichzeitig herausgab, so läßt sich wohl annehmen, daß er Fabeln aus v. Braxein's Feder ebenso wie in das letztere, so auch in das erstere Wochenblatt aufgenommen haben werde, ja vielleicht in den „Deutschen Aesop" die meisten, da er im „Pilgrim" wohl nur so viel bringen wollte und konnte, um den Inhalt abwechselnder und mannigfaltiger zu machen. Auffällig ist auch der große Reichtum an ostpreußischen Provinzialismen gerade in v. Braxein's „Poetischen Nebenstunden" und im „Deutschen Aesop" (zusammen über dreißig), wie er sich sonst auch nur annähernd in keiner der gleichzeitigen Königsberger Veröffentlichungen zeigt. Wir wissen also — das sei hervorgehoben — nicht und wir behaupten nicht, daß v. Braxein Mitarbeiter des „Deutschen Aesop" gewesen sei, aber wir dürfen es wohl vermuten.

Es erübrigt nun noch, einiges über die Lebensumstände v. Braxein's zu sagen. Fabian Abraham v. Braxein, einem der ältesten hochadligen ostpreußischen Nationalgeschlechter entstammend, wurde am 27. September 1722 auf dem Rittergute Banners bei Liebstadt, unweit Mohrungen, geboren. Er studierte bis 1744 in Königsberg und war seit 1741 vielfach literarisch tätig. Außer verschiedenen Gelegenheitsgedichten verfaßte er Gedichte und prosaische Aufsätze für die Wochenschriften „Der Pilgrim" und „Der ehrliche Alte" (1745), nach obigen Ausführungen auch für den „Deutschen Aesop". Sie waren teilweise religiösen Inhalts, und geistliche Lieder von ihm fanden in Quandt's Sammlung 1757 Aufnahme; doch verfaßte er auch Gedichte, wie „Ueber den Vorzug der Blondine und Brunette", „Der Vorzug schwarzer Augen", „Lob des Punsch". Im J. 1746 wurde er Hofgerichtsrat, 1751 Tribunatsrat, 1763 Staats-, Kriegs- und Justizminister, zog sich 1768 auf seine Tharau'schen Güter zurück, um den Studien und literarischen Beschäftigungen zu leben, und starb dort am 12. März 1798. Eine von ihm veranlaßte Auswahl seiner Jugendgedichte erschien, wie oben erwähnt, 1786 unter dem Titel „Poetische Nebenstunden"; da sie nicht für weitere Kreise bestimmt war, so sind seine Gedichte darin nicht späterer Feile unterworfen, sondern geblieben, wie sie ursprünglich waren.

Die Aufgabe, das Gedichtchen „Le passant et la tourterelle" in Bouhours' „Manière de bien penser" (Paris 1715, S. 293—94) zu überſetzen, woran ſich Treſcho, Käſtner, Gleim und Herder verſuchten, hat v. Braxein wohl am ſinngetreueſten gelöſt (Poet. Nebenſt. S. 61):

„Was machſt du in dem Buſch betrübte Turteltaube?
Ich klage, weil ich jüngſt die Gattin hier verlohr.
Wie? ſage, fürchteſt du denn dich nicht ſelbſt davor,
Daß dir der Jäger auch wie ihr das Leben raube?
Nein, das bekümmert nicht mein Herz,
Thut er es nicht, ſo thut es doch der Schmerz."

Stamm- und Tagebuchnotizen über Weimar aus dem Jahre 1783.

Mitgeteilt von Albert Geßler.

In Goethes Geſprächen (²I S. 119, Nr. 240) leſen wir, daß der Karlsruher Stadtvikar Chriſtoph Friedrich Rinck (nicht Rink, wie die „Geſpräche" drucken) am 10. November 1783 Goethe beſucht habe. Rinck erzählt dies in ſeinem Tagebuche, das Dr. Moritz Geyer herausgegeben hat („Chriſtoph Friedrich Rinck, Hof- und Stadtvikarius zu Karlsruhe, Studienreiſe 1783/84, unternommen im Auftrag des Markgrafen Karl Friedrich van Baden. Nach dem Tagebuche des Verfaſſers. Altenburg 1897, S. 72). Der Beſuch war nicht beſonders erſprießlich; Rinck fand den „Herrn Geheimen Rath" etwas kurz angebunden, von „Anſehen gar nicht einnehmend, ſeine Mine mehr fein und liſtig als leutſelig"[1]). Dennoch hat Goethe dem Beſucher in das ihm vorgelegte, von Rinck eigens für dieſe „gelehrte Reiſe durch einen Teil der Schweiz und Teutſchland" geſchaffene prächtige Stammbuch einen Eintrag gemacht. Es heißt auf S. 63:

Ein verſtändiger Mann iſt eine theure Seele.
Sprüche Salomons.

Weimar
d. 10. Nov. 83

Zum Andenken
Goethe.

---

[1]) Das Goethe-Jahrb. nennt Geyers Rinck-Buch in Bd. XX (1899), S. 314 in den „Notizen von Zeitgenoſſen über Goethe".

Das Bibelwort steht Sprüche Sal. 17, 27.

Das Stammbuch, aus dem ich zitiere, gehört Herrn Maler Wilhelm Balmer in Rörswyl (Kanton Bern), einem Nachkommen Rincks, und ist eines der besterhaltenen, die ich kenne[1]).

Es enthält auch Einträge von Herder und Wieland.

Herder hatte den Theologen mehr interessiert als Goethe. Als er am 16. November bei Herder Besuch machte, schrieb ihm dieser ins Stammbuch, S. 64:

Ich lernte täglich was aus meinem Leben nehmen,
so nicht hineingehört — — Opitz.

Zum Andenken schriebs
J. G. Herder
Weimar den 16. Nov. 1783.

Auf derselben Seite hat Herders Gattin sich nach 1. Korinth. 13, 13 eingeschrieben:

Glaube, Liebe, Hoffnung
Zum Andenken
von Carolina Herder.

Es dürfte da interessant sein zu sehen, daß Herder noch 1783 Opitz, und zwar aus dessen „Zlatna Oder Getichte von Ruhe deß Gemüthes“ (1623) V. 461 f. zitiert[2]).

Am 17. November hat das Stammbuch vor C. M. Wieland gelegen. Dieser schrieb aus Epiktets „Enchiridion“ das 8. Kapitel:

Μη ζητει τα γινομενα γινεσθαι ὡς θελεις,
αλλα θελε γινεσθαι τα γινομενα ὡς γινεται
και εῦ ποιησεις.

Epictet[3])
C. M. Wieland
Weimar 17t November 1783.

In Weimar haben sich noch Christian Friedrich Schnauß (1722—1797), Mitglied des fürstlichen Geheimen Consiliums, der Hofrat Joachim Christoph Bode (1730—93) und der Bergrat

---

[1]) Geyer, Rincks Herausgeber, hat es nicht gekannt. Es „war“, sagt er S. 76 Anm., „nicht ausfindig zu machen“.

[2]) Nicht ganz genau; V. 462 heißt es: . . darein gehört. (Kürschner D. N. L. 27 I ed. H. Oesterley, S. 56.

[3]) „Bemühe dich nicht, daß das, was geschieht, so geschieht, wie du es wünschest; sondern wünsche, daß das, was geschieht, so geschehe, wie es geschieht, und du wirst gut fahren.“

Wilhelm Heinrich Sebastian Bucholtz (1734—98) in Rincks Album eingezeichnet.

Schnauß schreibt:

Ut potiar, patiar

Vinariae
d. XVII Nov. MDCCLXXXIII

in sui memoriam scripsit
Christianus Friedericus
Schnauss

Serenissimo Duci Saxo
Vinariensi[1]) et Isena-
censi a Consiliis intimis
et Bibliothecae ducalis
Inspector.

Bode, der Musiker und Buchhändler, der treffliche Übersetzer, der gewesene Kompagnon Lessings, war 1778 mit der Witwe des Grafen Bernstorff als deren Geschäftsträger nach Weimar gegangen. Er war eifriger Freimaurer. Rinck war durch Konsistorialrat Mieg in Heidelberg an ihr empfohlen und empfing von ihm den an Gal. 6, 9 angelehnten Eintrag (S. 61):

Gutes thun und nicht laß werden

Weimar
d. 17ten November
1783

J. J. C. Bode.

Im selben Buche hat sich ihm Bergrat Bucholtz mit den Worten eingezeichnet (S. 166):

Wie selig ist der Mensch, der seine Pflichten kennt

v Haller

Weimar 17t Nov.
1783.

Zum Angedenken schrieb
dieses

D. Wilhelm Heinrich Sebastian
Bucholtz

H. Sächs. Bergrath u. Hof-
Medicus p. p.

Die Hallerstelle dürfte aus dem Gedächtnis zitiert sein, wo sie sich aus V. 161—164 des dritten Buches „Über den Ursprung des Übels" trivialisiert hat:

---

[1]) Vinariae und Vinariensi statt Vimariae, Vimariensi, eine Gelehrtenetymologie.

„O selig jene Schaar, die, von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Wert und nicht den Wahn betrachtet,
Und, treu dem innern Ruf, der sie zum Heile schreckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel vor allen Thaten steckt“[1]).

Soweit das Stammbuch.

In dem 1897 publizierten Tagebuche stehen nun über Weimar, Goethe, Herder, Wieland u. a. einige Stellen, die sich hier wiederzugeben lohnen dürfte[2]).

Ende Oktober 1783 reitet Rinck schnell auf einen Sonntag von Jena nach Weimar, Herdern predigen zu hören:

„Um 8 kamen wir nach Weimar, logirten im Erb-Prinz, hörten daß auch Herder nicht predige, dagegen in der Stadt-Kirch ein guter Prediger: Zinserlin. Wir giengen dahin. — In Weimar sahen wir dann den Schloß-Garten, der artig ist, aber nicht vorzüglich, außer das Wasser, das ihn durchströmt ... Weimar ist eine angenehme Stadt, zimlich wohl gebaut und reinlich. Das alte abgebrannte Schloß ist noch nicht erbaut, der schöne Thurm steht noch ganz mitten unter dem Schutt. Das iezige Schloß ist klein und one Pracht von außen. Nach Tisch wollten wir Herdern besuchen, trafen ihn aber nicht an, weil er verreißt war. Um vier Uhr ritten wir wieder nach Hauß.“

Am 2. November wurde, zum selben Zweck, die Reise wiederholt; Rinck kritisiert:

„Nicht gar ehrbar dünkt es uns von einer Herzoglichen Residenz, daß unter dem Tor Sperrgeld bezahlt werden muß: Die Person 3 Kreuzer, mit Pferd 6 Kreuzer ... Ich schikte zu Herdern, da er wieder nicht predigte, fragte, wenn ich die Ehre haben könnte, ihn zu sprechen. Er bestellte mich um 11 Uhr. Ich gieng zu ihm. Ein Mann von der feinsten Lebensart, ein rundes, offenes Gesicht, beredter Mund, sehr schön — so wol in der Bildung als Wuchs. Ganz rund frisirt mit einer Locke: daß Tuppé über die Stirn herunter gestrichen — one Halstuch, braun Rock und Camisol, Beinkleider schwarz, wie auch die Strümpf. Ein Mann in seinen besten Jahren, sehr liebenswürdig. Er predigt gewöhnlich nur alle vier Wochen. Die beste Methode nach seinem Urteile ist die analitische für Anfänger, geübtere können auch synthetisch predigen. Er sucht ganz populär zu predigen, wie er sagt (seine Zuhörer aber sagen, sie verstehen ihn nicht): one einen besondern Plan. Christus predigte aus dem Leben und Herzen der Menschen, diesem Muster suche er nachzukommen, am meisten vermeide er, nicht über eine einzelne Pflicht oder Lehre allein zu predigen. Noch hat er Evangelien, wiewol, wie er sagt, es nur bey ihm stehe, sie zu vertauschen; gewöhnlich aber lege er noch einen andern Spruch zum Grund, und auf diese Art wünsche er, daß nach und nach die Evangelien abgeschafft werden. Von Lavater denkt er gut, besonders wegen seinem warmen Eifer für die Ehre Gottes und das Glük der Menschen, er freute sich, von mir gute Nachrichten von ihm zu vernehmen. Herder konnte dem Ansehen nach den gröſten Fürsten vorstellen — er ist mit Würde herablassend und in dem freundlichsten Discour ehrwürdig. Ich war gegen eine

[1]) Albrecht von Hallers Gedichte. Hrsg. und eingel. von Dr. Ludwig Hirzel, Frauenfeld 1882, S. 139 f.

[2]) Rinck ed. Geyer a. a. O. S. 58, 62 f., 65 f., 66 f., 68 f., 72 ff., 71 ff., 83 f., 84 f., 85 f., 86 f., 87.

halbe Stunde bey ihm, dann empfal ich mich, bat mir die Ehre aus, ihn noch mehr besuchen zu dörfen, erhielt sie und sogleich die Zusicherung, daß er biß nechsten Sonntag predigen werde.

Herr Hoff Rath Bode war nicht zu Hauß, sondern nach Gotha verreißt. Nach Tisch giengen wir wieder zurück nach Jena ...

Am 5. November kommt Rinck auf längere Zeit nach Weimar:

„Gegen 1/2 10 Uhr kam ich in Weimar an, ließ mich zu Herrn Mund-Koch Geibel führen — er ist bey der verwittibten Frau Herzogin: wohnt bey ihrem Palais, hat ein recht schönes Hauß, auf Unterstüzung des Herrn Herzogs erbaut, besonders wegen einem Saal für die Herrn Freymaurer, deren Mitglied Herr Herzog selbsten ist.

Er ist ein artiger Mann, hatte mir schon auf Herrn HoffRath Bode Befehl ein sehr schönes Zimmer bereitet, ganz tapeziret, mit einem bekuemen Sopha. Er sagte mir so gleich, daß morgen Glupp seye. Ich verstund diß nicht, er wunderte sich, dann er hielt mich für einen Freymaurer, erklärte es dann als eine Gesellschaft der verbundenen Herrn Gelehrten, die alle Donnerstag in seinem Hause sich versammelten, woran Herr HoffRath Bode auch Anteil nehme, der aber nach Erfurth und Gotha verreißt ist ...

Abends um 6 Uhr gieng ich in die Opera buffo, die schon seit geraumer Zeit mit großem Beifall und heute das letzte mal von 2 Italiänern in ihrer Sprache vor gnädigster Herrschaft aufgeführt wurde. Den Inhalt verstund ich nicht. Die Musik war gut, ganz im Italiänischen Geschmack. Sie sangen beede auch ganz vortrefflich mit heller und vernehmlicher Stimme, die sie ganz in ihrer Gewalt hatten — sie agirten sehr frey und ausdrücklich. Aber mit dem ganzen war ich nicht wol zufrieden. Es kamen Zotten und Läppereyen vor, die sehr unanständig waren und doch das herzlichste Beyfall-Gelächter erregten, z. E. der Italiäner machte einen Hans Wurst, ging mit den Posterioribus gegen das Frauenzimmer, stieß sie so weg, dann sprach er recht läppisch durch die Nase. Der Geschmack muß hier nicht gar fein sein — wer sollte es glauben, wo Göthe und Wieland wohnt, durch solche Streiche auf dem Theater belustigt zu werden. Vermuthlich werden ihre Werke hier am wenigsten gelesen werden. In meiner letzten Herberge im Erbprinzen traf ich letzthin den D. Faust als die Lieblings Lektüre des Wirten.

Das ist interessant. Faust wird in Weimar gelesen, wohl eines der billigen Jahrmarkts-Volksbücher.

Rinck erzählt dann weiter:

Den 6ten November. Herr HoffRath Bode war noch nicht zurück, ich wäre doch gern in die Glupp gewesen. Mein Wirt sagte mir, daß Herr Berg Rath D. Buchholz auch her komme, ich schikte ihm also meine Addresse von Herrn HoffRath Böckmann und ließ fragen, wenn ich ihm aufzuwarten die Ehre haben könnte. Er ließ mir sagen, er komme auf den Abend onedem ins Hauß, wolle mich dann besuchen. Er kam bey Zeiten schon um 3 Uhr, lud mich selbsten in die Gesellschaft ein, die um 6 Uhr angehen werde. Es sind eigentlich 32 geschlossene Glieder, unadeliche, doch waren auch einige Offizier von Adal da. Die übrigen Adelichen kommen sonsten besonders zusammen. Von den 32 waren dißmal nur die Helfte beisammen. Viele spielten, andere giengen auf und ab, rauchten, tranken. Es sind auch mancherley Zeitungen da, besonders die Hamburger, und Wielands Merkur. Es wurde aber wenig gelesen, man sprach vielmehr mit einander. Gegen 8 Uhr sezte man sich zu Tisch, man speißte Braten und etwas Backwerk, ich war Buchholz Gast, der mir mit gutem Burgunder aufwarten ließ.

Ich kam zwischen ihn und Herrn HoffRath Wieland, Wieland spielte biß zu Tisch und konnte kaum herbey gebracht werden. Mich freute es gerade zu ihm zu kommen, meldete ihm meine Empfelung von Böckmann. Er war höfflich, ich hätte ihn bald wie die Scythen den Alexander anreden mögen. Er sieht abgelebt aus, klein, hat ein sehr kurzes Gesicht, eine schwache, aber sanfte Stimme, ist oft noch zimlich lebhaft und wizig. Ich fragte ihn, ob er mit unsern Wielandten verwant seye? er sagte: Mit Niemand, als mit allen Menschen. Ich sprach Manches mit ihm, besonders von teutschen Staaten, wovon er selbsten anfieng, dann hierin hat er große Einsichten. Er glaubt nicht, daß Frankreich nach seiner iezigen Einrichtung iemals sinken könne. Die Bauern seyen zwar arm, aber nichts besseres gewohnt pp. Neben ihm saß Herr Rath Bertuch, den Wieland bildete, ein junger, lebhafter, und, wie es scheint, sehr belesener Mann, der gern den Ton angiebt ... Ich lernte auch Bucholz Schwager kennen, den hiesigen Capellmeister, der sich geraume Zeit mit mir von gleichgültigen Sachen unterhielt. Ich war grösstenteils nur Beobachter der Anwesenden; um 1/2 10 Uhr stunden wir vom Tisch auf — Wieland und andere setzten sich wieder zum Spiel — nach 10 Uhr ging die Gesellschaft auseinander.

Weiter wird von einem Geheimen Canzlisten Roth berichtet, der, verbittert wegen Zurücksetzung, dem Fremden allerhand Interessantes erzählt:

Wieland hat dem Herzog die Religion aus dem Herzen philosophiert, Göthe den Rest herausgelacht. Das Gymnasium hier steht sehr schlecht. Herder, der es als Ephorus besuchen sollte, kommt nie, oft nicht einmal in das Examen. Herder kam hieher durch Göthe, um einen gelinden Beichtvater zu haben, der dem Herzog nie ins Gewissen redet, damit Göthe tun kann, was er will pp.

Am 9. November 1783 lesen wir:

Um 10 Uhr ging ich in die Schloßkirche, wo ich endlich das Glück haben sollte, Herdern predigen zu hören ... Die Anzal Zuhörer war noch nicht groß, man hätte sie alle zälen können, in die onehin kleine Kirche ... hätten noch 4 mal so viel Menschen bekuem Platz gehabt. Nun kam also Herder auf die Kanzel. Mit vieler Würde. Zu erst sprach er den Vers:

„Ich weiß und glaub' es veste" aus dem Lied ...[1])

Mitten im Vers besorgte ich fast, er werde steken bleiben, doch sein treues Gedächtniß half ihm gleich wieder zu recht. Dann sprach er das Vater unser, nicht ganz mit dem Nachdruk, den ich mir vermuthete. Hierauf verlaß er das Evangelium ... Johannes 4, 47 fg., vom königischen zu Capernaum.

Es folgt dann eine Analyse der Herderschen Predigt.

„Der Zusammenhang", heißt es zum Schluß, „war schwer zu bemerken. Es ist auch nicht seine Absicht, wie er mir sagte, ganz nach einem Plan zu arbeiten, sondern wie eins das andere verursacht und wie es die Zuhörer bedörfen. Eine andere theologisch christliche Predigt kan ich es nicht nennen im

[1]) Die zweite Strophe des Liedes von Paul Gerhardt „Ist Gott für mich, so trete ... Die zweite Strophe fängt an: „Nun weiß und glaub ich feste" (Anm. Geyers).

strengsten Verstand. Sie enthielt sehr viel schönes, rührendes, und erbauliches, voll Menschenkenntniß. Seine Aussprache ist bezaubernd schön; ein anderer Chrysostomus, so sanft fließt es ihm von seinen Lippen. Der Ton ist nicht ganz einförmig, aber natürlich und oft etwas besonders nachdrücklich, one sich Mühe zu geben. Ein Wort, eine Silbe etwas langsamer ausgesprochen hat in seinem Munde vielen Nachdruck. Bewegungen der Hände macht es gar keine. Ganz gerade, aber weit entfernt vom steifen, steht er da. Die Zuhörer waren sehr aufmerksam, mehr vornehme als gemeine — vor diese predigt er auch gar nicht gut. Von der Herrschaft war niemand da. Göthe geht nicht in die Kirche, und so sie auch sehr selten. Nach der Predigt verlaß er noch ein Gebet, aber nicht mit der Wärme, mit der ich es erwartete. Er spricht überhaupt so leins[1]), daß man Mühe hat, alles zu verstehen, wenn man nur etwas entfernt von ihm ist. Seine Perioden sind zum Glük nicht so weitläuftig, und seine Gedanken nicht so verstekt, wie in seinen Schriften: alles liegt offen und klar vor Augen . . .

Abends gieng ich in die Kammer-Musik. Der Conzert-Saal ist prächtig. Groß! auf der einen Seite Spieltische: auf der andern eine kleine Erhöhung vor das Orchester; weiter oben ringsherum ein geraumiger Gang vor Liebhaber der Musik. Gnädigste Herrschaft war selbsten da, auch die Herzogin Amalie und der Prinz[2]), Bruder von Herrn Herzog, der auf einer Reise in Paris war und sehr hager und übel aussieht — er war wie der Herzog in Jäger-Uniform; grün und gelb, one Stern, auch Frau Herzogin hatte keinen, aber einen Orden. Herrn und Dames waren viele da, die leztere aber weit zahlreicher; alle one große Pracht. Zuhörer oben wohl etliche 100, worunter viele Standes-Personen. Wie ich kam, ließ sich eine sehr schöne Sängerin hören[3]), als Sängerin aber sehr mittelmäßig — doch etwas schmachtend. Mein Nachbar, vermuthlich ein Jäger, sagte mir, daß Frau Herzogin es sich zur Gnade ausgebeten bei der Geburt des Erbprinzen, daß diß Frauenzimmer den Hoff meiden solle. Aber Herr Geheimer Rath Göthe sehe sie gerne, und nun sey sie schon 2 mal wieder da gewesen. Alles spricht doch hier sehr frey gegen Göthe! Obs Neid? oder Schmähsucht? oder gegründete Ursach?

Fürsten und Minister! Heil euch, wenn Bösewichter, wenn Religions-verächter über euch schreiben, weil ihr sie nicht duldet; ihr seid weit erhaben über das lästernde Gebell des Gottlosen und Lasterhaften. Euer Haupt ist unter dem Schutz des Höchsten. Sinds aber Seufzer des Unterdrükten, sinds Aergernisse, die ihr der Tugend stellt, sinds Klagen der entweihten Unschuld, wahrlich, dann möchte ich lieber Neger in Zuker Plantagen seyn, als an eurer Stelle ein feiler Knecht des Lasters mit Orden und Kronen glänzen.

Ich blieb im Conzert gegen $1^1/_2$ Stund, habe mich satt, aber nichts außerordentliches gehört. Die herzogliche Durchlaucht und viele andere spielten unaufhörlich und eifrig in Karten . . .

Dann folgt, am 10. November, der Besuch bei Goethe[4]) . . .

An eben diesem Morgen gieng ich noch zu Herrn HoffRath Wielandt. Unten sah ich einige seiner Kinder, deren er 10 hat, das älteste ist eine Tochter von 15 Jahren. Die wo ich sahe, sie sehen sehr schön und munter, noch kleine Knaben von 5 und 6 Jahren und eine noch ein kleineres auf dem Arm einer Hauß-Jungfer. Der Bediente meldete mich, ich wurde gleich vorgelassen — er hatte noch Pantoffel an.

---

[1]) Nasalierte Form von „leis“ (Anm. Geyer).
[2]) Konstantin (Anm. Geyer).
[3]) Korona Schröter?
[4]) Gespräche von Biedermann I² S. 119 N. 240.

Empfieng mich sehr gütig. Ich machte die gewöhnlichen Zerimonieen, er erwiederte sie nicht. Ich sezte mich neben ihn, machte ihm meine Dankſagung vor die Empfindungen des Christen und den Oberon. Er bezeugte seine Freude, wenn erstere besonders etwas gutes stifteten. Er fragte mich von meiner Reise — in Berlin empfol er mir besonders den Mendelssohn und Ramler. Ich fragte ihn nach dem Charakter des ersteren, er hält ihn für ganz gut. Daß er immer noch eine Jude bleibt, ist ihm wol zu verzeihen; dann die Christen sind ia nicht, was sie seyn sollten — sie teilen sich in alle in Sekten; zu welcher sollte er nun übergehen! So kamen wir besonders auf Religion und Religions-Veränderungen zu sprechen. Wieland fodert, ein Prediger soll Lehrer der Weißheit seyn, — also nicht an Patribus und Systemen kleben, sondern die reine Weißheit aus Gottes Wort und der „Seele und dem Herzen des Menschen schöpfen. Er denkt überhaupt, so wie in allem, auch hierin sehr hell, schätzt Herdern hoch, der eine vortreffliche Methode hat, besonders Vorurteile auszurotten;" er greift sie nicht direkte an, sondern zeigt, wenn er Aergerniß besorgen könnte, nur die reine Wahrheit — die Irrtümmer stürzen dann von selbst zusammen. Ich war etwas über eine halbe Stunde bey ihm, unterhielt mich recht angenehm. Als ich Abschied nahm, lud er mich ein, ihn noch mehr zu besuchen. Noch Eins von ihm! Die Bibel enthält fast lauter orientalische Bilder, nichts ist nun absurder, als wenn man aus diesen Bildern Lehrgebäude aufführt und dann einen helldenkenden Kopf, wie z. E. Mendelssohn, in das Lehrgebäude einpressen will — es ist, sagt Wieland, wie jenes grichische Ungeheuer, das alle in einen Trog legte, von den zu großen weghieb und die kleinen so lange strekte, bis sie ihn ausfüllten. Er gab mir ein ganz neues Werk von Mendelssohn zum lesen mit, worinn er besonders die Jurisdictio Ecclestastica der Juden und anderer angreift und deren Nichtigkeit zeigt. Es hat den Tittel: Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judentum Mit allergnädigsten Freiheiten. Berlin 1783 . . .

Am 11. November 1783 reist Rinck nach Erfurt, am 13. wieder nach Jena. Am 16. hört er nochmals Herder predigen:

Die Kirch war kaum zum dritten Theil voll. Die beeden Frauen Herzogin Amalia und Louise nebst einigen vom Adel stunden in dem fürstlichen Stul. Herr Herder kam endlich auf die Kanzel mit der ihm eigenen, ganz freien und ungezwungenen Würde . . . Ich schrieb dißmal etwas nach, konnte aber nicht alles verstehen, weil Herder in dieser großen Kirche sich gar nicht anstrengt. Da die Leute ihn so wenig verstehen, so kommen nicht viele, und die wo da sind plaudern zum Teil.

Zu Mittag speiste Rinck bei Herder:

„Ich unterhielt mich mit ihm in seinem Zimmer bis 1/4 auf 1 Uhr. Wir sprachen von Kirchen und Schulen — er klagt selbsten über diese Gegend, besonders weil so viele aus dem Baurenstand studiren; denn Vornehmere und Leute von Gaben wählen etwas anderes, weil sie bei der Theologie gar wenig Aussichten haben. Er sagt, seine Pfarrer darf er nicht vor Neuerungen warnen, sie kleben nur zu viel am Alten, sie denken, sie prüfen selbsten gar nicht. Er machte mich auch mit einer Sekte bekannt, die hier noch existirt, nemlich die Böhmisten, von Jacob Böhme — sie gehen sehr selten in die Kirche und gar nicht zum Abendmal, weil sie diß bloß als ein Hülfsmittel für schwache halten, sich aber für stark, doch schicken sie ihre Weiber. Es sind hier noch etwas harte Geseze gegen sie, sie werden besonders begraben, dörfen nicht zu Gevater stehen p., halten sich aber sonsten sehr ruhig und gut.

Nun wurden wir zu Tisch gerufen — es speisste noch eine adeliche Dame

mit und ein Magiſter, vermuthlich der HoffMeiſter von Herders Kindern. Er traktirt recht gut. Unſere Unterhaltung war lebhaft und munter — hie und da mußte freilich ein mancher ehrliche Mann die Revüe paſſiren. Herders Frau iſt noch ziemlich jung, ſchön, wizig, etwas ſatyriſch, gelehrt, oft ein wenig affektirt. Nach Tiſch giengen wir insgeſammt auf Herders Zimmer zum Coffee, es kam noch ein Frauenzimmer, man plauderte und ſcherzte manches, unvermerkt wurde es 4 Uhr, ich nahm dann Abſchied."

Es folgen Abſchiedsbeſuche bei Bernhart Buchholtz, Hofrat Bode, Wieland und Geheimrat Chr. Friedr. Schnauß. Weiter heißt es:

„Nun ließ ich mich bei der Gräfin Gianini, Exzellenz, melden; ſie iſt eine Italiänerin, und Oberhofmeiſterin bey der regierenden Frau Herzogin, ich wollte ſie bitten, mich bei Ihro Durchlaucht zu melden. Ich konnte aber nicht vorkommen, der Zahnarzt putzte ihr die Zähne. In einer halben Stunde."

Er machte unterdeſſen einen Beſuch und ging dann abermals zur Frau Ober-Hofmeiſterin.

Sie ließ ſich entſchuldigen, daß ſie nicht recht wohl ſeyen. Ich ließ ihr ſagen, wo ich herkomme, daß ich gern der Frau Herzogin aufwarten wolle, wo ich logire und alſo Befehl erwarten werde. Sie ließ mir ſagen, daß ſie mich melden wolle. Nach Tiſch kam gleich ein Bedienter, durch den mir Frau Herzogin ſagen ließ, um 4 Uhr zu erſcheinen. Ich eilte noch vor 4 Uhr in das Fürſtenhauß ... Ein Kammerdiener meldete mich — ich hatte gleich die Gnade untertänigſt aufzuwarten. Ihro Durchlaucht waren mitten im Zimmer, ganz einfach gekleidet, one Schminke, etwas bleich, aber doch geſund. Unter einer neben Thür ſtund eine Hoff-Dame, deren Backen dick mit rother Farbe überſchmirt waren. Ihro Durchlaucht empfiengen mich ſehr gnädig, fragten, woher ich komme? was ich ſtudirt?, fragten auch nach HoffRath Böckmann. Erzählten mir, das unſere gnädigſte Herrſchaft ſeit kurzem hier geweſen. Ich mußte Ihnen einiges aus der Schweiz, beſonders von Lavater erzälen. Ich bezeugte höchſtdenenſelben meine Freude über Dero hohes Wohlſeyn, über das Glük, daß die Vorſehung ſie mit einem Erbprinzen geſegnet, über die Gnade, daß ſie mich vorgelaſſen hätten. Fragte, ob ſie keine Nachricht hätten, daß unſere durchlauchtigſte Frau Erbprinzeſſin[1]) guter Hoffnung ſeye. Sie verneinten es. Da ich ongefehr ¼ Stunde die Gnade genoß, mit Höchſtdenenſelben zu ſprechen, ſagten Ihro Durchlaucht mit gnädigſter Herablaſſung, es ſeye ihnen angenehm geweſen, mich kennen zu lernen, und wünſchten mir Glük auf meiner vorhabenden Reiſe. Ich empfal mich alſo Ihro Durchlaucht untertänigſt zu Gnaden. Gewiß eine große Fürſtin! Doch ſollte ſie es nicht ſeyn, da ſie aus Darmſtadt iſt. Viele Würde hat ſie zwar nicht in ihrer Miene; anfangs gab ſie ſich ſo ein Anſehen, es ſteht ihr aber nicht — ſie vergaß es auch bald und war mir dann nur deſto verehrungswürdiger durch ihre natürliche Anmuth und Adel des Herzens.

Es folgt ein letzter Beſuch bei Friedrich Juſtin Bertuch (1747 bis 1822):

Ich hörte, daß bei Herrn Rath Bertuch eine Töchterſchule ſeye, die ſeine Frau und Jungfer Schwägerin dirigiren. Ich war neugierig und ſtellte mir ſo etwas vor, wie ich in Zürich gefunden. Gieng alſo in ſein Hauß — er war mit

[1]) Ihre Schweſter, Erbprinzeſſin von Baden.

seiner Frau verreißt, die Jungfer Schwägerin aber war zu Hauß. Ich ließ mich bey ihr melden und bat, mich von der Töchterschule zu unterrichten — sie führte mich hinein. Etlich und 20 mannbare Staats-Jungfern sizen da und — machen Blumen auf italiänische Art. Wie sehr fühlte ich mich da in meiner Hoffnung betrogen. Ich erzälte ihr so das wesentliche von der Töchterschule in Zürich. Freilich sagte sie stehe es dahin, ob diß gute Weiber und Mütter werden. Die Mädchen antworteten mit einem losen Gelächter. Den ganzen Tag sizen sie da, und sind nicht etwa solche, die zu Puzmacherinnen bestimmt sind, sondern mehrere würklich von Stand. Gott sey den Männern gnädig, die mit ihnen gestraft werden sollen! Die Blumen werden in Fabriken verkauft . . .

In der Nacht packte ich ein, um nur von hier nach Leipzig abzureisen."

In den späteren Partien des Tagebuches wird noch zweimal Goethe erwähnt, sehr tadelnd; die Stellen geben einen Begriff, wie gut gehaßt der Dichter mancherorts gewesen ist.

Am 24. November besucht Rinck in Leipzig den „Herrn Kreis-steuer-Einnehmer Weiße"; gemeint ist Christian Felix Weiße (1726 bis 1804), der Kinderschriftsteller und Theaterdichter[1]):

„Beim ersten Anblick liebt man den Mann, eine gute sanfte Seele, sein Gesicht mit der Heiterkeit eines innerlich glüklichen, eines ganz rechtschaffenen Mannes erfüllt, Geistes Talente und Güte des Herzens stralet aus seinem frohen Lächeln. Ich konnte mich nicht enthalten, beym ersten Anblick dieses lieben Mannes eine Vergleichung in meinen Gedanken zwischen ihm und Göthe anzustellen — 2 Männer, die in Schauspielen und andern Werken dem Publikum Produkte ihres Verstandes auftischten. Aber wie Himmel weit unterschieden, so wie der erste Anblick eines jeden — wie Licht und Finsternis. Einer schreibt wizig, aber ohne Herz; will er gut schreiben, so ist's gezwungen, ihm fließt nur Spott über Religion und Tugend leicht. Der andere nicht weniger mit Wiz und Geistes-Kraft begabt, und diß veredelt mit dem besten Herzen. Die Früchte zeugen von dem Baum, das Wasser von der Kuelle — genießt, trinkt hier, Kinder und Erwachsene. Weißens Werke sind köstliche Nahrung für den Verstand, sie werden schon in der Brust des Kindes veste Grundsätze der Tugend bilden. Heil Dir! Vater so vieler Kinder Teutschlands! werth, daß Du die Luft einathmest, die ehedem Gellert athmete! Daß deine Gebeine neben seinen einst sanft ruhen, daß die nemliche Krone des Verdiensts einsten auf deinem Haupte glänze, die einen seeligen Gellert reichlich für seinen heißen Eifer zum Glück der Welt belohnet.

Der brave Weiße hat sich dann in Rincks Stammbuch (S. 27) auf Englisch verewigt.

The honest Man is the greatest Work of God.

For Memory's sake
wrote it

C. F. Weisse.

Leipzig
December the 2.[2])
1783

---

[1]) Rinck, ed Geyer S. 92.

[2]) Laut Tagebuch (ed. Geyer) Abschied bei „dem theuren Herrn Creis steuerEinnehmer Weiße am 2. Dez. 1783".

Die zweite Stelle steht, wo Rinck am 19. Januar 1784 in Braunschweig über den Abt Joh. Friedr. Wilhelm Jerusalem (1709 bis 1789) schreibt[1]):

„Ich las Jerusalems Rede bei Heermanns Einführung[2]). Sie ist ein Ausfluß aus seinem edlen Herzen, gleichsam der Mittelpunkt aller Pflichten, die die erfahrene Weißheit einem Lehrer der Religion vorschreiben kan . . .

Unter den harten Prüfungen, die er anführt, gehört doch vorzüglich wohl der Tod seines Sohnes zu Wetzlar, den er freilich auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs lange nicht, aber endlich desto fürchterlicher erfahren, da ein dummer Rezensent, der mit Unverstand, ia mit tollem Unsinn rezensirte, es seye kein Wunder, wenn Jerusalems Sohn sich selbst erschossen, da der Vater solche Grundsätze hege und die Erbsünde läugne. Wie muß diß dem edlen Mann so wehe getan haben? eben so, da Göthe diesem unglücklichen Sohn unter dem Namen Werther eine ewige Schandsäule errichtete — sich zugleich selbst eine Schandsäule errichtete."

Auch Jerusalem hat sich in Rincks Stammbuch eingeschrieben mit dem Spruch aus Kor. I 13, 9. 10:

Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weißagen ist Stückwerk, wann aber das Vollkommene kommen wird, dann wird das Stückwerk aufhören.

Dem würdigen Herrn Besitzer empfielet sich hiemit zu beständigem freundschaftlichen Andenken

Braunschweig d. 19. Jan. 1784.

J. F. W. Jerusalem
Abt zu Riddagshausen.

Die Familie Reichardt und die Brüder Grimm.

Von Reinhold Steig.

Wilhelm Grimm schrieb 1831 in seiner Lebensgeschichte[3]): „Ich blieb [von Ostern 1809] bis zum Herbst in Halle und erfuhr von der Familie des Kapellmeisters Reichardt, die mich eigentlich zu der Reise dorthin bestimmt hatte, die herzlichste Freundschaft. Reichardt war bei manchen Eigenheiten und einem starken Selbstgefühl ein Mann von leicht bewegtem, edlem Herzen. Unter seinen musikalischen Erzeugnissen stelle ich die Kompositionen zu Goethes Liedern oben an. Wer sie von den Gliedern seiner Familie hat vortragen hören, hat sie vielleicht erst in ihrem ganzen Werte kennen

[1]) A. a. O. S. 169.
[2]) Heermann, Superintendent in Riddagshausen.
[3]) Justi, Grundlage. 1831, S. 176.

gelernt!" Sodann weiter[1]): „Im Spätherbste reiste ich nach Berlin, Achim von Arnim zu besuchen, den wir schon früher hatten kennen lernen und dessen liebevolle Gesinnung zu allen Zeiten unverändert geblieben ist", und zuletzt: „Auf dem Rückwege durch Weimar, am Schlusse des Jahrs, ward mir das Glück zu Teil, Goethe zu sehen." Hinter diesen Bemerkungen verbirgt sich das wechselvolle, reiche Leben, das sich zwischen der Familie des Kapellmeisters Reichardt und den Brüdern Grimm abgespielt hat.

Die Bekanntschaft zwischen beiden Teilen wurde durch die mit Achim von Arnim und Clemens Brentano geschlossene Freundschaft vorbereitet und eingeleitet. Brentano dankte am 15. Februar 1805 seinem Freunde Arnim für Reichardts Komposition der „Rose" und bemerkte dazu: „Reichardts Manier ist mir selbst nicht die liebste: in seiner Einfachheit liegt zu viel Bewußtsein, in seiner Erfindung zu viel Bekanntes, in seiner Unschuld zu viel Absicht, und in all seinen Liedern schwebt er zwischen dem Volkston und Operntone, so das rechte Geschmackvolle hat er, genug, ich kann's nicht sagen. Sein bestes Lied ist immer ‚Kennst Du das Land', weil man es nicht anders komponieren kann. Frage doch Reichardt, ob er nicht auch fremde Musik manchmal aufnehme, dann wolle ich ihm einige meiner Lieder senden." Worauf Arnim am 27. Februar 1805: „Reichardt kennt den Geschmack der Welt. Schimpfe lieber geradezu auf seine Arbeit, als diese Art von Lob in Deinem letzten Brief. Du wirst doch endlich finden, daß er zu den wenigen Musikern gehört, deren Arbeit, ein wenig abgerundet durch die Zeit, wie das mit allen Liedern geschieht, echtes Volkslied werden kann. Ich erinnere nur an sein 1. Wenn ich ein Vöglein wär — 2. Ach was ist die Liebe für ein süßes Ding — 3. Im Walde schleich ich still und mild[2]) — 4. Wie lieb ich euch, ihr Nachtigallen — 5. Erlkönig — 6. Den König in Thule — und viele andre, die ungedruckt noch bei ihm liegen, so wie an vier Lieder von mir, die ungedruckt und ganz wunderbar von ihm komponiert sind. Ich kann Dir nichts als meinen Glauben geben; aber glaube mir, daß er bei mancher Schwäche doch der lebendigste, ständigste Mensch ist, der mir vorgekommen."

Im Juni 1806 traf bei Reichardts in Giebichenstein (bei Halle) wieder Arnim ein, damals in der Blüte seiner Jugendentwicklung. Er erinnerte sich noch später mit herzlicher Liebe der guten Tage, die er dort verlebte, an den kühlen Gartensaal, welcher das

[1]) Justi a. a. O., S. 177.

[2]) Wenn damit Reichardts Komposition von Goethes Gedicht „Jägers Abendlied" (1781) gemeint ist, dann zitiert Arnim falsch, statt: Im Felde schleich ich still und wild.

schöne landschaftliche Bild einrahmte, an die Wasserfahrten nach den glückseligen Inseln der Saale, den Chorgesang und Waldhörnerklang: „Auch hier hatte der Himmel freilich das Beste getan, hatte Reichardt eine treffliche Frau, schöne, geistreiche Kinder verliehen, ausgezeichnete Männer traten durch Heirat zu dem Kreise. Aber daß dieser Kreis durch Differenz der Meinung, durch Leidenschaftlichkeit sich nicht zerstörte, dazu tat doch sehr viel seine Gewandtheit, seine Nachsicht im eignen Hause, selbst seine Autorität und sein Spott, obgleich er diesen mehr in fremden Häusern zu üben gewohnt war, seine sichere Methode, alles Gemeine von diesem Kreise abzusondern, endlich seine Unterscheidungsgabe, wo Talent auch bei unscheinbarem Äußeren verborgen sei." Arnim besaß viele Melodien und Lieder von Reichardt, die zum Teil gedruckt wurden, der Mehrzahl nach aber ungedruckt blieben. Auf das innigste gestaltete sich Arnims Verhältnis zu Louise Reichardt, der hochbegabten Tochter des Musikers, wie Arnim an Bettina aus Giebichenstein 12. Juli 1806 schrieb: „Louise Reichardt sang meine Lieder, neuere als Sie kennen, so glockenhell vor, daß ich mich für einen unwissenden Handlanger in einer Goldküste hielt ... Alle Tage singt Louise und bedauert, daß hier kein Mädchen, welches herzlichen Anteil, und durch und durch, an ihren musikalischen Bemühungen nehme."

In diesem Spätsommer kam das nationale Unglück über Preußen, von dem Arnim in Göttingen betroffen wurde. Über Berlin, Prenzlau, Stettin ging er die pommersche Küste entlang nach Danzig, von da nach Königsberg, von wo aus er, wie sein Landsmann Heinrich von Kleist, den vergeblichen Versuch machte, Pommern und Brandenburg im Rücken der Franzosen aufzubringen (vgl. Deutsche Revue, Juli 1913). Hier traf er wieder mit Reichardt zusammen, und am 6. August 1807 schrieb er an Bettina: „Reichardt wünschte mich zur Gesellschaft mit nach Giebichenstein, in Berlin warten meine Verwandten; bin ich aber einmal da, so kann ich nicht so schnell fort, denn meine Angelegenheiten fordern vielleicht meine Gegenwart. Giebichenstein hätte auf dem Wege zu Ihnen gelegen, vielleicht, da Sie einmal in die Reisebewegung gekommen, hätten Sie mit Clemens dahin eine Lustreise machen können, ein Singechor von 14 Stimmen zu vermehren, das die Louise Reichardt in ihrer schönen Tätigkeit aus nichts gebildet hat, wenn man anders schöne Mädchen, die noch nicht singen konnten, für etwas rechnen kann, Mädchen, die zum Teil in das Haus gegeben, weil die Eltern in Geschäften abwesend. Wie würde sich Louise Ihrer Kunstfertigkeit gefreut haben, von deren Fortschritten mir Clemens so viel schreibt, sie ist ohne Eifersucht und Eitelkeit in der

Kunst und Sie hätten vielleicht ein paar schöne Wochen da zugebracht; das ist alles nun möglich, und Reichardt ladet sie ein und Clemens."

Reichardt, Arnim und Clemens Brentano sowie Bettina und Melina Brentano nebst dem Ehepaare von Savigny vereinigten sich in Weimar, wo sie bei Goethe vom 8. bis 10. November Besuch machten. Reichardt schrieb an Frau von Stägemann, 7. Dezember 1807:

„Einen großen Teil des Novembers hab ich in Weimar sehr angenehm verlebt. Ich begleitete Arnim, der so lang bei uns geblieben war, und seinen lustigen Freund Brentano, der ihm hieher entgegenkam, dorthin und dachte nur, wie diese, einige Tage dort zu bleiben. Der Herzog und der ganze Hof waren aber so überaus freundlich zu mir, daß ich mich gerne einige Wochen aufhalten ließ. Goethes Tasso ward so gut aufgeführt, als man es nur irgend von einem modernen Theater, und von diesem nur unter Goethes eigner Direktion erwarten kann. An einem andern Abend ward Camilla von Paer überaus gut gegeben, die beiden Hauptrollen durch Mlle. Jagemann und Herrn Strohmeier, einem schönen jungen Mann mit der schönsten, herrlichsten Baßstimme, die ich je gehört, ganz vollkommen. Goethe ging nur leider bald nach Jena, um da einen Prolog auszuarbeiten, den er zu einem neuen Journal, Prometheus, welches mit dem neuen Jahr in Wien herauskommen soll, versprochen. Dieses Journal läßt die neue Wiener Theaterdirektion besorgen, in der Hoffnung, den Geschmack und Sinn des dortigen Theaterpublikums zu veredlen; sie hat den jungen Doctor Stoll und einen Herrn von Seckendorf in Deutschland herumreisen lassen, um gute Mitarbeiter anzuwerben. Wenn die Ausführung der Idee entspricht, kann die Sache wohl interessant werden. Die beiden jungen Männer, die eben in Weimar waren, nehmen sichs eifrig an."

In drei Kutschen fuhren die Freunde aus Weimar nach Kassel weiter, wohin auch Reichardt etwas später als königlich westfälischer Kapellmeister nachkam, und nun bildete sich dort die Freundschaft zwischen Reichardts und den noch jugendlichen Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm.

Zum Verständnisse der Briefe ist es notwendig, an die verwickelten Familienverhältnisse des Reichardtschen Hauses zu erinnern. Johann Friedrich Reichardt (1752—1814) war in erster Ehe verheiratet mit Juliane Benda (1752 bis 9. Mai 1783), der Tochter des Violinspielers und Konzertmeisters Friedrich Benda. Aus dieser Ehe stammte die unvermählt gebliebene Luise (1780—1826) und Juliane (1783—1838), vermählte Stelzer. Seine zweite Frau Johanna, die er schon am 14. Dezember 1783 heiratete, war die Tochter des Predigers Alberti in Hamburg und die Witwe des Landschaftssyndikus in Stade P. W. Hensler. Von ihren drei Schwestern war die eine (Amalie) mit Ludwig Tieck, die zweite mit dem Kunstschriftsteller Waagen, die dritte mit dem Theologieprofessor A. W. P. Möller verheiratet. Aus erster Ehe hatte sie drei Kinder: Wilhelm Hensler, der den Namen Reichardt annahm und nach Frankreich ging; Charlotte, vermählte Pistor, und Minna, vermählte Alberti. Aus Reichardts zweiter Ehe stammen drei Töchter: Johanna, mit dem Dichter Steffens verheiratet; Friederike, mit dem Geologen K. G. v. Raumer, Sophie, vermählte Radecke, und 2 Söhne: Herrmann, als Gymnasiast 1801 beim Schlittschuhlaufen verunglückt, und Friedrich, Architekt in Hamburg (geb. 1803, vgl. Hamburg. Schriftst.-Lex. 6, 186 f.).

I.

Bis Ostern 1808, wo Reichardt seine Familienangehörigen nach Kassel nachfolgten, liegen eine Anzahl undatierter Nachrichten vor, die an den Anfang treten können. Dann reihen sich andere Mitteilungen an, die, soweit angängig, auch nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet sind.

1. Reichardt an Jacob Grimm.

Könnten Sie mir wohl für die beiliegenden beiden Gesänge, aus einer Klopstockischen Ode oder aus Metastasios Passion, etwas ähnliches im Lateinischen vorschlagen, um es für den nächsten Sonntag der Musik unterzulegen; oder wissen Sie jemand, der es wohl leidlich ins Lateinische mit möglichster Beibehaltung des Silbenmaßes übersetzte? Oder möchten Sie es selbst wohl tun? Die notwendige Bedingung wäre nur, daß es zwischen heut' und morgen geschähe. Helfen Sie mir, wenn Sie können, mein Lieber. Guten Morgen, Reichardt.

2. Reichardt an Grimm.

Darf ich wohl noch einmal mit der Bettelei kommen, dem in beigehender Oper bezeichneten Duett einen lateinischen geistlichen Text unterzulegen, und mir, so bald es sein kann, es zu schicken. Ihr Reichardt.

3. Reichardt an Grimm, Kassel, 31. Januar 1808.

Die Zeitungen erfolgen hiebei mit Dank zurück. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, die Anzeige von meinen Kompositionen zu Goethes Liedern aus dem Morgenblatt besonders recht sauber abdrucken zu lassen, 500 Exemplare auf sehr feinem, weißen Druck- oder Schreibpapier, damit man die Anzeige, die wohl am besten in gr. 8 gedruckt wird, ohne zu große Beschwerung schicken könnte. Ich wünschte wohl die erste Korrectur selbst zu sehen. Ich habe einige Korrecturen drin gemacht, die der Drucker wohl beachten würde. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen die Mühe mache, ich weiß aber damit hier noch gar nicht Bescheid, hab' auch noch durchaus keine Zeit für meine eignen Sachen. Ich bitte auch dem Bedienten zu sagen, wo Ihr Schuhmacher wohnt. Guten Morgen, Reichardt.

4. Reichardt an Grimm.

Heute kann ich Ihnen, mein Lieber, durch die Tat belegen, was ich gestern Ihnen sagte. Eben erhalt ich beigehende Kapsel, in welcher das neueste Blatt dasjenige ist, welches die von mir vor drei Wochen durch korrigierte Anzeige meiner Goethischen Liederankündigung enthält. Ich muß es auch an Sie zurücksenden, da es gar keine Liste der Interessenten zur Weisung mitführt, auch der Tag der Absendung nicht bemerkt ist. Daß es in Herrn Itzigs Händen gewesen[1]), beweist ein Zettel, der in der Jenaischen Litt. Zeitung lag. Guten Abend. Reichardt.

5. Reichardt an Grimm.

Herzlichen Dank für Ihr gütiges Anerbieten, das ich gerne und so weit annehme, als es ohne Ihre Ungelegenheit und ohne Nachteil Ihres Instituts

[1]) Itzig ein Kasseler Freund der Brüder Grimm.

geſchehen kann. Lieber wäre mir's, für dieſes ſelbſt, wenn Sie darin eine Änderung treffen könnten, daß Zeitungsblätter, wie die Allg. Litt. Zeitung, Morgenblatt u. dgl. nicht erſt bis zu 8—9 Tagen, viel weniger noch bis zu 15 Tagen bei Ihnen aufhäufen dürften, eh ſie in Gang kämen. Da Sie einmal die Sache unternommen haben, möcht' ich doch auch gerne ſehen, daß es zu Ihrer und zu der Intereſſenten Zufriedenheit ausfiele. Der Bote bleibt dazu immer notwendig. Kaſſel, d. 3. April [1808]. Ihr Reichardt.

6. Reichardt an Grimm.

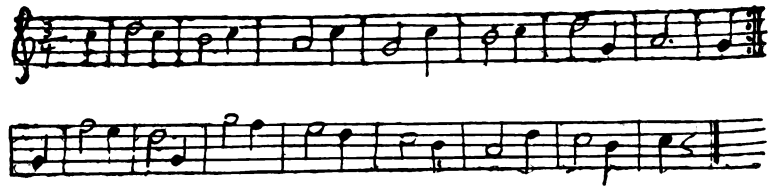
Wenn Sie, mein Lieber, Morgenblätter vorrätig liegen haben, die noch nicht herumgegangen, ſo laſſen Sie ſie mir auf eine Stunde zukommen; oder ſonſt etwas Neues. Auch wollten Sie mir ein intereſſantes Buch vor einiger Zeit mitteilen, auf deſſen Titel ich mich jetzt eben nicht beſinnen kann; ich habe eben gar nichts. Guten Abend! Reichardt.

7. Reichardt an Grimm.

Ich kann Ihnen zu Ihrer Geſellſchaft für Journale auch noch den Staatsrath v. Bülow melden, er wohnt in der Carlſtraße, Ecke am Garde du Corps-Platz bei Frau v. Spiegel, eine Treppe hoch. Vale! Reichardt.

8. Reichardt an Grimm.

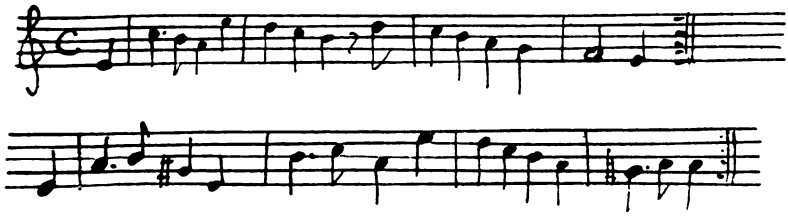
Mir iſt das Blatt hergeſchickt, und da ich nicht weiß, wohin ich es zurück ſenden ſoll, bin ich ſo frei, es Ihnen zuzuſenden, zu weiterer Beförderung, auch durch meinen Bedienten, wohin es Ihnen gefällt. Wie geht's mit dem lieben Leidenden? Nichts Neues vom Journal? Ihr Reichardt.



Groß Leid und Schmerz
Hat mir mein Herz
Vor einem Jahr beladen.
In dieſem Jahr
Hat mir fürwahr
Von rotem Gold ein Faden
Alls Leid zerſtört
Und gar verkehrt
Mein Trauren und mein Schmerzen
Bin ganz fröhlich
Drum jetzund ich
Will ſingen, ſpringen, ſcherzen.

Den Faden ich
Ganz fleißiglich
Hab in mein Herz verſchloſſen,
Niemand ihn mag
Bei Nacht und Tag
Wir nehmen ihn dermaßen;
In ſtarkem Schrein
Und Herzen mein
Iſt dieſer Faden behalten,
Der den will han
Muß von Stund an
Vornen meine Bruſt zerſpalten.

Den Faden ſchon
Die Ehrenkron
Hat mir geben mit Freuden
Kein G'ſtirn noch Gold,
Noch reicher Sold
Soll mich davon nicht ſcheiden
Vom Faden reich.
Und obſchon ich
Darum muß leiden Schaden,
Will ich ohn Leid
In Ewigkeit
Lieb haben dieſen Faden.



Im Ton: Geh mir aus den Bohnen.

O Armut, du unerträglichs Joch,
Wie biſt du ſo gar verachtet,
Wer wollt' dich gern behauſen doch,
So er aus Grund betrachtet,
Wie ganz unwert
Du biſt auf Erd,
Es mocht eim vor dir grauſen
Könntſt ſchon alle Kunſt,
So iſt's umſunſt,
Niemand will dich behauſen.

O Armut, du untreulich Bürd,
Wie hart hast mich beschweret,
Auf Erd niemand erfunden wird,
So dich zum Freund begehret,
Kommst eim zu Haus,
Willt nimmer draus,
Versprechst ihm sein Glücke.
Dem sonst zur Zeit
Gut, Hab und Beut
Möcht werden oft und dicke.

11. Reichardt an Grimm.

(Vgl. das literarische Echo 1912, S. 1570):

Cassel, d. 10. Febr. [1808].

Goethe schreibt mir vom 1. Februar Ihren Bruder [Ludwig] betreffend Folgendes:

„Ihr junger Maler, von dem Sie mir schreiben, soll wohl empfangen sein. Er hat wohl so viel, daß er sich hier erhalten kann: denn von Verdienst und Unterstützung ist jetzt hier die Rede nicht. Noch eins aber muß er mitbringen, was fast noch nöthiger ist, Glauben."

Ich füge nur noch hinzu, daß ich glaube, Ihr Bruder könne in Weimar mit 100 bis 110 Talern jährlich auskommen, wozu ich ihm Empfehlung und Anleitung geben könnte.

Wollen Sie aber vielleicht, daß ich erst noch an Graff nach Dresden schreibe? Ihr Reichardt.

Folgender Brief Heinrich Meyers an Reichardt lag dem Schreiben bei:

Verehrter Freund!

Vielen und herzlichen Dank sage ich Ihnen für Ihre gütige mir sehr angenehme Zuschrift als einen schätzbaren Beweis Ihrer fortdauernden Freundschaft. Im übrigen will ich ohne weiteres auf die Anfrage, die Sie mir wegen des jungen Herrn Grimm vorlegen, nach bestem Wissen antworten.

Sie selbst, verehrter Freund, müssen besser als ich entscheiden können, ob in Cassel selbst bei den dortigen berühmten Künstlern nicht besserer Unterricht als bei uns zu haben sei. Im Fall aber Sie, der junge Künstler und dessen Eltern, es einmal besser befinden, daß er zu uns komme, so habe ich in Bezug darauf Ihnen ohngefähr folgendes mitzuteilen.

Sie wissen selbst, daß das Institut, dem ich vorgesetzt bin, nicht eigentlich zur Bildung von Künstlern bestimmt ist, es fehlt hier an einer Gallerie mit vorzüglichen Gemälden, auch sind keine antiken Statuen vorhanden (ausgenommen einige Gipsabgüsse auf der Bibliothek). Wenn sich aber dennoch einige junge Leute gefunden, welche den Entschluß gefaßt, unter meiner Anleitung die Kunst zu erlernen, so geschahe solches, weil die meisten derselben entweder beim Landes-Industrie-Comptoir ihr kärglich Brot verdienen oder doch sonst nicht bemittelt genug sind, um anderwärts studieren zu können. Diese Umstände in Verbindung mit vorerwähntem Mangel an Mustern alter und neuer Kunst haben mich bewogen, den abgekürzten Weg einzuschlagen und jeden, der nur etwas

Fertigkeit des Auges und der Hand erworben, sogleich zum Malen oder Zeichnen nach der Natur anzuhalten, und der Versuch ist mir über Erwarten wohl gelungen, würde auch wohl noch eklatanter gelungen sein, wenn irgend einer von den Schülern recht warmen Fleiß und Eifer gehabt und das, was ich die Idee nennen möchte, hätte fassen können.

Kann sich nun der junge Herr Grimm und dessen Eltern von dieser Art von Anleitung Vorteile versprechen, so werde ich ihn mit vielem Vergnügen bei uns sehen, er mag an allen den etwanigen Bequemlichkeiten, welche die Schüler des Instituts genießen, frei Anteil nehmen, und ich werde, ohne irgend etwas zu verlangen, ihm gleich den andern Rat und Unterricht erteilen, denn das ist mein Amt. Die Anwendung der Zeit für die Schüler ist ungefähr folgende. Mittwochs und Sonnabends werden die Säale des Instituts zum allgemeinen Unterricht benutzt, und es hängt von den eigentlichen Kunstjüngern ab, ob sie diese Stunden des allgemeinen Unterrichts benutzen wollen oder sich zu Hause ein anderes und anhaltenderes Geschäft machen. Die übrigen Tage der Woche aber können sie nach eignem freien Belieben im Akademiesaal arbeiten, und im Winter wird ihnen der kleinere Saal täglich geheizt. Da ich mancherlei Geschäfte habe und hier Unterricht zu geben keine bestimmte Obliegenheit, so bin ich freilich in solchen Zwischentagen nicht immer um die studierenden Schüler, habe mir es indessen selbst stillschweigend zur Pflicht gemacht, täglich 2- bis 3mal ihre Arbeiten anzusehen und die nötigen Anleitungen zu geben. — Dieser, ich wiederhole es noch einmal, geschieht völlig unentgeldlich. Sollte Herr Grimm, wenn ihm alles Obige ansteht und er zu uns zu kommen beschließt, so viel Talente und Fleiß vereinigen, um eine größere Pflege zu bedürfen, mit einem Worte, wenn er sich noch näher an mich anschließen wollte, so müßte ich alsdann wohl eine dem mehreren Aufwande von Zeit angemessene Vergütung zu erwarten haben.

Das Haus, welches ich bewohne, hat nur wenig Raum und ich werde dabei auf Kosten des Instituts mit Holz frei gehalten, es schickt sich also nicht, wenn es auch der Raum erlaubte, jemanden an die Kost zu nehmen, weil es alsdann scheinen würde, als ob ich auf öffentliche Kosten mir Vorteil zu machen suchte. Inzwischen wird dieses der Sache im ganzen durchaus kein Hindernis werden. Allenfalls könnte ich dem Herrn Grimm bei einem unserer wackern Schullehrern, von denen verschiedene junge Leute bei sich aufgenommen haben, unterbringen, wo er unter der besten Aufsicht stünde. Ist er aber von solcher Art, daß man ihn sich selbst überlassen kann, so ist es ökonomischer, wenn er bloß in einem anständigen Hause ein Zimmer mit Meubeln mietet, sich vom Hauswirt etwa das Morgenessen besorgen läßt und, insofern es nötig ist, bedient wird, den Mittagstisch aber in einem Speisehaus nimmt.

Das ist, was ich Ihnen antwortend auf Ihre werte Zuschrift zu sagen habe und mit ihren Freunden wohl zu überlegen bitte. Mich werden Sie, soweit meine Kräfte reichen, gerne zu dienen bereit finden.

Durchlaucht der Herr Erbprinz hat heute zufällig mich gefragt, ob ich keine Nachrichten von Ihnen erfahren, und da ich äußerte, daß heute noch ein Brief an Sie abgehen würde, mir gnädigst befohlen, Ihnen seine herzliche Begrüßung zu melden.

Mit Freundschaft und Hochachtung der Ihrige

Weimar, 18. Januar 1808. H. Meyer.

12. Clemens Brentano an Arnim, 15. Januar 1808.

Zu Hause [in Cassel] fand ich Reichardt in einer leergewordenen Stube des Generals einquartiert; auch fand ich Laroche und Alberti aus Berlin bei Jordis (Clemens' Schwager). Reichardts Glück ist mir sehr lieb, lieb für die Familie; Alberti hat ihm tüchtig gepredigt, sich stille zu halten. Der König hat ihn empfangen, durch Camus präsentiert, welcher ihm früher in der Antichambre — was Reichardt leider bereits zu vielen Leuten erzählt — gesagt: „Monsieur, nous n'avons rien, qui soit digne de vous, que la bonne volonté." Der König hat ihm gesagt, daß er selbst seine Talente nicht kenne, daß er aber von der Königin viel Gutes von ihm gehört habe; er wünsche, er möge ihr einige treffliche Instrumente, die sie von Paris erhalten habe, spielen — Gott gebe ihm eine sanfte Hand und hüte ihn vor aller Begeisterung! — und ihr in ihren études behülflich zu sein — also wieder auf dem Punkt wie in Berlin, wenn ihn nur seine dortigen Erfahrungen hüten zu viel von der Königin zu erzählen. Bei allem dem ist mir bei dieser sehr öffentlichen Stelle, welche gewiß die Pariser Aufmerksamkeit auf ihn lenkt, nicht allzu wohl für ihn. Denn es ist mir bis jetzt kein Mensch vorgekommen, der nicht seine Geschichte weiß. Auch kommt [der Schauspieler] Talma nächstens von Paris hierher, das französische Theater zu organisieren. Alles das wird ihn sehr ins Licht stellen.

Um so mehr wäre es zu wünschen, daß seine Familie recht bald hierher käme, welche ihm in der öffentlichen Achtung sehr nützlich sein kann, und in welcher er auch einen unschädlichen Entladungspunkt für seinen Aneldotenfluß hat. Auch Alberti wünscht dies, Alberti gefällt mir sehr wohl.

Es ist närrisch, aber ich kann für Reichardt keine rechte Liebe bekommen; ich glaube, daß er aus Eitelkeit oft sehr blind ist. Sehr, sehr wünschte ich Dich und andre treffliche Menschen hierher um ihn, die ihn solidieren, damit er dieser sein neues Glück nicht wieder verscherzt. Man muß den Menschen kennen wie Du und ich, und so gut sein wie Du, um ihn recht zu lieben.

Die gänzliche Inkurabilität seines Musikantendurchfalls habe ich neulich nach Tisch erfahren. Er unterhielt sich mit mir über Dein Bild [von Ströhling, 1804 in London] und über den Kapuziner, der in meiner Stube hängt, und kam in dem entzücktesten Lobe Deiner Person immer weiter, weiter, bis er am Ende sagte, daß er immer fürchte, Dich einstens wie jenen Kapuziner zu erblicken; daß er sehr für Deinen Verstand fürchte; daß er bereits glaube, daß Du etwas verückt seist. Deine Poesie beweise es schon, es sei nicht ganz just mit Dir, den dritten Teil davon verstehe keine Seele. Du kannst Dir denken, wie mich das frappierte. Tut aber all nichts: Deine Ansicht von ihm steht Deinem Herzen herrlich und ist wahr; auch habe ich nie gesehen, mein Teurer, daß Du irgend einen Menschen verkannt hättest.

13. Arnim an Brentano, 25. Januar 1808, aus Heidelberg.

Daß Reichardt angestellt ist, war mir seinetwegen höchst erfreulich ... Fast hätte ich vergessen, Dir über meinen vermeinten Wahnsinn zu schreiben. Das ist ein Kompliment von Reichardt, aber kein Tadel. Er hält das für genial, den Wahnsinn zu ehren; er meint mich damit recht poetisch zu bezeichnen. Denn wenn Du weiter frägst, wird er noch sehr viele dazu rechnen, so daß ich sicher vor Ehre schamrot werden könnte. Bring ihn nur einmal auf den Prinzen Louis und Jean Paul.

14. Brentano an Arnim aus Cassel, Januar 1808.

Wenngleich Reichardts Familie auch herkömmt, so werde ich doch nie einen gründlichen Freund hier haben. Reichardt ist beständig an Hof, besorgt der

Königin die Masken, komponiert Tänze für sie, spielt sie mir vor, mir gefallen sie nicht; er ist glücklich, wie sehr sie ihr gefallen hätten; er exerziert der königlichen Familie die Tänze ein, sie tanzt so gut als möglich darnach. Den andern Tag erzählt Lepel bei Jordis, seine Tänze hätten durchaus mißfallen. Überhaupt hat er das Unglück, oft von seiner Liebenswürdigkeit und seinem succès in einer Gesellschaft versichert zu sein, wo er gerade das Gegenteil getan.

15. Brentano an Arnim, Februar 1808.

Mein lieber Bruder, ich wollte, Du wärst heute mit mir in der Orchesterprobe gewesen, wie Reichardt die Kerls in Gang bringt! Zuerst spielten sie seine Ouvertüre zu dem begonnenen „blauen Ungeheuer", die mir sehr gefallen. Er tanzte die Kerls ordentlich in den Zug, es war ganz herzergreifend, wie er in Leidenschaft kam und alles zog. Auf der Königin Geburtstag [21. Februar] wird Lieb und Treue [von Reichardt, oder vielleicht Jery und Bätely von Goethe, Musik von Reichardt] gegeben; zugleich wird das jetzt zu innern Einrichtungen — Ofen gesetzt, blau tapeziert, besäult — geschlossene Theater damit eröffnet. Lasache hat einen neuen Vorhang malen lassen, in der Mitte eine Leier, links die Namen der zwölf größten deutschen Schauspieldichter, rechts der zwölf größten Opernmusiker. Ich habe die Dichter, Reichardt die Musiker zusammengestümpert. Er hat sich auch drauf gesetzt, und ich den A. W. Schlegel. Deine Idee, man tue nur fürs französische Theater, ist falsch. Reichard engagiert eine ganze deutsche Oper, und da das deutsche Theater bleibt, so kann es eben so leicht gut als schlecht werden. Reichardt hat am Königsplatz die Ecke gegen dem Rothenburger Palais den zweiten Stock gemietet, zieht Ostern hin, wo auch seine Familie eintrifft. Steltzer, sein Schwiegersohn, war hier, er kömmt nach Halle als Prokurateur beim Kriminal. Alberti und Laroche [aus Berlin] sind noch hier, sie haben mit Bülow nicht einig werden können und erwarten eine Estafette; Bülow ist Tresorier geworden Reichardt und alles, was zum Plaisir gehört, haben ihre Zahlung gekriegt; übrigens ist kein Mensch, arm oder reich, bezahlt worden, selbst die Truppen nicht.

16. Brentano an Arnim, Kassel, Ende Februar 1808.

Sehr wundert mich, daß Du mir noch keine Zeile auf meinen Brief von Reichardts Ernennung zum Theater- und Musikdirektor geschrieben. — Reichardt gibt der Königin Unterricht, hat schon ein Hofkonzert gegeben, engagiert Komödianten. Von Reichardt seinem Wesen mache ich mir keine, gar keine Hoffnungen. Er hat besonders etwas in seinem Wesen, was mir traurig ist, gar kein Urteil über Menschen, und doch sehr absprechend. — Bei Jordis ist er ganz verhaßt. Oft und meist erzählt er, wie ihn dieser und jener so freundlich und vertraut behandelte, während aber derselbe einem ins andre Ohr sagt, wie fatal er ihm sei. Er hat es jetzt in seiner Hand, dem Tieck wenigstens 600 Taler zu schaffen, wenn er ihn unter dem Titel als Theaterdichter hierher bringen wollte, er brauchte ihn ja gar nicht dichten zu lassen; aber lieber engagiert er einen Violinspieler um 600 Taler. Wenn Du hier wärst und redetest ihm zu, daß er Tieck ans Brot und so aus der Not aus Ziebingen und zu uns helfe! Du hast keine Idee, wie es mich schmerzt, daß dieser Mann so gegen Tieck räsonniert, während er zugleich gesteht, er habe beinah nichts von ihm gelesen. Sonst ist er manchmal ganz leidlich, seine Musik aber erscheint mir täglich langweiliger und fader — von Beethoven sagte er auch gestern, er sei verrückt.

Reichardt wünscht, daß Du ihm vom Mannheimer Theater von Sängern und Sängerinnen einen kleinen Etat beschreiben ließest, bitte Dir das durch Batt aus oder Wedekind.

17. Arnim an Brentano, nach 6. Februar 1808.

Wie kannst Du Dir Reichardts Einfluß so übertrieben groß vorstellen, daß er Tieck mit einem ansehnlichen Gehalte anstellen könnte; und wenn er das nicht erhält, lebt er unabhängiger in Ziebingen. Musiker hört der König; was soll ihm aber ein deutscher Theaterdichter, von dem bis jetzt noch kein Stück aufgeführt worden, der sich auch zur gewöhnlichen Übersetzerpraxis nicht brauchen lassen würde! Errichtet der König eine Akademie, da ist eher von ihm die Rede, da kann er durch brauchbare Empfehlung hineingehoben werden; ob es Tieck annähme, ist noch zweifelhaft. Vielleicht könnte ihm dabei nutzen, wenn Du ihm einen Sommeraufenthalt in Deiner Nähe anböteſt; er wollte so nach Wiesbaden in diesem Jahre.

Was Du von Reichardt schreibst, halte ich meist für sehr wahr, ich habe das alles an ihm gesehen. Aber zeige mir einen, der sich durch so mannichfaltige Lagen wie er durchgearbeitet und außerdem ein eignes Leben in Kunst und Wissenschaft hat, und der nicht mehr Schwächen der Art besitzt! Weiß denn ein Matrose, wenn er einem die Hand fast zerbricht statt zu drücken, daß der andre keine so grobe Hände hat? Da liegt die harte Haut zwischen, die ihn eben verhindert, zu fühlen und gedrückt zu werden. Verhindre nur, daß die andern in Kassel diese Arten von falschem Beliebtmachen nicht auch merken. Du mußt denken, daß bei einem Hofe der Ruf alles macht; wer darin gesichert ist, der kann ohne Schaden alle Fehler machen.

18. Arnim an Brentano, 12. Februar 1808.

Es freut mich, daß Ihr euch ausgleicht, Du und Reichardt. Du wirst seine eigentliche Genialität und Produktion bald erkennen, die von seiner angenommenen ebenso verschieden ist, wie seine Welthöflichkeit von seiner unglaublichen, gutmütigen Dienstwilligkeit gegen alle Leute.

19. Brentano an Arnim,

nach Aushändigung einer Sendung an Reichardt vom 24. Februar 1808, gerade als dieser mit einigen Komödianten und Musikanten in den Wagen stieg, um dem Hofe nach Wabern zu folgen.

Dort bleibt man vier Tage, um auf einem alten Schloßtheater, in dem nur eine Dekoration, eine Küche, steht, eigenhändig Komödien aufzuführen. Die Königin, die Polen ꝛc. spielen mit; die Königin spielt la prude von Moliere, die Langeweile ist groß bei Hof.

Von dem Reichardtschen ‚Blauen Ungeheuer' habe ich nur die Ouvertüre gehört, er hat nur zwei Akte geschrieben, er schreibt es selbst aus dem Gozzischen Stücke (il mostro turchino) heraus und zwar sehr schlecht. Die läppische Smeraldina hat er in eine zärtliche feine Zofe, den brutalen Truffaldino in einen ordinären Theaterbouffon verwandelt. Er hat mir immer einen Akt um den andern zum Korrigieren gegeben, aber ich hüte mich eine Silbe zu ändern. Er ist zwar im leichten Artigen, was die Liederspiele beweisen, nicht ohne Talent, im Romantischen aber ohne alles. Überhaupt fühle ich, daß schon aus seiner Ansicht der Poesie hervorgeht, daß seine Musik den neuen romantischen Schritt der Kunst nicht macht, noch machen wird. Er hat ihn nur in einigen Melodien berührt, die er stets wiederholen wird, während Mozart, Paer, Winter ihn, wenn zwar zu schlechten Mustern, doch ohne es zu wissen, getan haben.

Falk ist vorgestern mit Herrn von Spiegel und andern Edelleuten [aus Weimar] hier angekommen. Vorgestern hat er bei Reichardt und gestern bei mir in der ersten Minute so entsetzlich viel vom ersten Schritt in die Stube an geschwätzt und gespien, daß mir dergleichen noch nie vorgekommen. Ich machte es wie Du und dankte ihm herzlich für seine viele Belehrung.

20. Reichardt an Grimm, April 1808.

Meine Lieben sind hier und ich muß um die Logenbillets bitten. Sein Sie künftig zuweilen der Begleiter meiner Lieben. Ihr Reichardt.

21. Reichardt an Grimm, Sonnabend Abend (zum Tode der Mutter, 27. Mai 1808).

Den Tag hab ich immer zu ihnen gewollt, bin aber wie besessen gewesen. Gestern hab' ich Ihren ersten heftigen Schmerz geehrt; sobald Sie den einigermaßen überwunden haben, kommen Sie doch zu uns: bereden Sie doch auch Ihre arme Schwester, daß sie den Trauerort bald verläßt und zu meinen Kindern kommt, sie wird gute, teilnehmende Freunde an ihnen finden. Worin wir irgend Ihnen allen tröstlich oder nützlich werden können, disponiren Sie doch ganz über uns. Von ganzem Herzen der Ihre, Reichardt.

22. Arnim an Bettina, Cassel 15. Dezember 1808.

Aus Berlin schicke ich Dir ein paar neue Melodien von Louise Reichardt, es sind treffliche Leute voll ruhigen Daseins und darin ohne Trägheit oder Stillestand. Den halben Tag bin ich hier bei alten Büchern, die andre Hälfte bei ihnen, esse und lese und geh in die Komödie.

23. M. G. Brandt, Leben der Luise Reichardt, S. 32.

Einer der beiden Gebrüder Grimm besuchte [als Reichardt schon Kassel verlassen hatte] in dieser für Frau Reichardt so traurigen Zeit auch einmal dieselbe und machte sich, ehe er wieder ging, am Klavier zu schaffen. Später fand sich im Klavier eine Rolle Geld, die bei dieser Gelegenheit unbemerkt dort niedergelegt war.

24. Wilhelm Grimm an Arnim, Kassel 2. März 1809.

Reichardts sind mit Packen beschäftigt, in etlichen Wochen werden sie abreisen. Er ist doch sehr leichtsinnig, so daß sie jetzt in wirklicher Geldverlegenheit sind, durch mancherlei Schulden, die er gemacht. Und gerade diejenigen, gegen welche er so in Übermaß freundlich und liebreich war, haben sich am wenigsten aufrichtig gezeigt, wie Murhard, von dem er geliehen, und der bald nach seiner Abreise sehr derb darum mahnte. In Wien könnte er so leicht durch ein Konzert etwas verdienen, was er aber ganz abschlägt; es ist mir so, als ob es mit seiner Oper dort auch nicht glücken werde. Ich zweifle, daß er imstand sein wird, lang genug das Interesse für sich lebendig zu erhalten, um eine vorteilhafte Anstellung immer zu erlangen, dazu verliert er sich jetzt unter Größerm. Sie ängstigt sich sehr über diesen ungewissen Zustand; Louise, die diesem Unheil kein Ende und die Schulden jährlich größer werden sieht, hat den Entschluß gefaßt, durch Unterricht im Singen und Musik und ein Konzert jährlich, in Zeit von 10—12 Jahren so viel zu verdienen, um diese zu bezahlen und Giebichenstein [bei Halle] zu erhalten. Sie denkt deshalb nach Hamburg

oder Frankfurt zu gehn, zwölf Schülerinnen zu erhalten, die jede Stunde mit 1 Taler bezahlen, und täglich 4 Stunden zu geben, so wäre ihr schon eine Einnahme von 1200 Talern gesichert. Ich zweifle nicht bei ihrem festen Charakter, daß sie es durchsetzen, und glaube auch, daß sie leicht viele für sich interessiren wird, nur ob es ihr glücken wird, gleich anfangs so viele Schülerinnen zu erhalten, weiß ich nicht. Am wenigsten gefällt mir, daß sie den [jüngsten Bruder] Fritz mitnehmen will.

25. Wilhelm Grimm an Arnim, Kassel 9. März 1809.

Wie ich gedacht, ist es nun leider eingetroffen, Reichardt muß wahrscheinlich fort, ohne eine Anstellung erlangen zu können, mit der Aufführung seiner Oper ist es nun auch nichts, da schon alles auseinander gegangen. Wäre es nicht möglich, daß er in Berlin eine Anstellung erlangte? ich glaube, sie hegen hier noch Hoffnung darauf, freilich ohne es zu gestehn. Reichardts bitten Dich sehr um einen baldigen Brief, und ob Du in drei Wochen, wo sie abreisen, etwa schon in Weimar sein wirst, wie Du vorgehabt.

26. Brentano an Arnim, München Mitte März 1809.

Was wird endlich aus Reichardts werden, die wieder zu Halle sind? Wilhelm Grimm ist bei ihnen? Louise hat mir sehr freundlich geschrieben, sie wünscht die Bettine zu Frankfurt, um ihr eine Idee und Plan zum Fortkommen ihrer Eltern mitzuteilen; der cher père ist aber zum Unglück ganz außer der Zeit.

27. Grimm an Bettina, Berlin 16. März 1809.

Luise Reichardt will, um ihre Familie unterstützen zu können, nach irgend einem Orte ziehen und Singunterricht geben ... Hier ist nichts für sie zu machen in diesem Jahre, es denkt kein Mensch ans Singen, viel weniger Geld dafür zu geben. Nun hat sie Clemens auf Frankfurt sehr aufmerksam gemacht; ich meine selbst, daß sie an guter Methode und Kenntnis die Singmeister dort übertrifft. Weißt Du niemand, bei dem sie dort wohnen könnte, wem Du sie empfehlen könntest? Schreib mir darüber. Kann sie wohl zwei Fl. für die Stunde fordern? Sie spielt Guitarre, Laute, Klavier mit Fertigkeit.

Bettina konnte, zumal abwesend in Bayern, nicht günstige Antwort geben, so daß die Sache unterblieb. Reichardts verließen Kassel; Wilhelm Grimm, sie begleitend, traf mit ihnen am 31. März 1809 in Halle ein.

II.

Während Reichardts sich in Halle wieder eingewöhnten, suchten Wilhelm Grimm daselbst bei Professor Reil von seinem Herzleiden Besserung. Sie schritt auch ersichtlich vorwärts, und Wilhelm Grimm blieb reichliche Gelegenheit, mit den einzelnen Familiemitgliedern Reichardt, die späterhin nach Giebichenstein übersiedelten, in herzlicher Freundschaft weiterzuleben.

1. Wilhelm an Jacob Grimm, Halle 1. April 1809.

Hier in Halle ist es leer . . . Wir logieren bei Steffens, von dem ich Dir nächstens, wie von der ganzen Reichardtschen Familie schreiben werde, der überaus freundlich ist. — Morgen werde ich Reil sprechen wegen meiner Gesundheit, die Bibliothek sehe durch Steffens Hilfe, da sie eigentlich verschlossen.

2. Wilhelm an Jacob, Halle 10. April 1809.

Ich habe sehr billig in demselben Haus, wo Reichardts und Steffens wohnen, eine Studentenstube gemietet und ich brauche nur den Zucker zu dem Tee zu bezahlen, da ich auch diesen habe. Bei Reichardts und Steffens, die gemeinschaftlich sind, esse ich bisher . . allein längerhin werde ich es nicht annehmen können, da beide, auch Steffens, in so bedrängter Lage sind. — Steffens ist ein geistreicher Mensch, der aber gern von sich spricht, sehr heftig ist, vielleicht mehr, als er durchsetzt. Gegen mich ist er sehr artig, hilft mir gern bei den dänischen Volksliedern aus und ist überhaupt gefällig. — Steffens' Frau ist zugleich die schönste und lebendigste von Reichardts und überhaupt recht liebenswürdig. Die andre verheiratete Schwester [Stelzer] hat ein gutes, freundliches Gesicht, aber etwas Trauerndes in ihrem Wesen. — Sobald Du etwas von Clemens hörst, schreibst Du es gewiß. Hier in dem Hause genießt er eine reine Verehrung, Louise [Reichardt] hat an ihn geschrieben und ihn in ihrem und aller Namen hierher einladen sollen.

3. Rieke Reichard an Wilhelm Grimm.

Wären Sie wohl so gut, mir auf einige Stunden Ihren Magnet für die arme Louise zu schicken, wenn Sie ihn entbehren können. Sie leidet noch immer so an Zahn- und Kopfschmerzen. Wie geht es Ihnen heute, lieber Grimm? uns verlangt recht von Ihnen zu hören. Viele Grüße von Louise.

4. Wilhelm an Jacob, Halle 14. April 1809.

Steffens ist ein sehr vertrauter Freund von Runge. Vor einiger Zeit hat er ihm ein höchst originelles Werk über die Farben geschickt im Manuskript; in Goethes Werk über die Farben, an dem schon, aber langsam, gedruckt wird und noch geschrieben, wird auch ein Brief von Runge stehn, den Goethe zu seinen Beobachtungen nach Weimar eingeladen hat. Steffens weiß nicht genug zu sagen, was für ein herrlicher Mensch dieser Runge sei.

5. Wilhelm an Jacob, Halle 21. April 1809.

Zu Giebichenstein bin ich gewesen. Es ist in der Tat eine herrliche Gegend, mitten durch schöne Felsen schwimmt der helle Fluß, die Höhen sind nun zu lauter Gärten gemacht, aus welchen man die reizende Aussicht hat auf den Fluß und die weiten Tiefen. Das Ganze hat einen unbeschreiblich heiteren, wohltätigen Charakter. In Reichardts Garten war ich noch nicht, nur in dem Bartels', den Du auch kennst, seinem. Dieser hat jetzt auf den Ruinen der alten Burg Giebichenstein eine wunderbare Anlage gemacht, die ich mit nichts zu vergleichen weiß.

6. Wilhelm an Jacob Grimm, Halle 13. Mai 1809.

Etwas Schönes hat mir Steffens gezeigt, eine saubere Zeichnung von Runge, worin der Morgen aufs Neue und verbessert bearbeitet ist. Es ist voll neuer herrlicher Züge, eine Beschreibung würdest Du nicht verstehn, und vielleicht wird es gestochen. Kinder sitzen in den Wurzeln von Pflanzen, heben sich aus der Blüte und schweben oben. Die Lilie ist um ein schönes nacktes Weib geschlungen, die über der Welt schwebt und die Blätter und Blüte hält, aus welcher die Kinder steigen, ihre lange Haare senken sich unter ihre Füße und werden zu Meereswellen. Unter ihr auf der Erde liegt ein kleines Kind auf dem Rücken und streckt Händchen und Füßchen zum Himmel.

7. Wilhelm an Jacob Grimm, Halle 21. Mai 1809.

Reichardts sind alle sehr freundlich gegen mich. Louise habe ich nun in so manchen Lagen gesehen und recht lieb. Es ist vieles Vortreffliches an ihr, ihr Talent, ihr Verstand und ihr wirklich sehr liebreiches Gemüt. Du weißt von ihrem Plan, durch Unterricht Geld zu verdienen, um Giebichenstein frei machen zu können, der doch sehr respektabel ist und den ich wohl begreife, nachdem ich den Ort gesehen; leider scheint es nicht zu glücken, da es allen eingezogenen Erkundigungen nach in Frankfurt, auf das sie am meisten rechnete, nichts ist und nur Hamburg übrig bleibt, wohin sie ungern geht. — Von der Steffens habe ich Dir schon geschrieben, daß sie sehr schön ist und früher — sie ist 22, 23 Jahr alt — recht wunderbar schön gewesen sein muß. Sie hat eine große Freundlichkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit und nimmt das Leben leichter als all die andern Schwestern. Sie hat zwei Kinder, wovon das jüngste ein gar schönes, liebes ist, an dem ich viel Freude habe, es ist noch nicht zwei Jahre alt und fängt eben an zu sprechen. — Eine andere Schwester ist an einen gewissen (procureur royal) Stelzer verheiratet. Sie gleicht Louise sehr, mit der sie eine Mutter gehabt, nur daß sie glätter und schöner. Sie äußert sich wenig, und es ist etwas Leidendes, Unterdrücktes an ihr, daß ich sie niemals ohne Mitleiden ansehen kann.

8. Arnim an Brentano, Berlin 25. Mai 1809.

Reichardt wird in Halle erwartet, ich weiß nicht eigentlich, was er da will; in Wien scheint er verdient zu haben. Auch ist bei Breitkopf und Härtel seine Melodiensammlung zu Goethe in drei Heften vollständig erschienen, die sich doch eigentlich vor allen ähnlichen Sammlungen wunderbar auszeichnet. Sie ist unsrer Königin mit sehr schmeichelhaften Ausdrücken gewidmet.

9. Jacob an Wilhelm Grimm, Kassel 31. Mai 1809.

Das Lied für die Reichardtin kommt hier einliegend, aus dem Godwi [„Da sind wir Musikanten wieder"] abgeschrieben; warum aber, da es in den Lustigen Musikanten [S. 33, etwas abweichend] selber steht, die sie noch von uns haben muß, denn ich finde sie nicht.

10. Wilhelm an Jacob Grimm, Halle 6. Juni 1809.

Reichardts gedrückte Lage nimmt täglich zu, daß sie fast beständig traurig und niedergeschlagen sind. Weil es ihnen hier zu teuer, ziehen sie hinaus nach Giebichenstein, wo sie nun wahrscheinlich durch Arbeit etwas verdienen wollen.

Er ist in Schlesien. — Louise ist respektabel durch die Festigkeit, womit sie das alles durchgesetzt, das nicht so leicht ist, weil die Steffens empfindlich dagegen die sie sehr liebt.

11. Wilhelm an Jacob, Halle Juli 1809.

Ich wohne jetzt in einer schönen, grün dekorierten Stube, und das eine Kind [von Steffens] ist gewöhnlich bei mir. — Raumer ist seit zwei Tagen wieder da, er gefällt mir recht wohl . . Wir sollen uns beide so ähnlich sehn, Arnim hatte es schon bemerkt, hier hab' ich durchgehends für ihn passiert, eh er da war, und jetzt werden wir von jedermann verwechselt.

12. Reichardt an Jacob Grimm, nach Mitte Juli 1809 in Giebichenstein wieder eintreffend.

Schon längst wollt' ich Ihnen, mein Lieber, herzlich danken für all die Liebe und Güte, mit der Sie meinen Lieben in der bösen Zeit der Veränderung so treulich beigestanden. Nehmen Sie meinen späten, doch gewiß nicht weniger warmen Dank hiermit so freundlich auf, als er aus dem innersten Herzen dargebracht wird. Ich wünschte, wir könnten hier an Ihren lieben braven Bruder wieder recht viel Erkenntlichkeit üben.

13. Louise Reichardt an Wilhelm Grimm, Giebichenstein August 1809.

Ich teile Ihnen Arnims Brief gern mit, lieber Grimm. Da ich diesen Nachmittag noch einmal in die Stadt schicke, könnten Sie mich durch ein paar Zeilen wissen lassen, ob Sie und Brentano, den ich herzlich grüße, diesen Abend zuhause bleiben, so käme ich vielleicht herein, da es aber ungewiß ist, dürfen Sie sich von nichts anderm dadurch abhalten lassen, und ich komme dann morgen. Sein Sie gegrüßt.

14. Arnim an Bettina, Berlin 29. September 1809.

Ich würde Dir Reichardts Musik zu Goethens Werken schicken, die eben erschienen; aber ich weiß, Du liebst sie nicht, ich laß sie mir hier von gefälligen Stimmen zuweilen vorsingen, es sind einige neue herrliche Chöre darunter. Er gibt vertraute Briefe über Wien[1]) heraus; wenn er sich nicht will schaden, hat er nur zwei Wege, falsch oder langweilig zu sein.

15. Reichardt an Jacob Grimm, Giebichenstein 30. September 1809.

Von Ihrem Bruder [Wilhelm] haben wir gute Nachricht aus Berlin. Er gefällt den Unsrigen dort so sehr, daß sie ihn dort zu behalten wünschen; er selbst scheint sich auch besser dort zu gefallen als sein Mephistophiles [Clemens Brentano]. Wir hoffen ihn mit Arnim bald wieder hier zu sehen, ohne aber sehr daran zu glauben. — Unsre Louise denkt nächstens nach Hamburg zu gehen, um dort ein selbständiges Leben . . zu beginnen. Wir werden sie sehr vermissen, aber dort bei sehr guten, lieben Freunden doch glücklich und zufrieden wissen.

[1]) Vgl. Euphorion XXIV, 717/20.

16. Wilhelm an Jacob Grimm, Berlin 3. Oktober 1809

Über Reichardts Buch [Vertraute Briefe] willst Du Auskunft. Ich habe nichts davon erfahren, als hier; der Buchhändler hat ihm den Antrag gemacht und ihm unsinnig 1500 Taler für zwei Bände geboten, da hat er denn gleich zugegriffen und schreibt nun, zu Neujahr wird er erst fertig. Wie er etwas Gescheites liefern kann, ist mir unbegreiflich. Das Beste ist, daß die Familie dadurch auf einige Zeit aus ihrer höchst bedrängten Lage gerissen wird. Louise geht oder ist vielleicht jetzt schon auf dem Weg nach Hamburg, dort Unterricht zu geben.

17. Reichardt an Jacob Grimm, 19. November 1809.

Wir sind Ihnen, mein Lieber, noch immer unsern herzlichen Dank schuldig für die gütige Besorgung unsrer Sachen, die längst hier wohlbehalten angelangt sind. Verzeihen Sie und nehmen Sie unsern späten Dank nicht weniger freundlich an. Disponiren Sie auch wieder über uns als Ihre dankbar Verpflichtete. — Schon seit mehreren Wochen sind wir in der angenehmen Erwartung, Ihren lieben Bruder [Wilhelm] wieder hier zu sehen, aber er läßt sich noch immer erwarten. Wahrscheinlich gefällt es ihm dort [in Berlin] so gut, als er selbst allen unsern Lieben dort gefällt. Das pflegt immer reciproc zu seyn. Brentano gefällt der ganzen Stadt so gut, daß auch dieser es leicht wird, ihn für den ganzen Winter dort zu halten, wie mir Arnim schreibt. Für Ihren Bruder möcht' ich das längere Zusammensein mit Brentano auch kaum wünschen. Er läßt sich von dem kecken, gewandten Burschen gar zu sehr gefangen nehmen. Uns freut es recht, ihn wieder einmal allein um uns zu haben. — Louise ist seit mehreren Wochen in Hamburg, in dem trefflichen Silvesterschen Hause sehr wohl aufgehoben und überall mit ihrer dortigen Aufnahme und Lage sehr zufrieden. Wir vermissen sie zwar sehr, haben aber auch wieder an unsrer lieben Rieke und Sophie ein paar überaus gute, liebe, sorgsame, sehr heiter thätige Mädchen, die auch selbst durch diese Absonderung von der älteren, alles umfassenden Schwester an Selbständigkeit und Geschick gewinnen. — Daß unser lieber Fritz in Iverdun wohl angelangt ist und sich dort so ganz glücklich fühlt, daß noch keine Ahndung von Heimweh in ihm rege ward, muß ich Ihnen doch auch sagen. Raumer wird nun auch dort angelangt seyn, sein letzter Brief war noch aus Konstanz; und dann hoffen wir noch genauere Nachricht von unserm Fritz zu erhalten, als wir jetzt schon dem braven Führer meines Schwagers Alberti in Schmückberg (?), Herrn Dreist, dem wir auch den unsrigen anvertraut haben, verdanken. — Ich habe mich zeither in meiner ländlichen Muße mit der Herausgabe meiner Briefe über Wien beschäftigt, von denen der erste Band noch in diesem Monate herauskommen wird, der zweite und letzte im Februar. Jetzt ward es meinen Lieben zu kalt und schmutzig draußen, und wir sind in die Stadt gezogen, um bis zum 1. April in der Nähe unsrer verheirateter Töchter zu bleiben. Da hab ich Ihnen alles, was von uns zu berichten war, treu berichtet. Nun sein Sie aber auch einmal für uns so freundlich tätig und sagen uns, wie es Ihnen geht, wie es überall dort geht und wie das Publikum den Verlust des deutschen Theaters verträgt, was man von dem italienischen erwartet oder bereits gesehen hat? Die Meinigen grüßen Sie herzlich und ich verharre mit herzlicher Ergebenheit der Ihre, Reichardt.

18. Wilhelm an Jacob Grimm, Halle 24. November 1809.

Ich logiere im Ring, einem wohlfeilen Gasthofe für Standespersonen und esse bei Reichardts.

19. Wilhelm Grimm an Luise Reichardt nach Hamburg, Anfang Dezember 1809:

Liebste Luise, vorgestern war ich wieder zu Giebichenstein bei Bartels und stieg mit ihm auf seinen Berg. Die Gegend war grau und farbenlos, und der Himmel hell mit dunkeln Streifen, und dennoch alles überraschend schön; es fiel mir ein, daß er ebenso gewesen, als ich das erste Mal hinaufstieg. Es kam mir vor, als wenn nun mein Aufenthalt hier abgeschlossen worden wäre und der Gedanke des Nichtwiedersehns, der wohl jedem kommt, der weniger als ich darauf hingeleitet wird, war mir beweglich genug. Dieser Sommer lag wie ein schon bewachsener grüner Platz in meinem Leben; ich hätte allen danken mögen, und wem am meisten als Ihnen für eine unendliche Güte, Nachsicht, Duldung und Freundschaft. Glauben Sie mir, auch das Geringste davon hat mich stets gerührt, weil es mir so unverdient vorkommt; ich kann wohl mancherlei vergessen, aber solches nie. Ich wollte Ihnen in einem Brief danken, der weitläuftig über mein bisheriges Leben erzählen sollte, aber auch hier müssen Sie Güte üben und einen langen Brief gegen Ihre Neigung gut finden, wenigstens der Gesinnung nach, in welcher er geschrieben ist.

Sie haben selbst Halle verlassen, nachdem Sie hier schon eingerichtet waren, sonst könnt' ich Ihnen sagen, daß noch hier alles in Ihrem Geiste ist; auch Ihre Stimme hab ich, wenn Riekchen gesungen, in manchen Tönen wieder gehört, so genau hat sie sich nach Ihnen gebildet. Ich dachte wohl, Riekchen würde die Leere, welche Ihre persönliche Abwesenheit in ihrem äußern Leben notwendig erregen muß, durch eine sonst etwa nicht geübte Äußerung ihrer Natur zu ersetzen suchen; allein sie denkt stets an Sie und tut als ob Sie zugegen, so daß sie nur ein wenig gesprächiger worden, sonst aber nicht verändert; sie ist aber in ihrem häuslichen Wesen sehr freundlich, gut und liebenswürdig, daß ich sie aufs neue recht lieb gewonnen und viele Zeit vergnügt bei ihr gewesen. Sein Sie so gut, ihr meine Freude und meinen Dank darüber zu schreiben, sie wird es desto gewisser glauben. Sie hat einen ... Raumer, als daß ich ihr etwas mehr wünschen könnte und Gott wird auch einen reinen blauen Himmel über diesem Bild stehn lassen. Gestern Abend war ich auf einem Ball, wo Riekchen recht schön aussah und geputzt war, doch wie sie mir sagte in Angst, weil sie es das erstemal ohne Sie habe tun müssen. Sophie war aber in ihrem Element und hat mit großer Lust getanzt, sie hat sich den Kalender verändert und berechnet den Winter nach Bällen, welche alle drei Wochen einfallen. Bei der Steffens war ich auch viel, es ist so schön sie mit ihren Kindern zu sehn, und sie hat ein gar reines herrliches Gemüt. Sonst war ich wenig aus, bei Stelzers auf Vaters [Reichardt] Geburtstag [25. November], wo wir ihre Gesundheit ausgebracht haben; ich versuchte es einen Abend bei ihm zu bleiben, er hat aber so verzweifelt viel Arbeit, daß ich wohl gehen mußte. Die Stelzer übrigens sieht wohl aus und ist gewiß gesunder geworden.

Von Berlin muß ich nun schreiben, und wie es uns daselbst ergangen. Wir bewohnten das Erdgeschoß Pistors gegenüber und besaßen drei Stuben; eine vorne, gelb tapeziert, welche das Prunkgemach hieß, bewohnte anfangs ich, die zweite, Eckstube Arnim, die letzte, welche in den Hof ging, war mir angewiesen. Wie wir gleich bei unserer Ankunft fast zwei Stunden bis in die Nacht in den Straßen von Berlin fahren mußten, wo ich jedoch den größten Eindruck von den prächtigen, erleuchteten Häusern erhalten, so konnten wir uns auch anfangs nicht in die Stuben einrichten. Brentano klagte, daß ihm seine Stube zu hell und geräuschvoll sei; wenn er einen Brief schreiben wollte, müßte er beständig in ein ander Haus, zu Laroche etwa, gehn. Also tauschten wir gegenseitig, er nahm meine stille Stube, die mir sehr angenehm, und ich mußte das Prunk-

zimmer beziehen. Er richtete sich darauf die Stube so ein, daß das eine Fenster vollends zugehängt wurde, daß nur eine Scheibe offen blieb, darnach stellte er die Kommode mitten in die Stube, ein paar Kasten darum, welche als Tisch und Stuhl dienen mußten, denn den einzigen Stuhl, der sich darin befand, hatte er zerbrochen und festgebunden, um bequem sitzen zu können, und so waren alle Gerätschaften zur Dichtung vorhanden. Die Pistor ist einmal, wie wir aus waren, durch die Stuben gegangen und hat über die unerhörte Unordnung niemals aufhören können zu räsonnieren. Bei mir hatte es noch am besten ausgesehen, das war sehr natürlich und gar nicht meine Schuld, denn meine Geräte waren ein Bett, ein Tisch und ein Sopha davor als Stuhl, weiter nichts. Alle Besuche mußte ich annehmen, mangels an Stühlen halber, mein Sopha mußte Fronte machen und wir nahmen Platz darauf. Freilich beim Arnim war's am schlimmsten, und so arg, daß Brentano, der doch eine gute Unordnung verträgt, es nicht mehr aushalten konnte und drei Tage lang an Ordnung der Bibliothek arbeitete. Allein Arnim klagte nun über die entstandene Unordnung, und wie er nichts finden könnte. Die Kommode war mit Röcken, Wäsche, Büchern pyramidenförmig aufgehäuft, alle Schubladen waren herausgezogen, in den Ecken waren Gewehre aller Art aufgepflanzt, die zwei vorhandenen Stühle waren besetzt mit Büchern, Briefschaften, Hausgerät, z. B. Gläsern, Messern, wozwischen rote Tücher als Friedensfahnen heraushingen und Ruhe unter dem verschiedenen Zeug hielten. Der einzige Tisch war auf dieselbe Art versorgt, Arnim sitzt nie und schreibt an einem Pult, auf einem Brett, auf dem nichts liegen konnte, aber hier schreibt er mitten in dieser Unordnung die herrlichsten und göttlichsten Dinge.

Wir waren den ganzen Tag zu Haus und arbeiteten, Brentano ward es in der dunkeln Stube recht, und fing an zu schreiben. Am fleißigsten ist er an den Romanzen, und ich denke, er macht sie wohl fertig, ich versichere Sie, einige neuere sind wieder von unendlicher Anmut und Schönheit. Wie Sie an seiner Stimme ein Schwanken in dem Ton mit einer leisen, fortgehenden Klage bemerkten, so geht diese Klage auch in all seinen Gedichten fort, es ist etwas von dem Schrecken, von der Kunstbegeisterung drin, etwa wie in den Planetengenien auf Runges Bildern. Ich habe ihn so sehr gebeten, sein Leben zu schreiben, das durch die merkwürdige Zeit, welche hineingeflochten, und durch die seltsamen Abenteuer, die seine eigene bizarre Ansicht der Welt ihm zugezogen, eine eigne Bedeutung erhalten würde, und ein Buch wie der Meister etwas ewig dauerndes sein müßte. Er hat mir versichert, daß der Anfang fertig sei, nämlich es werde ein Mensch beschrieben, der auf einem Berg stehe und ein Schiffchen auf der Hand halte, es aber nirgends wohin aufs Wasser setzen könne. So sei ihm sein ganzes Leben vorgekommen und weiter könne er auch nichts davon schreiben. Wenn er weniger reich an Poesie oder er selbst ein weniger poetischer Mensch gewesen, so hätte er gewiß mehr geschrieben, aber er schätzt immer eine Idee um einer darauf folgenden bessern nicht mehr, und die letzte kommt so wenig als die letzte Welle am Ufer an.

Übrigens, glaub ich, ist er ganz wohl in Berlin, was ich auch aus einem Brief Schleiermachers an Reichardt abnehme, denn er sagt, er höre ganz entgegengesetzte Urteile über ihn, und Sie wissen, wie Brentano selbst in einem Brief an Sie klagte, daß ihn jetzt jedermann für gut halte.

Abends sind wir beständig ausgegangen, am häufigsten und liebsten hinüber zu Pistors. Ich will Ihnen von ihrer Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit nichts sagen, die wohl jedermann, der sie kennt, auch anerkennt. Es war mir nirgends in Berlin so gemütlich und wohl als bei ihr. Pistor hab ich ungemein auf eine ganz eigene Art lieb, er ist, wie man sagt, ein ungeschliffener Mensch, aber in allem sehr treu, brav, gutmütig wie wenige, dabei geistreich und von Talenten. Er arbeitet jetzt vorne bei ihr in der Stube,

und es ist eine eigentümlich schöne edlere Bürgerlichkeit und Häuslichkeit in dieser Ehe. Sie hat mir selbst gesagt, er sei viel milder wie sonst nach dem Tod des Kinds geworden, und sie leben beide äußerst vergnügt und freundlich miteinander. Dabei haben sie das liebe Kind [Johann Wilhelm]. Das Gerede in der Stadt, daß sie eine unglückliche Frau sei, die von dem groben Mann viel dulden müsse, hat ihnen Brentano selbst wiedererzählt, und wie er sie dagegen verteidigt, daß sie viel gelacht haben. Dann waren wir viel bei Albertis, die sich sehr freundschaftlich und gastfrei gegen uns betragen: sie hat etwas sehr Angenehmes in ihrem Wesen und macht eine besonders liebenswürdige Wirtin. Von der Zschock wurden wir auch etliche Mal invitiert, sie sieht aus, als wenn sie an irgend einem alten Hof gewesen sei und nun in der Erinnerung daran lebe, so bedächtig, vornehm und steif ist sie; übrigens hat sie viel Jüdisches in ihrem Gesicht, wie wir auch immer ihre Gesellschaft halb von Juden zusammengesetzt fanden. Diesem fatalen Volk kann man gar nicht ausweichen, und es will ordentlich für gleich geachtet sein, sie würden sich längst alle in Berlin haben taufen lassen, wenn sie nicht hofften, es solle in Zukunft wohlfeiler geschehn; wer dann ein braver Christ ist, muß ein Jude werden, um nicht unter sie zu geraten. Den Schleiermacher sah ich zuerst nach seiner Zurückkunft bei der Taufe. Er war samt seiner Frau und Schwester da. Die erste hat ein etwas ausländisches, aber sehr gutes, einfaches Gesicht, und ihr eines Kind, der Junge, ist sehr schön, ungemein artig, durch eine schelmische Unschuld, die ich an wenig Kindern gesehn. Die Schwester hätt' ich wohl aus Ihrer Beschreibung erkannt, sie sieht aus, als ob sie einen geheimen Kummer hätt', wiewohl ich nicht das geringste weiß, ob es wahr ist. Schleiermacher, wie ich aus einigen Briefen gesehen, scheint empfindlich, daß ich ihn nicht weiter besucht, aber außer daß ich vor meiner Abreise in seinem Hause war, aber nur Nanny fand, hat er allein die Schuld. Ich ließ mich ihm vorstellen und fing mehremal ein Gespräch an, auf das er sich aber nicht das Geringste einließ, sondern es ganz geschwind abschnitt, daß ich darin am wenigsten eine Einladung sehn konnte und ihm auch eigentlich auch nicht mehr hätte sagen mögen. Übrigens machte er es Brentano nicht besser, der nun noch viel interessantere Dinge wußte und zu erzählen anfing, und es schien mir ziemlich deutlich, daß er eben nicht die beste Gesinnung gegen diesen habe. Hernach hat mir Arnim gesagt, daß er noch niemals habe ein ordentliches Gespräch mit ihm zu Stande bringen können, selbst wenn er es darauf angelegt. Die Herz sah ich mehrmals bei Reimer, deren schöner Kopf und deren verständiges Wesen mir schon auffiel und gefiel, eh ich wußte, wer sie war. Wie sie aber aufstand, bin ich ganz erschrocken, und wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich auch noch dieses sagen: eine Frau, ganz unabhängig von ihrem Geist und ihrer Bildung, macht einen fraulichen Eindruck, dieser aber fehlt der Herz ganz und gar, ich sage auch nicht damit, daß sie unweiblich wäre oder etwa mit Gelehrsamkeit prange, was sie nicht tut, und ich glaube auch, daß Männer nur diesen Mangel fühlen. Brentano hat sie sehr gut gefallen, und immer bleibt sie eine ausgezeichnete Natur.

20. Wilhelm an Jacob Grimm.

Freitag am 8. Dezember 1809 reiste ich von Halle ab: der Abschied von Reichardts, von Steffens und besonders der Steffens und ihren Kindern tat mir doch recht leid, denn sie ist eine gar liebenswürdige Frau.

21. Friederike Reichardt an Wilhelm Grimm, Halle 30. December 1809.

Ich kann es nicht lassen, lieber Grimm, Ihnen gleich zu sagen, wie herzlich Ihr Brief mich gefreut hat, den ich so bald gar nicht zu erwarten wagte.

Ich konnte es Ihnen nie sagen, als Sie noch hier waren, wie es mich freute und rührte, daß Sie noch wie sonst immer bei und mit uns waren, da es Ihnen doch ganz anders bei uns sein mußte seit der Entfernung unserer liebsten Louise. Aber Sie haben es gewiß gemeint, wie ich alle Ihre Freundlichkeit erkenne und Ihnen immer dafür danken werde. Wir vermissen Sie täglich mehr und ich kann es mir noch nicht denken, daß Sie nicht recht bald wieder kommen sollten. Ich nehme mir so oft vor Ihnen, wie ich gewohnt war, etwas, was mir auffällt, zu erzählen, erschrecke mich dann ordentlich, wenn ich denke, daß ich es nicht mehr kann als in Briefen, wozu ich so ungeschickt bin. Wären Sie doch Weihnachten hier gewesen, Sie würden sich sehr an den Kindern gefreut haben, besonders Ihr Liebling Anna war ganz glücklich und unbeschreiblich liebenswürdig. Übrigens war mir das Fest in vieler Rücksicht traurig gemacht, da ich seit dem kleinen Zettel vor Ihrer Abreise noch keinen Brief wieder von Raumer habe. Der Ihrige kam gerade den Tag nach einem Ball, der mich aber wieder auf lange Zeit vom Tanzen zurückgebracht und sogar der armen Sophie die Gertraudenstage fürs erste verleidet hat. Die Studenten tranken nehmlich so viel und betrugen sich hernach so ungebührlich, indem sich einige anfingen zu schlagen und andere herausgebracht werden mußten, daß man sich nicht leicht entschließen können, wieder auf einen solchen Ball zu gehen. — Ich muß Ihnen doch noch sagen, daß wir von Louise ganz wunderschöne französische Blumen zum Weihnachten bekommen haben. Meine sind hellblau und ich möchte Ihnen gar zu gern zeigen. Ich erzählte Ihnen gern noch etwas von unsern hiesigen Bekannten, mir fällt aber in dem Augenblick nichts ein, als daß der arme Blanc alle seine Nachbarn durch Husten aus dem Schlafe stört, weil Steffens noch immer etwas enrhumirt ist, und daß Geibel so unglücklich gewesen, alle seine Spielsachen auf das vortheilhafteste zu verkaufen, sogar die geliebte Glasharmonika. Er fühlt sich nun sehr einsam und frägt mich, wo er mich sieht, nach Ihnen. — Ich kann mir recht denken, wie große Freude Sie davon haben mit Goethen zu sein, und wie es Ihnen doch übrigens nicht so ganz in Weimar gefällt. Sehr begierig bin ich nun auch aus Kassel von Ihnen zu hören. Vater, Mutter und Sophie grüßen herzlich und denken Ihrer sehr oft mit Liebe. Nehmen Sie noch einmal meinen Dank, daß Sie mir geschrieben.

22. Louise Reichardt an Wilhelm Grimm, Hamburg 30. Dezember 1809.

Mein guter Grimm, ich kann Ihnen nicht sagen, wie Ihre beiden lieben Briefe mich gefreut haben, die unendliche Geschäftigkeit und Zerstreuung, in welcher ich lebe, ist allein Schuld, daß ich Ihnen nicht früher einen Beweis meines Andenkens gegeben habe, ich doch nicht einmal dazu kommen können, Ihrem Bruder für die Güte, mit welcher er mir meine Sachen besorgt hat, zu danken. Übernehmen Sie es noch jetzt zu tun, mein lieber Freund, und grüßen Sie ihn herzlich von mir. — Ich habe Ihnen recht nachempfinden können, wie es Ihnen in Halle traurig war, es kam wohl hauptsächlich, weil Sie die letzte Zeit in so engem Verein mit Brentano lebten, der Ihnen nun fehlte. Alles, was Sie mir von ihm schreiben, ist mir äußerst interessant, da ich seit meiner Ankunft hier durchaus nichts von ihm gehört habe. Ich werde mich unbeschreiblich freuen, ihn im Frühling hier zu sehn und hoffe immer, der Arnim kommt auch mit, dann werde ich auch freier sein, da ein Teil meiner Schülerinnen, deren Anzahl sich jetzt schon auf 26 beläuft, den Sommer auf dem Lande zubringen, und wo sie jetzt vier, dann nur eine oder zwei Stunden die Woche nehmen. Um dann nicht ganz müßig zu sein, muß ich mich jetzt freilich ein wenig überladen und habe schon den Sonntag zu Hülfe genommen. Meine Gesundheit verträgt es bis jetzt Gottlob sehr gut und ich habe das Abgeschiedne

meiner Lage eigentlich in den Weihnachtstagen erst recht empfunden, weil ich da nichts zu tun hatte. — Was Sie mir von Pistors sagen, macht mich sehr glücklich, die gute Lotte verdient so sehr glücklich zu sein. Ich habe Schleiermacher vor Augen bei dem, was Sie von ihm schreiben, und doch ist es mir unendlich leid, daß Sie einander nicht näher gekommen sind, aber ich begreife es. Mich verlangt nun sehr, wie Ihnen zu Hause sein wird, mein lieber Grimm, ob Sie Goethe gesprochen, gar freundlich finde ich es von Ihnen, daß Sie meine gute Tante besucht haben. Wie wünschte ich Ihnen, Runge zu kennen, der mich jetzt durch seine Liebe und Güte so oft an die Zeit erinnert, wo wir so von allen verlassen in Kassel waren und Sie sich nicht dadurch abhalten ließen, uns täglich zu besuchen. So kommt auch er jetzt Abends, wenn ich einsam bin, mir das Leben versüßen, weil ich leider so selten hinkommen kann. Die guten Leute wünschen sehr, mich in Zukunft in ihrer Nähe zu haben, und ich selbst fürchte fast ein zweites Anerbieten von der Sillem, länger hier im Hause zu bleiben. Soviel Güte sie für mich hat, ist es doch oft mit vieler gène verbunden. Sie kennen mein Bedürfnis nach Ruhe und selbst tiefer Einsamkeit, die hier gar nicht möglich zu machen ist, und ich kann doch sagen, daß ich mich allein fühle, weil ich nie einsam sein kann. Auf der andern Seite wieder hat es viel Vorteile, und ich dürfte es daher auf keinen Fall abschlagen, wenn sie es mir anböte. Ich habe manches hier zu tragen, was ich nach Hause gar nicht schreibe, weil sie es leicht mißverstehn würden. So sagte z. B. Madame Sillem vor einiger Zeit von Goethe, sie wolle ihm Talent nicht absprechen, es wäre nur schade, daß er es nicht besser angewandt hätte, und als jemand darauf erwiderte, seine kleinen Gedichte wären doch recht hübsch, zwar etwas schlüpfrig, so sagte sie: Das ist es ja aber, darum, meine Kinder, haltet Euch so weit davon, als Ihr könnt, das ist der beste Rat, den ich Euch geben kann. Dadurch ist mir nun der schönste Teil von meines Vaters Musik, die sie ohnehin nicht achtet, unbrauchbar gemacht. Die Frau hat etwas so Edles in ihrem Wesen, daß ich oft manche ihrer Äußerungen nicht gleich begreifen kann, und die Töchter sollten Sie einmal lachen hören, wenn ich mal ein schönes Gedicht, ehe ich es singe, lese, so ganz ohne Ton, sie wie die ganze Familie ist: ich könnte Ihnen noch manche Züge davon hinschreiben, wenn es mir nicht an Zeit fehlte, wodurch Ihnen das Peinliche meiner Lage deutlich werden würde. Seien sie tausendmal gegrüßt, liebster Grimm, und ich werde mich sehr freuen, recht bald zu hören, daß Sie glücklich angekommen und wohl sind. Mit herzlichster Freundschaft Ihre L. Reichardt.

23. Reichardt an Jacob Grimm, Giebichenstein, 13. Februar 1810.

[Bestimmung über Bücher an Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel und über Geld an Geheimrat Willemer in Frankfurt a. M.] Ihr Bruder [Wilhelm] ist ein böser Mensch, daß er so gar nichts von sich wissen läßt; indes hat es uns gefreut, durch Bartels zu vernehmen, daß er glücklich in Kassel angekommen ist. — Treiben Sie ihn doch an, daß er uns bald einmal recht freundlich und umständlich über sich und seine dortige Existenz schreibe. — Wir sind alle wohl und erhalten von Louise und Fritz fortwährend die erfreulichsten Nachrichten. Fritz ist jetzt im Schlosse (zu Verdun), wo das Institut hauset, selbst, und schläft und ißt am gemeinschaftlichen Tisch an unsres Raumers Seite. Halle erleidet einen großen Verlust an Reil, der einer sehr ansehnlichen Vocation nach Berlin folgt. Wir erwarten mit sehnlichem Verlangen den 1. April, um unser liebes Giebichenstein zu beziehen. Seien Sie beide von uns allen aufs herzlichste gegrüßt und behalten Sie uns in freundlichem Andenken.

24. Arnim an Wilhelm Grimm, Berlin 4. April 1810.

Gestern Abend 8½ Uhr ist der Geniale [d. i. Reichardt] hier angekommen, ich wollte nicht versäumen, Dir diese Nachricht sogleich mitzuteilen. Er findet es unverzeihlich, daß Du nichts von Dir hören läßt, wir noch mehr, nachdem wir Dir vor acht Wochen so weitläuftige Briefe und merkwürdige Kunstwerke übersendet haben.

25. Arnim an Bettina, Berlin April 1810.

[Schilderung eines Essens, das Arnim und Brentano in Berlin gaben, zu dem u. a. Zelter und Wilhelm von Humboldt erschienen]: Nun ging es Tür auf einer nach dem andern, alle Bekannte Reicharts, dem zu Ehren alles angestellt war, und wer dieses öde Chaos vorher gesehen hatte, war erstaunt über die Pracht der Einrichtung.

26. Friederike Reichardt an W. Grimm, Halle 10. April 1810.

Ich kann es nicht lassen, lieber Grimm, Sie mit der Nachricht zu erfreuen, daß unsere süße Anna, um die wir alle recht besorgt waren, vollkommen wieder hergestellt ist, und daß ihr der Himmel den erwünschten kleinen Bruder geschenkt hat. Sie können denken, wie glücklich wir alle sind, und wie besonders Steffens über den Sohn triumphiert, der auch, wofern ihn nicht seine Schwestern aus Zärtlichkeit noch vorher auffessen, mit der Zeit gewiß ein ‚brav Kerl' wird, und wie ich hoffe, auch in seinem vierundzwanzigsten Jahr allgemach lernen wird, die kleinen Krametsvögel abzuknaupeln. Meine Schwester [Hanne] ist so heiter, wie ich sie lange nicht gesehen, und vollkommen wohl. Die Taufe ist auf den 2. Mai, Steffens Geburtstag, angesetzt, und zu meiner unbeschreiblichen Freude werde ich Gevatter stehn. Könnten Sie doch diesen Gertraudenstag mit uns feiern. Anna hat seit ihrer Krankheit unendlich an Schönheit gewonnen und ist jetzt ganz allerliebst. Sie ist in der letzten Zeit fast ganz mir überlassen gewesen, weil die Steffens sich wenig mit ihr beschäftigen konnte, und es freut mich sehr, zu sehen, daß sie an mir hängt und mir recht folgsam ist. Clärchen geht seit einigen Wochen in die Schule und hat seitdem ein sehr gesetztes und viel sanfteres Wesen angenommen, was ihr vorzüglich gut steht. Sie werden sich wundern, zu hören, daß Vater in Berlin ist, es geht ihm dort sehr gut und er hat alle die Unsrigen sowie auch Arnim und Brentano wohl und vergnügt gefunden. Die Alberti wird wahrscheinlich mit Vater oder doch kurz nachher nach Giebichenstein kommen und den größten Teil des Sommers bei uns bleiben, worauf wir uns alle sehr freuen. Raumer läßt sie wieder in seinem letzten Briefe grüßen, er wird den Sommer über eine Reise in der Schweiz machen und Fritz mitnehmen, wozu er schon von Vater und Mutter die Erlaubniß erhalten. [Zwischen den Zeilen: Viele herzliche Grüße von Hanne.] Leben Sie recht wohl, lieber Grimm usw. Friedrike. [Nachschrift:] Vater ist in Magdeburg gewesen und hat dort die ganze Familie Nathusius sehr gesund gesehen, auch unsere liebliche Caroline. Was Sie von der alten Engelhardt als Schachtelkrämerin schrieben, hat mir ganz besonders Vergnügen gemacht, auch Sophie, die Sie herzlich grüßt.

27. Louise Reichardt an W. Grimm, 13. April 1810.

Ihr Brief befriedigt mich überhaupt nicht, ich hoffte sicher, Sie würden mir von Ihrem Zusammentreffen mit Goethe geschrieben haben, die Tante schrieb mir, Sie hätten mehrmal bei ihm gegessen, das hat mich so sehr gefreut, auch

wüßte ich gern, ob Sie mit der Jagemann näher bekannt geworden, und so noch manches. — Brentano hat vor mehreren Monaten einen ungeheuren Brief an Runge geschrieben, worin er ihm seine Gedichte anträgt, um Zeichnungen dazu zu machen, jedoch mit der Bedingung, daß Runge es erst prüfen soll und, im Fall es ihm nicht zuspricht, zurückschicken. Der ehrliche, anspruchslose Runge antwortet ihm sogleich und nimmt das Gedicht unter obiger Bedingung an; es muß aber Brentano nicht Ernst damit gewesen sein, denn es ist nichts darauf erfolgt. Runge sagte nichts darüber, aber es schmerzt ihn doch, und Brentano erscheint dadurch in einem Lichte, in welchem man ihn eigentlich erst, nachdem man ihn anderweit lieb gewonnen, ohne Widerwillen erblicken kann. Mir war daher der ganze Brief zuwider, er hätte weit besser getan, sich persönlich bei Runge einzuführen, Sie würden mir gewiß beistimmen, wenn Sie den Brief gelesen hätten, der fünf Bogen lang ist und eine vollständige, aber wirklich unwahre Darstellung seiner selbst und seines bisherigen Lebens enthält. Er nimmt Gelegenheit darin, Tieck, den Runge sehr liebt, hart zu tadeln und mehr dergleichen, was mir stillen Kummer gemacht hat. Runge ist gerade einer, dem ein Wort aus gutem Herzen mehr gilt, als tausend wohlgestellte. Ich wünsche immer noch sehr, daß Brentano selbst herkäme, Rungens Bekanntschaft, der in seiner Größe so vollkommen anspruchslos und seines Wertes so ganz unbewußt ist, könnte vielleicht sehr viel Einfluß auf ihr haben. Guter Gott, wenn dieser herrliche Mensch uns früh entrissen werden sollte!

28. Louise Reichardt an W. Grimm, 30. Juni 1810.

[Betrübt um den Tod der kleinen Anna, die Wilhelm Grimm in Halle so gern hatte.] Unendliche Schmerzen macht mir auch Rungens Zustand, der immer sehr bedenklich ist, er war im Mai so krank, daß mehrere Ärzte ihn verloren gaben und ich versuche nicht Ihnen auszudrücken, was ich in dieser Zeit gelitten habe; aber dann auch die Freude, wie es sich plötzlich zur Besserung wendete. Er ist jetzt auf dem Lande bei lieben Freunden, wo er der besten Pflege genießt und sehr heiter ist, doch hustet er sehr; jedesmal, daß er in die Stadt kommt, bekommt er wieder Fieber und ist äußerst schwach, so daß er sich auf keine Weise beschäftigen kann. Er hat mir indes gesagt, daß er sehr gern, wenn er wieder zeichnen könnte, Ihnen gefällig sein würde. Sie sollten ihn kennen, lieber Grimm. Inzwischen bin ich selbst noch krank gewesen und huste gewaltig. — Wir haben in der letzten Zeit öfter Briefe von Brentano gehabt, und ich bin nun mit ihnen, wo ich sein wollte, das heißt für Runge, der sich sehr warm für ihn interessiert. Das Gedicht ist seit Rungens Krankheit bei mir, er will es nicht eher lesen, bis er zeichnen kann, weil er sich sonst die Bilder verdirbt, sagt er. Auch vertragen seine Augen das Lesen so kleiner Schrift jetzt nicht. Sollte ich wirklich von einer lügenhaften Erzählung geschrieben haben, die Brentano an Runge von sich gemacht, so nehme ich es gern zurück, ich habe den Brief wieder gelesen und finde seine Darstellung von sich blos darin ungetreu, daß er nach dem Briefe fürchterlich eitel erscheinen muß, ohne daß eine Spur jener Demut, die ihn uns, welche ihn kennen, so wert macht, durchblickte. Mir war dabei zu Mute, als müßte Runge meine wirklich getreue Beschreibung seiner für überspannt halten, und das kränkte mich. Auch war sein Ton gegen Runge mehr höflich und ehrerbietig als herzlich. Er hat aber in diesen Tagen einen herrlichen, liebevollen Brief an Runge geschrieben in der Freude über seine Genesung und ich, die Rungens Minen so genau versteht, habe gleich beim Lesen, wo ich ihn beobachten konnte, gesehn, daß sein Herz getroffen war. Er ist so herrlich, so ganz rein von Eitelkeit und Dünkel, daß Ehrerbietung für ihn nichts als Schmeichelei ist. — Guter Grimm, ich hätte noch so viel zu schreiben, aber es fehlt wieder an Zeit, nehmen Sie mit dem

guten Willen vorlieb. Und erfreuen Sie mich doch wieder mit einem Briefe, ich habe Sie so lieb, als wenn Sie mein Bruder wären, und darum interessiere ich mich auch für die Ihrigen wie für meine eigne Familie. Sagen Sie mir doch von allen etwas, wenn Sie wieder schreiben. Um Fritz bin ich sehr besorgt, es soll bei Pestalozzi eine gewaltige Revolution sein, alle Lehrer, selbst der Schmidt, verläßt ihn, sagt man, ich habe noch gar keine Nachricht darüber von Hause, was ich nicht begreife. Gott sei uns armen Sündern gnädig.

29. Friederike Reichardt an W. Grimm, Breslau 4. Juli 1810.

Lieber Grimm, ich bekomme heute von Raumer den Auftrag, Ihnen allein in unser beider Namen für Ihre lieben Briefe und die Freundlichkeit, womit Sie uns so viele Lieder geschickt, zu danken. Es unterblieb dies so lange, weil Raumer vier Wochen in Berlin war und ich immer auf seine Zurückkunft wartete, um zugleich mit ihm zu schreiben. Nun hat er aber die letzte Zeit vor seinem Abgange von Breslau so viel zu tun, daß er gar nicht mehr zum Briefschreiben kommt. Wie ich mich darauf freue, wieder in dem alten lieben Garten zu wohnen, können Sie sich denken. Nun müssen Sie es aber auch recht bald wahr machen, daß wir uns wiedersehn, und zu uns kommen, wie Sie versprochen haben. Der Weg ist ja, wenn man ihn mit der Entfernung von Breslau vergleicht, gar nicht weit. Wie freue ich mich, Ihnen unsre Kinder zu zeigen, die in Giebichenstein recht glücklich sein werden; und die auch unsere alten Lieder, die der Garten gewohnt war zu hören, nicht werden aussterben lassen, denn sie singen schon alle drei. Die Lieder, die Sie geschickt hatten, und fast alle noch nicht — sie gefallen uns sehr gut, zumal das „Ach wie ist es möglich dann" und in der zweiten Sendung der Gesang an die Maria. Nun komme ich aber schon wieder mit einer Bitte. Haben Sie vielleicht den Text von einem kleinen Liede noch, was ich Ihnen einmal in Halle auf einem einzelnen Blättchen gedruckt gab? Es heißt, Wo ist Jesus, mein Verlangen? Mir ist von den Worten nur wenig im Gedächtniß geblieben und die Melodie ist so schön. Wenn Sie es noch haben oder wissen, thun Sie mir doch die Liebe, es zu schicken. — Von den Steffens kann ich Ihnen heute keinen Gruß sagen, sie ist mit allen den Ihrigen ins Bad gereist, um sich noch völlig von ihrer Krankheit zu erholen. Klärchen ist sehr liebenswürdig geworden, so sehr wie wir alle wohl nie gedacht hätten, aber so eigensinnig und heftig sie sonst war, so sanft und freundlich ist sie nun zu unserer Freude. Leben Sie wohl, lieber Grimm, viele herzliche Grüße von Raumer und bleiben Sie uns immer gut, wie wir Sie von Herzen lieb haben.

30. Frau Johanna Reichardt, geb. Alberti, an W. Grimm, Giebichenstein 8. August 1810.

Lange hörten wir alle nichts von Ihnen, lieber Grimm, und Sie nicht von uns, und nun schreib ich nur, um Ihnen neues Unglück zu melden. Die armen Steffens haben ihren lieben kleinen Jungen am vorigen Freitag wieder verloren! Wir sind allesamt betrübt, aber der armen Hanne Schmerz ist herzzerreißend, nun erst fühlt sie zugleich den Verlust der süßen lieben Anna — doch ist sie ganz still und so sanft in sich gekehrt, daß wir ihr blaßes Gesicht kaum ohne Tränen ansehn können. — Gott steh ihr bei, er prüft sie hart — doch er weiß ja allein, was gut ist, sein Wille geschehe. Die liebe Hanne ist mit Clärchen auf einige Zeit zu uns herausgezogen. Steffens ist sehr angegriffen, er hat von so manchen Seiten zu leiden, die Anstellung in Berlin ist noch immer so ungewiß, verzögert sich wenigstens so sehr — es ist eine böse, böse Zeit, man würde nicht stetig mitklagen, wenn man sich gehn ließe. Wohl uns, daß nicht

hier unsre Heimat ist, daß wir eine bessere Welt vor uns haben! Diese Gewißheit muß uns durchfechten bis dahin. — Unsrer Louise geht es im ganzen gut in Hamburg, sie leidet aber sehr Krankheiten so vieler, die ihr lieb geworden, besonders des trefflichen Runge, der dem Tode entgegen zu gehen scheint — so sind auch ihre Briefe voll Klagen. — Meine Mina, die seit Wochen hier badet und Brunnen trinkt, erholt sich sichtlich und wird in einigen Wochen nach Berlin zurückkehren, wo Lotte mit ihren Kindern auch wohl ist, wir sind Gottlob alle gesund, mein lieber Mann hat eine Oper zu komponieren für Berlin, die dort mit Oktober soll gegeben werden, er ist wie gewöhnlich bei der Arbeit und in seinem lieben Garten recht heiter. Sie sehn, ich vergesse des Guten nicht, so tief ich auch der Leiden fühle. — Gott erhalte mir das Vertrauen zu ihm und die Ergebung in seine Fügungen! — Raumer kommt mit meinem Fritz auch nächstens zurück, wir wissen zwar durchaus die Ursachen seines Mißvergnügens mit der Anstalt nicht, Raumer hat uns darüber schriftlich gar keine Urteile gegeben — —. Wie wohl mir es tut, den Jungen wieder zu sehn, können Sie sich wohl denken, was nun weiter mit ihm werden wird, wissen wir auch nicht, auch darüber erklärt Raumer sich nicht. Ich bin auch darüber ruhig wie über unser eignes Schicksal. Ich glaube, wenn man so aufrichtig das Beste seines Kindes will, wie ich ohne Rücksichten, ohne Egoism, so zeigt der liebe Gott auch den rechten Weg, ich bin auch überzeugt, das Jahr soll meinem Fritz nützlich gewesen sein, wenngleich alles so anders gekommen ist, als wir dachten. — Ich habe mit Ihnen geschwatzt, als säßen Sie bei uns am Teetisch. Möchte uns die Freude doch noch einmal wieder werden, Sie so bei uns zu haben! Schreiben Sie uns nun auch einmal und recht ordentlich von sich, lieber Grimm usw. Riekchen bittet mich, ihr Stillschweigen zu entschuldigen, sie hat längst schreiben wollen, wollte nun aber nicht gern wieder die Unglücksbotin sein. — Leben Sie wohl, Gott gebe Ihnen Gesundheit und Freude!

31. Friederike Reichardt an Wilhelm Grimm, Giebichenstein 19. September 1810.

Ich muß meinen Brief nur gleich mit dem Geständniß anfangen, daß nicht das Gefühl meines Unrechts, Sie so lange ohne Antwort gelassen zu haben, allein mich dazu bringt, Ihnen endlich wieder zu schreiben. Ich würde vielleicht noch lange in diesem Unrecht beharrt haben, wenn wir nicht alle so besorgt wären, daß Sie krank sein möchten. Ich bitte Sie recht sehr, lieber Grimm, mir mit ein paar Worten zu sagen, wie es Ihnen geht. Wir fürchten, daß der Brief, worin Mutter Ihnen das Unglück meldete, was abermals die arme Steffens betroffen, Sie nicht so wohl angetroffen, als wir es Ihnen allen so herzlich wünschen. Die arme Hanne wollte Ihnen eben schreiben, als sie auch den kleinen Henrich verlieren mußte, sie wird auf manche Art geprüft und muß uns allen nach jedem neuen Unglück noch lieber werden, wenn es möglich ist, so schön erträgt sie alles. Daß ich die große Freude habe, Raumer hier zu sehen, werden Sie aus seinem Briefe sehen, und wird er uns leider bald wieder verlassen. — Brentano hat eine wunderschöne Trauerkantate auf den Tod der Königin an Vater geschickt, die er gleich angefangen in Musik zu setzen, und die sie vielleicht im Winter, wenn Vater dort ist, in Berlin aufführen werden. Nun sind ja Savignys und Bettine auch in Berlin, und Sie wünschen sich gewiß recht dahin. Leben Sie wohl, lieber Grimm, geben Sie uns recht bald Nachricht von sich.

32. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg 6. Dezember 1810.

Mein guter Grimm, ich wende mich zu Ihnen in meinem Schmerz, der Sie wahrhaft teilen werden: der edle Runge, der beste aller Menschen, ist

Sonntag Mittag den 2. Dezember unter unaussprechlichen Leiden gestorben. Mein Verlust ist zu groß, als daß ich ihn in Worte zu fassen vermöchte, Hamburg ist ohne ihn eine Einöde für mich und ich komme mir vor als ein Waisenkind, das auch noch aus dem Waisenhause ausgestoßen worden. Ich selbst war sechs Wochen gefährlich krank am Scharlachfiber, ich empfand dies schmerzlich, als ich Ihren Brief erhielt, den ich nicht selbst lesen konnte, und habe dadurch den süßen Trost entbehrt, Runge in den schweren Tagen beizustehn und Abschied von ihm zu nehmen, und mich zu ersten Mal von allen Menschen verlassen gefunden, da der Arzt meiner Krankheit verschiedne Namen gab und dadurch die wenigen Familien, die ich näher kenne, abgeschreckt wurden mich zu besuchen aus Furcht vor Ansteckung; so habe ich denn das Leben von neuem von der traurigsten Seite kennen lernen. Ich gehe mit Widerwillen wieder an mein mühseliges Geschäft, wie ich voriges Jahr mit leichtem Mut daran ging. Die Krankheit, in welcher ich nun mit dem Gedanken an Runges Lebensgefahr und daß ich ihn nicht wiedersehn würde, beschäftigt war, hat einen tiefen Schmerz mir in der Seele gelassen und ich fühle mich schwach und muß meinen Gott in jedem Augenblick anrufen, um mich nicht zu verlieren. Schreiben Sie mir, guter Grimm, ich bedarf wieder Liebe, um mich wieder aufzurichten und das Leben noch einmal als eine Wohltat aus der Hand Gottes anzufangen, was es doch sein soll. Die lange Krankheit des teuren Verstorbenen, der so gern noch unter uns geblieben wäre, und alle seine letzten Äußerungen deuteten darauf hin, daß die meisten Menschen dies nicht erkennen. Ihnen sollte ich dies nicht sagen, mein lieber Freund, der Sie in dieser Hinsicht so vollkommen Gottesfürchtig sind. Seien Sie herzlich gegrüßt und nehmen Sie es als einen Beweis meiner Freundschaft, daß ich Ihnen jetzt schreiben konnte.

[Aus der Hamburgischen Zeitung ist folgendes zugefügt:]

Auf Otto Runge's Grab.
Aus einer Welt aus Angst und Not,
Aus einer Welt voll Blut und Tod,
Flüchtete die fromme reine Seele
Sah ins beßre Land zu Gott,
Und der Leib in diese dunkle Höhle
Auszuruhen bis zum Wiedersehn.
O, der Christ ist immer groß und schön,
Doch im Tod' in seiner größten Schöne,
Wand'rer, bleib am Grabe stehn,
Lerne hier, was eitel ist, verschmähn,
Weine eine stille Thräne
Und dann kannst du weiter gehn.

Folgende beide Anzeigen erhöhen den Jammer und die Trauer:

„Wir erfüllen die jammervolle Pflicht, den am 2ten December im 34sten Lebensjahre an der Auszehrung erfolgten Tod unsers Mannes und Bruders, Herrn Philipp Otto Runge, allen, die ihn und sein Andenken lieben und schätzen, bekannt zu machen.

Pauline Susanne Runge, gebohrne Bassenge.

Johann Daniel Runge."

„Am 3ten December, Abends um 10 Uhr, wurde Pauline Susanne, verwittwete Runge, von einem gesunden Sohne glücklich entbunden, welchen theilnehmenden Freunden angezeigt wird von

den Angehörigen."

33. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg 18. Januar 1811.

[Mitteilung, daß sie an beiden Beinen überfahren sei und schon drei Wochen liege.] Schmerzlich vermisse ich den Zuspruch meines seligen Freundes, der mich über jedes irrdische Leiden zu beruhigen wußte; der kleine Kreis, in welchem ich so glücklich war, löst sich nach und nach ganz auf. Rungens arme Frau geht mit den Kindern zu ihren Eltern zurück nach Dresden, und noch eine Familie, mit welcher ich durch Runge im engsten Verein lebte, verläßt Hamburg, wie viele andre, die nach den Veränderungen, welche hier seit kurzem geschehn, nicht mehr in Hamburg leben können. Sie sagen mir nichts von Ihrer Gesundheit, bester Grimm. Ich habe in dieser Zeit ein herrliches Buch kennen gelernt: Reden von [Joh. Mich.] Sailer in München, was mir viel Trost gewährt, nie habe ich faßlich und mit größerer Wahrheit Religion aussprechen hören. Wissen Sie etwas von diesem Mann, so schreiben Sie es mir, ich möchte gern Gutes von ihm hören.

III.

1. Arnim an W. Grimm, im Schelmufski-Ton, Anfang Januar 1811.

Reichardt, der geniale Reisebeschreiber, ist diesmal hier den Leuten zu ungemeinem Verdruß. Neulich hat er beim Pistor in einem Zug ein ganzes Fäßchen Kaviar ausgefressen und dabei noch ganz stolz erzählt, er sei als Kind von seinen Eltern mit einem viel größern Fasse auf die Probe gesetzt worden, ob er es für Eingemachtes halten würde; er aber habe, der Tebel hole mer, gleich solch einen vortrefflichen Wohlgeschmack an dem Zeuge beim ersten L.cken gefunden, daß er das ganze Faß sich an den Kopf gesetzt und nicht eher nachgelassen, bis ihm nichts mehr davon in den Rachen gelaufen. Während wir uns alle auf die Lippen bissen, hatte Clemens noch die Bosheit, nach Ziegenmolken zu fragen; wir lachten alle, er merkte nichts. Neulich hat er in großer Freßwut in einer hier bestehenden Tischgesellschaft, wo er als Gast war, dem Geheimen Staatsrat Sack eine Schüssel weggerissen, weil es sein Lieblingsgericht gewesen, Enten mit Kastanien. Bettinen faßt er zuweilen mit großer Ostentation an die Knie in großer Gesellschaft, dann sagt er wieder, er verbäte sich ihre Reichsspäße; dann sagt er ihr wieder, daß sie liebenswürdig, dann wieder, daß ich wohl eine bessere Braut hätte bekommen können, kurz und gut, er hat die Tramontana verloren und faselt. Seine Oper ist noch nicht gegeben.

2. Frau Johanna Reichardt an W. Grimm, Halle 15. März 1811.

Ihre Zweifel an unsrer unveränderten Liebe und Freundschaft, lieber Grimm, sind eine wohlverdiente Strafe unsers fast unverzeihlichen Stillschweigens. Doch Sie glauben mir gewiß, wenn ich Sie versichere, daß wir Ihnen noch ebenso herzlich wie immer als eines nahen Verwandten, der ganz zu uns gehört, gedenken, und daß ich Ihnen den ganzen Winter über jede Woche schreiben wollte. Ich will nur einiges von dem, was Schuld daran war, daß es dennoch nicht geschah, hier anführen. Der lieben Jule Wochenbett, die Ende November ein gesundes Mägdlein geboren hat, war das erste, und ist gar alles glücklich gegangen, Jule mußte sich doch aber sehr lange zu Hause halten, bekam immer

wieder bald Zahnweh, bald irgend ein andres Übel, wobei sie meinen Beistand und meine Gesellschaft wünschte. Dazu heizt sich von den beiden sehr kleinen Zimmern, die wir den Winter hier in der Stadt fast gegen Stelzers über bezogen haben, nur das eine gut, darin sind also fast immer alle mit dem Klavier und allem Zubehör beisammen, dazu hab ich zweimal die Woche an meinen lieben Mann nach Berlin zu schreiben, einmal meistens auch an Louise — des Abends kann ich, wie Sie wissen, gar nicht schreiben — itzt geben mir nun die längeren Tage mehr Raum, da hindert mich aber mehr als alles mein Fritz, der die Masern sehr glücklich überstanden hat, vollkommen wohl ist, aber doch noch der Folgen wegen bis die nächste Woche aus der Schule bleiben muß und in dem kleinen Zimmer mir den Kopf recht wüste macht. Dies, denke ich, wird Ihnen mein Schweigen einigermaßen erklären, und Sie werden nicht mehr denken, daß ich Sie vergessen konnte. — Fritz ließ mich letzt nicht länger schreiben, und ich höre nun, daß Hanne Ihnen geschrieben hat von sich und ihrer Lage, die Gute, Liebe leidet noch sehr über ihren so unersetzlichen Verlust, sie klagt nicht, und so kann sie denen, die sie wie Haxthausen nur so sehen, munter erscheinen — aber an ihrer wirklich erschütternden Gesundheit zeigt sich das tiefste innere Leiden. — Wir hoffen noch immer, daß ein Ruf nach Berlin den guten Steffens bald erfreuen soll, dann würde sein Glück und die gänzliche Veränderung aller Gegenstände, die der armen Hanne ihren Verlust täglich zurückrufen, der lindernden Zeit wohl zu Hülfe kommen, die Stunden zu heilen, die nun noch immer so schmerzen. — Könnten Sie, lieber, guter Grimm, denn auch nicht einmal wieder den Versuch machen durch eine Reise zu Ihren Freunden schneller von den Leiden Ihres Herzens geheilt zu werden, an denen ich wahren innigen Antheil nehme, so wenig ich auch davon ahnden kann. — Diesen Sommer finden Sie uns noch hier beisammen, auch Steffens bleiben, auch wenn er nach Berlin gerufen wird, doch den Sommer noch hier. Wir ziehen Ostern wieder in unser Gibeon, mein lieber Mann scheint wenigstens für den Sommer des Nötigsten gewiß zu sein — der liebe Gott, auf den wir vertrauen, wird ja dann wohl weiter helfen. Vielleicht wird es uns so gut, daß wir im nächsten Winter auch in Berlin sein können, was, wie Sie leicht denken können, meines Herzens Wunsch ist! — Daß unsres Arnims loses, unstätes Leben nun auch einen schönen Ruhepunkt gefunden hat, freut Sie gewiß auch sehr. Er ist mir durch seine Dolores unendlich lieb geworden, so vieles ich auch aus dem Buche weg wünschte, gerade weil das übrige so gar herrlich ist, so ist mir und uns allen doch über Arnims innres Wesen ein Licht aufgegangen durch das Buch, das innig wohltuend ist. Er wird sicher häusliches Glück zu verdienen und zu genießen wissen, möge Bettina ihn so glücklich machen, als sie, wie ich hoffe, durch ihn werden wird! Sie liebt ihn so sehr, und schon so lange, und sie ist wie durch alles, was ich von ihr itzt höre, auch so lieb geworden, daß ich mit Freude und Ruhe an dies Paar denken kann. Ach, an wie wenige Menschen kann man dies itzt! Gott segne die beiden lieben Menschen und erhalte ihnen ihr Glück, das sie so kindlich froh genießen. — Wie es meinem lieben Mann und meinen lieben Töchtern geht, wissen Sie von dort aus, sie leben alle ein frohes, sehr geselliges Leben, doch mein lieber Mann durch seine große Bekanntschaft ein fast zu unruhiges, und er fängt an sich herzlich nach der Ruhe in seinem lieben Garten zu sehnen, übermorgen den 18. wird seine Oper gegeben, und Ostern hofft er schon wieder bei uns zu seyn. Brächte er uns die sichere Hoffnung einer auch noch so kleinen, doch sichern Versorgung mit und den Ruf für Steffens nach Berlin, so hoffe ich, daß wir den Sommer froher verleben werden als lange keinen, wenn der liebe Gott uns alle gesund erhält — Er weiß es aber am besten, ob uns Wohlsein gut ist — soll es nicht sein, so gebe er uns nur Geduld und Muth und lasse Leiden und Sorgen zu unserm Seelenheil nützlich sein! — Riekchen wie auch Sophie und Fritz grüßen Sie herzlich. Erstere meint, da Sie

nun schon zwei Briefe bekommen hätten, wollte sie lieber noch etwas warten, damit Sie nicht wieder so lange ohne Nachricht von uns blieben, doch das sollen Sie gewiß nicht, lieber guter Grimm, schreiben Sie uns nur auch bald wieder, und recht viel von sich, Ihren Brüdern und allen Ihren Verhältnissen. Möchten Sie mir bald sagen, daß Sie wieder froh sind! — Louise, von deren mannigfachen Leiden während des Lebens Sie durch sie unterrichtet sind, hat große Freude über die Bekanntschaft Ihres Bruders, des Kaufmanns [Carl Grimm], den wir nicht kennen. — Nun hab ich wohl mehr geschmiert, als Sie lesen können, lieber Grimm, und will auch aufhören. Gott segne Sie und lasse Sie gesund und froh sein!

3. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg 19. März 1811.

Brentano hatte mir den schönen Aufsatz über Runge [im 69. Abendblatt vom 19. Dezember 1810] schon geschickt, ich danke Ihnen darum nicht weniger herzlich dafür, wie auch für die Lieder. Ich habe in diesen Tagen eine Laute bezogen und will die erste gute Stunde dazu anwenden sie zu stimmen, ich fühle, daß ich etwas haben muß, um durch den Frühling zu kommen. Voriges Jahr um diese Zeit ging ich schon immer mit Runge spazieren, jetzt ist er tot und ich kann nicht mehr gehn. In Halle geht es jetzt wieder gut. Fritz und all die Kleinen haben die Masern gehabt. Der arme Steffens strebt noch immer nach Berlin zu kommen und es geht ihm eigentlich jetzt traurig; ich hoffe, Sie haben jetzt Briefe von dort, wenigstens sind Sie in gutem Andenken. — Die Stempel [von Runge] sind noch nicht zu haben, Brentano hat sie bei Gubitz gesehn, sobald die Karten hier sind, schick ich sie Ihnen und will auch Perthes, der jetzt in Lübeck ist, fragen, wie wir Ihnen das Buch von Sailer am besten hinschaffen.

4. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg 5. April 1811.

Bester Grimm, Sie haben nun endlich die Lieder erhalten und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Mühe und alles Freundliche, was Sie mir darüber sagen. — Mein guter Grimm, wie werde ich mich freuen, wenn Sie herkommen könnten. Lassen Sie sich mal von Eckstein [der den Brief überbringt] Rungens Bruder [Daniel] beschreiben, wie rührend dieser Mann nach Ottos Tode ganz in dessen Kunstwerken lebt, sein Zimmer sieht aus wie eine Werkstatt, die Bekanntschaft dieses tiefgelehrten Mannes, der dabei ganz kindlich ist, würde Sie recht glücklich machen. — Von Arnim habe ich mehrere sehr liebe Briefe, Bettina singt meine Lieder sehr fleißig und gibt „Weidet meine Schäflein", was Riekchen so schön sang, und ich auch für das beste halte, allen andern den Vorzug.

5. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg, 16. Mai 1811.

Mein guter Grimm, in wie vieler Hinsicht wünschte ich Sie wieder zu sehn, ich möchte Ihre Sorgen teilen, Ihr Vertrauen ehrt mich und ich habe gleich herzliches Vertrauen zu Ihnen und so möchte ich Ihnen auch viel von Runge erzählen und Ihnen jedes Wort des teuren Mannes, was er mir bei den Zeichnungen gesagt, wiederholen, denn Sie wissen doch eigentlich nicht, was Sie daran haben. Es ist darin ein so herrliches Gewebe, was man wirklich ohne einen kleinen Fingerzeig nicht fassen kann. Die Bibel, Kunst und Natur und all das Schönste, was es gibt, ist dort auf das Wunderbarste und Rührendste vereint. — Ich hatte Ihnen das Buch von Sailer schicken wollen, ich wollte Perthes Rückkunft, der in Lübeck war, dazu abwarten, dann ward ich krank und als ich nun zu ihm gehn konnte, war er wieder in Leipzig, von wo er noch nicht zurück ist, nun laß ich es wohl, bis Sie selbst kommen. Wegen

der Kindermärchen habe ich Ihnen auch noch nicht nützlich werden können, einige, denen ich davon gesagt, haben mich ausgelacht und so ist es noch zu nichts gekommen. Die Kartenstempel will Rungens Bruder, von dessen Bekanntschaft ich Ihnen viel Genuß verspreche, selbst schicken und Sie oder Ihren Bruder bitten, etwas Geschichtliches darüber zu schreiben Er wird Ihnen dies selbst deutlicher machen. Dieser Daniel Runge ist ein Weiser, ja ein heiliger Mann, der ganz in dem Bruder lebte und nun ganz in seinem Nachlaß lebt; bei ihm finden Sie eine vollständige Sammlung aller merkwürdigen Zeichnungen und Aufsätze seines Bruders, und besonders einige Gemälde, die besser als alles andre seine Zeichnungen erklären. Ich kann Ihnen nicht sagen, welch einen Himmel dieser Mensch in sich hatte. — Nun einige gute Nachrichten von zu Hause. Der König von Preußen hat meinem Vater jährlich 800 Taler Pension ausgesetzt, und der Raumer ist bei der neuen Universität als Professor mit 1200 Taler Gehalt angestellt. Mir ist dies in so vieler Hinsicht wert, erst wegen meiner liebsten Rieke, und dann hoffe ich soll auch für den Fritz gesorgt sein, da der Vater schon Raumer seine Einwilligung gegeben, ihn, wenn er verheuratet ist, zu sich zu nehmen und in seiner Wissenschaft zu unterrichten. Giebichenstein, fürchte ich, werden wir aufopfern müssen, aber ich wünsche es jetzt, denn der Vater muß dem Könige nun einen Beweis seiner treuen Anhänglichkeit geben. — Meine Freunde hier bereden mich Lieder auf Subskription herauszugeben, weil die Buchhändler mich so mißhandeln. Wollen Sie sich nun das Verdienst machen, dort für mich zu sammeln, ich will dann erst sehn, wie viel überhaupt zusammenkommen. Ich habe überall Aufträge gegeben. Es werden sein 12 deutsche Gesänge mit Begleitung des Fortepiano. Preis 18 Gr. Courant. Ihre herzliche Freundin Louise Reichardt.

6. Reichardt an Jacob Grimm, Giebichenstein, 1. Juli 1811.

Endlich kann ich Ihnen, mein Lieber, wieder aus ruhiger Heimat schreiben. Eine Pension von 800 Thalern, die mir der König von Preußen für meine 32jährigen Dienste mit der Erlaubnis zugestand, daß ich den Sommer hier auf meinem lieben Giebichenstein verleben dürfe, läßt mich nun in eine bestimmtere ruhige Lage kommen, als es in den letzten Jahren möglich war. [Wünscht sich eine bei Grimms befindliche Notenkiste.] Dazu hab' ich eben sehr ansehnliche Ausgaben zur Aussteuer unsrer lieben Friederike zu bestreiten. Raumer, der als Professor der Mineralogie bei der neuen Universität und zugleich als Geograph beim Oberbergamt Breslau mit 1200 Thaler Gehalt angestellt wird, wünscht seine Rieke auch zu Michaeli dort in sein Haus einzuführen. Jetzt bereist er mit dem Oberbergrat als Geograph ganz Schlesien und holt uns eben sehr froh aus Waldenburg. Alberti bereist ebenfalls Schlesien als Chef des Salzamts, und so haben sich Mine, die er mitgenommen, eben in Waldenburg getroffen. Im September denken beide hier zu sein, Raumer und Alberti mit Mine. Steffens geht dann auch als Professor der Physik mit 1500 Thaler Gehalt nach Breslau, und so hat Rieke dort gleich eine sehr liebe Schwester zur treuen Gefährtin. Louise erwarten wir gegen Ende dieses Monats auf einige Wochen zum Besuch. — Fritz befindet sich in seiner Privatschule auch ganz wohl, er ist heiter, kräftig und frei. Sobald Rieke in Breslau eingerichtet ist, denk' ich ihn dorthin auf die Bergschule zu geben. Den Winter denken wir mit unsrer lieben Sophie, die uns dann allein bleibt, in Berlin zu verleben.

Nun wissen Sie und Ihr lieber Bruder, den ich sorglich grüße, wieder, wie es in meinem Hause steht ꝛc. Nur Arnim läßt nichts von sich hören, Mitte Mai verließ ich ihn mit seiner Bettine, sehr froh und zufrieden. Nun addio, Ihr Reichardt.

7. Hanne Steffens an Wilhelm Grimm, Halle 28. August 1811.

Jetzt habe ich ein rechtes Bedürfnis dazu, mich mit Ihnen zu unterhalten; wir haben ein paar sehr frohe, glückliche Tage mit Arnim und Bettinen verlebt, nein, was ist das für ein Engel, ich bin ganz wie bezaubert und träume noch fast jede Nacht von ihr, so klug, so natürlich, so herzlich, kurz es ist die liebenswürdigste Frau, die es nur auf Erden geben kann, und mit uns dummen Geschöpfen hat sie sich so freundlich abgegeben, wenn ich nur einmal länger mit dem Engel leben könnte, auch als Frau ist sie zu einzig, und wie sie den Arnim liebt, aber er ist auch so herrlich, so liebenswürdig, wie ein Mann nur sein kann, ich finde ihn noch schöner wie sonst. Er hat einen schönen ernsteren Ausdruck bekommen; ich finde Bettinen auch bezaubernd schön, auch ihre kleine Gestalt gefällt mir so sehr. Wie wünsche ich es Ihnen, lieber Grimm, daß Arnims über Kassel reisen, ich habe recht zugeredet; sie bleiben nun erst 14 Tage oder auch darüber in Weimar, heute ist Goethe sein Geburtstag, den wollen sie mit ihm feiern.

8. Reichardt an Wilh. Grimm, Giebichenstein 9. September 1811.

Ich eile Sie zu bitten, mein Lieber, mir die große Kiste durch eine Frachtführung herzuschicken . ., in den ersten Tagen des Oktober geh ich nach Berlin. — Mit Rieke und ihrem Mägdlein Dorothea geht es jetzt sehr gut, ohnerachtet das arme junge Weib unter dreitägigem schrecklichen Geburtsschmerz sehr schwer geboren hat. Alle leben nun dort froh und heiter beisammen. Ende November denk ich die Freude mit ihnen zu theilen. Hanne und Steffens machen eben jetzt eine Gebirgsreise, werden aber wenig Freude daran haben, wenn sie dieselbe Kälte verfolgt, bei der wir hier fast erfrieren. Meine Gesundheit, die so ziemlich auf dem Wege der Besserung war, ist darüber wieder von neuem erschüttert. Indes, hoff ich, soll's mich an der schlesischen Reise über Berlin, wo ich vier Wochen bei Alberti zu bleiben gedenke, nicht abhalten. Der Garten ist dies Jahr schöner in Laub und Blumen als je. An Früchten haben wir nur Aepfel und Trauben recht häufig. Die letzten werden aber schwach reif werden. — Ihre Grüße hab' ich nach Berlin und auch hier besorgt, und Sie sind von Bartels und Stelzers herzlich wieder gegrüßt. Empfehlen Sie mich auch Ihrem lieben Bruder bestens, und auch an Sieveking, wo Sie ihm schreiben. Es freut mich, daß er die gelehrte Bahn der politischen, in der jetzt nur Schande zu ernten ist, vorgezogen. Es wird hoffentlich so ein selbständiger Mann aus dem braven Jüngling. — Daß Sie mit Louise in Briefwechsel geblieben, freut mich sehr. Das arme Kind verliert dort ihre besten Freunde; desto erfreulicher für sie, wenn ihr der Entfernten Tätigkeit treu bleibt. Bleiben Sie es uns auch, mein Lieber, und sein Sie meiner herzlichen Liebe und Theilnahme stets versichert.

9. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg 9. September 1811.

Mein lieber Freund Runge, der durch Liebe und Freundschaft endlich ganz die Stelle des verstorbenen Bruders bei mir eingenommen hat, verläßt Hamburg. Ich bin so angegriffen davon, daß ich lange den Schmerz mit mir herumgetragen, ehe ich ihn auszusprechen wagte. Sie müßten unser schönes Verhältnis kennen, um zu fühlen, was ich verliere. Er hat mich in eine ganz neue Welt eingeführt, durch ihn lernte ich die Bibel und andre große Schätze dieser Art kennen, es wird auch ohne ihn ein immerwährender Segen für mich bleiben,

das fühle ich, aber die Gegenwart ist schwachen Menschen unendlich viel. Wenn ich mir dachte, Sie einst hier zu sehn, so dachte ich mir immer auch die Freude, Sie mit diesem lieben frommen Manne bekannt zu machen. — Die eigentliche Veranlassung dieses Briefes ist, bester Grimm, Sie zu bitten, sich wieder für eine Sammlung Lieder, die ich denke Weihnachten erscheinen zu lassen, zu interessieren. Es sollen diesmal 6 italienische Gesänge sein, der Preis einen halben Thaler. ich möchte gern, so viel ich kann, zu Gelde machen, da mir Fritz mehr kostet, als ich erwartet, und mein armer Vater, um dessen Gesundheit ich ernstlich besorgt bin, vielleicht bald nichts mehr verdienen kann. Albertis aus Berlin schreiben mir, sie waren mehrere Tage in Giebichenstein, sie hätten sich entsetzt bei seinem Anblick, er wäre ganz klein geworden, so mager und zusammengefallen. Wieviel Schmerzen für mich in diesen Worten liegen, guter Grimm, fühlen Sie mit mir. Ich habe mich gleich erboten, nach Hause zu kommen, was aber der liebe gute Vater, der sein Leiden ganz allein trägt, durchaus nicht haben will.

10. Arnim an Brentano, 14. September 1811.

Bei Reichardts [in Halle] wohnten wir vier Tage recht glücklich. Bettine gefiel allen, und ihr gefielen die Mutter und die drei Töchter. Es waren schöne Tage, und wir benutzten sie. Ich besuchte das Theater, wo der 24ste Februar von Werner gespielt wurde, eine Art Zentaur, im Anfang herrlich mystisch, der schauerlichste Tragödieneingang, das Ende eine gemeine Kreatur, die alles niederstampft. Auch eine Pistolengesellschaft habe ich besucht, von Steltzer, der immer vorbeischießt, gestiftet. Steffens ist viel umgänglicher als sonst; er begrüßt Dich und denkt Deiner gern.

11. Friederike Reichardt an W. Grimm, Halle 17. September 1811.

Ich denke Ihnen einen kleinen Beweis zu geben, lieber Grimm, wie ich noch immer an Sie denke und Sie noch so lieb habe wie sonst, indem ich in dieser Zeit, wo mir jeder Augenblick so wichtig ist, doch einen finde, um Ihnen für ihre Teilnahme zu danken. Es war mir eine unerwartete, und wenn ich blos an mein unverantwortliches Nichtschreiben denke, eine ganz unverdiente Freude, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Auch Raumer freute sich sehr darüber und nahm sich vor, mit mir zusammen an Sie zu schreiben, er mußte aber früher, als er dachte, noch einmal Geschäfte wegen nach Berlin, und da ich nicht hoffen kann, nach seiner Zurückkunft noch sehr ruhige Tage hier zu verleben, so benutze ich die erste Zeit, die ich habe. Daß ich mich jetzt sehr glücklich fühle, brauche ich nicht erst zu sagen, wie schwer es mir aber doch wird, so bald von hier zu gehen, ganz besonders meine arme Sophie hier so allein zu lassen, können Sie wohl denken. Arnim war mit seiner Frau acht Tage hier, Bettine ist uns allen sehr lieb geworden und ich rechne es mir für ein großes Glück, daß ich den vortrefflichen Menschen so zufrieden weiß. — Erst heute an unserem Hochzeitstag d. 26. komme ich dazu, den Brief zu schließen, ich weiß, Sie nehmen herzlichen Teil an uns, lieber Grimm, und darum will ich es auch heute tun, ich wollte, Sie wären hier, es würde mir sein, als wenn ein Bruder zu unserer Feier gekommen wäre.

12. Frau Johanna Reichardt an Wilhelm Grimm, Herbst 1811.

Durch meine Schuld bekommen Sie, lieber Grimm, diesen Brief unsrer Rieke, dessen Anfang gar alt ist, noch um einige Wochen später, doch lieb wird

er Ihnen immer noch sein, und Sie werden mich gewiß gern entschuldigen, wenn Sie hören, wie manche Unruhe mich gehindert hat, früher zu schreiben. — An uns gedacht haben Sie gewiß in dieser Zeit oft, meine Freuden und den Schmerz der Trennung mit eingeteilt. Den 1. Oktober reisten Steffens ab über Dresden gerade nach Breslau, den Tag darauf die lieben Raumers, die erst auf einige Tage nach Dessau gegangen sind [zu den Eltern Raumers, die Unpäßlichkeit abgehalten hatte zur Hochzeit zu kommen]. Eine Tante, Stiftsdame, und der älteste und jüngste von Raumers Brüdern waren zu dem Fest gekommen, lauter liebe, gute Menschen, die Freude war sehr dadurch erhöht, daß der älteste Bruder [Friedrich], wie Sie wohl schon wissen, auch als Professor nach Breslau geht. Er wollte mit unserm Raumer zusammen reisen, hat sich aber in den wenigen Tagen, die er noch vorher in Dessau zubringen wollte, mit einem lieben Mädchen, einem Fräulein Görschen, deren Bruder glaub ich in Kassel ist, versprochen, die Alten willigen ein, ihm die Tochter gleich mitzugeben, und er wird nun in einigen Wochen auch nach Breslau gehen, so kommt die liebe Rieke in Breslau gleich unter Brüder und Schwestern und wird auch von der Seite glücklich zu preisen sein. Das gute Kind fühlte sich auch selbst so glücklich, daß ihr das die Trennung sehr erleichtert hat. Auch mich begleitet diese schöne Gewißheit in meine Einsamkeit. Ich darf auch hoffen, daß Steffens in Breslau in eine angenehme Lage kommen wird, es sollen der Studenten schon viele dasein und die Stimmung für Steffens sehr gut, man hat ihm auch 500 Taler Reisegeld gegeben, und ihm so alles erleichtert, seinen Magenkrampf, an dem er hier in der letzten Zeit sehr litt, hat er auch auf der Reise schon verloren, wir haben recht frohe Briefe von Hanne aus Dresden und erwarten nun täglich einen aus Breslau selbst. Rielchen hat auch schon aus Dresden geschrieben und ist ganz entzückt über alle die Herrlichkeiten, die sie noch nicht kannte. Jetzt müssen Raumers auch schon in Breslau sein. Gott sei mit den lieben allen und segne ihren Anfang dort! — Auch von meinem Fritz habe ich mich aufs neue trennen müssen. Die gute Louise hat bei Hamburg einen Landprediger gefunden, einen höflichen und sehr gelehrten Mann, der mit seinen zwei Söhnen, die ungefähr in Fritzens Alter sind, noch zwei Knaben erziehen will, wovon Fritz der Eine sein wird, der Mann unterrichtet die Knaben selbst, und alles was wir von der ganzen Familie hören, erhöht meinen Dank gegen Gott und die liebe Louise, ich hatte ihn hier zwar bei mir, fühlte aber doch die Mängel der hiesigen Schule.. In den Tagen der Trennung von meinen lieben Töchtern bekam ich die Nachricht, daß der Buchhändler Bohn auf seiner Rückreise von Leipzig ihn mitnehmen wollte, ich hatte nun alle Hände voll zu tun, um seine kleine Aussteuer in Ordnung zu bringen, heute früh um 6 Uhr ist er abgefahren, und ich suche meine Wehmut im Gespräch mit Ihnen zu mildern, so wie meine Sophie, nun meine Einzige, auf dem Klavier hier neben mir tut. Mein lieber Mann benutzt das köstliche Herbstwetter zum fleißigen Pflanzen im Garten. — Doch denken wir, sobald das Wetter schlecht wird, in die Stadt zu ziehen, wo wir eine recht nette Wohnung gefunden haben, der Winter würde doch hier draußen, besonders für die arme Sophie, die an so liebe Schwestern gewöhnt war, zu traurig sein hier draußen. Mein lieber Mann wird wohl auch den größten Teil des Winters mit uns in Halle sein und vielleicht nur wenige Wochen in Berlin zu sein brauchen. — Wir sind Gottlob alle wohl, das macht die Aussicht in den Winter wenig traurig, erhält uns der liebe Gott so und gibt uns immer gute Nachricht von allen unsern lieben fernen Kindern, so hoffen wir ihn ruhig zu verleben, mit allerlei Plänen zum Wiedersehn im Sommer uns erheiternd. Die liebe Jule ist mit Mann und beiden Kindern auch recht wohl und sehr heiter, und ich habe im vorigen Winter einige liebe Menschen in Halle kennen lernen, auf deren Umgang ich mich freue. — Ich habe mein ganzes Papier voll geschrieben und wollte Ihnen doch noch sagen, wie glücklich mich Arnims Hiersein und Bettinas

Bekanntschaft gemacht haben, ich würde sagen ihre Liebe, denn sie schien mich auch lieb zu haben . . . Leben Sie wohl und schreiben Sie bald, lieber Grimm. J. Reichardt.

13. Louise Reichardt an Wilhelm Grimm, Hamburg 9.—11. Nov. 1811.

[Zunächst von ihrem Bruder Fritz, den sie aus Giebichenstein mitgebracht und bei einem Pfarrer für 300 Taler untergebracht habe, zwei Stunden von Hamburg; von ihren Eltern und Geschwistern]. Wie schmerzlich es mir gewesen, den Arnim zu verfehlen, können nur Sie nachempfinden, von Clemens höre ich seit langer Zeit nichts. Über Ihre kleine Reise, von welcher Sieveking mir sagte, habe ich mich gefreut, kommen Sie nur auch einmal hierher, lieber Grimm, Sie sollen recht viel herzliche Freunde hier finden, und auch daß meine Lage zu viel Vorzüge hat, als daß ich leichtsinnig etwas anders ergreifen sollte. — Goethes interessantes Buch [Dichtung und Wahrheit] habe ich grade gestern zu Ende gelesen und mich sehr davon angezogen gefühlt; welch ein Mann ist dieser! — Den 11. Ich komme erst heute dazu, meinen Brief zu schließen, bester Grimm. Gott gebe Ihnen Gesundheit, und arbeiten Sie auch nicht zu anhaltend . . . Ich freue mich so, daß Sie den Goethe fast mit mir zugleich gelesen haben, ich bin wegen der biblischen Geschichte [am Ende des ersten Buches] ganz Ihrer Meinung und aus mehreren Gründen, ich weiß so viele Menschen, die diese Erzählung lieber lesen werden als die Bibel, das müßte man sorgfältig verhüten, und Goethe führt es so natürlich herbei, überhaupt ist bei dem Buch das Schmerzliche für mich, daß seine Gesinnung gar zu deutlich daraus hervorgeht. Bei Gelegenheit des kleinen Altars, den er sich selbst erbaut und der in Flammen gerät, während er betet, macht er jetzt die Reflexion, daß es besser sei, überhaupt lieber nicht zu versuchen, sich Gott auf diese Weise zu nähern, das ist doch der Bibel, auf das allerbestimmteste widersprechen — doch was red ich viel, schreiben Sie bald viel, bester Grimm. Sie erhalten nun auch mit erster Gelegenheit meine neuen Lieder, womit der Drucker mich bis jetzt hinhält. — Von Herzen die Ihre, Louise Reichardt.

14. Reichardt an Frau Elisabeth Stägemann, 10. Dezember 1811 (Erinnerungen 2, 238).

Heute gibt mir eine beunruhigende Nachricht in den Berliner Zeitungen die Feder in die Hand. Sie haben den braven Heinrich von Kleist geschätzt wie ich, und an seinen geistvollen Schriften Vergnügen gefunden; sagen Sie mir doch, wie ist die Nachricht von seinem sonderbaren Ende zu verstehen, und wer ist die Person, mit der er gemeinschaftlich sein Leben freiwillig geendet haben soll? Oder ist es vielleicht ein andrer als der Dichter jener interessanten Erzählungen, deren angenehme Lektüre ich Ihnen verdankte, und mit dem ich selbst so manchen frohen Abend in Ihrem Hause zubrachte? Sie verbinden mich sehr, wenn Sie mir darüber mit der nächsten Sonnabendpost ein beruhigendes oder wenigstens belehrendes Wort sagen.

15. Reichardt an Jacob Grimm, Giebichenstein 31. Mai 1812.

Immer hofften wir von Ihnen, mein Lieber, oder von Ihrem lieben Bruder [Wilhelm], der meiner Frau, glaub' ich, noch eine Antwort schuldig ist.

etwas zu erfahren, auch über das dortige Schicksal und die nächste Aussicht unsrer armen, dorthin verschlagenen Hallenser. [Er bittet um Rückgabe des Fell-eisens, dessen er zu Ende des Sommers zur Reise nach Schlesien bedürfe.] Meine Frau und Sophie sind am 24. d. nach dem schlesischen Gebürge abgereiset, um bei dem Bruder der ersten in Schmiedeberg und Waldenburg die Junizeit zuzubringen. Und dann gehen sie darauf nach Breslau, um Riekchen im August in ihrem Wochenbette beizustehen. Gegen den Herbst denk ich ihnen nachzureisen. Früher könnt' ich mich von meinem lieben Garten nicht entfernen, dessen ich vor einigen Jahren, bei einem ähnlichen schlesischen Aufenthalt, ohnerachtet der Schönheit des Landes und der Gastfreiheit seiner Einwohner mit Schmerz entbehrte, und der in diesem Jahre gerade ganz unbeschreiblich schön und reich ist. Wie würde Ihr Bruder, oder Sie, sich jetzt daran freuen. Ich genieße ihn in der vollkommensten Einsamkeit, mit einem braven Gärtner und einer braven Köchin hausend, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne täglich mit neuer Freude. Dabei bin ich auch gerade so fleißig, wie man es sein muß, um die heilige Muße ganz und vollauf zu genießen. Bei der Beschäftigung für eine Balladensammlung, wie wir sie noch nicht haben, vermisse ich unter meinen Büchern die schöne englische Sammlung Reliques of ancient pop. [English poetry] (oder dergleichen). Sollte die wohl in Kassel zurückgeblieben sein, wo, ich glaube, meine Leute einige Bücher zum Verkauf zurückließen? Es sollte mir leid tun, wenn sie aus Unkunde jenes treffliche Buch dazu getan hätten. Sie haben wohl die Güte, mein Lieber, mir gelegentlich ein Wort darüber zu sagen. — Von Louise erhielten wir in der letzten Zeit sehr beruhigende, erfreuliche Briefe über Fritz, und den trefflichen Pastor Hübbe und dessen Familie, in Allermöh und dem Vierland bei Hamburg. Wir, oder vielmehr Louise scheint darin die glücklichste Wahl für den guten Jungen getroffen zu haben. Er selbst fühlt sich dort so glücklich, und soll recht ernstlich fleißig sein, besonders in Sprachen, die der Pastor mit alter Gründlichkeit zu treiben scheint, was doch die Pfahlwurzel zu so vielem andern ist. So hoff ich, soll er in fünf Jahren, die der Pastor ihn nur hat übernehmen wollen, so weit gut vorbereitet werden, daß er dann mit Erfolg in die Bergm. Schule oder Elevenanstalt in Breslau unter Raumers spezieller Aufsicht kommen kann. Jetzt liest Raumer dort für die Universität als Professor und für die Eleven als Bergrat die Mineralogie, und zu Ende des Sommers wird er mit den letzteren eine instruktive Wanderung im Gebirge machen, wozu ihm das Oberbergamt, aus besonderem Vertrauen, für sich selbst die Instruktive hat aufsetzen lassen. Steffens scheint mit seinen Universitätszuhörern eben noch nicht zufrieden zu sein, erwartete aber für die Zeit eine bessere Race von Zuhörern. Die unruhigen Zeitumstände scheinen dort noch nicht einzuwirken. — Nun hab' ich Ihnen, liebes Brüderpaar, das sich immer so warm für uns interessierte, alles gesagt, was Sie wissen mußten, damit wir Ihnen nicht fremd werden. Tun Sie das nun auch über Ihre Lage, o Ihr Lieben, auf daß wir immer bekannt miteinander, wie gute Nachbarn, durch die Welt fortwandern. Arnims Freude, einen Sohn zu haben, der ihm ähnlich sieht, ist Ihnen gewiß schon von ihm selbst mitgeteilt. Ich habe gar einige Freude daran, auch soll es mit Mutter und Kind ferner ganz erwünscht gehen. Nun leben Sie wohl, schreiben Sie bald und behalten mich stets in freundschaftlichem Andenken. Ihr Reichardt.

16. W. Grimm an Wigand, Kassel 15. Oktober 1812.

Mademoiselle Reichardt will 6 von ihren Kompositionen, Gesang und Begleitung des Fortepiano herausgeben, à 12 Groschen, kannst Du mir einige beschaffen, ist mir's lieb, ich interessiere mich dafür.

17. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg 9. November 1812.

Auf Ihre Kindermärchen freue ich mich sehr, aber ich gebe es auch nicht auf, noch manches andre Ihrer Schriften zu lesen, auf die Edda, deren Stolberg so oft und vorteilhaft erwähnt, ist meine Erwartung sehr gespannt, und sollte es mir noch so schwer werden, so werde ich nicht nachlassen mit Lesen, bis ich wenigstens auf meine Weise sie verstehe. Überhaupt vertiefe ich mich immer mehr, ja beschränke mich eigentlich ganz auf diese Schriften, weil ich finde, daß hier der Verstand weniger nötig ist, als das Gefühl, welches mich Gottlob bisher immer richtig geleitet hat, so daß ich vieles sehr schön empfinde, ohne vielleicht, wenn ich gefragt würde, Rechenschaft davon geben zu können. Ich habe im Stillen meine Freude daran, daß ich die erste Bekanntschaft der laufenden Dinge, die mich in den letzten Jahren vorzüglich angezogen und fast ausschließend beschäftigt, Runge seine Zeichnungen und dann noch Stolberg, Ihnen, guter Grimm, verdanke. Die Sehnsucht danach hat mich seit dem ersten Tage, da Sie in unser Haus traten, nie ganz verlassen, ich ahndete etwas unendlich Schönes, was auf keine Weise sich mir offenbaren wollte, oft habe ich mit Riekchen Abends darüber gesprochen, die daher auch sich anschickte, als wäre der heilige Geist auf sie herabgekommen, als ich ihr im vorigen Jahre, indem ich genau die Worte meines verstorbenen Freundes wiederholte, die Augen öffnete, es ist dies bei weitem der schönste Augenblick, den wir zusammen gehabt haben. — In Breslau geht alles sehr wohl, mein Vater ist nun auch dort und kann nicht genug rühmen, wie vollkommen Raumer und Steffens' mit ihrer Lage zufrieden sind, wie angenehm sie leben pp., und wüßte ich nicht, daß der gute Vater beim Erneuern einer Menge alter Bekanntschaften sicher seine Gesundheit nicht hinlänglich pflegt, so könnte ich mich freuen, daß er hingegangen. Reil hat ihn mit den Worten entlassen, daß nur bei der strengsten seiner Vorschriften er geheilt werden könnte. Dieser siechе Zustand, in welchem er seit einem Jahre lebt, macht mir unsäglichen Kummer, da leider jede Bemühung, etwas zu arbeiten und zu verdienen, dadurch vereitelt wird. — Was aus mir werden wird, wenn Runge [des Malers Bruder] nicht mehr hier ist, davon habe ich Gottlob noch keinen deutlichen Begriff, er ist der einzige hier, dem ich mein Gemüt unverhohlen zeigen kann, der mich versteht, mit einem Wort der einzige nahe Freund, den ich hier habe.

18. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg 25. Januar 1813.

Meine arme Mutter hat kurz vor Weihnachten einen Anfall von Schlagfluß gehabt, von dem sie sich noch garnicht wieder erholen kann, und der gute Vater kränkelt beständig, so daß er manche fünf bis sechs Wochen das Zimmer garnicht verlassen kann; das ängstigt mich unmäßig, ich weiß oft nicht, was ich vor Schmerz und Betrübnis anfangen soll. Dabei lassen die Schwestern auch mich seit einem halben Jahre ganz ohne Nachricht. Sie wissen wohl kaum, daß die Eltern beide in Breslau mit Raumer und Steffens in einem Hause wohnen diesen Winter, und ich weiß nur durch den Vater, der mir dann und wann einige Zeilen schreibt, was dort vorgeht. — Ich hätte auch so gern Ihre Kindermärchen, der gute Vater schreibt mir, daß sie dort alle ganz entzückt davon wären, ich hoffe, einer wird es Ihnen nun auch selbst geschrieben haben. Haben Sie die Güte, beide Exemplare für den Bruder und für mich an Perthes zu adressieren, unfrankiert. — Runge erwidert herzlich Ihren Gruß. Der Gute feilt und sammelt fortwährend an dem Nachlaß des Bruders, der herrliche Sachen enthalten wird, nur fürcht ich, das es lange dauern wird, ehe die Sache zustande kommt, da der Mann sehr beschäftigt ist und durchaus nichts Halbes liefern will.

19. Louise Reichardt an W. Grimm, Flottbeck 2. Juli 1813.

Die gänzliche Abgeschiedenheit von meiner Familie, von welcher ich seit sieben Wochen ohne alle Nachricht bin, fängt an mir unerträglich zu werden, besonders seit Gerüchte, daß unser guter Steffens geblieben sein soll, mich unsäglich ängstigen. Ich wäre längst auf und davon, wenn man es nicht in dieser Zeit für ganz unmöglich hielte zu reisen. Meine arme Schwester ist vielleicht in eben derselben Unwissenheit über das Schicksal ihres Mannes, dieser Gedanke könnte mich rasend machen.

20. Reichardt an W. Grimm, Giebichenstein 20. März 1814.

Sie lassen so gar nichts von sich hören, mein Lieber, daß uns fast bange darum wird, ob Sie auch mit Ihrem Herrn Bruder in Ihrer Lage ruhig geblieben. Lassen Sie mich doch darüber bald ein beruhigendes Wort lesen. Auch, soweit es sich schriftlich mitteilen läßt, über den jetzigen Gang der Dinge, ob auch dort wirklich so ganz und gar nur daran gedacht wird, das Alte wieder herzustellen, ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände! Daß brav gerüst t und marschirt wird, sahen wir aus den öffentlichen Blättern, aber das ist auch das einzige, was auf dem Wege verkündet wird; und doch hätte ich diese eine ganz andere Gestalt und Seele annehmen sollen (?). Auch über das dortige Theater-Musikwesen hört ich gerne etwas von Ihnen: wer dort geblieben oder weggegangen oder weggeschickt worden? ob irgend etwas zu einer gewissen Vollständigkeit gebracht ward? Auch von dem schönen Wilhelmshöh (das ich mich noch freue nie mit einem andern Namen benannt zu haben) wüßte ich gerne, was dort von der . . . und Änderung beibehalten worden? Doch daran ist man wohl nicht gekommen, das wird wohl erst das Werk des Frühlings werden. Daß dieses wieder in die Hände seines Erfinders und Erbauers gekommen, ist mir bis jetzt der einzige reine Gedanke und Genius der Art. — Ich muß immer noch weiter fragen: Wo werden unsre bekannten alten Diener des Churfürsten wohl wieder in Gang gekommen, oder sein [!] Glück gehörig gemacht haben, Engelhard z. B.? Wie Ihr Herr Bruder entschädigt oder befördert worden u. u. dgl. Bitte, bitte lieber Grimm, fassen Sie Ihr Herz einmal in Geduld und beantworten Sie mir alle diese Fragen, die mich wirklich fast alle interessieren, meine Frau und Sophie fast noch mehr. Diese, die sich beide wohl befinden (bis auf die oft wiederkehrenden Gichtschmerzen der armen Sophie) grüßen Sie und Ihren Bruder recht herzlich. Von unsern auswärtigen Lieben weiß ich Ihnen nur zu sagen, daß wir die letzte Nachricht von Steffens und Raumer vom 17. Februar aus Chalons sur Marne hatten (beide waren wohl und vergnügt) und daß wir jetzt jeden Tag einen Brief von ihnen aus Paris voll Siegesnachricht erwarten. Die beiden Frauen leben ziemlich einsam und unzufrieden in Breslau, Rieke hat ihre Not mit ihrer Dorothea, die immer fort kränkelt und deshalb gar nicht recht auf die Beine kommen kann. Pistors und Albertis geht es gut, der erste hat uns auf seinem Rückwege von London, wohin er als Kourier geschickt war, besucht, sehr zufrieden mit seiner Reise und dem großen Gewinn, den er daraus für seine Glasschleiferei gezogen. Stelzers und Bartels sind alle wohl. Die arme Luise hat sich aus zu großem Eifer oder Gottvertrauen in Hamburg einschließen lassen, und so wissen wir seit 2—3 Monaten nichts von ihr, als daß sie lebt und leidet. Fritz ist bei seinem braven Pastor sehr gut aufgehoben, Wilhelm in Mainz. Mit mir will's noch nicht besser werden; ich hoffe alles von der Wärme und Bewegung. Leben Sie wohl. Ihr Reichard.

21. Reichardt an W. Grimm, Giebichenstein 24. Mai 1814.

Sie haben uns eine liebe erwünschte Antwort unseres vorigen Briefes gegeben, mein lieber Freund, und wir alle danken es Ihnen recht sehr. Ich wollte Ihnen dies schon längst sagen; aber ich hab, längs der kalten Zeit, wieder eine böse Zeit gehabt; seitdem schön Wetter und eine gänzliche Veränderung des Verfahrens eines klügeren Arztes, als den ich vorher befrug, geht es mir weit besser, und ich bin ... fast ganz wieder hergestellt und genieße meinen lieben Garten täglich von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends. Es ist wunderschön in diesem Jahre. Wir erwarten unoffiziell Steffens und Raumer .. Hoffentlich sind sie uns nicht vorbeigegangen. Rieke geht es mit ihrer kleinen Dorothea, die bis jetzt immerfort kränkelte, wieder besser, seitdem sie einen Garten vor der Stadt bezog; aber die arme Hanne kränkelt an der Brust. Wenn die Männer nur zurück erst kehren, wird es beiden gewiß ganz wohl werden. Sophie kränkelt auch noch an der Gicht, doch ist sie dies Jahr auf den Beinen geblieben und hat ihre ganze große Liebe zu uns an der herzlichsten Pflege meiner bewiesen. Meine Frau ist vollkommen wohl, Jule mit ihren Kindern und Mann auch; Bartels ebenso. Mine Alberti und Lotte Pistor wohnen im Tiergarten und sind auch glücklich und wohl. Nun wissen Sie aus allem das Wesentlichste: denn ich weiß, es ist Ihnen das Liebste, was ich Ihnen von hieraus schreiben kann. — Wir alle grüßen Sie und ihren lieben Bruder von Herzen, und wünschen recht viel Gutes von Ihnen zu hören. Ist er noch im Hauptquartier und wo? wo wird er mit Graf Keller künftig verweilen? Haben Sie ja Ihr Gehalt als Bibliothekar? Könnt Ihr, liebe Leute, dort leidlich auskommen und zufrieden leben? Vale. Herzlich der Ihre Reichardt.

22. Louise Reichardt an W. Grimm, Hamburg 6. Juli.

[Von ihrer Seite langes Schweigen.] Es fehlt mir etwas, seit Sie aufgehört haben, mir zu schreiben, leider ist jede Korrespondenz auf diese Weise seit Jahren eingeschlummert, so daß ich selbst nichts von Arnim weiß, von Brentano und vielen mir vormals unentbehrlichen Menschen, so weiß der Allgütige die arme Seele von allem Irdischen zu entkleiden, ich habe wohl zu großen Wert darauf gesetzt. Leben Sie wohl, mein lieber, teurer Freund. Beten Sie für mich und denken meiner freundlich. Die herzlichsten Grüße Ihrem ältesten Bruder. Gott behüte Sie. Louise Reichardt.

Briefe von Gustav Schwab und Wilhelm Waiblinger an Johann Rudolf Wyß d. J.

Mitgeteilt von Rudolf Ischer.

Die unten zum erstenmal gedruckten Briefe stammen aus dem Nachlaß des Dichters und Professors J. R. Wyß in Bern (1781—1830), der während der erneuten Herrschaft der Aristokratie eine bedeutende Rolle für das geistige Leben seiner Vaterstadt spielte. (R. Ischer: Johann Rudolf Wyß d. J., Bern 1912.) Er war neben

seiner Tätigkeit als Professor der Philosophie an der bernischen Akademie Dichter, Historiker, Reiseschriftsteller und Kunstliebhaber. Die Vielseitigkeit war aber keine Zersplitterung, sondern entsproß aus einer gemeinsamen Wurzel. Die Poesie war der Kern seines Wesens, wenn auch der Verfasser der schweizerischen Nationalhymne „Rufst du, mein Vaterland" selbst nie den Anspruch erhoben hat, ein bedeutender Dichter zu sein. Wichtig für die Literatur und Kunst der Schweiz wurde der Almanach „Alpenrosen", dessen Gründer und Leiter von 1811 bis 1830 Wyß war. Er suchte ihn mit Erfolg zum Sammelpunkt der schweizerischen Dichter zu machen, zog aber sehr gern auch Schriftsteller der angrenzenden deutschen Länder heran. Briefwechsel im ausgedehntesten Maße wurden unterhalten, und durchreisende Fremde, Dichter und Künstler, jederzeit freudig im gastfreien Hause empfangen. So kam Gustav Schwab im Herbst 1824 nach Bern, machte Wyß' Bekanntschaft und erfreute sich seiner Führung auf einer Reise ins Berner Oberland. Daran knüpfte sich der kurze Briefwechsel. „Ida von Toggenburg" (1826) und „Der Appenzellerkrieg" (1827) blieben Schwabs einzige Beiträge für die „Alpenrosen", und der Grund ist aus den Briefen ersichtlich.

Auf Wilhelm Waiblinger wurde Wyß, wie kaum zu bezweifeln ist, durch Schwab aufmerksam gemacht. Die persönliche Bekanntschaft erfolgte bei Waiblingers Durchreise nach Italien im Herbst 1826. Wyß suchte den jungen Dichter wenigstens durch Aufnahme seiner „Blüthen aus der Schweiz" in die „Alpenrosen" (1827 und 1829) zu unterstützen, da die andern Wünsche Waiblingers nach den Verhältnissen im damaligen Bern unerfüllbar waren. Die beiden Briefe Waiblingers blieben K. Frey (Wilhelm Waiblinger, Aarau 1904) unbekannt.

Für die einzelnen Briefe werden wenige Bemerkungen genügen. Wyß' Bruder Emanuel (1782—1837) machte sich als Maler und Heraldiker einen Namen. Lind ist wahrscheinlich der Arzt Johann Ludwig Lindt (gest. 1838). J. Burgdorfer war der Verleger der „Alpenrosen". Der dänische Dichter Jens Baggesen (1764—1826) war mehrere Jahre lang Wyß' Hausgenosse, und der Sohn, Carl Baggesen (1793—1873), war seit 1825 Pfarrhelfer am Berner Münster. Die „Reise in das Berner Oberland", Bern 1816 und 1817, in zwei Bänden, ist dem Umfange nach Wyß' größtes Werk, eine erschöpfende Darstellung der wichtigsten Gegenden des Oberlandes in naturwissenschaftlicher, ethnographischer und sagengeschichtlicher Hinsicht, in die Form einer Reiseschilderung gekleidet. Von den Werken, die Waiblinger erwähnt, ist „Anna Bullen" 1829 gedruckt worden, „Olura" ungedruckt geblieben (Goedeke² VIII 642).

Was unter dem Roman in 3 Teilen zu verstehen ist, kann ich weder aus Goedeke noch aus K. Frey mit Sicherheit bestimmen. Grüneisen ist der bekannte Kunstschriftsteller, Verfasser der Monographie über Niklaus Manuel.

Die Briefe gelangten mit vielen andern in den Besitz Ludwig Hirzels, der drei von J. Grimm (Anzeiger für deutsches Altertum 1877, III 204 ff.) und zwei von Uhland (ebenda 1894, 92) veröffentlicht hat. Die Sammlung wurde mir vom jetzigen Besitzer, meinem Kollegen Herrn Dr. L. Hirzel, für die Biographie Wyß' zur Verfügung gestellt.

---

1. Gustav Schwab an J. R. Wyß.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Auf den ersten Ihrer freundlichen Briefe habe ich Ihnen durch einen reisenden Künstler geantwortet; wahrscheinlich aber kommen diese Zeilen noch früher in Ihre Hände, als Ihre Antwort. Ida von Toggenburg begleitet dieselben, die Ihnen willkommen sein und mit Nachsicht empfangen werden möge, obwohl sie mir keine ganz wohlgewachsene Tochter zu sein scheint. — Ich habe jetzt auch eine größere histor.-romant. Dichtung, schweizerischen Gegenstands, vollendet: den Appenzellerkrieg in 10 Romanzen, etwa viertehalb Druckbogen stark, dieselbe ist für einen Almanach bestimmt, und ich würde am liebsten die Alpenrosen dazu wählen, wenn der Verleger gegen ein angemessenes Honorar Lust zu derselben hätte. Denn Sie verargen mir es wohl nicht, wenn ich Ihnen unumwunden sage, daß ich nicht reich genug bin, um einen Buchhändler mit einer Arbeit zu beschenken, die mir im Vaterlande mit circa 125 f. honoriert wird, obwohl ich von einem Schweizer Almanachverleger, um der passenden Stätte willen, die sie hier finden würde, nicht gerade auf dieser Summe bestehen würde. Diese ganze Bemerkung gilt übrigens nicht von meiner Ida, die, zum Angedenken an die mir unvergeßliche Fahrt von Lauterbrunnen gedichtet, zunächst Ihnen und nur Ihnen zur freien Benutzung und Bekanntmachung bestimmt ist. — Sollten Sie es angemessen finden, mit dem Verleger der Alpenrosen wegen meines Appenzellerkriegs, von dem ich nur sagen kann, daß ich ihn mit voller Stimmung nach vorausgegangenem Müllerstudium[1]) gemacht und daß er Uhlands Beifall erhalten hat, — zu sprechen, so wage ich die Bitte, möglichst bald, in 2 Zeilen das nöthige darüber an mich kommen zu lassen, damit ich, im Verneinungsfall, nicht länger gebindert bin, über das Gedicht zu disponiren, und im Bejahungsfall dasselbe an Sie übermachen kann. Im letztern Falle könnte eins von den beiden Gedichten, etwa Ida, bis 1827 warten. Leid wäre es mir, wenn mein Antrag Sie irgend geniren sollte; schreiben Sie mir dann doch ja unumwunden ab; denn der Appenzellerkrieg findet hier genug Pforten offen, da ich nur allzuviel Versprechungen für deutsche Almanache gethan habe. — Ehe ich meinen Brief schließe, muß ich mich unter 1000 Entschuldigungen Ihres Auftrags wegen des von Ihrem Herrn Bruder gewünschten einzelnen Blattes vom Cölner Domwerk, die gemalten Fensterscheiben enthaltend, entledigen. Ich konnte wegen Boisserées Abwesenheit, der erst im December zurück kam, nichts früher in der Sache thun. Seitdem habe ich mit Sulpiz Boisserée gesprochen und dieser

---

[1]) Gemeint ist das Studium der Schweizergeschichte von Johannes v. Müller.

sagte mir, daß zwar kein Blatt des Werkes einzeln abgegeben werde, daß er aber in Beziehung auf Ihren Herrn Bruder, der natürlich ein ganz besonderes Interesse für dieses Blatt haben werde, gerne eine Ausnahme machen wolle und daß dasselbe höchstens auf 15 f. (Gulden) vielleicht etwas niedriger zu stehen kommen werde. Sollte also Ihr Wunsch nicht schon auf anderm Wege erledigt seyn und Ihr Herr Bruder noch Lust zu dem Blatte haben, so dürfen Sie nur an die Cotta'sche Buchhandlung schreiben, mit der Boisserée vorläufig gesprochen haben wird.

Die Poststunde drängt. Ich schließe unter den herzlichsten Empfehlungen und mit der Bitte, das Wohlwollen mit dem Sie mir unter Ihrem herrlichen Schweizerhimmel entgegengekommen sind, auch dem Fernen zu erhalten. Das letztemal, hoffe ich, haben wir uns nicht gesehen. An meinen lieben Lind und seine Frau einen recht herzlichen Gruß. — Meine Frau, die Sie kennt ohne von Ihnen gekannt zu seyn, empfiehlt sich Ihnen auch bestens.

Voll der wahrsten Hochachtung verharre ich, hochzuverehrender Herr Professor, Ihr

ganz ergebenster
Diener und Verehrer
G. Schwab.

Stuttgart d. 2.ten
Merz 1825

2. Gustav Schwab an J. R. Wyß.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Verehrtester Herr und Freund!

Den innigsten Dank für Ihren gütigen Brief, für die freundliche Aufnahme meiner Ida. Was ich Ihnen, Ihrem Begehren gemäß, sende, ist, wenn mich mein Gefühl bei der Arbeit und meines aesthet. Geheimenraths Uhlands Urteil nicht täuscht, von besserem Kaliber. Ihren freundschaftlichen Bemühungen den herzlichsten Dank zollend, will ich nun sogleich, falls Herr Burgdorfer Lust zu meinem Appenzellerkrieg haben sollte, meine Bedingungen hieher setzen:

1.) Honorar 88 f. Conv. Geld in Gold oder Wechsel auf ein Stuttg. Haus. (Da rechne ich c. 25 f. auf den Bogen, gerade ein Drittel weniger als ich in Deutschland von den besten Almanachverlegern erhalte, die mir, außer dem Freiexemplar, 4 Friedrichsd'or (circa 39 f.) für den Bogen von 16 Druckseiten bezahlen. Allein ich bringe dieses Opfer der Aufnahme meines Gedichts in einen Schweizeralmanach gern.

2.) Ein Freiexemplar von beiden Jahrgängen (26 und 27).

3.) Unzerstückelte Aufnahme des Ganzen, da es in den Jahrgang 26 zu spät seyn wird, doch unfehlbar in den v. 27. NB. (u. kein früherer Abdruck einzelner Romanzen. Ja nicht!)

4.) Bezahlung des Honorars, sobald Herr B. das Mscrpt. von Ihnen erhalten haben wird, also im Laufe dieses Frühjahrs.

5.) Im Falle Herr B. einen besonderen Abdruck veranstalten will, was namentl. wegen Gais nicht unvortheilhaft seyn mag, so habe ich dagegen nichts, sondern bedinge mir nur einmal noch außer obigem Honorar 12 Freiabdrücke (was ja eine Kleinigkeit ist) u. behalte mir zweitens das Recht vor, meinen Appenzeller Krieg einer einstigen Sammlung, die in keinem Fall vor 1828 erscheinen wird, meiner Gedichte ungehindert einverleiben zu können, so daß also jener besondere Abdruck kein Verlagsrecht für Herrn Burgdorfer begründet. Diese Versicherung erbitte ich mir schriftlich.

6.) Doch dieß als bloßen Wunsch: Wenn zu dem Appenz. Krieg ein Kupfer gewählt werden soll, so fände ich eine Landschaft: Appenzell den

Sentis im Hintergrunde vorstellend am passendsten. Viel lieber wäre mir das, als z. B. ein Schlachtstück. Es würde gewiß das Interesse des Gedichtes erhöhen.

Verzeihen Sie diese Weitläuftigkeit; aber eigne und anderer Erfahrungen haben mich belehrt, daß Bestimmtheit hier das Beste ist. Sollten diese Bestimmungen Herrn Burgdorfer nicht gefallen, so bitte ich Sie dringend, mir mit einer der nächsten fahrenden Posten das Mscript. zurückzuschicken, damit ich bald weitern Gebrauch davon machen kann. Mir wird alsdann genügen, wenn die Romanzen, die ich mit der liebevollsten Erinnerung an das liebe Schweizerland gedichtet, Ihnen nicht mißfallen haben.

Leben Sie wohl, hochverehrtester Herr und Freund, grüßen Sie mir meinen treuen Lind, und Ihre herrlichen Berneralpen und lassen Sie Ihrer fernern Gewogenheit empfohlen seyn

Ihren

Reutlingen hochachtungsvollst ergebensten Dr. u. Fr.
(in den Ferien) d. 26. Mart. 1825. G. Schwab.

3. Gustav Schwab an J. R. Wyß.

Wohlgeborner Herr Professor!

Hochzuverehrender Gönner und Freund!

Spät aber nicht minder innig danke ich Ihnen für das allerliebste Geschenk mit welchem Sie mich erfreut aber auch beschämt haben. Meinen Augen gegenüber regt es täglich und stündlich die Sehnsucht nach Ihrem herrlichen Lande in mir auf. Auch dem Verleger der Alprosen meinen herzlichen Dank nebst bester Empfehlung. Er wird diese Zeilen gütigst auch für sich gelten lassen und mir verzeihen, wenn ich amtlich und außeramtlich so vielfach beschäftigt, ihm nicht noch besonders antworte. Ergebenst danke ich Ihnen auch für die Abschließung des Contraktes wegen meines Appenzellerkrieges und sehe nun, nach dem Berichte Herrn Burgdorfers, dem Honorar entgegen, was er übrigens nach Bequemlichkeit besorgen mag, indem es damit keine Eile hat.

Ich habe Ihnen in den letzten Briefen vergessen zu schreiben, daß ich mit unserm Reisegenossen Herrn Justizrath Ahlemann 8—10 vergnügte Tage hier zugebracht; er ist eine treue Seele.

Herrn Baggesen (auch dieses habe ich schon zweimal vergessen) bitte ich mich verehrungsvollst zu empfehlen. —

Bis ich Ihrer Aufmunterung gemäß einmal wieder in Ihr Arkadien fliegen kann, werde ich mich an Ihrer Berner-Oberländerreise, die ich schändlicher Weise noch nicht kenne, entschädigen und die Erinnerung an meine frohe Herbstreise auffrischen. Mich ihrem gewogenen Andenken recht herzlich empfehlend beharre ich voll Dankbarkeit und Verehrung, hochzuverehrender Herr Professor

Euer Wohlgeboren

Stuttg. d. 5.ten Juni 1825. ganz gehorsamster D[iene]r
G. Schwab.

Herzliche Grüße an meinen lieben Lind. — Haben Sie im Morgenblatt Nr. 16 auch unsre Schillersfeier gelesen, und glauben Sie, daß sich wohl auch die Schweiz für das Denkmal [ausgerissen] reell interessieren wird?

4. Gustav Schwab an J. R. Wyß.

Hochzuverehrender Gönner und Freund!

Meinem vorigen Briefe folgt ein anderer auf dem Fuße nach abermals mit einer Bitte. Ich werde soeben mit einer Anweisung Herrn Burgdorfers auf 55 f. statt der bedungenen 88 f. überrascht. Es muß hier irgend eine Irrung obwalten, die ich bald ausgeglichen wünschte; denn Herr B. schreibt mir nicht, daß ich noch einen Nachtrag zu erwarten hätte. Ich muß auf der mir zugesagten Erfüllung aller Conditionen fest beharren, da es gewiß genug ist, daß ich auf ein Drittel des Honorars, das ich anderswo erhalte, verzichte.

Nehmen Sie nicht übel, daß ich mich abermals in dieser Noth an Sie wende, ich lege den Brief an Herrn B. offen bei, damit Sie ihn lesen, und entw. offen oder mit einer Oblate pro forma gesiegelt, übergeben. Ich ziehe den Wechsel noch nicht, um offene Hand zu behalten, bis ich einen zweiten auf die übrigen 3 Carolins habe.

Euer Wohlgeboren

Stuttgart den 9ten Juni 1825.

ganz gehorsamster Diener u. Verehrer

G. Schwab.

5. Wilhelm Waiblinger an J. R. Wyß.

Tübingen 8. Apr. 26.

Ihr aeußerst freundschaftliches Schreiben, Verehrtester, hat mich richtig getroffen. Ich werde noch bis diesen Herbst hier bleiben, und erst dann nach einem kürzlich gefaßten Entschluß nach Rom gehen, wo ich mich fürs erste ausschließlich dem Studium der Kunst und der Quellen für eine dramatische Bearbeitung der ganzen Geschichte der Hohenstaufen weihen werde. Meine Umstände in pekuniärer Hinsicht sind zugleich der Art, daß ich die Muse in Anspruch nehmen muß, denn hier gewiß heiligt der Zweck die Mittel. Ich bin deßwegen in eben so ehrenvolle als nützliche Verbindungen in Deutschland getreten, die Geld schaffen können. Ich wäre auch, wenn es Ihnen lieb wäre, bereit, von Rom aus, oder wohin ich sonst komme, früher oder später, Beyträge in Ihre Alpr osen zu liefern, denn ich habe aus dreymaligen Wanderungen durch Ihr himmlisches Helvetien genug für Jahre eingesogen. Könnt' ich mich auf ein kleines Honorar gefaßt machen, und auf wieviel? Mißdeuten Sie mich nicht; ein junger Dichter ohne Geld weiß heut zu Tage nichts Besseres anzufangen, und einen solchen Antrag, der mich sonst mit Schamröthe übergossen hätte, thu' ich nun ohne Scheu, weil ich die traurige Nothwendigkeit einsehe, und aus mehr als aus Einer Erfahrung weiß, daß einem, wie ich bin, mehr Dornen als Rosen auf den Weg gestreut werden.

Das in Ihrem l. Schreiben Berührte bitte ich nur hierher zu senden; ich verlasse Tübingen vor dem September nicht; sollte es später eintreffen, so ist meine Adresse W. Waibl. in Reuttlingen.

Unendlich würde mich's freuen, wenn ich auf meiner Reise nach Rom, falls sie zu Stande kommt, Ihre persönliche Bekanntschaft in Bern machen dürfte. Geben Sie mir bald Nachricht über meine Worte und genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Achtung.

Ihr ganz ergebenster

W. Waiblinger.

6. Wilhelm Waiblinger an J. R. Wyß.

Roma il 23 Maggio 27.

Verehrtester Herr!

Ich ergreife die Gelegenheit der Abreise Herrn Stettlers, Ihnen einige Zeilen zu übersenden, und Sie meiner fortwährenden Achtung und meines lebhaftesten Dankes für jene heitern und muntern Stunden an Ihrem häuslichen Tisch, im Kreis Ihrer liebenswürdigen Familie und Ihrer freundlichen Schweizernatur zu versichern. Es sind nun 7 Monate, daß ich in der ewigen Roma lebe, und ich armer Wanderer in diesem Leben, dem das Schicksal seine Geliebten schon mit labdakidischen Schauern genommen, habe nur noch Eine Liebe in der Welt, und die ist Rom. Ich will mich hier zu halten suchen, so lang mir's nur möglich ist. Leider hat Cotta sein Versprechen, mich zwey Jahre für sich reisen zu lassen, auf eine Art gebrochen, die mich in nicht geringe Verlegenheit setzte, indem ich im Vertrauen auf seinen Biedersinn mich andererseits nicht mit Hülfsmitteln versehen hatte. Es läßt sich aber auch leben ohne diesen reichen Mann, und ich stehe nun auf eigenen Füßen, von Haus ohne alle Unterstützung, leider genöthigt, das, was mir die Natur von Talent gegeben, statt für Lesbus nur für Brod brauchen zu müssen. Übrigens hoff' ich Besseres, und gesammelt wird unterdessen doch eine solche Fülle von Großem und Schönem, daß ich noch Muth habe, meine historische Tragödien Reihe, die Hohenstauffischen Kämpfe, wenn auch eben nicht gerade jetzt, doch noch so frühe anzufangen, daß die Lebenszeit hinreicht, die mir etwa zugemessen seyn kann.

Sizilien werd' ich vielleicht noch in diesem Jahre besuchen; ich eile damit, als müßt' ichs dem Verhängniß abhaschen, froh hernach, wenn man mirs nicht mehr nehmen kann. Ich lebe hier ziemlich abgeschnitten vom deutschen litterarischen Leben, und weiß selbst nicht einmal das Geringste von den eigenen Kindern, die im Begriff sind, in die Welt zu treten, einem Roman in 3 Th., einer Tragödie, Anna Bulen, und einer Satyre, Olura! Was ich früher gethan, ist so klein und elend nun vor meinen Augen geworden, daß ich mich wenig drum kümm're, aber von diesen unzählig herrlichen Dingen allen hier in der Weltherrscherin wie mit Furienhieben zu eigener besserer That getrieben werde. Die gemeinen Lebensbedürfnisse allein sinds, die mich hemmen, jetzt schon zu beginnen. Ich lebe hier so arm, als ein Poet nur seyn kann. Cotta hat nicht edel gehandelt, aber ich würde eher weiß der Himmel was thun, als Italien verlassen.

Sollte Ihnen in Ihrem Geschäftskreise durch irgend eine Fügung etwas vorkommen, was mir pekuniärischen Nutzen verschaffte, etwa eine Arbeit, eine philologische oder historische, oder welche sonst es wäre, oder sollte sich mit der Zeit gar in Ihrer Nähe ein Amt als Lehrer der alten oder neuen Sprachen, der Philosophie, der Geschichte, der Aesthetik, oder wenns seyn müßte, als Geistlicher!!, darbieten, so bring' ich Ihnen meine frühere Bitte wieder ins Andenken, auf Ihr edles Herz, Ihre freundliche Theilnahme, Ihre Liebe zu Kunst und Wissenschaft vertrauend. Ihr Brief träfe mich immerhin sicher in Rom mit der Adresse al caffee greco.

Die Alpenrosen, wie blühen sie dieses Jahr? Sie sind doch nicht erfroren in jenem schlimmen Winter, der Deutschland geplagt haben soll? Wenn Sie etwas von mir haben [wollen], bitt' ich Sie nur, mirs zu wissen zu thun. — Auf Morgen lad' ich Sie zu einer Gebirgsreise ein — nach Tibus, ins Horazische Sabinum, nach Subiaco, Olevano, ins alte Preneste, Tusculum und zur Mutter Alba, nach dem Cap Circello, auf homerische Erde! Möchten Sie mich in Andenken behalten, sowie sich stets mit Achtung und Wonne [?] an Sie erinnern wird.

Ihr W. Waiblinger.

7. Gustav Schwab an J. R. Wyß.

Hochverehrter Herr Professor!

Der Überbringer dieses ist mein verehrter Landsmann Herr Hofkaplan Carl Grüneisen aus Stuttgart, den Sie als Dichter und Kunstschriftsteller kennen und den ein kunsthistorischer Zweck in die Schweiz und namentlich nach Bern führt, wo, wie er mir sagt, der günstige Erfolg seiner Forschungen ganz und gar von Ihrer Güte abhängt.

Ich freue mich auf diese Weise eine Gelegenheit gefunden zu haben, mich Ihrem gütigen Andenken zurückzurufen, obgleich ich überzeugt bin, daß Herr Grüneisen meiner Empfehlung nicht bedürfte.

Von Herrn Joh. Dalp, dem Verleger und Gründer des Schweizerburgenwerkes, als welchem nach dessen Wunsche auch ich als Ordner und poet. Ausstatter Antheil genommen und der mit mir sehnlich auf Beiträge von Ihrer geistvollen Feder hofft, habe ich mit großem Bedauern Nachrichten von Ihrem Unwohlbefinden erhalten. Möchten diese Zeilen Sie vollkommen wiederhergestellt, so frisch und froh antreffen, wie Sie mit mir vor 5 Jahren an das Ufer des himmlischen Thunersees wandelten.

Meine Frau und mein Bruder empfehlen sich Ihnen und ich bin verehrungsvoll und hochachtend,

Hochverehrtester Herr Professor
Ihr gehorsamst ergebener
G. Schwab.

Stuttgart den
2. Sept. 1829.

Anhang.

8. Gustav Schwab an Franz Dingelstedt.

Euer Wohlgeboren

werde ich wohl noch nicht sobald über das Schicksal Ihrer Sonette Auskunft geben können, da die Herauskunft des Almanachs selbst für das folgende Jahr noch einigen Zweifeln unterworfen ist, und der Kreis der Teilnehmer verengt werden soll.

Meine Stimme haben übrigens wenigstens ein Theil davon (bes. 8—12);[1] und überhaupt sind sie in einer Weise gedichtet, die mich mit ihrer redlichen und züchtigen Empfindungsweise an meine Jugendzeit erinnert, wo man die Poesie noch nicht mit Unglauben und Unzucht würzen zu müssen glaubte, um für originell zu gelten. Aus dieser Tendenz erkläre ich mir auch, daß Sie mir und meiner Poesie, die an sich nicht auf jenen Grad der Achtung Anspruch machen darf, die derselben Ihr Brief erweist, mit soviel Wohlwollen zugethan sind, was ich dankbar erkenne und mit herzlichem Gefühl erwiedere.

Ihre Anfragen das Morgenblatt betreffend will ich sogleich dem Gesamtredakteur Dr. [Herm.] Hauff mitteilen; wenn dieser Herr nicht verneinend antwortet,

---

[1]) In den Jahrgang 1837 des Deutschen Musenalmanachs wurden vier Sonette Dingelstedts eingerückt: 1. In der Oper. 2. Nacht. 3. Odi profanum. 4. Sympathie.

so sind Ihre (unter der Adresse der Cotta'schen Buchhandlung) Correspondenzen aus Hannover gewiß willkommen. Bei Gedichten und Novellen muß natürlich eine vorherige Ansicht entscheiden.

Hochachtungsvollst

Der Ihrige

G. Schwab.

Stuttgart den 3ten Februar 1836.

Ihre gütigen Zeilen sind mir franco zugekommen.

Adresse: Sr. Wohlgeboren

Herrn Franz Dingelstedt

Lehrer am englischen Institute zu Ricklingen

vor Hannover.

Kleinere Beiträge.

A. G. Kaestner als Botaniker.

Der Ansicht W. Suchiers, daß es unsere Pflicht sei, alles, was von Kaestner nachweisbar ist, zu seiner Würdigung heranzuziehen (Euph. Bd. 18, S. 633), freudig beistimmend, erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß der vielseitige Mann, von dem Joerdens (II, S. 574) sagt, daß es „Verwunderung erregt, wenn man die Mannigfaltigkeit der Gegenstände betrachtet, auf welche seine Aufmerksamkeit gerichtet war", auch in der scientia amabilis, der Botanik, schriftstellerisch tätig gewesen ist. Daß er Vorlesungen in Botanik gehört, berichtet Joerdens S. 572). Im Hamburgischen Magazin 1751 (Bd. 6, S. 529—556) fand ich von Kaestner „Gegenerinnerungen wegen Herrn Möllers fortgesetzter Gedanken vom Blumenstaube", worin er sich nicht nur als guter Botaniker Linnéscher Richtung, sondern auch, wie zu erwarten, witzig und federgewandt zeigt. Es sei mir erlaubt, als Beispiel nur ein paar Sätze anzuführen: „wenn er [Möller] mir auch bekannt gewesen wäre, so glaube ich doch nicht, daß die Hochachtung, die ich einem Königl. preuß. Kammerger.-Advoc. und Erbherrn in Sauen schuldig bin, mich verbinde seine physikalischen Gedanken anzunehmen, oder Lehren, die er angreift, nicht zu vertheidigen. Wie es mir indessen angenehm ist, nun einen Rechtsgelehrten mehr zu kennen, der die Naturforschung liebt, so empfinde ich das Vergnügen eines guten Gewissens darüber, daß ich dem mir unbekannten Herrn Möller so begegnet habe, wie ich es auch gegen den Königl. preuß. Kammerger.-Advocaten und Erbherrn zu Sauen verantworten kann" ꝛc.

Weitere Nachforschungen dürften vielleicht noch mehr Botanisches von Kaestner zutage fördern. Johs. Sembtitzki.

Zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772.

In meiner Untersuchung über Goethes und Herders Anteil an den F. G. A. (3. Aufl. 1915) möchte ich hier die folgende kleine Berichtigung nachtragen. Die Kupferstichanzeige Neudruck 625_{13-28} stammt von Merck, auf den die kleinliche Einzelkritik und die Eröffnung des Schlußsatzes mit „Übrigens" (625_{19}) hinweist (vgl. Seite 163 meines Buches). Merck hat hier einmal Goethes beliebte Urteilsformel „brav" übernommen, ebenso den Gedanken 625_{19}, den Goethe 526_5 viel feiner ausgedrückt hat. — Sonst aber haben mir die weiteren Beobachtungen bei einer ernstlichen Nachprüfung das Ergebnis der dritten Auflage durchweg nur bestätigt. Max Morris.

Gesammelte kleine Bemerkungen zu Dichtern und Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts[1].

1. Johann Michael Armbruster, 1790.

Die „Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bey einer Reise vom Jahre 1790. Von G. A. v. Halem, Hamburg 1791. 1, 71 (Eilfter Brief, Zürich)" lassen uns erkennen, welche Rolle Johann Michael Armbruster, der Mitschüler Schillers, nach seiner Vertreibung aus Zürich gespielt hat (Euphorion 12, S. 241). Halem erzählt:

„Armbruster, ein junger Mann von Geist, hat Josephen ein Denkmal gesetzt, das nicht nach Verdienst bekannt geworden ist. Der Sänger Josephs scheint mir nicht geboren, um in Constanz durch Schreibung einer politischen Zeitung seinen nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. Er ist ein Würtenberger, der auf des Herzogs Kosten in der Solitüde erzogen ward. Der junge Mensch ließ sich verleiten, satyrische Verse auf den Herzog zu machen, und der Herzog war schwach genug, Notiz davon zu nehmen, den Versler den Studien zu entreißen und zum Gärtner zu degradieren. Armbruster entlief und eilte nach Zürich, wo er Lavaters Amanuensis ward und das Schwäbische Museum herausgab. Ein ihm eingesandter Aufsatz wider den Canton Lucern, den er in's Museum aufnahm, erregte ihm Feinde, und die freye Schweiz, in der die Publicität noch nicht wurzelte, stieß ihn aus. Er flüchtete nach Constanz, wo ihn, wie gesagt, seine Feder kümmerlich nährt."

2. Bettina Brentano, 1798.

Im Kloster zu Fritzlar wurde ich mit meiner Schwester Lulu zur ersten Comunion vorbereitet. Bei dem Examen fragte mich der Pfarrer: „welches ist das erste Sacrament?" — ich: „die Ehe"; Pater, „nein die Taufe". ich: „nein erst wird geheirath, und dann werden die Kinder getauft". — Der Pater, welcher glaubte, ich habe aus Wiz gesagt, was ich nur aus Dummheit gesagt hatte, hielt es nicht für nöthig mich ferner zu examieren, und daß war sehr gut, denn ich wuste kein Wort.

3. Goethe, Weimarer Ausgabe IV 14, 64.

Goethes Schreiben an Kirms, Jena 2. 4. 1799, ist aus Dietmar, Theaterbriefe (Berlin 1835) wiederholt. Der Hauptteil dieses Briefes richtet sich gegen Böttiger, der heimlich ein Manuscript vom Wallenstein an Friederike Brun in Kopenhagen zur Aufführung überlassen hatte. Die betreffenden beiden großen Absätze „Für die Mühe — vorbey sein" waren aber vorher schon, was der Weimarer Ausgabe fehlt, in Gubitz' Gesellschafter 1830 Nr. 32 gedruckt worden. Gubitz sagt daselbst:

Da es fortwährend hier und da ein gangbares Geschäft ist, daß Subalternen bei Theatern die ihnen anvertrauten dramatischen Manuscripte in Abschriften für wenige Thaler an solche Bühnen verkaufen, die sich kein Gewissen daraus machen, die Dichter um ihr ohnehin in Deutschland sehr geringes Honorar zu betrügen, so möge eine, in ähnlichem Falle von Goethe sehr energisch gegebene Erklärung Raum finden, die hier, indem durch Zufall der Original-Brief (vom 2. April 1799) mein Eigenthum geworden ist, zum ersten Mal ge-

[1] Wo keine Quellen angegeben sind, schöpfte Steig aus den Nachlässen der Familien Arnim und Grimm.

druckt erscheint und hoffentlich der bezeichneten Schelmenbrut zu einer Sehnsucht nach der Ehrlichkeit verholfen wird.

Im Vorworte seiner „Theaterbriefe" erklärt Dietmar: „Die Briefe von Goethe hat bei dessen Leben der Herausgeber des Gesellschafter gekauft."

4. Achim von Arnim über Goethes Recension des Wunderhorns, 1806.

Er bekennt: „Mit Demuth, kann ich sagen, habe ich sie gelesen, welche himmlische Cisterne seines sanften wohlwollenden Sinnes, wenn er in diesem Willen manches besser sieht, so hebt er es in die Nähe seines glänzenden Auges, daß mir wie ein Stern in dieser Nacht der Gelehrsamkeit leuchtet, und du klare stille Winternacht, auch du bist mir lieb, und ist dieses Erstarren einmal überstanden, und es giebt noch ein Deutschland, noch Theater dann, so will ich auch den Tag finden und mich andern zeigen."

5. Goethe an seine Mutter, 9. August 1806.

Bettina Brentano hatte von Arnim aus Göttingen die Nachricht von Goethes Wohlbefinden nach der Karlsbader Kur aus dessen Briefe an Blumenbach, 15. August 1806, erhalten; sie erwiderte ihm am 5. September 1806 aus Frankfurt: „Auch ich hab einen Brief gelesen von Göthe an seine Mutter, worin er seine Gesundheit preist." Dieser Brief ist verloren, aber wir haben darüber das Zeugnis der Frau Rat selbst, die am 19. August 1806 (Köster Nr. 373) ihrem Sohne antwortete: „Du kannst leicht denken, wie freundlich Herr Frommann von mir empfangen wurde, da ich durch ihn Deinen lieben Brief empfing — Gott sei Dank, der das Bad gesegnet und Deine Gesundheit befestigt hat!" Obwohl Goethes Tagebuch diesen Brief nicht vermerkt, führt die Erwähnung Frommanns als des Überbringers doch auf sichre Spur. Denn auf der Heimreise war Goethe nur ganz kurze Zeit in Jena und am 9. August Abends bei Frommann, der wohl für eine bevorstehende Geschäftsreise nach Frankfurt einen Empfehlungsbrief an die Frau Rat erhielt; dieser Empfehlungsbrief versicherte sie des Wohlbefindens ihres Sohnes. So haben wir doppelte Kunde dieses verlorenen Briefes: durch die Frau Rat und ihre junge Freundin Bettina.

6. Clemens Brentano an Kerner, 1806.

In meinem Aufsatz „Justinus Kerners Beziehungen zum Wunderhorn" (Euphorion 3, 426) fehlte mir ein Brief Brentanos an Kerner, den ich zufällig später erworben habe, und der lautet:

Lieber Freund! „Heidelberg 20. Aug. 1806.

Herzlich erfreute mich Ihr endlicher gütiger Entschluß, mir Ihren Liedervorrath mittheilen zu wollen, ich habe Ihre Sendung erhalten, und bereits beinahe vollends das nöthige abgeschrieben, unter den gedruckten Blättern ist auch nicht eines, waß ich nicht schon besäße. unter den Handschriftlichen ist das Lied mir träumt ich flöge ganz treflich, es mag alt oder neu sein, es ist ganz einzig in seiner Art, und steht beinah dem Tambursgesell im Wunderhorn gleich, auch der Steinhauer ist brav. Schön Jüdin ist ohne allen Zweifel modernisirt und zwar recht von Herzen, sieh Wunderhorn p. 252. Ganz modern und unglücklich antikisirt (im Gegensatz von modernisirt) ist ein Lied von einem Kind auf einem Thurn. Schneevögelein ist recht artig, doch ist ihm auch nicht ganz zu trauen, gar schön ist das Hirtenlied von Ochs und Kuh muh muh muh.

Außerdem danke ich für schön Ännelein, das mit Ihrer Abschrift des Stand ich auf hohen Bergen sehr verwickelt ist. Sekkendorf hat mir schon zweimal geschrieben, ich konnte immer nicht antworten, das lezte mal sendete er mir zwei Lieder kaum vier Zeilen lang, ich kann mir kaum denken, daß er irgend etwas hat, wenn er auf solches Sprüchelchen irgend Wehrt legt.

Um Verzeihung muß ich Sie bitten, daß ich Ihnen nicht längst die Sachen zurück sendete, aber ich habe eine solche entsezliche Abschreiberei und Correspondenz jezt, daß ich kaum zum Bewußtsein komme, in einigen Tagen werden Aufforderungen in allen Blättern Deutschlands kommen. Ihrer Adresse bediene ich mich dankbar und bitte Sie fleißig fort zu sammeln.

Mit vollkomner Achtung

Ihr

Clemens Brentano.

Ihrem gütigen Versprechen gemäß unser ferneres Sammeln zu unterstützen, lege ich Ihnen 16 Circularbriefe bei, deren Adressen Tübingen näher liegen, und bitte Sie dieselben frankirt der Post zu übergeben, Ihre Auslage melden Sie mir so dann und ich werde Ihnen sogleich die Zahlung in Tübingen anweisen. Ich muß das gütige Dazwischentreten der Freunde anwenden, um die Briefe ein Stück wegs auf dem Postwagen zu transportiren, sonst mache ich am Porto Bankerott. Ich habe Ihnen eines der Zirkulare offen beigelegt, nichts desto weniger kömmt nächstens die Aufforderung im Merkur (schwäbischen). Bleiben Sie mir gewogen und melden Sie mir Ihre Auslage wo möglich, so daß ich wisse, wieviel jeder gekostet, daß ich mich in Zukunft ohngefähr darnach richten kann. Ihr Clem. Brentano."

7. Clemens und Bettina Brentano über und an Ludwig Tieck, 1806.

Im September 1806 kam Ludwig Tieck über Heidelberg nach Frankfurt und besuchte das Brentanosche Haus. Clemens Brentano begleitete ihn daher und schrieb seiner Frau zurück: „Gestern, am Dienstag (23. September 1806) Morgen, ist Tieck und Rumor abgereißt, sie waren beide die ganze Zeit von Morgen biß in die Nacht in unserm Hauß. Tieck ließ alle Herzen hin, er hat drei Stücke aus dem Schäkespeare gelesen. Betine hat sich in ihn er in Sie verliebt und beinah weit übers Aergerniß hinaus, Rumor verliebte sich in Meline und war der Spielball des Haußes ... Betinens Gesang hat Tiecken entzückt, er sagt, nun habe er eine Idee über die Entstehung des Gesangs, er sezt ihn noch über die Kirchenmusik, der alte Classificator, doch hier ist er zum Aussprechen seiner Ansichten nicht gekommen." Bettina aber sandte ihm das folgende Brieflein nach: An Tieck Gotha posterestante. „Ich mögte nicht, daß Sie von hier gingen, ohne daß ich nochmals sagen dürfte: — „Ich habe Sie unendlich lieb. und abermals — Ich habe Sie unendlich lieb. und doch was ist diese Liebe — als vom Zaune gebrochen. Ein frisch grünends Reiß, um solg ein strahlend Haupt! und dessmegen bin ich es auch. Jung — im Frühling muß man es suchen, wenn man es haben will. ein einziger Sonnenstrahl zu viel nimt die glänzende Farbe hinweg. und hier mit Ihnen ans Herz, lieber Tieck, Bettine."

8. Bettina Brentano bei Frau Rath, 1806.

Clemens Brentano an seine Frau, von Frankfurt nach Heidelberg, 24. September 1806: „Betine ist täglich bestimmt zwei Stunden bei der Göthe,

ohne die sie und die ohne sie nicht leben kann, sie hat ein groses Buch dort liegen und schreibt aus dem Mund der Mutter die Geschichte der Mutter und des Sohns in der bekannten kräftigen Manier auf." Eine der ersten Nachrichten über die Nachschrift bei Frau Rath.

9. Zu Goethes Tagebuch 3, 305.

Die Weimarische Ausgabe gibt unter dem 7. Dezember 1807 folgende Eintragung wieder: „Mittag bey Herrn von Hendrich mit Lieutenant .....", und die Lesarten vermerken: „nach Lieutenant unausgefülltes Spatium." In diesem Spatium hätte natürlich der Name des Lieutenants stehen sollen, auf den sich Goethe im Augenblick der Niederschrift (von Riemers Hand) nicht besinnen konnte. Ich glaube aber, daß sich der Name unschwer aus anderen Notizen des Tagebuches ableiten läßt. Goethe befindet sich in Jena, der Krieg ist aus, das Weimarische Kontingent kehrt heim. Das Tagebuch vom 5. Dezember 1807 berichtet: „Mittags bey Herrn [Major] von Hendrich. Herr Lieutenant von Münch von Hildburghausen. Erzählung von den Fatis unsres Contingents bey Colberg und Swinemünde". Vorher aber schon, am 2. Dezember, heißt es im Tagebuch: „Kamen die kranken Soldaten an, und ging das Depot von Weimar durch, nach Hof." Am Abend aber des 7. Dezember „traf das Weimarsche Bataillon ein, von der Ostsee über Hof und Saalfeld zurückkehrend." Es ist klar, daß Lieutenant von Münch der Führer der auf Gefährten vorausgeschickten Krankenabteilung des Bataillons war und in Jena mit ihr verblieb, bis das Bataillon selbst nachkam. Wenn also, vor dem Eintreffen des Bataillons, Goethe „Mittag bey Herrn von Hendrich mit Lieutenant ....." war, so kann dieser nach Lage der Dinge nur der Lieutenant von Münch gewesen sein; wie also das „Spatium" auszufüllen wäre.

10. Achim von Arnim an Ludwig Tieck, 1808.

„Heidelberg d. 18 Febr 1808,

Abzugeben bey H. Buchhändler Zimmer.

Werther Freund! Ihren Brief erhielt ich einen Tag vor meiner Abreise von Cassel, ich besorgte die Angelegenheit mit Dieterich schriftlich und erhielt erst jezt die einliegende Antwort. Auf meine Vorschläge zur Ausgleichung und zum Druck der Niebelungen hat er nicht Rücksicht genommen; es ist ein ganz guter Mensch in so fern ein Schußbartel das seyn kann. — Die Literarnotizen über das englische Theater habe ich einem gewissen Grimm aufgetragen, dessen Verbindung Ihnen zu Aufträgen der Art sehr brauchbar werden kann und den es zugleich erfreute mit Ihnen in Verbindung zu kommen, wahrscheinlich hat er schon an Sie geschrieben. Reichardts Anstellung werden Sie gehört haben, Clemens bestimmt Sie zum Theaterdichter, ich behaupte dagegen, daß Sie eine Stelle der Art gar nicht annehmen. — Sie erhalten einliegend einen Zeitungsplan von mir, können Sie mir etwas dazu[1]) Geeignetes senden Bruchstücke irgend eines ihrer angefangenen Werke, so wird es darin willkommen seyn — Eine kleine Unpäßlichkeit verhindert mich heute nach Gefallen mit Ihnen zu reden, ich grüße alle, die mich noch kennen, in Ihrer Nähe als der Ihre Achim Arnim[2]).

---

[1]) d. i. zu Trösteinsamkeit.

[2]) Eigentum des Herrn Verlagsbuchhändlers Brücker in Berlin-Friedenau.

11. Christiane von Goethe in Heidelberg, 1908.

In dem Heidelberger Wochenblatt, Montags den 5. December 1808, No. 49 S. 201, werden als angekommene Fremde verzeichnet, und zwar im goldenen Hechte: Frau Geh. Räthin von Göthe. Mad. Ullrich von Weimar.

12. Ableben der Dorothea Delph.

In dem Heidelberger Wochenblatt, Montags den 19. December 1808, No. 51, S. 207, macht das Großherzogliche Stadtvogteiamt Heidelberg bekannt, daß „Auf das, am 19. Oktober erfolgte Ableben der mehrere Jahre Handelschaft getrieben habenden Dorothea Delph, ledigen Standes, werden" alle etwaigen Gläubiger, sich zur Nachlaßmesse zu melden, aufgefordert. Heidelberg, den 13. December 1808. Pfister. Vdt. Gruber.

August von Goethe hatte ihr noch im April 1808 einen (verlorenen) Brief seines Vaters überbracht. Loeper gibt als ihren Todestag, in seinem Kommentar zu Dichtung und Wahrheit, den 20. October an.

13. Zu Goethes Tagebuch III 3, 407.

Unter dem 22. Dezember 1808 steht verzeichnet: „Abends bei Mad. Schopenhauer, wo Herr von Sidow einiges von Wieland, Schiller, Baggesen und mir deklamirte." Wer ist Herr von Sidow? In den Lesarten, die sonst die Namensformen richtig stellen, findet sich nichts. Indessen der Name ist inkorrekt geschrieben, der Deklamator heißt Sydow und war vorher in Frankfurt am Main aufgetreten. Im Morgenblatt Nr. 287 berichtet eine Frankfurter Korrespondenz vom 23. November 1808: „Herr Th. von Sydow hat jüngst seine Kunst in einem stark besuchten Deklamatorium gezeigt und seine Reise über Regensburg fortgesetzt."

14. Goethe an Ernst Wagner in Meiningen.

Ernst Wagner, über den ich vor Jahren in der Zeitschrift für deutsche Philologie schrieb (29, 195 ff.), ist ja eigentlich durch seine Romane, die er im Sinne Jean Pauls verfaßte, bekannt geworden, hat sich aber auch in dramatischer Dichtung versucht. Wie Ernst Pasqué in seinem Werke über „Goethes Theaterleitung in Weimar" (2, 237) sicher und genau nach den offenbar ihm vorgelegten Schriftstücken mitteilt, schickte Wagner sein Schauspiel „Der Wald von Myra" mit einem aus „Meiningen, den 23. Dezember 1808" datierten Schreiben an Goethe zu einer gnädigen Durchsicht und Prüfung. Er habe es zu einer Beilage zum 2. Bande seines Romans „Reisen aus der Ferne in die Heimat" bestimmt, fiele indessen Goethes Urteil einigermaßen günstig aus, so wolle er es vor dem Druck an einige Theater zur Aufführung senden. Goethes Tagebuch verzeichnet den Eingang des Briefes und des Schauspiels nicht. Ebensowenig aber auch, daß Antwort und Rücksendung erfolgt sei. Und dennoch muß das letztere der Fall gewesen sein. Denn nach Pasqué antwortete Goethe aus „Weimar, 12. Januar 1809": er habe beim Durchlesen „mehrere brave Stellen, die wirklich dramatisches Talent verrieten" gefunden, gerade deswegen rate er von einer Aufführung ab; ein nicht allgemeiner Beifall würde ihm diesen ersten Schritt verleiden.

Der Briefabteilung der Weimarer Ausgabe fehlt die Kenntnis dieses Briefes. Die Aufführung des „Waldes von Myra" ist daraufhin unterblieben, das Schauspiel aber zum 2. Bande der „Reisen aus der Fremde in die Heimat" als Beilage 1809 gedruckt.

15. Clemens an Bettina Brentano, 1. Juni 1809.

Nach dieser herrlichen Kost [von Calderons Standhaftem Prinzen im zweiten Theil von Schlegels spanischem Theater], erwischte ich Arnims Wintergarten hier im Buchladen, du hast ihn wohl noch nicht, weil du so gar nichts davon sagst, er ist einer Person zugeeignet [Bettinen], deren Wagen am Pommeranzengarten ihn traurig verlies, und mit der er in einer Kapelle am Rhein die Schöne Welt theilte, ich müste mich sehr irren, mein Schatz, wenn der Garten nicht zu Aschaffenburg wäre, und fürchtete Anfangs, er meine meine liebe süße Auguste, denn er spricht von nun verlornen schönen Klageliedern, aber der Rhein, die Kapelle beruhigten mich, Du, du bist es mein Schatz, in schönen Reimrosen, nur hie und da zerdrückt, und verwelkt, wie seine liebe grau Flokenmütze. Das Buch selbst enthält alle seine Sünden und alle seine Glorie, nicht die Seines Lebens, dann wäre es ein schöneres Buch, sondern die seiner Art den Koffer zu packen, und wenn er es genannt hätte mein Reisekoffer, so hätte es einen Titel. Ach er hat so schöne alte feine Familienwäsche, so manches liebe Hemd von interessanten Freundinnen gemacht, so manchen schönen welken Strauß von lieben Händen, so manche Theatermouche, so manches Strumpfband, so manche Kugel aus dem Beine verstorbener Krieger geschnitten, alte Einladungsbillets zu schönen Zirkeln und fleisig gearbeitete Schulprogramme seiner Jugend in seinem Koffer, warum hat er diese nicht ausarbeitend in Beete gereiht, und klar dem Leser gegeben. Aber da sind die verfluchten kuriosen Bücher, alte und neue, die ich ihm gegeben, und seine alten Landschaften, und einige himmellange Gedichte von ihm dazwischen geknittert, und ich ärgerte mich, denn es ist manches da, waß ich gern reiner und gerechter der Welt wiedergegeben gesehen hätte. Die Verbindung der Geschichten ist herlich von ihm ersonnen, ganz einzig vortreflich ausgeführt, und unbegreiflich ist es wie ein Mensch, der so einzig gehalten und fein erschaffen kann, ein so verfluchtes Zusammenknittelungswesen treibt. Die erste Novelle ist eine alte Übersetzung eines lateinischen Romans des Aeneas Silvius, die zweite, das schlechste Stück mit aus der Insel Felsenburg, die vierte ein Auszug aus Moscherosch Gesicht, Soldatenleben, du hast, als du zulezt hier warst, das alte Kriegslied herausschreiben wollen, die dritte ist die Erzählung von Arbogast aus der Altschwäbischen Cronique des Thomas Lirer, sie lag lang von mir bei dir in Frankfurt, die fünfte ist die einzige die ich nicht kannte, er muß sie noch aus England gebracht haben, die einzige ganz moderne Geschichte, doch recht interessant, wie wohl schwerlich eigen, ihr knüpft sich eine Reihe Romanzen an, wo er die Graßini unter dem Nahmen Medusa mit dem Admiral Nelson, in eine Seeschlacht bringt, eine sehr tolle Combination, aber ganze Stellen herrlich klassisch, andre ganz verwirrt, mehr geleimt als gereimt, ums ganze Jammer und schade, dies Gedicht könnte einen Menschen allein verewigen, wenn es nur einen Stecken gäbe, an dem man es in die Höhe binden könnte, der Kapellmeister Winter kömmt herrlich drinn vor, als Nelson Morgens bei der Meduſa ist, bei der es aussieht, wie bei der Charles Schweizer, und eben eine verliebte Unterhandlung hatte —

Die Verwirrung zwischen beiden
Kommt der Musiker zu scheiden.

Seht der kömmt hineingefallen,
Wie ein alter Eichenbaum
Auf zwei liebende in Traum

Schreiend:

„Es wird nicht gefallen
„Die Musik zum erstenmale.
„Stündlich wächset die Kabale ꝛc.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
bittre Trähnen er da weinet,
Und sie küsset ihm die Hand,
Nelson ist von Zorn entbrannt ꝛc.

Dann kömmt eine Übersetzung aus dem Froissard, dies ist die sechste **Novelle** — die **siebente**, und das ist nach meiner Empfindung fatal und gewißenloß, ist die drei Erznarren und der Schelmulsky förmlich zusammen gematscht und — [der Rest fehlt.]

16. Bettina an Clemens Brentano, München 30. Juni 1809.

„Du irrst Dich, wenn Du meinst mein Wille sey, nicht nach Weymar zu gehen, wahrhaftig es quält mich so wie ich einen freien Augenblick habe, und sollte **Goethe** sterben, so bin ich verlohren, nur mögte ich nichts verlezen, dann auch mögte ich nicht lange da seyn, 2 Monat oder 3, doch jezt ist nicht dran zu denken, **Savigny** würde in diesem Augenblick mit mehr Recht gegen die ganze Reiße seyn. vielleicht klärt sich der Himmel bis in 6 Wochen auf, und dann, ohne viel bagage, allein mit festem Willen trete ich die Reiße an. wenn dann Deine Person mich gegen die Welt schüzen würde, so würde ich dankbar seyn. auch dem Arnim, dessen Gemüth sich so leicht auf einfachen Accorden, ein bezauberndes Lied, vorspielt, mögte ich erquicken, es ist ein Bild, womit ich mich oft beschäftige."

17. Clemens Brentano an Arnim, 1809.

Am 9. August 1809 schrieb Brentano an Arnim nach Berlin: „Göthe sprach sehr theilnehmend und vortheilhaft vom Wintergarten, den alle Menschen lieben; sehr erfreut hat es mich, daß sein Urtheil drüber schier wörtlich mit dem Savignys zusammen stimmt. Den Kanzler Schlick hat er lateinisch und deutsch collationirt wie er mir gesagt, und beschuldigt Dich kleiner Nachläßigkeit und Versäumniß einigen Schönen. Miß Lee ist beiden das treflichste im Buche, Göthe sagte, es sei eine der besten Erzählungen, die je geschrieben worden. Mit dem Nelson ist er nicht zufrieden, er klagte mit den Worten: Selbst wir, die wir ihn kennen und lieben, leiden in dem Genuß seiner originellen trefflichen Arbeiten recht schmerzlich an dem plötzlichen abstrusen Wahn und Traum, der ihn uns oft boshaft aus der angenehmen Gegenwart entzieht; daßelbe hat uns den Einsiedler entzogen, der das schönste Intresse bereits erregt hatte, und von dem ein ganz neuer Geist über Deutschland hätte ausgehen sollen und können. — Mir hat der Nelson in einzelnen Romanzen ungemein gefallen."

18. Zensursache des Bayerischen Akademikers Johannes Ritter, 1810.

Johannes Ritter, aus Schlesien gebürtig, war als Bayerischer Akademiker zu München im Januar 1810 in der Mitte seiner Dreißigerjahre gestorben. Mit Arnim, als sie noch Jünglinge waren, hatte er freundlich und feindlich die

wissenschaftlichen Waffen gekreuzt. Goethe hat zuvor nach dem Frühlingskranz von ihm gesagt: „gegen Ritter sind wir andern alle Knappen". Er beschäftigte sich mit den geheimnisvoll wirkenden Kräften des Galvanismus, der Wünschelrute, des Siderismus; zuletzt gab er seine „Fragmente eines jungen Physikers" heraus, die Arnim in den Heidelbergischen Jahrbüchern würdig anzeigte, indem er die Erben der Ritterschen Papiere ernstlich aufforderte, diese nicht leichtfertig begraben zu lassen. Auf diese Verhältnisse kam Arnim zurück, nachdem Ritters Kollege Gehlen in Zschokkes Miscellen vom 4. April 1810 grundlose Berliner Verdächtigungen zurückgewiesen hatte, und erklärte freimütig: „In den Schweizer Miscellen für die neueste Weltkunde lesen wir eine Widerlegung der, durch die Berliner Nachrichten verbreiteten, falschen Urtheile und Erzählungen von unserem ausgezeichnetem Landsmanne, dem verstorbenen Bayrischen Akademiker Ritter; so wenig er bey seinen Lebzeiten Aufmunterung und Anstellung unter uns gefunden, die seine Bemühungen gefördert und uns den Ruhm seines Besitzes zugesichert hätten, eben so wenig fand er unter uns nach seinem Tode öffentliche Anerkennung seiner Verdienste. Das Ausland erkannte sein Verdienst und suchte ihn von drückender Armuth zu befreien, als es zu spät war; dem Auslande hat er den ganzen Nachlaß seiner Schriften vermacht, von dem er nur einen kleinen Theil in den merkwürdigen Fragmenten eines jungen Physikers bekannt machte. A."

Doch auf demselben handschriftlichen Blatte findet sich folgende Notiz des Zensors Geheimen Legationsrates Himly: „Der Artikel über Ritter bleibt zurück! Er enthält, wie er hier lautet, nichts als eine absprechende Anklage der Regierung; zu viel oder zu wenig, um nicht anstößig zu sein. Hy."

19. Clemens Brentano, 1810.

Der neue Anekdotenfreund, hg. von K. Müchler, Berlin 1810 (Vorrede vom Mai 1810) enthält folgenden Scherz:

Herr C . . . B . . . . fragte einen jungen Gelehrten, der sich vorzüglich mit der altdeutschen Literatur beschäftigte:

„Apropos, sind Sie noch immer so liederlich und so niebelungensüchtig?"

20. Zu Achim von Arnims Novelle „Angelika die Genueserin und Cosmus der Seilspringer".

Achim von Arnims Novelle „Angelika die Genueserin und Cosmus der Seilspringer" ist zum hauptsächlichsten Teile an Heidelberger Vorgänge und Örtlichkeiten geknüpft; es dringt uns aus ihr öfters ein Widerhall dessen entgegen, was Arnim selbst in seiner Heidelberger Zeit, namentlich 1808, gedacht, geschrieben und erlebt hat. Es genügt, dies im allgemeinen hier auszusprechen, nur ein paar Punkte will ich besonders ausführen.

Die Novelle erschien mit drei anderen 1812, aber gleich der Eingang versetzt uns in Arnims Heidelberger Aufenthalt 1808. Die Gräfin Angelika trifft mit ihrer Nichte, auf der Suche nach ihrem verlorenen Sohne, in der Neckarstadt ein (Ausgabe 1812, S. 308; Inselausgabe 1, 329): „In Heidelberg verweilte sie länger . . . ein Fieber ihrer Nichte machte Ruhe und ärztliche Hilfe notwendig." So litt Arnim selbst Anfang Juli 1808 an einem Fieber, das ihm längere Zeit sorgfältige Schonung und Ruhe auferlegte. „Die Gräfin verließ sie keinen Augenblick, und nur der öffentliche Anschlag eines Konzerts, das ein fremder Sänger . . ankündigte, vermochte es, sie von dem Bette der Kranken loszureißen . . Sie fand den Versammlungssaal fast leer. Es war in den Sommertagen, und man hatte die Erleuchtung gespart, so daß es bei ihrem Eintritte dunkelte. Um

so mehr wurden die wenigen, die . . Zufall und Langeweile hingetrieben, . . von der wunderbaren Stimme des Sängers überrascht, der, wie er aus dem Halbdunkel der Bühne hervortrat, sich vorher bescheidentlich entschuldigte, daß er wegen der geringen Einnahme keine Lichter anzünden könne." Auch hier liegt ein Heidelberger Erlebnis Arnims aus dem Sommer 1808 war, nur daß, was tatsächlich von einer deklamierenden Schauspielerin galt, auf den Sänger der Novellen übertragen ist. Arnim schrieb Bettinen am 23. Juli 1808 aus Heidelberg: „Gestern hatte ich ein besondres Vergnügen, eine dicke, prächtige Schauspielerin in unserm größten Tanzsaal vor sieben Zuhörern deklamieren zu hören, denn leider hatten sich nicht mehr eingefunden; deswegen wurde auch kein Licht angezündet, und zuletzt sah ich nichts als das Blitzen ihres Diadems, die Bewegung ihrer Arme und die trotzende Stimme." Der tatsächliche Vorgang, der in dem Briefe als komische Kuriosität behandelt ist, wird in der Novelle zu einer das Mitgefühl des Lesers aufrufenden Begebenheit umgebogen.

Arnim hat in die Novelle eine Anzahl ihm aus Geschichte oder Bekanntschaft geläufiger Namen eingeführt, eine Gepflogenheit, die ihm seine Freunde Grimm zu einigem Vorwurf machten. Die Gräfin Angelika trägt ihren Namen vielleicht nach Angelika Kaufmann. Woher ihre schöne Nichte, die italienische Marianina, den ihrigen erhalten hat, läßt sich dagegen mit Sicherheit feststellen. Am 21. Oktober 1809 schrieb Arnim Bettinen aus Berlin: „Ich lernte vor einigen Tagen eine Römerin aus Perugia kennen, sie ist etwa 18 Jahr alt, teils Kammerjungfer, teils Kind vom Hause bei einer Engländerin; sie heißt Marianina, hat so schöne Augen und macht sie so schön, so reine feste Umrisse, so viel Lebensfrische, Augenbraunen wie Zirkelschnitte, Zähne um alle Lehren von der Proportion zu erläutern. Jemehr ich sie sah und singen hörte, je deutlicher fühlte ich, welch ein glückliches Land das sein müsse, das so schöne Kinder hervorbringe: schön von Augen, gut von Herzen, wie ein italienisches Volkslied sagt; dabei die lebendige Freude an allem, und der Anstand in aller Bewegung, so klein sie ist, macht alles zum Wohllaut." Man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß diese wirkliche Marianina derjenigen der Novelle, außer dem Namen, noch andere Eigenschaften geliehen hat. Clemens Brentano, der die Marianina auch kennen lernte, fand eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihr und seiner frühverstorbenen Schwester Sophie, nur daß diese feiner und zierlicher gewesen sei.

Die Novelle, mit ihren nachgewiesenen Einschlägen von 1808 und 1809, kam aber erst gegen Ende 1811 zum Abschluß. Der Druck für Reimer, in dessen Verlage sie mit drei anderen zur Ostermesse 1812 erscheinen sollte, drängte Ende des Jahres 1811. Damals verhandelte Arnim mit Wilhem Grimm noch über die Grabschrift der Günderode, die am Schlusse der zweiten Novelle ihre Verwendung fand. Aus dem Dezember 1811 stammt auch eine Berliner Zeitungsnotiz her, deren Benutzung ich im Schlußstück unserer Novelle aufzuweisen vermag.

Die Gräfin Angelika glaubt, daß Räuber ihren Sohn umgebracht und verscharrt hätten, und sie bewirkt von der Regierung eine rasche Verfolgung der Räuberbanden (1812, S. 368, Inselausgabe 1, 363): „Wirklich fiel diese Diebsjagd überraschend reich aus. Mehr als sechzig Menschen . . kamen nach Heidelberg zur Untersuchung und wurden mit Mühe in den Gefängnissen über dem Turm untergebracht. Der Versuch, Feuer anzulegen, den eine alte Frau verriet, die ermüdet im Walde, hinter einem Gebüsche sitzend, zwei Männer belauscht hatte, die dies für das einzige Mittel erklärten, ihre gefangenen Kameraden loszumachen, wurde durch Wachsamkeit vereitelt." Dazu stelle ich folgende Nachricht in der Vossischen Zeitung Nr. 149, vom 12. Dezember 1811: „Vom Neckar wird gemeldet, daß die noch auf flüchtigem Fuße umherirrenden Mitglieder der berüchtigten Hemsbacher und Laudenbacher Raubmörderbande den Anschlag faßten, ihre in den Gefängnissen zu Heidelberg eingekerkerten Kameraden zu befreien.

Der Plan war, an mehreren Orten der Stadt Feuer anzulegen, und bei der allgemeinen Bestürzung die Losmachung der Gefangenen zu versuchen. Der schwarze Plan wurde aber verraten." Die Abhängigkeit der Novellenstelle von der Berliner Zeitungsnotiz ist handgreiflich und beweist, daß Arnim unsere Novelle erst kurz vor Beginn des Druckes fertig gemacht hat.

Dieses Ergebnis wird auch durch die innere Beschaffenheit der Novelle bewährt. Es mangelt gegen den Schluß an kunstreicher Durcharbeitung der Motive. Die Abschnitte, die Sätze sind rasch hingeworfen. Jacob Grimm bemerkte es gleich beim ersten Lesen und empfand richtig, daß das letzte Drittel der Novelle dem übrigen nachstehe. Arnim gab eben dem äußeren Zwange nach, nicht dem eignen Wunsch und Willen. Die Einsicht in derartige Vorgänge, falls erweislich, erklärt und entschuldigt; die theoretisch betrachtende Kritik aber tadelt und verurteilt.

21. Leibesgewalt, bei Graf Schlitz, 1816.

„Leibesgewalt" = „Notzucht" finde ich in den „Memoiren eines deutschen Staatsmannes (Hans Grafen Schlitz) aus den Jahren 1788—1816" (Leipzig, Fleischer, 1833 S. 197): „Um der Leibesgewalt der Sieger [der Franzosen 1806] zu entgehen, ertränkte sich in B. eine Erzieherin". Ich vermerke hier dieses gute und verständliche Wort, das ich weder in Grimms Deutschen Rechtsaltertümern noch sonst in irgend einem deutschen Wörterbuche finde.

22. Achim von Arnim an Bettina, Dresden 18. August 1817.

„Auf der Rückfahrt [von Joachimsthal] ging ich ... nach dem schönen Park zu Schönhof und entdeckte dort zu meiner Verwunderung den Stoff zu den vielen Gartenanlagen in den Wahlverwandtschaften. Ein prachtvolles gothisches Haus, das übrigens gar keine Bestimmung hat, als wegen der weiten Aussicht hinauf zu steigen, ist die Grabkapelle, die Wasseranlagen, das Haus auf der Höhe, alles ist da zu finden, der Besitzer ist übrigens 70 Jahr alt geworden, die Frau nicht viel weniger, und wenn etwas Unrichtiges an Wahlverwandtschaft vorgegangen sein sollte, so hat es doch keinem von beiden am Leben geschadet. Ich bin fest überzeugt, der ganze Plan des Buchs ist aus den heißen Dünsten des Sprudels entstanden; es hat einen seltsamen fatalen Effekt, sich so durchaus den Naturkräften hinzugeben; sieht man aber, daß eine Zahl Menschen das ganz behaglich finden, so kann man sich nicht enthalten, sie für eine Art chemischer Präparate zu halten, die auch im übrigen Leben auf solche Ueberfinterung ihrer Schäden warten."

23. Goethes Todtentanz, 1818.

Die Ballade „Der Todtentanz" ist vom Jahre 1818. Sie beruht, welches auch ihre unmittelbare Quelle sei, im letzten Grunde auf volksmäßigen Vorstellungen und Sagen, wie sie immer im Volke umgegangen sind. In Wilhelm Grimms Nachlasse finden sich zwei Aufzeichnungen solcher Sagen von fremder Hand. Die erste:

Der Turmwächter von Sanct Andreas in Hilbesheim bließ eine Nacht vom Turme herunter, da sah er auf dem Kirchhof etwas Weißes liegen; in der Meinung, daß es ausgelegte Bleiche wäre, ging er hinunter auf den Kirchhof und griff von einem Grabe ein weißes Laken. Die nächste Nacht kam der Geist auf den Turm: „ich fordere mein Laken, ich fordere mein Laken". — „Ich habe dein Laken nicht", sagte der Turmwächter und verkroch sich in eine Ecke. Da schlug es 2 Uhr und der Geist mußte wieder in sein Grab. Andern Tags ging

der Turmwächter zum Pastor und fragte selben um Rat, der sagte aber: ich weiß dir nicht anderst zu raten, als daß du Morgen unter Beten und guten Gedancken auf den Kirchhof gehst und dem Geist vom Rücken das Laken überhängst." Das hat er auch so getan, und ist ihm nichts übels wiederfahren.

Wilhelm Grimm hat mit seiner Hand dazu geschrieben: „von Harthausens 1818. Vgl. die neue Göthische Romanze."

Die zweite Aufzeichnung, aus dem westfälischen Dorfe Brakel, lautet:

„Vorzeiten ging die Rede, daß es zu Brakel auf dem Turme spuckte. Da machten sich denn die Mädchen den Sonntag gewöhnlich so angst, daß keins es wagen wollte zu läuten; eins von den Mädchen wollte sich aber nichts abmerken lassen und ging hinauf und läutete aus Leibeskräften. Wie es wieder heruntergehen wollte, stand hinter der Tür eine weiße Gestalt, die ein Tuch hatte, in dessen Ecke ein Knoten gebunden war. Das Mädchen riß der Gestalt das Tuch ab, und lief nun geschwind die Treppe hinunter. Des Werktags Abend brachten die Mädchen gewöhnlich ihre Spinnräder zusammen und halfen sich einander. Da kam nun seit des Sonntags immer die Gestalt vor das Fenster und rief: „Gib mir mein Knüptuch wieder! Gib mir mein Knüptuch wieder!" Keins der Mädchen wollte vom Tuch etwas wissen; weil die Gestalt sich aber gar nicht stören ließ und alle Abend wiederkam, machten die Mädchen unter sich aus, sie wollten drum losen. Und sieh, da fiel das Los auf das schuldige Mädchen, welches denn auch geschwind das Tuch herausholte. Wie sie es nun durchs Fenster reichen wollte, da schlang die Gestalt beide Arme um ihren Hals und zerbrach ihn. Und eine wunderschöne weiße Lilie wuchs heraus."

Auch auf diese Niederschrift hat Wilhelm Grimms Hand den Vermerk „vgl. Göthes Romanze" gesetzt.

24. Eine Zeichnung Goethes, 1819.

Ich weiß nicht, ob für die Feststellung des Bestandes Goethischer Zeichnungen bereits von einer Kunstbeilage Notiz genommen ist, die Gubitz' Gesellschafter 1819 zur Nummer 18, vom 30. Januar, enthält. Sie stellt auf einer rund geformten bewaldeten Bergkuppe neben anderen Mauerresten die stehen gebliebenen Teile einer alten Burgruine dar. Links unten liest man: **Gezeichnet v. Goethe.** rechts unten: **Auf die Kupferplatte übertragen von M. S. Loewe, Berlin 1819.** Das Landschaftsbild ist ganz im Stile derjenigen Blätter, die wir aus den von Ruland besorgten Nachbildungen in der Reihe der Goethe-Schriften kennen. Gubitz selbst sagt am Schlusse von Nr. 18: „Beilage: Das Original besitzt der königliche Regisseur und Schauspieler, Hr. Ph. Wolff." Gemeint ist Pius Alexander Wolff, der mit Gubitz, nach des letzteren Erlebnissen, in Berlin Umgang hatte. Bei Marterſteig (Leipzig 1879) habe ich keinen Hinweis auf diese Zeichnung Goethes gefunden.

25. Görres an Jacob Grimm.

Coblenz am 19. Sept. 1819.

Nebst vielen guten Grüßen habe ich Ihnen eine kleine Schrift[1]) zusenden wollen, die ich die letzte Zeit her niedergeschrieben. Blicken Sie immerhin einmal hinein. Sie werden in einer **Camera obscura**, oder **clara** wie Sies nehmen, das Wesen im Reiche sehen in dem sieben böse und sieben gute Geister um-

[1]) Teutschland und die Revolution. Teutschland 1819.

gehen. Sie haben mir hier Beschlag darauf gelegt, aber zu spät nachdem die Vögel schon ausgeflogen. Sie sollen nun zu meinen Freunden fliegen, und ihnen Bothschaft von meinem Treiben bringen. So nehmt dann das Eure miteinander freundlich auf, als ein langes Sendschreiben zum kurzen Briefe. Eben die Länge ist Schuld an der Zögerung meiner Antwort auf die letzte Zuschrift. Ich wollte immer die Vollendung abwarten. Wittenbach hatte mir nämlich früher schon geschrieben, um seinem Amte Ehre zu machen, er werde Ihnen das Manuskript nicht weigern, erwarte aber darum von Ihnen angesprochen zu werden. Das Blatt hab ich verlegt, aber sonst steht nichts drin. Also werden Sie schon zu ihm in die Audienz müssen. Da ich mir schon mit den Begleitungsschreiben zu den verfluchten Revolutionsbüchern die Finger stumpf geschrieben, so will ich den Brief bis zu besserer Ruhe aufsparen, und dem Casseler Hauß, das wie es scheint, mit der Rheinreiße nicht Wort hält, die besten Wünsche senden. Gott befohlen Ihr

J. Görres."

26. Goethe Mitglied der Potsdamer Ökonomischen Gesellschaft, 1820.

Im Jahre 1820, den 1. November, wurde Goethe von der Königlich Märkischen öconomischen Gesellschaft zu Potsdam zum Mitglied ernannt; am 15. December erhielt er das Diplom. Der Allgemeine Anzeiger der Deutschen, Gotha 29. Januar 1821, enthält folgende Angabe:

„Potsdam, den 1. November 1820.

Die heutige Herbstversammlung der königl. märkischen öconomischen Gesellschaft eröffnete der zeitige Director, Prediger Schröder, mit einer Rede. Hierauf erstattete der Secretär, Stadtgerichtsassessor Schulze, Generalbericht ... beschlossen, daß ... die bestimmte Einrichtung der Redaction der neu herauszugebenden Jahrbücher der Gesellschaft der nächsten Frühjahrshauptversammlung vorbehalten bleiben sollte ... Bey dem eintretenden Directionswechsel ward der hiesige Regierungsdirector, Freyherr von Brenn, zum Director der Gesellschaft erwählt." (Folgen die Mitteilungen und Vorträge: meist von Pfarrern, Amtleuten, Ärzten.) „Beym Schluß wurden folgende Mitglieder erwählt: I zu Ehrenmitgliedern: der Minister von Altenstein, der fürstliche Wirthschaftsrath André in Brünn, der großherz. weimarsche geheime Rath von Göthe, in Weimar, der Oberlandforstmeister von Hartwig in Berlin, der königliche wirkliche geheime Rath und Oberpräsident von Heydebreck in Berlin ... [darunter] Nees von Esenbeck, Bonn, Oken in Jena, Prof. u. Oberbibliothecar Wilkens in Berlin."

Goethe antwortete am 14. Januar 1821 (Entwurf vom 12.). Die Königl. Märkische ökonomische Gesellschaft als landwirtschaftlicher Provinzial-Verein für die Mark Brandenburg und die Niederlausitzische Festschrift zu der am 31. August 1891 zu Potsdam stattfindenden Feier des 100. Stiftungs-Jahrestages der Gesellschaft, I. Theil, Berlin 1891, von A. Küster, unmittelbarem Mitglied der Königl. Märkischen Ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, gibt auf S 17 unter den Ehrenmitgliedern ohne Datum „den Geh. Rath v. Göthe zu Weimar" an.

Die Bücher-Vermehrungsliste (Weim. Ausg. III 8, 311) gibt die Chorographie der Mark Brandenburg, Potsdam 1821, das Verzeichniß der Bibliothek der Märkischen Ökonomischen Gesellschaft in Potsdam 1821 und ein gedrucktes Schreiben dazu als Eingänge an.

27. Achim von Arnim an Bettina, Leipzig 7. December 1820.

„Nun gings weiter [von Gotha] mit einer Retourchaise nach Weimar. Ich ließ mich Abends mit Ruhl beim Geheimerath anmelden, wir wurden um 12 Uhr [4. December 1820] zu ihm beschieden. Unleugbar ist er gealtert in der Zeit, er hat Zähne verloren, wodurch seine Lippen eingefallen, aber sein altes Ansehen scheint noch hindurch wie bei wenigen alten Leuten. Er erkundigte sich gleich nach der lieben Frau und trug mir Grüße auf. Unsre Unterredung wurde ziemlich bunt, und merkwürdig sind seine Sammlungen, daß er fast über alles, wovon ich Gelegenheit zu sprechen nahm, etwas aufzuweisen hatte, sogar von den Säulen in Wisbaden einen Durchschnitt. Übrigens hat er mich weder zu sich eingeladen noch zu seiner Schwiegertochter geführt, aber die Hände hat er mir gedrückt und nehme ich zur Erinnerung mit mir fort.

Der Kunstmeyer hat sich in Berlin gar wohl gefallen, er kann die Kunstsachen nicht genug rühmen, er sagte mir, daß er Dich auf der Straße gesehen habe. Bei der Haygendorf [Jagemann] speiste ich zu Mittag, ihre Kinder scheinen recht gut erzogen, sie hatte immer etwas Verständiges, übrigens mußte die Taille der Schoppenhauer wieder herhalten. Strohmeyer soll noch immer im Hause herrschen, und zwar etwas tyrannisch. Sie geht fast mit niemand in der Stadt um, der Herzog hat aber noch immer seine Abendgesellschaft dort wie vor neun Jahren. Bei der Schoppenhauer traf ich mit Quandt und seiner Frau am Abend zum Thee zusammen, wir unterhielten uns alle recht gut, jeder in seiner Art, die Tochter indem sie dem Quandt, der wenig Geschick zu Antworten hat, einige bittre Sachen aus der Kammer ihrer eigenliebigen Betrachtung auftischte.

Noch war ich bei Riemer, den ich mit Frau und Kind versehen fand. Diese Frau, die ehemalige Ulrich, soll ihm aber mit ihrer Wuth das Leben gar sehr verbittern, sie hat in dieser Hinsicht die Wirtschaftsmethode der seligen Frau Geheimräthin fortgesetzt und prügelt und schmeißt auf ihre Leute, daß niemand bleiben will. Riemer sortirte Gedichte und griechische Worte, trug mir viele Empfehlungen auf, er ist mit Göthe in so weit wieder ausgesöhnt, daß er ihm die Correkturen besorgt. Er meinte, dem Göthe fehlte jetzt sehr sein ehemaliger behaglicher Abendkreis, wo ihm die jungen Sängerinnen, was er so gewünscht, vorgesungen und sich alles von ihm gefallen lassen hätten, der Kreis von Bekannten seiner Schwiegermutter sei ihm etwas zu vornehm geschoren und zu weise, er könne sich nicht so nach seiner Bequemlichkeit auslassen. Es scheint mir etwas Wahres an der Sache, und dies erklärt auch, wie die Frau Geheimeräthin weiland bei allen ihren Fehlern ihm doch eine angenehme Umgebung schaffen konnte, die er nachher lange vermißte.

Bei Falk fand ich eine sehr ansehnliche Schulanstalt von höchst merkwürdigen Resultaten, meist Kinder von Verbrechern, auch junge Verwahrlosung zu einem frommen nützlichen Dasein geführt. Er selbst noch so geschwätzig wie sonst, aber jetzt war Seele zu den Worten getreten, wo sonst nur das unbequeme Zwischending waltete, und ich hörte ihm recht gern zu. Die Gräfin Egloffstein, welche ich auch unverändert wieder fand, hat sich endlich wirklich ganz eifrig aufs Malen gelegt; sie hatte nichts bei der Hand, was sie mir zeigen konnte, aber mehrere versicherten mir, daß sie es recht weit in der Oelmalerei gebracht habe, Sie ist jetzt des Sommers mit ihrer Tante gewöhnlich in Dresden."

28. Bettina v. Arnim bei Goethe, 1821.

Bettina schrieb an Arnim, Frankfurt 29 September 1821: „Gunda läßt sich nicht bewegen einen Tag oder auch nur eine Stund in Weimar zu verweilen, denn sie spricht, Goethe habe keine Freude an ihr, ich kanns aber nicht

übers Herz bringen. Gestern waren wir im Egmont, der vortrefflich gegeben wurde, da hab ich mir mit Deiner Erlaubniß vorgenommen, daß wenn Gundel auf ihrem Vorsatz beharrt, ich mich in Weimar von ihr treune und allenfalls mit einem Miethkutscher nach Wiepersdorf komme, besonders da Gunda nicht gern über Wiepersdorf fahren will." Arnim an Bettina, Berlin (wo er von Wiepersdorf gerade auf ein paar Tage war) 9. October 1821: „Wenn es Dir nicht ganz nothwendig ist, so reise nicht allein von Weimar bis Wiepersdorf, es könnte Dir ein Zufall die Reiselust verleiden. Will die Gundel nicht über Wiepersdorf gehen, so hast Du von Wittenberg doch nur vier Meilen bis zu uns."

Trotzdem reiste Bettina von Frankfurt im November über Weimar. Sie war bei Goethe, ob sie gleich nicht in sein Tagebuch eingetragen ist. Arnim schrieb an Wilhelm Grimm, Wiepersdorf 22. December 1821 (Arnim und die Brüder Grimm S. 504): „Daß meine Frau bei Göthe gewesen und sich lange mit ihm unterhalten hat unter abwechselnder Laune, würde sie Dir gern erzählen, Du könntest obligat dazu brummen; als etwas Neues sei aber nicht übergangen, daß er jetzt eine Leidenschaft fürs Vorschneiden gefaßt hat, eine Viertelstunde am Nebentische auf den Bratvogel wartet und triumphirend hinter dem Bedienten mit der Karkasse herzieht. Ferner ist zu bemerken aus Weimar, daß Johanna Hoppenjauer, wie die Schoppenhauer neulich in der Zeitung verdruckt war, eine neue Kunst mit Papierschnitzeln erfunden hat, daß die Heigendorf ihr Theater jetzt auf den höchsten Gipfel gehoben hat ꝛc."

29. Anfrage wegen Clemens Brentano, 1823.

In Num. 342 des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen, 16. December 1923, Gotha b. Becker, steht folgende „Anfrage. Der als Dichter bekannte Clemens Brentano, welcher unter andern auch den Goldfaden, von George Wickram aus Colmar verfaßt, herausgab, wählte vor ungefähr vier Jahren seinen Aufenthalt in einem Kloster im Münsterschen. Wie heißt dieses Kloster und befindet sich dieser, der Literatur der Deutschen so befreundete Mann noch dort? M."

30. Goethe, Weimarische Ausgabe IV 34, 51.

Aus dem Konzeptbriefe Goethes an den Großherzog Carl August, Weimar 23. 12. 1823, hat einst Herman Grimm in den Preußischen Jahrbüchern 30, 340 den vorletzten Absatz mitgeteilt, der daselbst lautet:

„Das Buschmannsweib hab ich mit Verwunderung betrachtet, aber nicht lange, jedoch mit diesen wenigen Blicken mir schon die Einbildungskraft gar gründlich verdorben."

Wie es scheint, entstammte dieser Absatz einer Kopie im Kanzler Müller-Archiv, die „gründlich" bietet, statt „greulich" in der Weimarer Ausgabe. Die letztere enthält in den Lesarten keine Andeutung darüber, welche Bewandtnis es mit dem Buschmannsweib haben könne, und so wird die richtige Erklärung Reinhold Köhlers willkommen sein, die er in einem Briefe an Herman Grimm, Weimar v. 17. September 1872, niederlegte: „Das Buschweib, welches Goethe's Einbildungskraft gründlich verdorben hat, kann ich Ihnen nachweisen. Sofort beim Lesen der von Ihnen edirten Zeilen Goethe's erinnerte ich mich der zwei Abbildungen eines Buschweibes in Geoffroy-Saint-Hilaire et Cuvier Histoire naturelle des mammifère, die sich mir, seitdem ich sie vor Jahren zum ersten mal in unserm Exemplar des genannten Werkes gesehen, unauslöschlich eingeprägt haben. Ich dachte gleich, daß dies gewiß das von Goethe gemeinte Buschweib sein werde. Und richtig! Wie die table méthodique des 1. Vol. des Werkes nachweist, sind jene beiden Abbildungen in der 20sten Lieferung erschienen,

in unserm Accessionsbuch aber findet sich die 20ste Lieferung unterm 19. Dec. 1820 als vom Sereniſſimo geſchenkt eingetragen."

31. Jacob Grimm an Kopitar, Caſſel 31. December 1823.

Zunächſt iſt von Wuk die Rede, dann heißt es weiter: „Göthe iſt jetzt zu hoch im Alter und zu vielſeitig, als daß man ihm was im Ernſte zumuthen könnte (ſoll auch wieder neuerdings krank liegen); er riecht an einzelnen Blumen der Volkspoeſie und hat ſeine Freude dran. Ein ganzes Feld zu pflegen und zu warten iſt nicht ſeine Sache mehr. Das neugriechiſche Lied von Charon hat ihn beſonders ergriffen, unter den ſerbiſchen werden ihm am beſten gefallen, die in den erſten Band kommen, die Mädchen- und Liebeslieder. Die großen, epiſchen ſtehen vermuthlich bei ihm geringer. Seine ſeltſame Anſicht von der Volkspoeſie halte ich für halbfalſch.

. . In Göthes Divan iſt das herrlichſte, was aus dem Orientaliſchen ins Deutſche zurücklenkt. Und Rückert und Platen, zwei geiſtreiche Dichter, thun ſich ſelber Schaden, daß ſie das Ghaſellenweſen noch weiter treiben.

Was ich von dem Neugriechiſchen weiß? Schon lange hat Haxthauſen, jetzt Regierungsrath zu Cölln, ein wohlmeinender, aber zur Herausgabe ganz und gar nicht gerüſteter Mann, herausgeben wollen, was ihm ein Grieche zu Wien während des Congreſſes dictiert hatte. Göthes Beifall ſpornt den Faulen die ganze lange Zeit nicht an. Mehr traue ich dem Fauriel zu ꝛc."

32. Achim von Arnim an Bettina, Wiepersdorf 16. Auguſt 1824.

Er ſpricht ſcherzend von der Wirkung, die Bettinas Zeichenkunſt und Muſik auf die Kinder üben, und fährt fort: „So kann ſich Göthe nicht rühmen, daß Du ihm zu Liebe allein die Kunſt geübt haſt. Ob ſein angekündigter Segen wirklich ankommen wird, muß die Zeit lehren, ich werde die Sendung mit Dank annehmen. Von den Grimms ſchreibſt Du wenig oder nichts, und doch hörte ich von ihnen lieber als von Göthe, von deſſen künftiger Seligkeit bei mir nicht die Rede iſt (er mag es ſich wohl nur einbilden, daß ſich die Leute darüber ſehr bekümmern), deſſen jetzige [Seligkeit] ich aber ſchon lange bezweifle, ſeit mir ſelbſt bei ſeinen Arbeiten nicht recht wohl wird. Giebt es aber wirklich Leute, die ſich für ſeine ewige Seligkeit bemühen, ſo ſollte er wahrlich die Leute nicht ſo über die Achſel anſehen, denn ein ſolcher Antheil reicht doch ein klein Stück Weges über das Leben hinaus, wohin weder Präſentauſtern reichen, noch Wildbraten hinſtinkt, wohin weder friſche Heringe ſchwimmen, noch die große Indiſche Pfeife der Helwig ihren Tabaksdampf aufwallt, denn dergleichen Dinge ſeh ich im Geiſte zu ſeiner Freude theils unter dem Namen von Gedichten, theils in Wirklichkeit zu ſeinem Geburtstage verſammelt, alle von ihm mit freundlichem Danke aufgenommen und im nächſten Hefte von Rhein und Main angeprieſen, während er der ganzen übrigen Welt vergißt, die nicht gerade in direktem ſchmeichelndem Verkehre mit ihm ſteht. An einem ordinären Gelehrten oder Poeten möchte ſo etwas hingehen, aber weil eben Göthe ſich ſonſt anders gegeben, ſich in Biographieen anders dargeſtellt hat, ſo glaubt man endlich, das ſei nur eine dramatiſche Maske geweſen, die ihm endlich unbequem geworden."

33. Goethe an Franz Horn in Berlin, 1825.

In Goethes Tagebuch III 10, 66 findet ſich zum 11. Juni 1825 der Vermerk: „Herrn Baron von Fouqué nach Berlin, mit einem Exemplar von

Werther. Herrn Franz Horn dahin, mit gleichem Inhalt.“ Die Lesarten geben über diese Sendung an Horn keinen näheren Aufschluß. Es war aber wirklich mit der Sendung eine Zuschrift Goethes verbunden. Denn Caroline Bernstein sagt in ihrem „biographischen Denkmal“ Horns (Leipzig 1839, S. 215): „Ein wertvolles Geschenk ließ ihn, der 18. Juni 1825 durch die letzte Ausgabe des Werther empfangen, die ihm von Goethe mit einigen eigenhändigen, freundlich anerkennenden Zeilen seines Strebens und Gelingens zugesendet ward.“ Dieses Schreiben, das der Briefabteilung der Weimarer Ausgabe fehlt, muß noch der Biographin Horns vorgelegen haben.

34. Preußische Kabinettsordre gegen Goethe, 1826.

Goethe war nicht bloß der Mann, um den sich schon bei Lebzeiten die Heroenverehrung spann, sondern er war in seinem persönlichen Auftreten nach außen hin zunächst Beamter und kleinstaatlicher Minister, mit demjenigen Vor- und Nachteil, die aus der Rangstufe seiner dienstlichen Stellung flossen. Er selbst war sich dessen wohl bewußt und hütete sich in seinem öffentlichen Auftreten peinlichst, die Grenze zu überschreiten, die ihn nach oben von Fürstlichkeiten, regierenden Herren, Königen und Kaisern schied, und er achtete es wenig, daß ihm daraus von manchen Seiten ein Vorwurf gemacht wurde. Seine Verehrer ließen es aber oftmals in diesem Punkte an Vorsicht fehlen und ersparten ihm die Verlegenheiten nicht, die daraus erwachsen konnten und oftmals, auch ohne daß er es unmittelbar wußte, eine Korrektur erfuhren. Dafür ein paar bis jetzt nicht gekannte Belege.

Im alten Preußen waren die Rang- und Standesverhältnisse sorgfältig geregelt, hauptsächlich galt das Militärische und das beamtliche Verdienst, jeder General, jeder Minister genoß die Würde, die ihm in der Gesamtverfassung des Staates zukam. Darauf hielt hergebrachtermaßen mit Recht der König und seine Umgebung. Für den Weimarischen Geheimen Rat und Minister von Goethe durfte daher in Preußen keine höhere Geltung beansprucht werden, als ihm nach preußischer Hofsitte gebührte.

Nun wurde in Berlin der 28. August 1826, an dem Goethe das Alter von 77 Jahren erreichte, auf eine außerordentliche Weise von seinen Verehrern begangen, und zwar in der Form einer „Zusammenfeier des Geburtsfestes von Hegel und Goethe“. Hegels Geburtstag war der 27. August; als die Mitternachtsstunde geschlagen hatte, nahm er den Becher und trank auf das Wohlsein Goethes. Der Bericht über diese Feier mit all den vorgetragenen Gedichten von und an Goethe sowie an Hegel nimmt in der „Königlich privilegirten Berlinischen Zeitung“, 202. Stück, 30. August 1826, einen so ungewöhnlich großen Raum ein, daß es allgemeines Aufsehen erregte. Der König befand sich auf einer Reise nach Königsberg, aber bei seiner Rückkehr wurden ihm die Blätter vorgelegt, und es erging an den Staatsminister von Schuckmann unter dem Datum Berlin, 13. September 1826, die folgende Kabinettsordre des Königs:

„In der Vossischen Zeitung vom 30. und 31. v. M ist die Feier des Geburtstages des Geheimen Raths von Goethe und des Professors Hegel, welche ein hiesiger Verein veranstaltet hatte, mit einem ganz unangemessenen Wortgepränge und mit einer Ausführlichkeit beschrieben, die nicht ausgedehnter sein könnte, wenn die Krönungsfeierlichkeiten eines Monarchen angezeigt würden. In andern nicht öffentlichen Blättern mag über dergleichen von Privatpersonen veranstalteten Festen aufgenommen werden, was der Redacteur geeignet findet, für die Zeitungen paßt höchstens nur eine kurze Anzeige von einem solchen Feste und Ich beauftrage Sie daher, den Censor der Berliner Zeitungen danach anzuweisen.“

Allem Anschein nach ist die Kabinettsorder von Schuckmann selbst veranlaßt worden, in Verfolg des Vortrages, den er beim Könige hatte. Als damals königlich privilegierte und unter staatlicher Zensur stehende Zeitung sollte die „Vossische Zeitung" sich in die herrschenden Anschauungen fügen. Auf dem amtlichen Dienstwege wurde die Kabinettsorder alsdann durch Schuckmann dem Zensor, Geheimen Regierungsrat Grano, zur Kenntnis und Nachachtung gebracht.

35. Pfarrer Bang an die Brüder Grimm, 1827.

Wilhelm Grimm hatte den Pfarrer Bang in Goßfelden, auf seine Bitte, an Thomas in Frankfurt zum Zwecke der Bewerbung um ein dortiges Pfarramt empfohlen. Über den Aufenthalt in Frankfurt schreibt nun Bang am 29. Juni 1827: „Clemens war von einer Reise nach Paris auch da; er war sehr erfreut über meine Absicht, sagte aber sehr richtig, für die Frauen sey ich nicht [unleserlich für mich] genug. Auch seine Mitwirkung habe ich abgewiesen.

Den schönsten Gewinn von dieser Reise erachte ich die gemachte Bekanntschaft mit Görres und seiner ganzen Familie. Diese hohe Einfalt, und die Klarheit, womit er seine Ideen entwickelt, hat mich entzückt und zu der Überzeugung gebracht, hier sey mehr als ein Schlegel. Er arbeitet jetzt eifrig an einem ethnographischen Geschichtswerk, das, wie er gerade herausfagt, gewaltig aufräumen werde. Eine seiner Hauptquellen sehen die dazu noch gar nicht benutzten Scholien zu den Alten. Mir wurde er besonders gewogen, als ich meine Bekanntschaft mit Ihnen erwähnte. Er hofft noch zu Herbst in München angestellt zu seyn, und so sicher er in Frankfurt lebt, so darf er doch nicht ins Vaterland kommen. Sein Sohn, Guido, ein unschuldiger Bube, hat in Bonn einen Preiß über die lateinische Grammatik gewonnen, besonders wo es den Cicero angeht. Das Allgemeine der Sprachen fesseln ihn mehr, und er will desbalb bald zu Ihnen kommen. Auch er hat mir sehr gefallen."

36. Goethe, Weimarer Ausgabe IV 47, 194.

Goethes Brief an Hitzig vom 28. August 1830 ist nach einem Oktavblatt „Nachklang der Feier des 28 August in der Gesellschaft für ausländische Literatur" (o. O. u. J.) gedruckt; „aber unbemerkt blieb bisher, daß das Wesentliche daraus bereits in Gubitz' Gesellschafter 1830, 21. September, Nr. 153 mitgeteilt ist. Es heißt daselbst: „Als die hiesige Gesellschaft für ausländische Literatur am 28. August d. J. im zahlreichen Kreise den 81. Geburtstag Goethes beging, gedachte sie nicht, daß auch der Gefeierte sich ihrer theilnehmend erinnere und ihr einen so frohen Nachklang ihrer Feier bereite. Desto erfreulicher war es, als in einer Versammlung am 10. September der Gesellschaft ein Brief Goethes vorgelesen wurde, welcher die fortwährende stille Theilnahme des Dichtergreises an den reinsten Vorsätzen und Bestrebungen der Gesellschaft meldete und bewährte."

Die von mir gesperrten Stellen sind nämlich wörtlich dem Briefe Goethes entnommen, statt „reinsten" liest die Weimarer Ausgabe wohl richtig „ernsten". Es folgt im Gesellschafter noch ein Abdruck der öffentlichen Widmung von Carlyles Leben Schillers, eingeleitet durch Goethe, an die Gesellschaft für ausländische Literatur. Man bemerke oben den Ausdruck „Nachklang ihrer Feier (des 28. August)", der sich mit dem Titel des erwähnten Einzelblattes deckt. Im Gesellschafter zeichnet der Berichterstatter mit „—d"; er wird auch der Hersteller des Einzelblattes gewesen sein.

37. „Göthischer Calender von Frommann."

Im Grimm'schen Nachlasse fand sich ein Calender vor, in zwei Halbjahrstafeln neben einander gedruckt, den Jacob Grimm's Hand mit der obigen Inschrift versehen hat. Unten findet sich der Druckvermerk „Jena, gedruckt bei Friedrich Frommann". Die erste Halbjahrstafel beginnt mit Sonntag dem 28. August 1831 und zeigt in sich abhebender rother Schrift die Namen „Johann Wolfgang", ebenso am 3. September die Namen „Carl August". Dies erste Halbjahr schließt mit dem 19. Februar 1832, so daß die ganze zweite Halbjahrstafel die Zeit vom 1. März 1832 bis 27. August 1832 umspannt. Außer Goethe's und des Großherzogs Namen sind nur die Sonn- und Festtage roth gedruckt. Der 22. März 1832, der Todestag Goethe's, ist nicht ausgezeichnet, woraus sich die an sich wahrscheinliche Thatsache belegt, daß der Calender vor dem 28. August 1831 hergestellt worden ist. Das Ganze bedeutet somit eine Huldigung Frommann's zu Goethe's Geburtstage 1831, indem es, von da ab gerechnet, das nächste als ein „Goethe-Jahr" erscheinen läßt. Es wurde in der That das „Goethe-Jahr".

Es waren, auf demselben Bogen, zwei Exemplare ursprünglich. Ich haben Bogen getrennt, so daß nun, seit dem Oktober 1901, auch die Königliche Bibliothek zu Berlin ein Exemplar besitzt.

38. Ottilie von Goethe an Luise Seidler.

Jacob Grimm erhielt folgende Sendung: „Hochverehrtester Herr Hofrath! Auf der letzten Maskerade in Weimar circulirte beiliegendes Gedicht, für deßen Verfaßerin Fr. v. Göthe gehalten wird. Da ich glaubte, daß daßelbe für Sie von einigem Interesse seyn könnte, habe ich mir es geben laßen um es Ihnen mitzutheilen, und bitte um gefällige Rücksendung. Sie versprachen mir früher einmal die Mittheilung des Gedichtes von Graf Auersperg; dürfte ich Sie wohl bitten, mir daßelbe auf einen Tag zukommen zu laßen? Hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren ergebenster Dr. J. H. Chrn. Schubart. Kaßel, 30/4. 38.

Du hast an Deinem Malertisch
Gastfreiheit oft bereitet
Und uns mit Farben hell und frisch
Manch Kunstwerk uns gedeutet.

Die Speisen hielten gleichen Schritt
An Güte mit den Bildern,
Wenn deutsche Kunst mit Roma stritt,
War immer neu Dein Schildern.

Dann kam der Mappen reicher Schatz
Mit Zeichnungen beladen
Und unser Dilettanten-Schwatz
und unsre Kunst-Tiraden.

Du lächeltest und gabst uns dann
Den Ariadne-Faden,
Und langsam stiegen wir hinan
Zu Rafael'schen Gnaden.

39. Dortchen Grimm an Jacob, Ende Mai 1839.

„Wie wir hier [in Bischofhausen] in die Gaststube traten, kam gleich eine Familie hinter mir her, ich erkannte die Frau und dachte an Dich, was Du sagtest, es war wirklich eine Schuhlcamaradin von mir, eine Pfarrerin Holzapfel, früher hieß sie Betti Nitschky, war beim Theater in Weimar und von Göthe sehr begünstigt, ich habe die Bekanntschaft nicht erneuert. Der Wilhelm lachte sehr, wie ichs ihm sagte."

40. Wilhelm Grimm an Gustav Hugo, Cassel 29. Februar 1840.

„Eine Geschichte erzählte mir Hitzig, die ich auf die Gefahr, Sie zu ermüden, Ihnen mittheile, weil sie mir charakteristisch scheint. Hitzig klagte über das Verbot der Buchdruckerfeier und erklärte es aus persönlicher Abneigung des Königs, dem alles bedeutende unangenehm sei, was nicht im Staate, am liebsten im militärischen Grade, rangiere. Zum Beweise, wie diese Eigenheit des Königs bekannt sei und geschont werde, führte er folgendes an: Grüneisen hatte für die Staatszeitung durch Hitzig die Rede eingeschickt, die er an Cotta's Sarge gehalten hatte. Sie wurde auch abgedruckt, aber eine Stelle gestrichen, wo es nach Schilderung des Glücks und der Ehre, die Cotta genoßen, hieß: „über alles habe er aber die Freundschaft geschätzt, die Göthe und Schiller ihm bewiesen hätten." Auf Befragen erwiderte der Redacteur, der König pflege die Staatszeitung zu lesen, und er würde die gestrichene Stelle mit Unwillen gesehen haben, da er es nicht liebte, wenn Dichter, und namentlich Göthe und Schiller, so gewaltig erhoben würden. Ich würde das kaum glauben, wenn ich es nicht aus erster Hand hätte."

41. Wilhelm Grimm an Gustav Hugo, Cassel 19. November 1840.

„Sie erinnern sich noch der Geschichte, daß eine Rede an Cottas Grabe in der Staatszeitung zu Berlin nicht abgedruckt wurde, weil darin Göthe und Schiller gerühmt waren. Dazu kenne ich jetzt ein Gegenstück, das mir in diesen Tagen ein Hofherr erzählte. Der verstorbene Kurfürst Wilhelm I. hatte eine gewiße Liebhaberei an seiner Privatbibliothek und wünschte Göthes römischen Carneval mit Bildern, welches Buch eine Seltenheit geworden ist (daß sich auf der Götting. Bibliothek ein freilich nicht wohl erhaltenes Exemplar befindet, habe ich noch veranlaßt), zu besitzen. Es sollte deshalb an Göthe selbst geschrieben werden. Es ist Sitte in der Kanzlei, daß man einem Auswärtigen das Prädicat beilegt, das er in seinem Lande hat. Als dem Kurfürsten der Entwurf des Schreibens vorgelegt wurde, strich er aber „Excellenz" aus und setzte eigenhändig dafür „Hochwohlgeboren". Allein auch dieses schien ihm hernach noch zu viel, und er strich auch „Hochwohlgeboren" und setzte „Wohlgeboren", und so ging der Brief ab. Der Hofherr setzte hinzu, dem Kurfürsten sei der große Ruf und Ruhm Göthes unangenehm gewesen. Göthe sendete das einzige Exemplar, das er noch besaß, und antwortete sehr ehrerbietig oder, wie der Hofherr sagte, mit großer Devotion."

Jetzt sind die Briefe von Carl Scherer im Euphorion 5, 503 gedruckt.

42. Gerhard an Wilhelm Grimm, Rom 26. December 1845.

Er beschreibt den „ganzen Parnaß vaterländischer Blaustrümpfe und Künstlerinnen, unter denen die Damen Schopenhauer und Lewald glänzen" und fährt fort: „Frau von Goethe vergaß ich, die für Verbreitung romantischer Lektüre im klassischen Rom bemüht ist; es ist aber auch gar zu betrübt zugleich mit ihr an ihren armen Sohn zu denken, der wie eine lebendige Leiche, gesichtskrank, nervös und schlaflos hier einsam herumgeht, und wenn nicht von der Krankheit, doch von Thran und Opium das die Aerzte ihm reichen zu Grunde zu gehen droht. Er klagt keinen Menschen sprechen zu können, weil die Gedanken ihm nach Minuten nicht mehr zusammenhalten."

43. Großherzog Carl Alexander zu Weimar an Bettina, 1846.

„Weimar, den 19. Januar 1846.

Gestatten Sie mir, gnädige Frau, die lange Zeit zwischen dem letzten Brief, den ich so glücklich war von Ihnen zu erlangen, wie dem den ich an Sie richtete und meinem heutigen Schreiben, zu verkürzen und zu beendigen. Daß die Erinnerung an Ihre Güte in mir während dem immer fortlebte, das werden Sie mir Ihnen zu versichern erlassen, weil ich sonst glauben müßte, Sie könnten an der aufrichtigen Verehrung zweifeln, welche ich für Sie hege. Auch habe ich, durch manche Nachrichten, welche indirect mir von Ihnen zukommen, Ihre Wege und Stege bisweilen verfolgen können. Erst kürzlich erzählte mir Herr Andersen viel von Ihnen und von dem besonderen Interesse, was er gefühlt Ihre Bekanntschaft zu machen. Er ist jetzt bei uns und wird eine Zeit lang hier verweilen, zu meiner großen Freude, denn ich liebe und schätze ihn sehr. Er ist das kindlich beste Gemüth was ich kenne.

Ich lasse jetzt ein dickes Buch über die Geschichte der Wartburg schreiben. Es soll meinen Restaurationsarbeiten auf meinem alten Stammschloß als Supplement dienen. Die Geschichte der Minnesänger wird dabei natürlich nicht fehlen, und eifrig lasse ich Notizen über dieselben und über ihre Werke sammeln, da ich theils eine Herausgabe unbekannter Gedichte dieser Zeit, theils eine Aufzeichnung ihrer litterarischen Erzeugnisse bewerkstelligen mögte. Wo könnte ich aber mehr Nachrichten einsammeln, wo leichter zu meinem Zwecke kommen als bei dem gefeierten Brüderpaar Grimm, die so rühmlich sich auch gerade mit diesem Theile unserer Litteratur beschäftigt haben und an deren bloße Namen sich die ganze weite Welt der Phantasie und der Träume des Mittelalters zu knüpfen scheint. Da Sie die beiden Herrn Grimm wohl kennen, ich denselben aber fremd bin, so bitte ich Sie so gütig sein zu wollen mir zu meinem Zwecke zu verhelfen und die Herrn zu ersuchen ob und welche Werke dieser Zeit der Minnesänger nicht publicirt, ob und welche Notizen, auf die alten Meister bezüglich, den schon bekannten Nachrichten nachzutragen, anzunehmen sein. —

Wir haben den Doctor Auerbach lange in unsern Mauern gehabt, dessen Dorfgeschichten ich liebe. Wenn Sie die letzte noch nicht kennen, „Die Sträflinge" genannt und in der „Urania" dieses Jahres befindlich, so müssen Sie dieselbe lesen, denn sie ist fast die gelungenste seiner Novellen.

Durch den Tod des Oberbibliothekars Riemer haben wir einen Verlust erlitten, dem Sie auch Ihren Antheil gewiß nicht versagt haben werden, da das Leben des Verstorbenen sich an das Goethes knüpfte. Von Herzen hoffe und wünsche ich, daß die beste Wahl, die dem Namen Weimars würdigste, den Verlust ersetzen könnte. Wie wünschte ich die Gebrüder Grimm in Weimar. Mit aufrichtigster Anerkennung und Liebe sollten und würden sie aufgenommen werden.

Grüßen Sie Ihre liebenswürdigen Töchter von mir. Die jüngste kenne ich zwar nicht, indessen huldige ich ihr denn, sie soll den Geist der Mutter haben. Empfangen Sie die Grüße der Erbgroßherzoginn und von mir nehmen Sie die Bitte gütig an, daß Sie nicht vergessen mögen

Ihren
ergebensten Diener
Carl Alexander
Erbgroßherzog zu Sachsen."

44. Wilhelm Grimm über Goethe.

Gustav Müller aus Halberstadt sandte an Wilhelm Grimm 1. October 1849 sein Gedicht über Goethe[1]). Als ein besonderes Glück hätte er es geschätzt, wenn er Grimm droben auf der Harzburg, der Krone des Harzes, wo er ihm bei seiner dritten Wallfahrt zum erstenmale nahegekommen sei, persönlich hätte überreichen können: „In diesem Jubel- und Entscheidungsjahre hätten wir uns dort Eins gefühlt in der gemeinsamen Zuversicht: Das Reich behält seine ideale Größe und Macht und so wird es ihm nie an Fürsten und Ministern fehlen, davon zu zeugen." In diesem Sinne habe er seine Arbeit mit Lust und Liebe vollbracht, und überreiche seine Göthe-Huldigung jetzt den deutschen Meistern Jacob und Wilhelm Grimm.

Wilhelms Antwort ist in Bleistift-Concept erhalten: „Als mich an jenem schönen Nachmittag die weite großartige Aussicht der Harzburg erquickte und die Erinnerungen vergangener Jahrhunderte, die an diesem Boden haften, bewegten, empfand ich aufs neue, wie innig unser Vaterland in allen seinen Theilen zusammenhängt. Zum erstenmal auf dem Harz, war ich doch einheimisch und die ganze Landschaft gemahnte mich an mein hessisches Geburtsland. Auf den Anhöhen anderer Länder, selbst in Italien und Spanien würde mir doch bei allem Genuß dieses heimathliche Gefühl gefehlt haben. Wie gerne würde ich dort Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht und aus Ihren Händen Ihr gedankenreiches Gedicht empfangen haben. Nehmen Sie meinen und meines Bruders besten Dank dafür. Ich habe niemals gezweifelt, daß Göthe das Vaterland im Herzen getragen, geliebt und geehrt hat, und den mächtigen Einfluß, den er auf Erweckung des deutschen Geistes gehabt hat, wird man durch Jahrhunderte anerkennen. Die eigenthümlichen Wege seiner Bildung, und seine der Absonderung und Einsamkeit geneigte Natur lenkten ihn von der Theilnahme an der äußeren Bewegung der Zeit ab. Wenigstens darin hatte er recht, daß viele Aufregung der Poesie nicht zusagt, die von Jahr zu Jahr bei uns zusammenschrumpft, aber wenn erst eine Sicherheit, eine Macht das deutsche Volk belebt, ein festes sittliches Gefühl erwacht, so wird auch die Dichtung mit frischem Trieb sich wieder erheben. Göthe würde gewiß die im wahren und edlen Sinn gegründete Einheit und Freiheit Deutschlands mit Freuden begrüßt haben. Hochachtungsvoll und ergebenst Wilhelm Grimm."

---

[1]) Göthe's Fürstlichkeit zu seinem 100. Geburtsjahre 1849. o. O. [Halberstadt] 1849. 4. Vgl. Goedeke [3] IV II, S. 189, Nr. 77.

Nachrufe.

Albert Geßler.

Von Wilhelm Altwegg in Basel.

Der am 7. April 1862 geborene und am 26. November 1916 allzu früh dahingeschiedene Basler Literarhistoriker hat sich erst nach Überwindung äußerer Widerstände dem akademischen Studium zuwenden und auch später nur einen Teil seiner mannigfach angespannten Arbeitskraft der ausgesprochen wissenschaftlichen Tätigkeit widmen können. Als den eigentlichen Glücksfall seines Lebens hat er selbst Jakob Burckhardt genannt. Er hatte das Glück, neben Moriz Heyne, Otto Behaghel, Wilhelm Vischer, Franz Misteli und J. von Pflugk-Hartung die geniale, bestrickende Persönlichkeit nicht nur zu seinen Lehrern an der heimischen Universität zu zählen, sondern ihr auch persönlich nahe treten zu dürfen. Ihr dankt er das lebendige Interesse für alle Äußerungen der Kultur, für die politische Geschichte so gut wie für bildende Kunst und dichterische Werke, ihr den Blick über das Gebiet deutscher Sprache hinaus, besonders zu den romanischen Nationen.

Im Jahre 1889 wurde Geßler an das Basler Gymnasium berufen, als Lehrer zunächst für Englisch und Geschichte, dann vor allem für Deutsch, und er blieb dieser Stellung treu, in Strenge und Bestimmtheit, aber auch mit Schwung und Wärme unterrichtend, bis ihn zwei Jahre vor dem Tode die Krankheit zum Rücktritt zwang. Nebenher ging von Anfang an eine unausgesetzte literarische Betätigung, vor allem die umfangreiche Mitarbeit an einem der angesehensten Tagesblätter der Stadt als regelmäßiger, ebenso temperamentvoller wie einflußreicher Berichterstatter über das Theater, über die Kunstausstellungen und über literarische Neuerscheinungen deutscher und etwa auch fremder Sprache. Dazu kam weiter die tätige Teilnahme an allen künstlerischen und literarischen Bestrebungen des heimischen Gemeinwesens und endlich, seit Sommer-

semester 1904, das Extraordinat für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität. Geßlers auf das ästhetische Werten gehende Art bildete hier eine, manchem Studenten willkommene, Ergänzung zu den mehr historisch und philologisch gerichteten Fachgenossen, und gerade schöpferische Talente fanden Anregung und Förderung in ihrem Werden durch die kritischen Übungen, die der Dozent neben seinen Hauptkollegien über die Klassiker, Heine, Hebbel, Ludwig, Keller, Meyer, Ibsen, Geschichte der Lyrik und des Dramas, Literatur des 19. Jahrhunderts abzuhalten pflegte. Die Übung eines eigenen liebenswürdigen Verstalentes in Schriftsprache und Mundart gab Geßler dabei manche Einsicht, die dem reinen Historiker verschlossen bleibt, und zwei Schweizer Schriftsteller, deren Namen den besten Klang haben, dürfen als seine Schüler gelten.

Der wissenschaftlichen Produktion blieb bei solcher Inanspruchnahme nur ein kleiner Raum. Die von Behaghel angeregte Erstlingsschrift (1888) gab „Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel". Den heutigen Anforderungen kann die Arbeit nicht mehr genügen; aber sie ist für ihre Zeit eine tüchtige Leistung und bis jetzt noch durch keine vollkommenere ersetzt. In derselben Richtung lagen die treffliche Ausgabe der „Susanna" von Sixt Birk und des „Weltspiegels" von Valentin Boltz im 2. Bande von J. Bächtolds „Schweizerischen Schauspielen des 16. Jahrhunderts" (1891), die von Bächtolds Literaturgeschichte unabhängige Skizze „Der Anteil Basels an der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts" (1889) und das verdienstliche Glossar zum 4. Bande der „Basler Chroniken". Dann hat sich Geßler neueren Epochen zugewandt, wenn er auch fast ausschließlich im Kreis der Heimat geblieben ist. Das „Basler Jahrbuch", — dessen Herausgeber Geßler selber seit 1893 war, wie er auch eine „Basilea poetica" in Neuauflage (1896) besorgte — brachte u. a. eine wertvolle Arbeit über den Staatsmann der Helvetik „Peter Ochs als Dramatiker" (1894), verschiedenes zu J. P. Hebel (1899 und 1901), einen allerdings an positiven Ergebnissen nicht sehr reichen Aufsatz über „Kleist in Basel" (1908). Im „Literarischen Echo" und im „Literarischen Zentralblatt" erschienen Rezensionen und Referate über neuere schweizerische Literatur und Literaturgeschichtsschreibung, im „Euphorion" (1912) der Nachweis, daß hinter Kellers „Jugendgedenken" der Rhythmus von Goethes „Braut von Korinth" pocht. Ein Aufsatz in der Festschrift zur Basler Philologenversammlung von 1907, „Franz Krutters Bernauerdrama", lieferte einen interessanten schweizerischen Nachtrag zu einer Programmabhandlung über die „Dramaturgie des Bernauerstoffes" (1906), für die „Allgemeine deutsche Biographie" schrieb Geßler die Artikel „G. Keller" und „C. F. Meyer", und eine besondere kleine Schrift, „Gertrud Pfander" (1912), wies nachdrücklich auf eine Schweizer Dichterin der jüngsten Zeit, deren beste Gedichte wirklich gefühlsstarker Ausdruck eigenen seelischen Erlebens

sind. Eine natürliche Ergänzung zu solchen Arbeiten bildeten die Berichte über schweizerisches Kunstleben in verschiedenen deutschen Zeitschriften, durch die z. B. Geßler auch als einer der ersten für den damals noch verschrienen Ferdinand Hodler eintrat, und eine größere Biographie des Basler Malers Ernst Stückelberg, die J. V. Widmanns höchste Anerkennung fand. Nur Kleinigkeiten, von dem Programm über den Bernauerstoff abgesehen, gehen über das Schweizerische hinaus, kurze im „Euphorion" und in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" erschienene Nachweise zu den Klassikern und zum Göttinger Hain.

Es ist kein großer Ertrag. Man darf auch ruhig eingestehen, daß es Geßler bei einer beneidenswerten Lebendigkeit und einem unleugbaren Sinn für das künstlerisch Wertvolle doch gebrach an der feineren Einfühlung in abgestuftere Naturen, und daß auch nur selten seine Darstellung zu jener gedrungenen Sattheit und aus der Tiefe leuchtenden Glut gediehen ist, die Werken eignet, denen es vergönnt war, in Ruhe alle Kräfte und Säfte des Denkens und Fühlens in sich aufzunehmen und in stillem Reifen zur Vollendung heranzuwachsen. Geßler teilt das Los jener vielen, die zu unausgesetztem Ausgeben gezwungen, das Beste in der lebendigen Anregung spenden, und die darum auch in Menschen, nicht in Büchern weiterleben.

Nachruf auf Rudolf Ischer (1869—1920).

Von Paul Meyer in Bern.

An dem zu Pfingsten 1920 in Bern verstorbenen Gymnasiallehrer und Gelehrten Dr. Rudolf Ischer hat der „Euphorion" einen langjährigen Mitarbeiter verloren. Gerne hat deshalb der Verfasser der an ihn gerichteten Bitte, für diese Zeitschrift einen Nachruf auf den viel verdienten Mann, seinen Kollegen und Freund, zu liefern, entsprochen.

Rudolf Ischer wurde am 22. August 1869 in seiner Vaterstadt Bern geboren. In seinen eigenhändig geschriebenen, kurzen Lebenserinnerungen erzählt er, daß er in seiner ersten Schulzeit wenig geleistet habe, weil er in einer Traum- und Phantasiewelt lebte. Dann folgte eine ausgelassene, luftige Knabenzeit, voll Leichtsinn und Übermut. 14jährig erkrankte er heftig an einer Unterleibsentzündung, und dieses ernste Erlebnis weckte in ihm die Angst, das Leben hergeben zu müssen, ohne die Gaben ausgenutzt zu haben, die er in sich fühlte. Ein heißer Wunsch zu leben und anders die Zeit zu verwenden, half vielleicht mit zu seiner Genesung.

Im Jahr 1889, nach wohlbestandener Reifeprüfung, schrieb er die für sein selbstloses Wesen und seine ernste Lebensauffassung so be-

zeichnenden Worte nieder: „Unabläſſige Tätigkeit zum Wohle der andern, raſtloſe Arbeit an meiner eigenen Läuterung und Durchbildung ſtellen mir genügende Aufgaben. Im Kleinen treu ſein und das wirklich Große und Wichtige doch als höchſtes Ziel erſtreben, das ſoll der Inhalt meines Lebens werden!"

An der Hochſchule ſtudierte der Verſtorbene zuerſt ein Semeſter lang Theologie, ſah aber bald ein, daß ſeine Hauptfähigkeiten auf anderem Gebiete lagen. „Mein Plan war", lauten ſeine Worte, „mir möglichſt viel Kenntniſſe anzueignen. Darum ſtudierte ich auch gleich auf breiter Grundlage neben alten Sprachen und ihren Zweigwiſſenſchaften Germaniſtik und mit beſonderer Vorliebe und größtem Eifer deutſche Literatur, dann Geſchichte der Philoſophie, Sanskrit und Geſchichte". Namentlich übte der damalige Vertreter der deutſchen Literatur an der Berner Hochſchule, Herr Profeſſor Ludwig Hirzel, der bekannte Herausgeber der Gedichte Albrecht von Hallers (in der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutſchen Schweiz", Band III 1882), einen nachhaltigen Einfluß auf ſeinen fleißigen Hörer aus. Von Hirzel angeregt, befaßte ſich dieſer vor allem eingehend mit der deutſchen und der deutſch-ſchweizeriſchen Literatur des 18. und der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von ſeinem emſigen Eifer zeugen auch drei in den Jahren 1890 und 1891 errungene Seminarpreiſe, für die Arbeiten „Senecas Hercules furens, nach Euripides", „Der Balder-Mythus" und „Über Leſſings verloren gegangenen Fauſt". Im Jahr 1891 bezog Iſcher die Univerſität München, brachte dann aber in Bern ſeine Studien zum Abſchluß, die er im Spätherbſt 1893 mit einer Reiſe nach Italien krönte. Dieſe führte ihn über Genua und Florenz bis nach Rom und Neapel, von wo er über Venedig und Mailand wieder in die Schweiz zurückkehrte. Die Eindrücke dieſer ſchönen Fahrt hielt er in zwei nur handſchriftlich erhaltenen Aufſätzen feſt, die „Eine Wanderung durch Pompeji" und die „Beſteigung des Veſuvs" anſchaulich ſchildern. Noch nachträglich, als Iſcher bereits in Amt und Würden ſtand, empfing ſeine ſo gut angewandte Studienzeit eine beſonders ehrenvolle Anerkennung, dadurch daß ihm die Hochſchule Bern, an ihrer 62. Stiftungsfeier im November 1896, die ſogenannte Hallermedaille[1]) verlieh.

---

[1]) Dieſe Denkmünze auf den großen Haller wurde im Jahr 1754 von dem berühmten Stempelſchneider Joh. Melchior Mörikofer in Bern angefertigt und zeigt auf ihrer Vorderſeite ein ſtolzes Bruſtbild Hallers, auf der Rückſeite eine allegoriſche Darſtellung. Auf Grund einer Stiftung des Ratsherrn Ludwig Zeerleder von 1809 wird die Münze jedes Jahr ein Mal in Silber, früher in Gold, geprägt und verbunden mit einem namhaften Geldbetrag, einem beſonders ausgezeichneten ehemaligen Studierenden der Berner Hochſchule an deren Stiftungstage feierlich überreicht. Da hierbei je nur eine der vier Fakultäten berückſichtigt werden kann und dieſe untereinander abwechſeln, gilt die Verleihung der Medaille mit Recht als eine ſeltene und hohe Ehre. Vgl. G. Grunau, Die Hallermedaille und ihre Geſchichte. Genf 1904.

Seine berufliche Tätigkeit begann der Dahingeschiedene mit Vertretungen an den beiden Gymnasien der Vaterstadt, erhielt dann aber im Sommer 1894 eine feste Anstellung an einer Privatunterrichtsanstalt in Rorschach (St. Gallen). Doch schon ein Jahr später benutzte er gerne die sich bietende Gelegenheit, nach der Heimat zurückzukehren, als ihm dort eine Lehrstelle für Deutsch, Geschichte und Latein am städtischen Gymnasium angetragen wurde. Diese freundliche Lebenswendung gestattete es ihm nun auch, einen eigenen Hausstand zu gründen; seine treffliche Gattin, die ihm im Laufe der Jahre vier Töchter schenkte, besaß für das ernste Streben ihres Mannes volles Verständnis und bereitete ihm ein trautes Heim, wo er sich von den Mühen des Berufes erholen und seine freien Stunden ungestört der Wissenschaft widmen konnte.

Auch an der Schule fand Ischers Wirken bald ungeteilte Anerkennung, die sich auch darin kundgab, daß er 1905 von den untern an die höhern und höchsten Klassen vorrücken durfte. „Immer gleichmäßig", sagt ein sachkundiger Beurteiler sehr richtig, „immer seiner selbst mächtig, imponierte er den Schülern durch sein ganzes Wesen". Er legte Wert darauf, neben den Deutschstunden, die ihm besonders ans Herz gewachsen waren, immer auch Lateinunterricht zu erteilen, um die Fühlung mit dem klassischen Altertum nicht zu verlieren. Doch ist hier nicht der Ort, auf Ischers Lehrtätigkeit näher einzutreten, wohl aber auf das, was neben der Schule sein ganzes Sinnen und Trachten erfüllte, die wissenschaftliche Arbeit. Denn in seiner Person waren, was so selten ist, der trefflich beschlagene Schulmann und der selbständig schaffende Gelehrte vereinigt. Und diese Forschertätigkeit neben dem Lehrberuf galt ihm nicht als ein Übermaß, sondern als ein Ausruhen. Um sie pflegen zu können, mußte er freilich seine Zeit aufs genaueste einteilen und durfte keine Minute unbenutzt lassen. Ja er stellte sogar jedes Jahr, das letzte Mal 1919, ein Arbeitsprogramm auf, worin verzeichnet stand, was zum Druck bereit war, was der Fortsetzung oder Umarbeitung bedurfte, und was er neu in Angriff nehmen wollte. Die Gefahr aber, der geliebten Forschung die näherliegenden Schulpflichten hintanzusetzen, bestand für Ischer nicht; denn er gab sich von den beidseitigen Grenzen genaue Rechenschaft. Weit entfernt also, daß das eine dem andern geschadet hätte, belebte und befruchtete vielmehr das gelehrte Schaffen seinen Unterricht fortwährend. — Auch die Reisen, die er etwa zu seiner Erholung antrat, wurden meist unternommen, um das aus Büchern geholte Wissen durch die lebendige Anschauung zu erweitern. So besuchte er planmäßig nach und nach alle bedeutenderen oder bemerkenswerten Städte Deutschlands, einmal auch Wien, ein andermal Paris, und 1914 sollte Griechenland an die Reihe kommen, was sich dann allerdings infolge des Krieges zerschlug.

Bescheiden aber, wie Ischer war, machte er aus seinen gelehrten Bemühungen durchaus kein Wesen. Nur der Literarischen Gesell-

schaft in Bern teilte er gelegentlich in Vorträgen Näheres über die ihn gerade beschäftigenden Gegenstände mit. Auch dem „Verein für Verbreitung guter Schriften“ in Bern stellte er fast 20 Jahre lang seine ausgezeichneten Fachkenntnisse zur Verfügung. So arbeitete er noch anfangs 1919 einen wohldurchdachten Vortrag über „die literarische Aufgabe“ des genannten Vereins aus, der den Aufsatz in seinem 29. Jahresbericht zum Abdruck brachte, und sogar der Erkrankte beschäftigte sich noch mit der Auswahl der zur Zulassung vorgeschlagenen Schriftwerke.

Es sind vornehmlich Zeitschriften und Tagesblätter, wie der „Euphorion“ und der Berner „Bund“ in seinem Sonntagsblatt, ebenso andere regelmäßige Veröffentlichungen wie das Berner Taschenbuch, die Neujahrsblätter der Literarischen Gesellschaft in Bern, die Sammlung bernischer Biographien und die wissenschaftlichen Beilagen zu den Jahresberichten des städtischen Gymnasiums in Bern, die bald in diesem, bald in jenem Jahre kleinere oder größere Gaben aus der stillen Werkstatt des unermüdlichen Forschers in die Öffentlichkeit hinaustrugen. Aber vieles, was der so strenge Beurteiler seiner eigenen Werke mit dem Vermerk „druckfertig“ versah, blieb unveröffentlicht, und Ischer gab sich mit dem Bewußtsein zufrieden, seine Pflicht gegenüber der Wissenschaft erfüllt zu haben. Freilich spielte dabei die Schwierigkeit, für gelehrte Abhandlungen einen Verleger zu finden, nicht unwesentlich mit. Aber daneben ist der Entschlafene von einer gewissen Scheu vor dem Hinaustreten in die Öffentlichkeit nicht freizusprechen, und diese Zurückhaltung mag es auch gewesen sein, die ihn von der akademischen Laufbahn fernhielt. Denn daß es ihm dazu an der Befähigung und am wissenschaftlichen Rüstzeug nicht gefehlt hätte, kann demjenigen, der seinen reichen, gedruckten und ungedruckten Nachlaß kennt, nicht zweifelhaft sein. Doch Ischer selbst hegte nie ernstlich so hochfliegende Pläne, allerdings auch noch aus einem andern Grunde, nämlich weil ihn der Gymnasialunterricht vollauf befriedigte und er ihn dem Hochschulbetrieb mit seiner lockerern Berührung zwischen Lehrenden und Lernenden entschieden vorzog. Aber man kann diesen Verzicht insofern bedauern, als vielleicht doch an der Hochschule seine ungewöhnlichen Eigenschaften noch besser zur Geltung gelangt wären und er wohl dort auch leichter Willen und Weg gefunden hätte, um alle die reifen Früchte seines regen Geistes nutzbar zu machen.

Versuchen wir nun, einen Überblick über Ischers wissenschaftliche Leistungen und damit zugleich eine Vorstellung von seinen Verdiensten und seiner Bedeutung zu gewinnen. Schon der fertige Student hatte sich mit seinem bekannten Buche über „Joh. Georg Zimmermanns Leben und Werke“ aufs vorteilhafteste in die Gelehrtenwelt eingeführt. Dieses umfängliche Werk (423 Seiten Text, gedruckt Bern 1893), eigentlich Ischers Doktordissertation, geht auch seinem reifen Gehalte nach weit über eine Erstlingsarbeit hinaus, und Prof. Hirzel hatte allen Grund, es als die

beste Arbeit zu bezeichnen, die aus seinem Seminar hervorgegangen. Es bildet in der Tat noch heute einen weit ausgreifenden, höchst wertvollen Beitrag zur schweizerisch-deutschen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Hervorzuheben ist namentlich auch die Meisterschaft, mit der der junge Verfasser des unendlich weitschichtigen Stoffes Herr zu werden verstand; man werfe nur einen Blick in das Literaturverzeichnis auf S. 9—23, um von der aufgewendeten unendlichen Mühe einen Begriff zu erhalten[1]).

Ischer verlor aber auch späterhin die Zimmermannforschung nicht aus dem Auge. So lieferte er Berichtigungen und Nachträge für den „Euphorion", schrieb für die „Allgemeine deutsche Biographie" (1900) den Artikel „J. G. Zimmermann" und legte im Berner Taschenbuch (1899) die geistigen Beziehungen zwischen J. J. Rousseau und Zimmermann klar. Die wichtigste Ergänzung aber lieferte er durch die Bekanntmachung von 214 Briefen Zimmermanns an Albrecht Haller, die er nach dem Manuskript der Stadtbibliothek Bern in neunjähriger Folge, wiederum im Taschenbuch, herausgab und mit „biographischen und sachlichen Anmerkungen" reichlich versah.

Dieser ersten biographischen Arbeit folgte von 1898 bis 1917 eine stattliche Reihe ähnlicher. In der Sammlung bernischer Biographien (1898 und 1899) schilderte Ischer den aus Ulm stammenden, seit 1778 in Bern ansässigen, geschäftigen Schriftsteller und Herausgeber J. G. Heinzmann (1757—1802), sowie den religiös-schwärmerischen Pfarrer und Dichter Abraham Kyburz aus dem Aargau (1704—1765). In den genannten Neujahrsblättern ist 1903 erschienen das Lebensbild des Zofingers J. G. Altmann (1695—1758), der, nur allzu vielseitig, als Theologe und Kanzelredner, als Philologe, Archäologe, Historiker und Naturforscher sich neben A. v. Haller einen Namen machte. Hierbei dürfen die angereihten Mitteilungen über die damaligen „moralischen Wochenschriften" in Bern ein besonderes Interesse beanspruchen. Am selben Orte veröffentlichte Ischer im Jahre 1911 die Arbeit über

---

[1]) Als Ergänzung mag hier etwas nachgetragen werden, was Ischer entgangen zu sein scheint, nämlich daß der Dichter Edmund Dorer (1831—1890) schon vor 1880 eine ausführliche Lebensbeschreibung J. G. Zimmermanns verfaßt hatte, für die er aber keinen Verleger fand. Doch hat C. F. Meyer, mit Zustimmung seines Freundes Dorer, im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1881 unter dem Titel „Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts" umfangreiche Stücke daraus, zum Teil in wörtlicher Anführung, veröffentlicht (jetzt wieder abgedruckt bei Ad. Frey, Briefe C. F. Meyers, Band II S. 451—488; vgl. ebenda Band I S. 319 und 321. Leipzig 1908). Ischer kannte, nach seinem Zimmermannbuche (S. 22 und 293) und den später erschienenen Nachträgen zu schließen, diesen Aufsatz C. F. Meyers nur in dem stark verkürzten, die Quellenangabe und alle wörtlichen Ausschnitte aus Dorers Arbeit weglassenden Wiederabdruck in der Gegenwart 1886 Nr. 11. Vgl. jetzt auch H. Schollenberger, Edmund Dorer. Die Persönlichkeit. Sein Leben und Schaffen. Frauenfeld 1914, S. 65 f.

Joh. Rud. Wyß d. J. (1781—1830), der als Professor der Philosophie an der Berner Akademie, als Dichter, Kunstfreund, Geschichtsforscher, Verfasser von Reiseschilderungen und Herausgeber des Almanachs „Alpenrosen" in weiten Kreisen bekannt war. Schon etwas vorher, im Jahre 1909, brachte das Sonntagsblatt zum Berner „Bund" ein mit Liebe und gründlicher Sachkenntnis gezeichnetes Bild des Lebens und der Werke des einst viel gelesenen, noch heute nicht ganz vergessenen bernischen Erzählers Arthur Bitter (eig. Samuel Haberstich, 1821—1872). Endlich im Taschenbuch auf das Jahr 1917 widmete Ischer, als „Beitrag zur Geschichte der Mystik und des Aberglaubens", eine eingehende Studie dem sonderbaren Arzt, Mystiker und Dichter Hermann Obereit aus Lindau (1725—1798), auf den er schon bei der Beschäftigung mit J. G. Zimmermann aufmerksam geworden war. Eine Ergänzung zum Lebensbilde J. R. Wyß des Jüngern bieten die aus dessen Briefwechsel mit David Heß, K. V. v. Bonstetten, G. J. Kuhn und andern bedeutenden Zeitgenossen in den Taschenbüchern für 1913—1915 veröffentlichten Stücke. Fünf Briefe G. Schwabs und zwei Briefe W. Waiblingers an J. R. Wyß aus den Jahren 1825—1829, sind in diesem unsern Gedächtnisheft gedruckt.

Ferner hat sich der Verewigte als einen der vorzüglichsten Kenner Wielands ausgewiesen, als er in seinen „Kleinen Studien über Wieland" (Berner Gymnasialprogramm 1904) und im Euphorion XIV von dieses Dichters Sprache und Arbeitsweise, sowie von seiner fruchtbaren Tätigkeit als Übersetzer einläßlich und abschließend handelte. Arbeiten sprachlich-grammatischer Art liegen auch vor in dem Aufsatz „Redensarten und Sittenschilderungen in den Schriften Thomas Murners" (Taschenbuch 1902) und in dem für Toblers Ausgabe der Berner Chronik des Diebold Schilling angefertigten Glossar (2. Bd. Bern 1901).

Daß Ischer aber auch in der neuern und neuesten Literatur bewandert war, zeigen Aufsätze zu Jeremias Gotthelf (Sonntagsblatt zum „Bund" 1906 und Berner Taschenbuch 1916), „Der schwarze Stuhl; Quellenstudie zu G. Kellers Don Correa" (im Jahrgang 1915 des genannten Sonntagsblattes), eine Besprechung von Spittelers Olympischem Frühling IV. Teil (in den „Basler Nachrichten" 1904) und endlich ein (ungedruckter) Vortrag über Gerhart Hauptmanns „Festspiel". Wir übergehen neben weniger Wichtigem auch einige Buchbesprechungen im „Euphorion", die man im Anhange verzeichnet findet, und heben dafür um so nachdrücklicher eine als Bruchstück hinterlassene Schrift hervor, diejenige über „Theorie und Entwicklung des deutschen Romans", die im Manuskript 200 Folioseiten zählt. Ischer selbst glaubte in dieser Abhandlung, zu der er durch seine vollkommene Vertrautheit mit der deutschen Literatur und sein geläutertes Urteil unzweifelhaft wie kaum ein anderer befähigt war, einst sein Hauptwerk erblicken zu dürfen; um

so tiefer ist es zu beklagen, daß sein frühzeitiger Tod ihn an der Vollendung gehindert hat.

Wie im Unterricht, so vernachlässigte Ischer aber auch in seinen Studien das Altertum keineswegs und holte sich seine Stoffe gerne etwa von dorther oder knüpfte wenigstens an das Altertum an. So übersetzte er aus dem 1. Buche des Polybius den „Söldnerkrieg" und versah ihn mit Bemerkungen über Flauberts Roman „Salammbô"; und aus einer Übersetzung der Euripideischen „Medea" entstand die Programmbeilage „Medea. Vergleichung der Dramen von Euripides bis zu Grillparzer", ein Stoff, der so recht eigentlich des Verfassers Arbeitsweise und seinen umfassenden Gesichtskreis kennzeichnet. Ganz dasselbe gilt von der sorgsamen Abhandlung über den römischen Epigrammendichter Martialis, in der Ischer nicht nur diesen selbst und seine Dichtung nach allen Seiten beleuchtet, sondern auch die weitere Entwicklung des Epigramms über die Spätklassiker und Neulateiner bis in die neueste Zeit hinein verfolgt. Einen wertvollen Beitrag zur alten Geschichte enthält ferner noch das spannend erzählte Leben Dionysius des Ältern von Syrakus, das Ischer 1913 wenigstens als Vortrag verwertete. Vollständig gedruckt ist von diesen Arbeiten leider nur diejenige über die Medeadramen (Berner Gymnasialprogramm 1900); sodann noch ein Ausschnitt aus dem „Martial" unter dem Titel „Euricius Cordus und der Jetzerhandel" (im Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft auf das Jahr 1917), worin übrigens nicht nur diejenigen Corduscpigramme, die sich auf jene im Jahr 1509 in Bern angeblich vorgekommenen Wundererscheinungen beziehen, sondern auch die an Luther gerichteten und die von Lessing benutzten besprochen werden. Auch steht noch die nachträgliche Veröffentlichung eines andern gehaltvollen Kapitels derselben Arbeit, desjenigen über „Martials Fortleben in der deutschen Dichtung", durch die Zeitschrift „Philologus", in sicherer Aussicht.

Daß aber ein Mann, der sich schon auf der Schulbank an metrische Übertragungen alter Dichter wie Horaz, Ovid, Euripides heranwagte und der ein so gründlicher Kenner und feiner Ausleger der deutschen Dichtung war, sich auch selbst dichterisch betätigte, ist an sich wahrscheinlich, und in der Tat war es bei Ischer der Fall. Das Dichten bildete für ihn ein Lebensbedürfnis und eine Erholung nach der anstrengenden Tagesarbeit. Weil er jedoch selbst durchaus der Überzeugung lebte, von der Natur zum Schulmann und Gelehrten und nicht zum Dichter bestimmt zu sein, dachte er kaum je ernstlich daran, mit diesen Leistungen hervorzutreten, und so ist es denn auch der ausgesprochene Wille seiner Hinterlassenen, daß eine nachträgliche Veröffentlichung, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, unterbleibe.

Man sollte kaum denken, daß neben so mannigfachen und alle Kräfte anspannenden Arbeiten in der Schule und am Schreibtische noch

für anderes Raum blieb, und dennoch brachte es der Vielbeschäftigte fertig, täglich einige Stunden seiner Familie, hier und da auch einen freien Nachmittag einem Freunde zu schenken. Auch den Pflichten gegenüber der Öffentlichkeit entzog sich Ischer nicht ganz, war es auch nur in dem engen Kreise der Burgergemeinde Bern. Hier bekleidete er 16 Jahre lang das Amt eines sogenannten Stubenschreibers der „Gesellschaft zu den Kaufleuten" und half da getreulich mit, die Not der Zeit zu lindern, wo er konnte. Aber es ist kennzeichnend für seinen Forschertrieb, daß er auch den trockenen Protokollen, die ihm sein Amt in die Hände spielte, die wissenschaftliche Seite abzugewinnen wußte; und so entstanden noch drei kulturgeschichtlich höchst bedeutsame Aufsätze über „das Gesellschaftshaus", „das Armen- und Vormundschaftswesen" und „die Freiheiten der Gesellschaft zu den Kaufleuten in Bern". Diese letzten Gaben aus seiner fleißigen Feder zieren die Jahrgänge 1918—1920 des Berner Taschenbuches.

Denn anfangs März 1919 wurde ein Grippeanfall dem rastlos tätigen, aber leider mit seinen Kräften zu wenig haushälterischen Manne zum Verhängnis. Aus der Grippe entwickelte sich ein schleichendes Fieber, das ihn der Arbeit fast ganz entzog und mehr und mehr schwächte. Auch längere Kuren in Leysin und Adelboden vermochten dem Unheil nicht mehr Einhalt zu tun. In der treuen Pflege der Seinigen ging er gefaßt dem Ende entgegen und entschlummerte sanft am 23. Mai 1920, noch nicht ganz 51 Jahre alt, ein schwerer Verlust nicht nur für seine Angehörigen und die Schule, sondern auch für die Wissenschaft. Seiner in sich gekehrten, aber im besten Sinne vornehmen Natur war das bei gewöhnlichen Menschen so selbstverständliche Geltendmachen der eignen Verdienste ganz und gar fremd, und er hielt es mit dem lateinischen Sprichwort, daß der äußere Erfolg der Lehrmeister der Toren sei. Vielmehr harrte er voll rührender Anspruchslosigkeit geduldig des Tages, da auch seine noch unbekannten Werke ans Licht treten, sein ganzes redliches Streben die ihm gebührende Anerkennung finden würde. Dieser Tag kam; aber es war sein Todestag. Doch obschon die letzte Stunde nach menschlichem Ermessen zu früh ihm schlug, hätte er mit vollem Rechte von sich die Worte sagen dürfen, die Cicero dem alten Cato in den Mund legt: Ita vixi, ut non frustra me natum existimem.

Veröffentlichungen Dr. Rudolf Ischers (†) in der Zeitschrift „Euphorion".

1. Nachträge zu J. G. Zimmermann. IV (1897) S. 550—558.
2. Neue Mitteilungen über Zimmermann. VIII (1901) S. 625—639.
3. Ein Urteil über Schiller aus der Schweiz. XII (1905) S. 180.
4. Ein Beitrag zur Kenntnis von Wielands Übersetzungen. XIV (1907) S. 242—256.
5. Besprechung von Bodemann, Der Briefwechsel zwischen Katharina II. und Joh. Georg Zimmermann. XV (1908) S. 419 f.

6. Besprechung von Bonin, J. G. Zimmermann und J. G. Herder nach bisher ungedruckten Briefen. XVIII (1911), 9. Ergänzungsheft S. 247.
7. Besprechung von Stadler, Wielands Shakespeare. Ebenda. S. 266 f.
8. Besprechung von Schollenberger, Edmund Dorer. Die Persönlichkeit. Sein Leben und Schaffen. XXIII (1920) S. 169.
9. Fünf Briefe von G. Schwab und zwei von W. Waiblinger an J. R. Wyß d. J. 15. Ergänzungsheft S. 54—62.

Lebensnachrichten über Johannes Sembritzki.

Mitgeteilt von A. Warda in Königsberg.

Johannes Sembritzki wurde am 10. Januar 1856 zu Marggrabowa (Ostpreußen) als Sohn des Lehrers an der dortigen Elementar-Armenschule Carl Sembritzki (oder wie er sich seiner polnischen Abstammung zufolge schrieb: Sembrzycki) und seiner Frau Aurelie geb. Dzlobeck geboren. Vom 4. bis 13. Lebensjahre wurde Sembritzki von seinem Vater selbst völlig unterrichtet. In seiner freien Zeit las er eifrig Bücher aller Art aus dem 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, die sich noch aus dem Nachlaß seines mütterlichen Großvaters, des Kantors seiner Geburtsstadt, erhalten hatten, hauptsächlich aber aus der Bibliothek des Ortssuperintendenten stammten, die namentlich Jugendschriften und Romane aus derselben Zeit enthielt. Da er viel allein und sich selbst überlassen und von seiner (1880 verstorbenen) Mutter verwöhnt war, bildete sich bei ihm, wie er selbst in seiner autobiographischen Skizze sagt: „eine im Keime von väterlicher Seite her schon vorhandene, große Eigenwilligkeit, Eigenart und Selbständigkeit aus", neben welcher eine durch die Abgeschlossenheit erzeugte und ihm lange anhaftende Schüchternheit und Unsicherheit im Umgange nebenherlief. Nachdem Sembritzki ein Jahr lang die oberste Klasse der Stadtschule zu Marggrabowa besucht hatte, kam er am 1. Oktober 1869 auf die Quarta des Gymnasiums zu Lyck, welches er am 6. Juni 1874 mit dem Zeugnis der Reife für Prima verließ, um nach Absolvierung seines Militärjahres und Versuchen in anderen Berufen am 1. April 1877 bei dem Apotheker seiner Vaterstadt in die Lehre zu treten. Nach der Tätigkeit als Apotheker an verschiedenen Orten hauptsächlich in Ostpreußen fand er in Memel eine dauernde Heimat. Seine im Jahre 1881 geschlossene erste Ehe wurde durch den Tod seiner Frau im Jahre 1902 gelöst, worauf er eine neue Ehe einging, die bis zu seinem Tode bestanden hat. Etwa in seinem 30. Jahre begann er aus einem inneren Triebe heraus sich literarisch zu betätigen,

und zwar zunächst wie sein (1886 verstorbener) Vater für die polnische Bevölkerung, der er nach seiner Abstammung angehörte. Bald aber wandte er sich der Heimatkunde, insbesondere der ostpreußischen Literaturgeschichte zu und seit 1886 sind von ihm zahlreiche Aufsätze hauptsächlich in der Altpreußischen Monatsschrift (daraus auch in Buchform sein Werk: „Die Ostpreußische Dichtung" 1770—1800, erschienen 1908 mit mehreren Nachträgen) veröffentlicht. Auch in anderen Zeitschriften wie: Am Urquell, Mitteilungen der Littauischen literarischen Gesellschaft, Oberländische Geschichtsblätter (darin Seb. Friedr. Trescho, sein Leben und seine Schriften), Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Masovia, Der deutsche Herold, Zeitschrift für Bücherfreunde, Goethe-Jahrbuch, Euphorion, erschienen wiederholt Beiträge von ihm, ebenso auch in Tageszeitungen, namentlich der Königsberger Hartungschen Zeitung und dem Memeler Dampfboot. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Königlich Preußischen See- und Handelsstadt Memel. Teil I 1900, Teil II 1902, welcher im Jahr 1918 die „Geschichte des Kreises Memel" folgte. Dann wurde ihm der Auftrag eine Geschichte des Kreises Heydekrug abzufassen, mitten in dieser Arbeit ist er am 8. März 1919 in Memel verstorben. „Das endlose Elend, die Not unseres lieben Vaterlandes haben ihn tief bekümmert", schrieb seine Witwe. Die Abtretung seiner letzten Heimat, des Memelgebiets, hat er nicht mehr erlebt. Seine reichhaltige Bibliothek zur deutschen Literatur und Heimatkunde ist von der Stadt Memel erworben worden. Schon 1911 hatte er geschrieben: „Die schöne Bibliothek von über 3300 bibliographischen Nummern, die ich heute mein eigen nenne, und deren meiste natürlich dem 18. Jahrhundert, besonders der klassischen Periode der deutschen Literatur, entstammen, bildet meine Freude und meine Erquickung; sie hilft mir hinweg über die vielen Widerwärtigkeiten des Lebens. Es ist manch' seltenes und merkwürdiges Buch darin." Und in eben dieser kleinen, nur für Freunde und Gönner gedruckten autobiographischen Schrift: „Zum fünfundzwanzigjährigen Schriftstellerjubiläum am 10. Januar 1911" hat er selbst ohne Schönfärberei seinen Werdegang geschildert. Er sagt dort am Schluß: „... während man in literarischen und anderen Kreisen gern der von einer Autorität gegebenen Richtung folgt, besitze ich unbescheidenerweise den Mut der eigenen Überzeugung, auch Höherstehenden gegenüber. Gründe genug zu offenen und versteckten Angriffen, übler Nachrede, auf Klatsch beruhenden falschen Auskünften über mich und anderen niedrigen Gehässigkeiten. Derlei muß man eben, wenn man seinen eigenen Weg gehen will, mit in den Kauf nehmen; ich flüchte mich davor gern in Gottes schöne Natur und zu den „unterrichtenden Todten", wie Zacharia die Bücher nennt. Kein Wunder indes, wenn ich mit der Zeit doch etwas mißtrauisch, schroff und verbittert geworden bin; erlittenes Unrecht vergesse ich nur sehr schwer."

Nachruf auf Reinhold Steig.

Von Richard Groeper in Frankfurt a. d. Oder.

Als das Hinscheiden[1]) des sechzigjährigen, im „Euphorion“ oft zu Wort gekommenen und viel gelesenen Gelehrten im März 1918 angesichts der bevorstehenden Offensive im Westen gemeldet wurde, achteten in der Spannung über die welthistorische Entscheidung der Waffen auf den Verlust der großen literarischen Kraft nicht alle, die dafür hätten Zeit haben sollen. Die wirklich teilnehmenden Freunde und Bekannten aber verwünschten wehleidig, daß dem vaterlandbegeisterten Deutschen nicht das Erlebnis des Endsiegs beschieden gewesen sei. Heute noch dem Umsturz und der Zertrümmerung Mitteleuropas sprechen wir nicht mehr von einem verfrühten Ende des Mannes, sondern danken dem Schicksal für die rechtzeitige Abberufung, so daß er den giftigen Hauch der staatsgefährlichen Umtriebe nicht noch zu atmen brauchte. Reinhold Steig ist mit seiner Zeit gegangen. Seine literarische Aufgabe hatte er im wesentlichen erfüllt, seine Bahn war durchkreist. Alles, was nach dem November 1918 kam, wäre ihm als heller Wahnsinn erschienen.

Denn er war Märker und Preuße, nicht bloß weil er in Woldenberg geboren war, in Landsberg a. W. die höhere Schule besucht, in Berlin studiert und dort im Glanz der auf Preußens Macht beruhenden Reichsverhältnisse vielseitig gewirkt hatte. Er wurzelte tief im norddeutschen Wesen. Wie die große, gedrungene Gestalt, die scharfen, bis ins Herz dringenden Augen und der breit ausholende männliche Gang zur Schwerfälligkeit des plattdeutschen Stammes gehörten, so lagen auch seine seelischen und geistigen Kräfte darin verankert. Ja das lange geschichtliche Ringen Brandenburg-Preußens um Landbesitz, Bodenbesserung, Machtgeltung und einheitlichen nationalen Sinn glich dem harten Lebenskampf seiner kantigen Natur vollkommen, und es ist ein zwingendes Gesetz, daß Fichte sowohl, der das Urrecht der Persönlichkeit im allgemeinen Willen des Staatsrechts aufgehen ließ, wie Kant mit der strengen Sittenforderung des kategorischen Imperativs die bindenden Gewalten seiner Lebensführung waren. Nüchterne Kraft und heiliges Pflichtgefühl verbunden mit kernigem Eigenwillen und häuslichem Patriarchenbedürfnis waren die Zeichen seiner Art.

Sein ganzer Weg führte über dorniges Gestrüpp und spitziges Gestein. Im einfachen Elternhause umgaukelte nicht wohlige Üppigkeit

[1]) Für besondere Nachrichten fühlt sich d. Verf. des Nachrufs den Herren Prof. Dr. Cornicelius, Bibliothekar an der Preußischen Staatsbibliothek, Prof. Dr. Oder und Prof. Dr. Speier-Berlin verpflichtet, ebenso der Familie des Verstorbenen, die u. a. die Gedächtnisrede von Pfarrer Görnandt (Friedenau) zur Verfügung stellte.

seine Sinne. Zur Arbeit wurde er früh angehalten, und darin hat ihn sein Drang nach höherem Leben später durch immer strengere Selbstzucht bestärkt. Vater und Mutter gingen früh dahin, und in der Schwester hielt er, stets mit ihr treulich verbunden, das Vermächtnis der Seinen aufrecht. Zeitiger als bei andern blähte das Wehen humanistischen Geistes seine Segel. Gymnasium und Universität taten es ihm in gleicher Weise an. Bahlens gerade Klassizität, Müllenhoffs Frohnatur umfassender Gelehrsamkeit und Scherers schwungvoller Geist waren ihm verehrte Muster und Meister. Nachdem der Hochschüler in der Palästra des Geistes seine Kraft mit gelehriger Wollust gestählt hatte, konnte er selbst starten, und der Fünfundzwanzigjährige ging mit der Berliner Dissertation De Theocriti idylliorum compositione 1882 glücklich durchs Ziel. Von der reinen Wissenschaft Abschied zu nehmen, war für den gelehrten Eiferer der entsagungsvollste Schritt in seinem ganzen Leben. Er war ihm nur mit der heiligen Versicherung vor seinem Gewissen möglich, trotz des Brotberufs in der Schürfarbeit des Forschers seine letzte Befriedigung zu suchen. Man wird daran auch ermessen, welchen Kampf es den Schulmann später kostete, als er die ihm von Althof angetragene außerordentliche Professur äußerer Gründe wegen ausschlug.

Sobald die Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen bestanden war, zählte ihn das Joachimthalsche Gymnasium, damals unter Schapers Leitung stehend, zu seinen Probanden, jetzt in Preußen Studienassessoren genannt. Darnach kam er an das Friedrich-Werdersche Gymnasium. Dieser Lehrstätte mit ihrer Altberliner Überlieferung blieb er treu, bis er wenige Jahre vor seinem Tode aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied nahm. Er war eine Säule der Anstalt, voll Tatkraft und Lebendigkeit im Unterricht, ein Vater der Kleinen, ein Freund der Großen, ehrfürchtig von jedem geachtet. So beschlagen der Lehrer in den alten Sprachen war, der Primaunterricht im Deutschen war die Krone seiner Gaben an die Jugend und der Gegenstand seines Stolzes. Hier taten sich erst die Schleusen seines Innern auf. Keiner hat so dankbar wie Ludwig Sternaux[1]) das tiefe Eindringen des Meisters mit seinen Schülern in Sprache und Geist unserer Dichter anerkannt. Weit ragte über die Gründlichkeit und Gediegenheit im einzelnen die einfach herkulische Arbeitsleistung heraus, die von diesem Kopf und Körper fertig gebracht wurde. Die harte Fron des Schuldienstes entwöhnte den gewissenhaften Beamten nicht der höheren Gefilde seiner Wissenschaft. Der vielbeschäftigte Lehrer fand zu mehr als einem Dutzend eigener Bücher, die zum Teil sehr dickleibig waren, Zeit. Daneben sind in Zeitschriften und Zeitungen verschiedener Richtung etwa 900 Aufsätze zu verzeichnen, über die von

[1]) Der Herold der Romantik. Zum 60. Geburtstag Reinhold Steigs. Unterhaltungsbeilage der Tägl. Rundschau. Berlin. Nr. 282 vom 1. Dez. 1917.

dem Federgewaltigen genau Buch[1]) geführt wurde. Er schwamm stets in einem Meer von Tinte und Druckerschwärze, ließ sich aber durch keine Tag- und Nachtopfer im Eros seiner Schriftstellerei anfechten. Er ging darin, liebevoll gegen die Sache, rücksichtslos gegen sich selbst, so auf, daß er sich schließlich in seiner Schaffensbegeisterung verzehren mußte. Der Körper kündigte dem zähen Willen die Gefolgschaft. Selbst die scharfsinnig beobachtende Jugend merkte nicht, daß sich der Tag des Riesen neige. Wenn auch ein paar übermütige bübische Streiche versuchten, die kraftvolle Bewährung des Katheder herrn behielt die Oberhand. Als Reinhold Steig 1917 die Pforten des Gymnasiums, wegen des Todes seines Sohnes mit der Welt zerfallen, hinter sich geschlossen sein ließ, schied er, allgemein angesehen und hoch gewertet, von der Anstalt. In die Jugend hatte er Bleibendes gelegt.

Zu ihr gehörte er, gleichzeitig war er aber auch ein lebendiges Glied des Lehrkörpers. Das Schicksal, als wissenschaftlich engagierter Philologe von seinen Amtsgenossen wie das Feuer gemieden zu sein, brauchte er nicht zu teilen. Er liebte den Austausch. Es war ihm Bedürfnis mitzuteilen, was von seinem Forschen und Entdecken in ihm nachhallte. Daß es dann bei der Festigkeit seines Standpunktes nicht immer schiedlich und friedlich herging, besonders wenn zu den literarischen Problemen politische traten, bedarf keines Worts. Bernhard Suphan, der vor seiner Berufung nach Weimar an der Anstalt lehrte, und Eugen Oder waren für Steig die anziehendsten Pole seiner unmittelbaren Umgebung. Er wurde durch den späteren Weimaraner für die große Herderausgabe interessiert. Der 5., 9., 16. und 33. Band zeigen den Grad seiner Mitarbeit an dem monumentalen Werk. Alle modernen Erkenntniswege altklassischer Philologie beschritt er, von Suphan der Antike immer mehr entfremdet, auch als Germanist und bewies, daß er ebenso über hohen Schwung wie über die Geheimnisse kleinmeisterlicher Silbenstecherei verfügte.

Suphan brachte Steig auch in nähere Beziehung zu Hermann Grimm, dem stolzen Träger eines großen Namens, dem geistvollen Vertreter der Kunstgeschichte an der Universität Berlin und dem herzhaften Goetheenthusiasten. Der ausgereifte Gelehrte machte den wissenschaftlichen Neuling endgültig dem antiken und mittelalterlichen Stoffgebiet abwendig und erzog ihn in seinen literarischen Bahnen. Dem abgeklärten Kenner kam der Werdende mit erstaunlicher Anpassungsfähigkeit und persönlicher Arbeitslust entgegen. Sehr bald war der Bund zwischen beiden so eng geschlossen, daß er nicht nur fürs Leben hielt und das Grab des andern überdauerte, sondern auch in der deutschen Literatur-

[1]) Eine Übersicht über die umfassende wissenschaftliche Tätigkeit Steigs wird Herr Verlagsbuchhändler H. Brücker (Friedenau) diesem Nachruf beigeben.

geschichte unvergessen bleiben wird[1]). Beide ergänzten sich trotz der trennenden Unterschiede in Alter, Temperament und Lebensauffassung trefflich. Dort Überlegenheit, hier Gediegenheit. Jedem gab der andere, was er brauchte. Die guten Seiten beider kamen im einheitlichen Schaffen zusammen. Völlig einig waren sie in der Liebe für die Romantik, vor allem für Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Steig wurde der Eckermann Grimms, ein Herold aller Angehörigen des Geschlechts. R. M. Meyer nannte ihn sogar den literarischen Pflegesohn Grimms, übernahm er doch vom Pflegevater Auffassung, literarische Behandlung und Form, ja selbst den sprachlichen Ausdrück.

Der kunstgelehrte Meister hatte bekanntlich Gisela von Arnim, die Tochter Bettinas, zur Frau. Die Lebensdokumente aus der poetischen Glanzzeit der Arnims harrten auf dem märkischen Gute Wiepersdorf — einiges hatte Varnhagen auf die Königliche Bibliothek nach Berlin gebracht — der Veröffentlichung. Grimm und Steig machten sich, einer immer eifriger als der andere, an die Arbeit. Nach gemeinsamem Plane gab Steig den ersten Band „Achim von Arnim und Clemens Brentano" 1894 heraus. Der hohe Gönner hatte sich „Achim von Arnim und Bettina Brentano" vorbehalten, wurde aber vom Tode ereilt, noch ehe der Band „Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm" auf dem Büchermarkt erschien, so daß schließlich die ganze Arbeitslast auf Steigs Schultern ruhte. Er wußte sie zu tragen. Ungemein schwierig war die Auswahl der Briefe aus dem ungedruckten Vorrat. Fortgelassen wurde, was sich seiner Natur nach für eine Bekanntmachung nicht eignete. Auch das an sich Unbedenkliche ward ausgeschieden, wenn es für die Entwicklung der Persönlichkeit entbehrlich oder überflüssig schien[2]). Daß alles geschichtlich Bedeutsame ans Tageslicht gezogen wurde, ist bezweifelt worden. Ja der Herausgeber hat mehrfach die Verdächtigung über sich ergehen lassen müssen, er habe in Rücksicht auf die Arnimschen Erben manches unterdrückt. Die Wahrheit läßt sich nicht spotten, und wo gefehlt ist, wird die Zukunft ihres Richteramts walten. Für jeden Romantikerforscher ist die Steigsche Quellensammlung mit ausführlichem Register und vielfach eingestreuten Untersuchungen und zusammenfassenden Ergebnissen inmitten des Materials eine unersetzliche Fundgrube. Gleichwertig an Inhalt und Ausführung sind auch die Ergänzungsbände „Clemens Brentano und die Brüder Grimm" wie „Goethe und die Brüder Grimm". Es ist erlebter Geist von Hermann Grimm, die fünf Persönlichkeiten des Arnim-Kreises — die wichtigsten Abschnitte darüber in Goedekes Grundriß waren ebenfalls Steigs Hand vorbehalten — nicht

[1]) Steig gehörte zu den eifrigsten Förderern der Grimm-Gesellschaft in Cassel.

[2]) Bd. 1. Einl. S. VII.

ohne Goethe auf der Literaturbühne auftreten zu lassen[1]). Abseits von Goethe reizte es den Spürsinn der Steigschen Natur, einer so problematischen Gestalt wie Karoline von Günderode in mehreren Aufsätzen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und gegen Geiger Stellung zu nehmen. Waren alle diese Spenden auch nur für Kenner berechnet, so ist Steig mit seiner neuen Ausgabe der Grimmschen Sagen und der Kinder- und Hausmärchen ebenso mit der Auswahl der Werke Hermann Grimms im Insel-Verlag in weitere Kreise des Volkes gedrungen.

Arnim, Grimm, Herder — bei diesen Namen pochte das Herz des deutschbegeisterten Nachfahren, und er fand dazu noch einen weiteren Helden der großen Vergangenheit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Heinrich von Kleist. Das Hauptwerk über ihn, „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe", ist neben den einschlägigen Einzeldarstellungen der jüngsten Zeit auch bei Laien in Ruf gekommen. Wenige jedoch nur können sich vorstellen, welche intime Kenntnis der Zeitverhältnisse, vorsichtige Benützung der Quellen und ausdauernde Seßhaftigkeit nötig war, um die beiden letzten Lebensjahre Kleists vom Nebeldunst romantisierender Legendenbildung zu befreien und ins helle Licht geschichtlicher Zuverlässigkeit zu rücken. Diese Anerkennung muß auch für den Nachtrag „Neue Kunde zu Heinrich von Kleist" unterstrichen werden. Nur ein Gelehrter von durchhaltender Zähigkeit konnte derartige Enträtselungen vornehmen. Es ist unter Kleistkennern z. B. längst ausgemachte Tatsache, daß Kleists verlorener Roman, wenn ihn Steigs opferfreudige Mühe nicht der Vergessenheit hat entreißen können, für uns unwiederbringlich dahin ist. Im Rahmen der großen Kleistausgabe von Erich Schmidt wurde Steig der vierte Band, die kleinen Schriften enthaltend, übertragen. Hier konnte sich ähnlich wie in vielen Kleistaufsätzen die ganze Begeisterung für den unglücklichen Dichter ausleben und die subtile Kleinarbeit philologischer Akribie ihre Orgien feiern. Die Original-Exemplare der Berliner Abendblätter und des Phöbus in der Hand des Gelehrten, die von ihm wie der Augapfel des liebsten Kindes gehütet wurden, machten in späteren Jahren das Friedenauer Haus des Besitzers der Kostbarkeiten zu einer Wallfahrtstätte der Kleistverehrer, und Steig sonnte sich gern als oberster Priester dieses Bücherkultus. Als 1920 nach dem Tode Ottomar Bachmanns in Frankfurt a. d. O. die Kleist-Gesellschaft gegründet wurde, dachte man Steigs mit Sehnsucht. Dadurch daß die Witwe des Verewigten in den großen Ausschuß der Gesellschaft aufgenommen wurde, ist ein lebendiger Zusammenhang geschaffen. Die Kleist-Gesellschaft wird mit Freuden daran festhalten.

Nach Steigs arbeitreichem Leben bleibt so manche Hinterlassenschaft

[1]) Nach Steigs Tod ist jetzt auch sein letztes Werk „Bettinas Briefwechsel mit Goethe" auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses erschienen.

übrig, die nun in andern Händen weiter verwaltet werden muß. Er sah, von Herder bestimmt, in der Literatur die kulturbejahende Äußerung nationalbewußten Volkstums. Die Pflege nationalen Sinnes setzte er der Literatur gleich, ja hier glaubte er mit brennendem Eifer und dienstwilliger Hingabe größere Erfolge zeitigen zu können als in der Kunst, wo letzthin nur das Gottesgnadentum gelte. Mit der ganzen Wucht seiner unablässig tätigen Persönlichkeit und mit der gedrungenen Entschlossenheit seiner Vaterlands- und Bildungsliebe hat Steig viele Jahre dem Hauptvorstand des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" oder, wie der Verein seit 1908 hieß, des „Vereins für das Deutschtum im Auslande" angehört und allen Arbeiten seine weitreichende Kraft geliehen. Nicht selten hat sein sachkundiges Urteil den Beschlüssen des Vorstandes Gestalt gegeben. Die Zeitschrift des Vereins, „Das Deutschtum im Ausland", ist von ihm mehrere Jahre ehrenamtlich geleitet und mit wertvollen Beiträgen zu den Fragen des Auslanddeutschtums versehen worden. Ebenso hat er an der Ergänzung und Vervollständigung der Vereinsbücherei hervorragend mitgewirkt. Für die Unterstützungsgesuche deutscher Gemeinden im Ausland, die um guten deutschen Lesestoff baten, war Steig im Hauptvorstand Referent. Hunderte von Bücherssendungen sind von ihm im Lauf der Jahre zusammengestellt und als Spende des Vereins in alle Weltteile verschickt worden. Lebhafter, langjähriger Briefverkehr mit Deutschen in Südamerika und den Vereinigten Staaten war die köstlichste Frucht dieser Tätigkeit.

Vom national-kulturellen Pflichtgefühl zur aktiven Politik ist immer noch ein Schritt, der gegangen sein will. Steigs schier grenzenlose Kraftfülle zauderte auch da keinen Augenblick. Als die Flottenfrage für Deutschland immer brennender wurde und der Deutsche Flottenverein den deutschen Michel energisch wachrütteln mußte, betrieb Steig mit fiebernder Seele die Gründung der Friedenauer Ortsgruppe. Mit ihren 1400 Mitgliedern bei Kriegsbeginn war sie durch seine unerschöpfliche Rührigkeit zur größten im Hauptausschuß der Provinz Brandenburg angewachsen. Diesem seinem Verein diente der Vorsitzende in nimmer aufhörender Liebe mit geschäftskundiger Schmiegsamkeit und werbender Rede über seine Kraft hinaus bis in die Zeit seiner Duldereinsamkeit, wo die Studierstube sich schon in die Krankenstube gewandelt hatte, wo das Gebet um baldiges Ende die letzte Erschütterung seines Innern war. Es war stiller geworden um ihn und in ihm, je lauter draußen die Waffen im Weltkrieg dröhnten. Werner Steig, der einzige Sohn des Gelehrten, war bei den Masurischen Seen den Tod der Schlachten gestorben. Schonungslos hatte der Vater dann, den Kriegspfaden des Regiments nachgehend, drei Tage und drei Nächte auf dem Felde von Lötzen den Hügel mit dem schlichten Stein gesucht und schließlich gefunden: „Hier liegt der Leutnant Steig". Weh-

mütig versank der Vater damals in den sinnenden Gedanken an sein eigenes Ende. Der sechzigste Geburtstag am 1. Dezember 1917 konnte nur von einem Siechen gefeiert werden. Die herrlich aufgegangene Saat seines Lebens und Wirkens war allmählich reifer und reifer geworden. Der Schnitter kam, und so schied Reinhold Steig von der Erde, über alles von den Seinen geliebt, von vielen betrauert, von der Wissenschaft allgemein geachtet, einer von denen,

die brennend sich verschwenden,
den Deutschen zu vollenden.

Rezension.

Gräf, Hans Gerhard, Max Morris zum Gedächtnis. Persönliche Erinnerungen. Als Manuskript gedruckt in 100 Exemplaren im Auftrage des Insel-Verlages zu Leipzig durch die Hofbuchdruckerei von Dietsch & Brückner zu Weimar, 15. Februar 1919.

Diese ungemein liebenswürdige, aus goldener Seele geflossene Erinnerungsschrift, die dazu bestimmt war, im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, Band 6 (1919), veröffentlicht zu werden, ihres allzu persönlichen Gehalts wegen dann aber als Privatdruck ausgegeben wurde, soll uns das Bild des bedeutenden Goetheforschers, dem unsere Zeitschrift so viele Beiträge verdankt, in raschen Umrissen vergegenwärtigen.

Max Morris war am 18. Oktober 1859 in Berlin geboren und starb daselbst am 25. August 1918. Ein Jugendfreund von Richard M. Meyer und Otto Pniower, scheint er für seine spätere Lebensarbeit schon früh vorbestimmt gewesen zu sein, wenn er auch erst über den Umweg der naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien und im Wetteifer mit seinem ärztlichen Berufe sich der Goethe-Wissenschaft zuwandte. Er widmete sich als praktischer Arzt in seltener Herzensgüte der weniger begüterten Schicht der großstädtischen Bevölkerung, er machte als Schiffsarzt große überseeische Reisen, er teilte sein Leben zwischen zwei Berufen und auch später zwischen zwei Berufsstätten: Weimar und Berlin; vielleicht erhielt ihn gerade diese Art seiner Lebensführung frisch und jung, empfänglich und unzünftig, weitblickend und unpedantisch. Zahlreicher Sprachen mächtig, sogar als Sprachforscher versucht, in vielen Literaturen bewandert, einer Reihe von Lieblingsdichtern in Bewunderung hingegeben, gehört Morris zu denjenigen Goetheforschern, wie Hirzel oder Loeper, die, ohne durch eine

äußerliche Stellung dazu verpflichtet zu ſein, innerlich von dem Genius erobert und ganz beherrſcht werden und in ihrer Liebe, Hingebung und Opferfreudigkeit, aber auch in ihren Kenntniſſen, in der ſelbſtändigen Beherrſchung des weitſchichtigen Stoffes manchen Muß-Gelehrten übertreffen. „Kenntnis mit Liebe“ lautet die Formel, die Gräf mit Morris' eigenen Worten für ihn geprägt hat. Helläugig, ſcharfſinnig, geiſtreich ging er von den Sachen aus, überzeugte ſich aber, daß das Wort in der Dichtungsforſchung nicht vernachläſſigt werden könne und wurde ſo eigentlich wider ſeinen Willen zum Philologen (S. 16), der in der Weimarer Ausgabe, im „Jungen Goethe“, im Goethe-Jahrbuch und ſonſt zum treuen Diener am Worte ſich heranbildete. Aber er blieb dabei nicht ſtehen. Er ſtrebte zum Erfaſſen des Ganzen; Forſchen war ſein Ziel; alle ſchwierigen Fragen reizten ihn und faſt alle zu ſeiner Zeit im weiten Umkreis der Goethe-Wiſſenſchaft auftauchenden hat er zu löſen verſucht. Seine Kombinationsfreudigkeit verführte ihn da oftmals zu raſchen, voreiligen Schlüſſen; niemals aber, wie Gräf (S. 10) betont, beharrte er hartnäckig auf einem Irrtum, er gab dieſen ohne Scheu zu, er griff zum zweiten-, oder wie bei den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ zum drittenmal zu und er wurde auf dieſe Weiſe für ſchwerblütigere und langſamer arbeitende Freunde und Weggenoſſen ein ſtändiger Mahner und Sporner, im Gefüge eines zu beamtenmäßiger Erſtarrung verführenden Literaturarchivs der freizügige Wander- und Spottvogel, ſprühend von Witz und verſöhnend durch Liebenswürdigkeit, Vorbild und Warner in einer Perſon, ein unſchätzbarer Arbeitsgenoſſe und Freund.

Gräf nennt ihn endlich (S. 10) den geborenen Kritiker. „Alle Eigenſchaften zur Ausübung wahrhaft fruchtbarer Tätigkeit fanden ſich aufs glücklichſte und in ſeltner Vollſtändigkeit in ihm vereinigt: zu außergewöhnlicher Klarheit des Verſtandes, zu reichem Wiſſen und tiefem Schauen, zu ſeltener Weite des Blickfeldes auf den Gebieten der Literatur, Kunſt, Naturwiſſenſchaft, Philoſophie geſellte ſich Lebhaftigkeit des Geiſtes, ſtarke Einbildungskraft, Güte des Herzens, ungemeines Zartgefühl und, als ſchönſtes Geſchenk der Gottheit, alles belebend, Ernſt und Strenge der Betrachtung lindernd, ein aus kindgebliebenem Herzen ſprudelnder Humor. So ward ihm das leidige, mühſelige Amt des Beurteilers von Werken anderer leicht, und weil es ihm leicht wurde, wohl auch lieb.“ Und weil es ihm lieb war, füge ich hinzu, war er ein verläßlicher, ideal pünktlicher Rezenſent und, auf hundertfache unangenehmſte Erfahrungen im Gebiete eigener und fremder Rezenſentenverpflichtungen zurückblickend, muß der Herausgeber dieſer Zeitſchrift ſeinem langjährigen treuen Mitarbeiter die dankbarſte Erinnerung bewahren. A. S.

Register[1]).

‚Aesop, Der Deutsche' (1743) verf. von F. S. Bock u. F. A. Braxein) 1/5.
Alberti (Prediger) 18. 24. 25. 35. 53.
— Minna, geb. Hensler 18. 35.
‚Alpenrosen' hrsg. von Wyß d. J. 55/61 (Schwab u. Waiblinger als Mitarb.).
Altmann J. G. 91.
Andersen H. C. 83.
Armbruster Joh. Mich. 64.
Arnim Achim v. 16 ff. 33 f. 35. 38. 44/47 pass. 49 f. 51. 65 (ü. Goethes Wunderhorn-Rez.). 71.
Briefe an u. von Brentano C., s. d.
— Bettina 27. 31. 38. 72. 73. 76. 78. — Grimm W. 27 f. 38. 43. 77. — Tieck 67.
Angelika die Genueserin 71 f. 73. — Wintergarten 69 f. (Brentano darüber). 70 (Goethes Urteil).
— Bettina v., geb. Brentano 27. 28. 31. 38. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49 f. 64. 65. 66 (ü. u. an Tieck). 66 f. (Frau Rat). 69 f. (Briefw. mit Cl. Brentano). 72. 73. 76 f. 78. 83 f. (Brief von Carl Alex. v. Weimar).
Auerbach B. 83.
Auersperg A. A. Graf v. 81.
‚Aus einer Welt aus Angst und Not' 42.

Baggesen Jens 55.
— Karl 55. 58.
Bang, Pfarrer 80 (an d. Brüder Grimm).
Beethoven L. v. 25 geg. E.
Bertuch Friedr. Justin 10. 13 f.
Bibliothek 1[1] (Königsberg i. Pr.).
Bitter Arthur (eig. Haberstich Sam.) 92.
‚Blaue Ungeheuer, Das' (Musik von Reichardt) 25. 26.
Bock Friedr. Sam.: Mitverf. des ‚Deutschen Aesop' (1743) 1/5.
— Joh. Gg. (nicht der Verf. des ‚Deutsch. Aesop' 1743) 2. 3.
Bode Joa. Chph. 7. 9.
Bodmer Joh. Jak. 1 f. (‚Aufrichtiger Unterricht').
Böckmann J. L. 9. 10. 13.
Böhme Jak. 12.
Böttiger K. A. 64 f.
Boisserée Sulpiz 56 f.
Bouhours 5.
Braxein Fabian Abr. v. (ostpreuß. Dichter) 3/5 (Mitverf. d. ‚Deutschen Aesop'; ‚Poet. Nebenstunden').
Brentano Bettina, s. Arnim B. v.
— Clemens 16. 17 f. 31/36 pass. 38. 39. 41. 43. 45. 66 f. 71. 77. 80.
Briefe an u. von: Arnim 24/27. 28. 30. 48. 70. — Bettina 69 f. — Kerner 65 f.
‚Wunderhorn' 65 f.
Bucholtz Wilh. Heinr. Seb. 7. 9 f.
Bülow 25.
Burckhardt Jak. 85.
Burgdorfer J. (Verleger der ‚Alpenrosen') 55. 57. 58. 59.

Cordus Euricius 93.
Cotta J. F. 60. 82.

Daly Joh. 61.
Delph Dor. 68.

[1]) Vollständigkeit ausgeschlossen. Belanglose Erwähnungen von Personen in den mitgeteilten Briefen u. ä. nicht gebucht.

Dingelstedt Frz. 61 f. (Brief von G. Schwab).
Dorer Edm. 91[1].
‚Du hast an Deinem Malertisch' (D. v. Goethe) 81.

Egloffstein, Gräfin 76.
Eneas Sylvius 69.

Fabeln 1/5.
Falk Jhns. 27. 76.
Faustbuch 9.
‚Felsenburg, Insel', s. Schnabel.
Frankfurter Gel. Anzeigen (1772) 63.
Frommann C. F. E. 65. 81 („Göthischer Calender').

Geibel (bzgl. Mundkoch) 9.
Gellert Ch. F. 14.
Gerhard Wilh. 83 (an W. Grimm).
Gerhardt Paul 10.
Geßler Alb. 85/87 (Nachruf).
Gianini W. E. E. Gräfin v. 13.
Gleim J. W. L. 5.
Görres Guido 80.
— Jakob 74 f. (an J. Grimm). 80 (Bang ü. G.).
Goethe Christiane v. 68.
— J. Wolfg. v. 9. 10. 11. 14. 18. 37. 47. 65. 70. 71. 75 (Potsd. Ökon. Ges.). 78 (neugriech. Lieder). 78 (Arnim ü. G.). 79 f. (preuß. Kabinettsordre gegen G.). 82.
Geburtstagsfeier (in Berlin 1826) 76 f. — Zeichnung (1819) 74. — G. Müllers Gedicht ü. G. 84.

Beziehungen:

Arnim A. v. 70 (ü. A.s ‚Wintergarten'). 76. 78. — Arnim B. v. 76 f. — Goethe K. E. 65. — Grimm W. 16. 36. 37. 38 an E. 84 (ü. G.). — Hitzig J. 80. — Horn Frz. 78 f. — Karl August v. Weimar vgl. 77 f. — Kirms 64 f. — Nitschky Betti 82. — Reichardt J. F. 22. — Riemer F. W. 76. — Rinck 5 f. (Stammbuch). 9 ff. pass. (Tagebuch). — Wagner Ernst 68. — Wilhelm, Kurf. v. Hessen-K. 82.

Werke:

Dichtung u. Wahrheit 50. Vgl. (66 f.) — Farbenlehre 29. — Frkf. Gel. Anz. 63. — Jery u. Bätely 25. — Lieder. Komp. v. Reichardt 15 f. 19. 30. 31. — Pandoras Wiederkunft (im ‚Prometheus') 18. — Römischer Carneval 82. — Tagebücher 67. 68. — Tasso 18. — Totentanz 73 f. — Wahlverwandtschaften 73. — Werther 15. — Westöstl. Divan 78. — Wunderhorn-Rez. 65.
Kath. Elis. (Mutter d. Dichters) 65. 66 f.
Ottilie v. 81. (Gedicht an L. Seidler). 83.
W. v. 83.
‚Göthischer Calender von Frommann' 81.
Gotthelf Jerem. 92.
Gotthold Frdr. Aug. 11.
Gozzi C. 26.
Graff Ant. 22.
Grimm, Brüder 15/54 (u. d. Familie Reichardt). 78. 80 (Pfarrer Bang an sie). 83.
— Dortchen 82 (an J. Grimm).
— Herm. 77. 99 f.
— Jak. 56. 67. 73. 81 (von Schubart). 82 (von D. Grimm).
Briefw. mit Wilh. Grimm 29 ff. 31. 32; Görres, s. d.; Reichardt J. F., s. d; an Kopitar 78.
— Carl 45.
— Ldw. 22 f.
— Wilhelm 15 f. (28 an Bettina). 31. 32. 51 (an Wigand). 72. 73 f. 82 (an G. Hugo). 84 (an G. Müller über Goethe).
Briefw., s. ferner: Arnim A. v.; Gerhard; Grimm J.; Reichardt Frdrke; Reichardt J. F.; Reichardt Jhna; Reichardt Luise; Steffens Hanne.
‚Groß Leid und Schmerz' 20.
Grüneisen Karl 56. 61. 82.
Gubitz F. W. 64 f.
Günderode Kar. v. 72.

Haberstich Sam., s. Bitter Art.
Hagedorn Frd. v. 2.
Halem G. A. v. 64.
Haller Albr. v. 7 f.
Hallermedaille, Die 88[1].
Hauff Herm. 61 f.
Hauptmann Gerh. 92.
Haxthausen A. v. 78

Heermann, Superint. 15.
Hegel G. F. W. 79.
Heinzmann J. G. 91.
Hensler P. W. 18.
— Wilh., gen. Reichardt 18.
Herder Joh. Gtfr. 4. 5. 6. 8/13 pass. (Rinck über H.). 63.
— Karoline 6. 13.
Herz Henriette 35.
Hessen-Kassel: Wilhelm I., Kurf. 82.
Heygendorf, s. Jagemann.
Himly 71.
Hitzig Jul. 80. 82.
Holzapfel, s. Nitschky.
Hoppenfauer (verdr.) = J. Schopenhauer 77.
Horn Frz. 78 f.
Hugo Guft. 82 (Briefe von W. Grimm).
Humboldt Wilh. v. 38.

Jagemann (-Heygendorf) Karol. 18. 39. 76. 77.
Jean Paul, s. Richter. J. P. F.
Jerusalem Joh. Frdr. Wilh. u. Karl Wilh. 15 (Rinck).
Jordis 24. 25.
Ischer Rud. 87/95 (Nachruf).
Itzig 19.
Juden, Jüdisches 35.

Käftner A. G. 5. 63 (als Botaniker).
Kerner Juftinus 65 f. (Brief v. C. Brentano).
Kleift Heinr. v. 17. 50. 101.
Klopftock F. G. 19.
Köhler Rho. 77 f. (an Herm. Grimm).
Königsberg i. Pr. 1/5.
Kopitar B. 78 (J. Grimm an K.).
Krauſe Gtli. 2.
Kunftmeyer, s. Meyer H.
Kyburz Abr. 91.
Keller Gtfr. 92.

Laroche 25. 33.
Lavater J. K. 8. 13. 64.
‚Leibesgewalt' 73.
Lepel 25.
Lewald Fanny 83.
‚Lieb und Treue' (von Reichardt) 25.
Lindt Joh. Ldw. 55. 57. 58.
Lyrik 1/5.

Mendelsſohn M. 12.
Merck J. H. 63.
Metaſtaſio P. 19.
Meyer Heinr. (Kunftmeyer) 22 f. (an Reichardt). 76.
— Konr. Ferd. 91[1].
Mieg J. F. 7.
Minneſänger 83
Möller 63.
— A. W. P. 18.
Morris Max 103 f. (Nachruf).
Moſcherosch J. M. 69.
Müller Guft. 84 (u. W. Grimm; Ged. ü. Goethe).
Murhard 27.
Murner Thom. 92.

Nitſchky Betti, vereh. Holzapfel 82.

‚O Armut, du unerträglichs Joch' 21.
Obereit Herm. 92.
Ohlius Joh. Heinr. 2.
Opitz Mart. 6.

Paër Ferd. 18.
Peſtalozzi H. 40.
Pietſch Joh. Val. 2. 3.
‚Pilgrim, Der' (Wochenbl. Königsberg 1743/4) 3 f.
Piſtor Chlotte, geb. Hensler 18. 34 f.
Platen Aug. v. 78.
Potsdamer Ökonomiſche Geſellſchaft 75 (Goethe).
Preußen: Friedrich Wilhelm III., Kg. 24. 79 f. (Kabinettsordre gegen Goethe). 82.
Prometheus hg. v. Seckendorf u. Stoll 18.

Radecke Sofie, geb. Reichardt 18.
Ramler K. W. 12.
Raumer Frdrke, s. Reichardt.
— Frdr. v. 49.
— K. G. v. (Geologe) 18. 31. 32. 38. 40. 41. 46. 49. 51.
Reichardt, Die Familie, und die Brüder Grimm 15/54.
— Frdr. 18.
— Frdrke., nachm. vereh. Raumer. 18. 33. 46. 47. 49. — Briefe an W. Grimm 29. 35 f. 38. 40. 41. 48.
— Hermann 18.
— Joh. Frdr. 15/54. — Brentano-Arnim ü. R. 24/27. — Briefe an: Brüder Grimm 19/22. 27. 31 ff. 37. 46. 47. 50 f. 53 f.; Stägemann E. 18. 50; von: Meyer H. 22 f. — ‚Vertraute Briefe über Wien' 31. 32.

Reichardt Jhna, geb. Alberti, verm. Hensler 18. — Briefe an W. Grimm 40 f. 43/45. 48/50.
— Luise 17. 27 f. 29. 30. 31. 32. — Briefe: von W. Grimm 33/35. — an W. Grimm 31. 36 f. 38/40. 41/43. 45 f. 47 f. 50. 52 f. 54.
— Sofie 33.
Reil Joh. Chn. 28. 29. 37.
Richter J. P. F. (Jean Paul) 24. 68.
Riemer F. W. 76. 83.
Rinck Chph. Frdr. 5/15 (Stamm- u. Tagebuchnotizen ü. Weimar 1783).
Ritter Jhns. 70 f.
Romans, Theorie u. Entwicklung des deutschen, 92.
Roth, Geh. Kanzlist 10.
Rückert Frdr. 78.
Runge Joh. Dan. 42. 46. 47 f. 52.
— Pauline Suf. 42. 43.
— Phil. Otto 29. 30. 37. 39. 41 f. (Tod). 45. 46. 52 am E.

Sailer J. M. 43. 45.
Schiller F. v. 64. 82.
Schillerfeier 58.
Schlegel A. W. 25. Vgl. 80.
Schleiermacher Frdr. 34. 35. 37.
Schlitz Hs. Graf 73.
Schnabel J. G. 69 (‚Insel Felsenburg').
Schnauß Chn. Frdr. 7.
Schopenhauer Jhna. 76. 77. 83.
Schröter Corona 11.
Schubart J. H. Chn. 81 (an J. Grimm).
Schwab Gust. 55/59 (61 f. Briefe an Wyß u. Dingelstedt).
Seckendorf Leo v. 18. 66.
Seidler Luise 81 (Ged. an S., von O. v. Goethe).
Sembritzki Jhns. 95 f. (Nachruf).
Sieveking 47.
Sillem, Frau 37 (ü. Goethe).
Spitteler Karl 92.
Stägemann Elisab.: Briefe von Reichardt 18. 50.
Stammbuch 5/15 (Rinck).
Steffens Hanne (Jhna) geb. Reichardt 18. 29. 30. 33. 38. 40. 44. — Brief an W. Grimm 47.
Steffens Henrich 18. 29. 30. 38. 40. 44. 45. 46. 49. 51. 53.
Steig Rho. 97/103 (Nachruf).
Stelzer 25.
— Juliane, geb. Reichardt 18. 29. 30. 33. 43 f.
Stoll J. L. 18.
Stoppe Dan. (ps.) = J. J. Bodmer 2.
Strohmeier (Sänger) 18.
Sydow Thdr. v. 68.

Tagebuch 5/15 (Rinck).
Tieck Amalie, geb. Alberti 18.
— Ldw. 18. 25. 26. 39. 66 (Clem. u. B. Brentano ü. u. an T.). 67 (Arnim an T.).
Trescho Sebast. Frdr. 4. 5.

Uhland Ldw. 56.

Waagen 18.
Wagner Ernst 68.
Waiblinger Wilh. 55 f. 59 f. (Briefe an Wyß d. j.).
Wartburg 83.
‚Was machst du in dem Busch betrübte Turteltaube' 5.
Weimar 5/14 (Stamm- u. Tagebuchnotizen Rincks ü. W. 1783). 18. — Anna Amalie, Hzgin. 11. 12. — Karl Alexander, Gßhzg. 83 f. (an Bettina). — Karl August, Hzg. 9. 10. 11. 18. — Konstantin, Prinz 11. — Luise Hzgin. 12. 13.
Weiße Chn. Fr. 14 (Rinck ü. W.).
Werner F. L. Z. 48.
Wieland Chph. M. 6. 9 f. (11 f. Rinck). 92.
Wigand Paul 51 (W. Grimm an W.).
Württemberg: Karl E. Hzg. v. 64.
Wunderhorn, Des Knaben 65 ff.
‚Wurst, Johann' 2 oben.
Wyß Eman. 55.
— Joh. Rud. d. j. 54/61 (Briefe an W., von: G. Schwab u. W. Waiblinger). 92.

Zelter K. F. 38.
Zimmermann Joh. Gg. 90 f.
Zinserlin (Prediger) 8.
Zschock 35.

NOV 8 1923

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Herausgegeben von

Josef Nadler und August Sauer

Sechzehntes Ergänzungsheft

Festschrift für Bernhard Seuffert

Zum 23. Mai 1923

Mit Beiträgen von

Walther Brecht / Adolf Hauffen / Justus Lunzer / Karl Polheim / Edwin Rollett
Otto Rommel / August Sauer / Hugo Schuchardt / Philipp Strauch / Stjepan
Tropsch / Gustav Wilhelm / Spiridion Wukadinović / Konrad Zwierzina

Leipzig und Wien
Verlagsbuchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.
1923

Inhalt.

	Seite
Individualismus. Von Hugo Schuchardt in Graz	1
Die Entstehungszeit des Biterolf. Von Justus Lunzer in Graz	8
Konrad von Weißenburg. Von Philipp Strauch in Halle a. d. S.	34
Die Gesellschaft für elsässische Literatur, ihre Veröffentlichungen und ihr Nachfolger. Von Adolf Hauffen in Prag	42
‚Der Schlaftrunk' von Lessing. Von Konrad Zwierzina in Graz	63
Die Überlieferung des Wieland'schen Combabus. Von Karl Polheim in Graz	72
Sonnenbergs „Donatoa". Von Sp. Wukadinović in Krakau	85
Jakob Grimm als Übersetzer serbo-kroatischer Volkslieder. Von Stjepan Tropsch in Zagreb	106
Herder, Feuchtersleben und Stifter. Von Gustav Wilhelm in Wien	120
Über soziale Elemente in Grillparzers Dramen. Von Edwin Rollett in Wien	135
Das Weltbild von Spittelers „Olympischen Frühling". Von Otto Rommel in Wien	150
Grundlinien im Werke Hugo v. Hofmannsthals. Von Walther Brecht in Wien	164
Ex ossibus ultor. Von August Sauer in Prag	180

Buchdruckerei Carl Fromme Ges. m. b. H., Wien V.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Herausgegeben von

Josef Nadler und August Sauer

Sechzehntes Ergänzungsheft

Leipzig und Wien
Verlagsbuchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.
1923

Festschrift

für

Bernhard Seuffert

Zum 23. Mai 1923

Mit Beiträgen von

Walther Brecht / Adolf Hauffen / Justus Lunzer / Karl Polheim
Edwin Rollett / Otto Rommel / August Sauer / Hugo Schuchardt
Philipp Strauch / Stjepan Tropsch / Gustav Wilhelm / Spiridion
Wukadinović / Konrad Zwierzina

Leipzig und Wien

Verlagsbuchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.

1923

Alle Rechte vorbehalten

Verlags-Archiv Nr. 1538

Buchdruckerei Carl Fromme Ges. m. b. H., Wien V.

Individualismus.

Von Hugo Schuchardt in Graz.

Der Darlegung in meinen „Sprachgeschichtlichen Werten“ (1909) sollen ein paar kräftige Striche nachhelfen. Mit manchem was sich sonst noch an mich herandrängte, ist mir Fr. Schürrs „Sprachwissenschaft und Zeitgeist“ (1922) zuvorgekommen.

Das Individuelle spielt in der Entwicklung der Sprache die herrschende Rolle. Daß alles Generelle in der Sprache ursprünglich individuell gewesen ist, wird von verschiedenen Seiten und in verschiedener Form betont. Den generellen Ursprung einer Sprachneuerung können wir nicht zugeben, solange wir nicht mit W. Wundt die Volksseele neben der Einzelseele annehmen. Gleiches entsteht auch aus gleichen Ursachen und unter gleichen Bedingungen an weit auseinander liegenden ebenso wie an benachbarten Punkten, und wird dann als „elementar verwandt“ bezeichnet. Ich denke nicht daran diese abgedroschenen Dinge völlig auszudreschen — denn das sind sie allerdings noch nicht —, nur mache ich auf die Bedeutung der Statistik aufmerksam. Im dritten Aufsatz seiner „Probleme der Völkerpsychologie“ (1911; Der Einzelne und die Volksgemeinschaft) sagt Wundt mit Bezug auf meine Ausführungen von 1909: „So erzählt Hugo Schuchardt eine Fülle kleiner Anekdoten zum Teil sehr ergötzlicher Art über Sprachschöpfungen, die von einem Einzelnen herrührten und von seiner Umgebung aufgenommen wurden, um hier kürzere oder längere Zeit erhalten zu bleiben.“ Ich hätte diese Fülle beliebig vermehren können, wäre aber doch über Anekdoten, d. h. nicht nachprüfbare Belege nicht hinausgekommen. Wundt verfährt nun ähnlich wie die Junggrammatiker; für ihn braucht nicht die Regel bewiesen zu werden, sondern nur die Ausnahme. Er ist nicht geneigt, der Führung und Nachahmung in sprachlichen Dingen einen größeren Umfang beizumessen, weder bei primitiven noch bei Kulturvölkern. Der persönliche, meist unbeabsichtigte Einfluß macht sich übrigens noch mehr bei der Begünstigung von schon Vorhandenem als bei der Aufbringung von Neuem bemerkbar. Hier ein sehr eindrücklicher Beleg. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wurde für national (nationell), wenn auch nicht häufig, volklich gebraucht und so schrieb noch A. F. Pott regelmäßig 1876; doch schon 1875 kam ein sehr vaterländischer und sehr fruchtbarer Schriftsteller, H. von Pfister, mit dem schlecht gebildeten völkisch heraus — und das machte lange Zeit hindurch dem volklich den Rang streitig. Seine Wagschale sank aber erst

und dauernd, nachdem der deutsche Kronprinz es in einer öffentlichen Rede gebraucht hatte. Auch bei Wörtern und Wendungen, die unserer Zeit entstammen, glückt die Erforschung des bestimmten individuellen Ursprungs nicht allzuoft; immerhin werden diese Bemühungen im allgemeinen lohnend sein, hauptsächlich wenn sie sich an die Richtlinien halten, die R. M. Meyer in seinen „Kriterien der Aneignung" (1906) gezogen hat. Anderseits fühlen wir uns stark angeregt, vorwärts zu blicken, nämlich innerhalb unserer engsten Sprachgemeinschaft auf alles frisch Hervorsprudelnde zu merken, wenn es auch gleich wiederum versickern sollte. Nur möge man keine einfachen „Materialien" einheimsen, d. h. solche ohne sie mit einem wirklich fördernden Kommentar zu bedenken. Guten Erfolg verheißen Studien über bestimmte Kategorien von Spracherscheinungen; den besten hat die über das „Versprechen" aufzuweisen. Und ebenso würde ein oder das andere auf sprachliche Selbstbeobachtung sich gründende Tagebuch manche bedeutsame Offenbarung bringen; freilich wird eine gewisse altjüngferliche Verschämtheit, die bei uns Gelehrten nicht selten ist, sich nicht leicht dazu verstehen. Nun, jedenfalls führen viele Wege dahin, wo wir aus nächster Nähe das „geheimnisvolle", das „mystische" Walten in der Sprache belauschen können und wenigstens so viel feststellen, daß keine unbekannten Kräfte und Gebilde im Spiele sind, so wenig wie bei den „geheimnißvollen" Begebnissen unserer Tage, solange wir diese nicht im Lichte des Okkultismus sehen. Hier ist also kein Einwand gegen die Schaffung künstlicher Weltsprachen zu schöpfen; es besteht nicht, wie man gemeint hat, eine feste Schranke zwischen einer gemachten und einer gewordenen Sprache[1]).

Stellt die Geschichte der Sprache ein beständiges Wider- und Zusammenspiel zwischen dem natürlichen Spaltungstrieb und dem sozialen Bedürfnis dar, so gewährt die Geschichte der Sprachwissenschaft ein ähnliches Bild: die „Objektivität" scheint durch die Individualität beeinträchtigt zu werden. B. Erdmann spricht hiervon im § 10 der Einleitung zu seiner zweiten Logik (1907); neben den Vorurteilen der praktischen Weltanschauung und denen der wissenschaftlichen Überlieferung, die das wissenschaftliche Denken durchsetzen, „wirken ebenso differenzierend die Vorurteile der Individualität. Wir werden nicht nur Verschiedene durch die Verschiedenheit der Reizlagen, denen jeder im Verlauf der ihm eigenen Erfahrung ausgesetzt ist, sondern wir sind als Verschiedene geboren. Anders malt deshalb in jedem Kopfe sich die Welt und damit auch jeder Ausschnitt aus den Gegenständen unseres Wissens. Jede Eigenart aber macht einseitig; und gerade die geistig Hervorragendsten können nicht umhin, allem was sie schaffen, den Stempel ihrer Individualität aufzudrücken". Die meisten werden wohl Erdmann beistimmen, wenn er die Geschichte aller Wissenschaften als eine Geschichte der menschlichen Irrtümer gelten läßt, d. h. der Irrtümer, die auf dem Wege zur Wahrheit liegen. Das besagt freilich kaum etwas anderes als die Relativität aller uns zugänglichen Wahrheit. Vorderhand suche ich zu bestimmen, was Individualität ist. Wie die körperlichen Individuen insgesamt aus denselben Elementen bestehen, so auch die geistigen;

[1]) Individuelle Schöpfungen werden nie aus der Sprache schwinden, nur ihre Ausbreitung könnte in Frage stehen; es ist aber besser, selbst in unserer hellseherischen Zeit, sich über die Zukunft der Sprache nicht mit zu großer Zuversicht zu äußern.

die Eigenart ist keine Einzigart, sie enthält kein ganz neues Element, sondern gründet sich auf das Verhältnis sonst vorkommender zueinander, auf ihre Verbindung miteinander. Es gibt keine zwei Individualitäten, die ganz gleich oder ganz verschieden wären; sonst könnten sie in keinerlei Beziehung zueinander kommen. Von Haus aus ist jede selbständig; wenn eine sich der andern anpaßt, so beginnt das was wir Objektivität nennen. Doch um ganz deutlich zu werden, tue ich ein paar Schritte in das Gebiet des Persönlichen; ich prüfe mich, wie ich zu einem andern Vertreter meiner Wissenschaft, nicht mich stelle, vielmehr stehe. Es sei die leuchtende Gestalt mit heller Stimme, der Rufer im Streit, K. Voßler. Sein Schlachtruf lautet: Idealismus gegen Positivismus. Zwar steht auf dem Büchlein von 1904 nicht „gegen", sondern „und", und es ist nicht der „methodologische" Positivismus gemeint, der ja nicht zu entbehren ist, sondern der „metaphysische", der nach oben abgeschlossene; dieser wird späterhin immer mit der Abkürzung bezeichnet. Gegen ihn bin auch ich gestimmt und gerichtet. Längst haben die sich emportürmenden Stoffanhäufungen, aus denen nicht allzuoft ein paar grüne Hälmchen hervorsprießen, in mir die Befürchtung erweckt, es könne uns der Blick zum Lichte völlig verbaut werden. Doch noch bedenklicher erscheint mir die durchgängige Verkennung der Werte; Funde werden als Errungenschaften geschätzt und ein Schiffbrüchiger, der an einer bis dahin unbekannten Insel strandet, als deren Entdecker gepriesen. Was den gegenteiligen Idealismus anlangt, so muß ich ja, nach dem eben gemachten Bekenntnis, ihm zugerechnet werden, gehöre ihm aber, bei seiner Weitdeutigkeit, nur im allgemeinsten Sinne an. Es hat mich sehr angemutet, daß Voßler schon anfangs (1904) schrieb, er habe über vieles „mehr nachgedacht als nachgelesen", und als er später (1906) in einer Kritik sich äußerte: „die Irrtümer eines selbständig Denkenden sind immer noch hundertmal wertvoller und rühmlicher als die Erfolge eines Gedankenlosen", so habe ich ihm das 1919 nachgeschrieben und nun zum zweitenmal, ohne Scheu vor dem Mikosch-Wort: „Ungar denkt immer, wenn auch falsch". Wenn nun aber Voßler sich zu B. Croces Bannerträger macht und die Sprache als Ausdruck definiert (die Sprachwissenschaft als Ästhetik), so findet er mich nicht auf diesem Wege. Ich bekämpfe seine Auffassung nicht; ich begnüge mich damit die meinige zu verteidigen, die die Sprache als Mitteilung definiert. Beides braucht sich nicht zu widersprechen, wir sehen eben die Sache von zwei verschiedenen Seiten an; ja beides läßt sich miteinander vereinigen. Auch für mich geht der Mitteilung der Ausdruck voraus und begleitet sie weiterhin; aber ich rede von Sprache erst dann, wenn Mitteilung vorhanden ist. Und wenn meine genetische Betrachtungsweise mit der „ästhetischen" Voßlers unvereinbar wäre, würde sie deshalb weniger idealistisch sein? Dürften wir die Übertragung des Geistigen aus einem Gehirn in ein anderes nicht als das wunderbarste und höchste Geschehen betrachten, obwohl es bis auf den heutigen Tag nicht zur Vollkommenheit gediehen ist? Jedenfalls haben die grundlegenden Meinungen, wenn sie, wie Voßler annimmt, aus Intuition hervorgehen, die gleiche Berechtigung; es besteht keine Notwendigkeit, daß meine Intuition mit der eines andern übereinstimme. Ich kann auch noch allgemeiner sagen, daß jede individuelle Erkenntnis in einem

Dogma wurzelt, und dieses lautet mit den Worten des kleinen Benoîton bei Sardou: Voilà comme je suis. Der besondere Sinn, den die Worte in jedem einzelnen Falle haben, wird andern durch Aufstampfen verdeutlicht. Erdmann bemerkt an der oben angeführten Stelle: „So unwillkürlich das wissenschaftliche Denken, und mit ihm der Glauben an seine eigene Kraft eintritt: die Tatsächlichkeit dieser Zuversicht rechtfertigt ihn nicht, und auch die Bewährung durch den Fortschritt der Erfahrung läßt Bedenken offen." Voßler schrieb 1902 in lodernder Begeisterung über Croces Buch: „(Andersgläubige werden dadurch selbstverständlich nicht bekehrt werden ...) und Anderswissende wird es nach meiner festen Überzeugung auf die Dauer nicht mehr geben." Hat ihn sein Seherblick getäuscht? Man vergleiche dazu was H. Paul 1886 gegen mich schrieb: „Ich für meine Person sehe übrigens mit ruhiger Zuversicht der Zeit entgegen, die früher oder später, aber gewiß einmal kommen wird, wo man keines solchen Namens [junggrammatisch] mehr bedarf, weil es keine andere Richtung in der Sprachwissenschaft mehr gibt." Zuweilen macht Voßlers Überzeugungsstärke ihn dunkel. Eine Anmerkung in der Abhandlung: Der Einzelne und die Sprache (Logos 1919) lautet: „Wer dies eingesehen hat, wird nicht mehr die sinnlose Frage nach den Ursachen des Lautwandels tun, über die so viele Tinte schon geflossen ist." Die Textstelle, zu der dies gehört, wird dem, der nicht anderswoher Voßlers Ansicht vom Lautwandel kennt, keine volle Aufklärung gewähren. Und wenn es da von grammatischen Wandlungen heißt: „sie werden nicht von den Sprechenden gemacht; sie werden von der Sprache erlitten", so scheint eine Hypostasierung, d. h. Verdinglichung oder Vermenschlichung der Sprache vorzuliegen, die wir, wenigstens in unserem wissenschaftlichen Denken, längst überwunden zu haben glaubten. In der Tat sagt Voßler an einer späteren Stelle derselben Schrift: „Und warum soll man sich die Sprache in abstracto nicht als ein System von Leitungen denken und als ein Medium vorstellen dürfen, das zwischen dem Einzelnen und seiner Sprachgemeinde vermittelt?" Voßler ist nicht nur dogmatisch, er ist auch poetisch; wir müssen uns in ihn wie in einen Dichter einfühlen; er schüttelt nicht nur Früchte auf uns herab, er überschüttet uns auch mit Blüten.

Man mißverstehe diese An- und Ausführungen nicht; sie enthalten weit eher Lob als Tadel oder vielmehr keines von beiden, sondern die Feststellung eines allgemeinen Zustandes, der uns mit Befriedigung erfüllen muß. Wir sehen um uns eine Reihe von schöpferischen Persönlichkeiten, unter denen die eben besprochene als die ausgeprägteste erscheint und so am schwersten vermißt würde. Die Wissenschaft ist Bewegung, Tätigkeit und wird als solche von innen genährt und gesteigert; immer schließen sich Klüfte und bilden sich neue, von immer höherer Ordnung. Oder denken wir an die Träger der Tätigkeit; sie, die Forscher, genauer gesagt, ihre aufeinanderfolgenden Geschlechter rücken im gegenseitigen Kampf und dank diesem beständig hinauf und vorwärts. Sie sehen nur die nächsten Ziele vor sich, das Endziel können sie sich nicht einmal im Traume vorstellen: die absolute Wahrheit als Abschluß aller relativen Wahrheiten ... das requiescamus in pace im ewigen Eis. Die Wissenschaft im allgemeinen hat keinen anderen Zweck als sich selbst: die Wissenschaft um der Wissen-

schaft willen. Viele Wissenschaften dienen allerdings dem Nutzen oder dem Genuß; doch würde z. B. die Lautgeschichte einer Sprache außerhalb der Fachkreise schwerlich einen Genießer finden wie etwa eine Geschichtsdarstellung oder eine Naturbeschreibung, und ebensowenig die praktische Erlernung der Sprache fördern. Dem Menschen ist der Trieb eingepflanzt sich auszuleben, auszuwirken; die Verwirklichung kann auf mancherlei Art erfolgen, eine davon ist die wissenschaftliche Tätigkeit. Dabei kann unbewußt ein Zweck verfolgt werden: die Vervollkommnung des Organismus. Als mir in jungen Jahren Bedenken wegen des Wertes wissenschaftlicher Arbeit entstanden, kam mir der Darwinismus zu Hilfe: die Übung eines Organs bewirkt, allerdings erst in der Phylogenese, seine Ausgestaltung.

Wie die Sprache etwas Fließendes ist, so auch die Sprachwissenschaft; wir müssen, um uns ihrer bedienen zu können, Augenblicksaufnahmen von ihr machen, feste Durchschnitte aus ihr gewinnen. So wird die im mündlichen Verkehr stets veränderliche Sprache zur Schriftsprache fixiert und die sprachwissenschaftliche Forschung zur sprachwissenschaftlichen Lehre. Die Lehre dient natürlich der Forschung, aber hindert und stört sie auch wiederum, und zwar tut sie das in ihren beiden Gestaltungen als Schule und als System. Das aus dem Altertum überkommene Wort Schule ist sehr beliebt; auch Ascoli pflegte zu sagen: die Schule lehrt, ohne daß mir klar geworden wäre, was er eigentlich damit meinte. Die allgemein herrschende Vorstellung ist wohl die, daß der Geist des Meisters sich auf die Schüler niedersenke, daß sein Lebenswerk in seinem Sinne von ihnen fortgesetzt werde. Dem ist in mehrfacher Hinsicht zu widersprechen. Nur Wissenschaft zweiten Grades kann der Meister seinen Schülern einpflanzen, nicht das Beste, den Kern seines Wesens; ja gerade je eigenartiger ein Forscher ist, um so weniger vermag er eine Schule zu bilden und um so weniger wird er auch das Bedürfnis danach empfinden. Zwar werden die Schüler ermahnt nicht auf die Worte des Meisters zu schwören; aber dieser alte Spruch ist selbst nicht ganz einwandfrei. Ein jeder pflege sein Pflänzchen, sei es auch noch so klein; er fördere sein Wachstum mit allen Mitteln die sich ihm darbieten, er sei nicht der Schüler eines Meisters, sondern vieler Meister, lebender wie toter, ja in der Theorie aller die gleichen Zielen zustreben. Schule bedeutet Einseitigkeit. Das System ist das sachliche Seitenstück zu der persönlichen Schule; es ist aber berechtigter. Das Bedürfnis nach Ordnung muß befriedigt werden, kann es nun aber fast immer auf mehrfache Weise. Der genetische Zusammenhang der gewonnenen Erkenntnisse wird durch die Reihenfolge der Forscher dargestellt; deren Geschichte ist ja die der Wissenschaft. Die allgemeine Ansicht lautet allerdings anders; für sie ist das Unpersönliche das eigentlich Wissenschaftliche. Freund L. Reinisch sagte mir einst mit Beziehung auf einen besprochenen Fall: „Wer das gesagt hat, ist ganz gleichgültig, die Hauptsache ist, daß es gesagt worden ist.“ Ich konnte ihm kaum beistimmen, ja ich denke, wenn er eine ihm ganz neue Behauptung von grundsätzlicher Bedeutung gehört hätte, würde auch er, und nicht widerspruchshalber, gefragt haben: „wer hat denn das gesagt?“ Und mir wird ein Monolog aus dem Munde eines Schauspielers auf der Bühne mehr mitteilen als derselbe

Monolog aus dem Trichter eines Phonographen. System wird gern mit Wissenschaft gleichgesetzt; „er ist kein Systematiker" besagt soviel wie: „er ist kein Mann von Fach", besonders: „er ist kein Philosoph von Fach"; „aber", wird tröstlicherweise öfters, z. B. bei Goethe, hinzugesetzt: „er ist ein philosophischer Kopf". In der Tat ist für den Sprachforscher das Philosophieren unerläßlicher als für irgend einen andern Mann der Wissenschaft, nur nicht daß er sich zu einem bestimmten System bekennen müsse. H. Pauls „Prinzipien" wären kaum anders ausgefallen, wenn er nicht Herbartianer gewesen wäre. Das System hat seine bedenklichen Anhänge: die Terminologie und die Klassifikation, aber doch nur weil seine Buntheit sich in ihnen fortsetzt[1]).

Die philosophischen Fachausdrücke sind recht vieldeutig; wenn auch der allgemeine Übelstand mitwirkt, daß wir uns überhaupt nicht völlig verstehen oder wie O. Spengler sagt, Sprache und Wahrheit sich zuletzt ausschließen. Ich muß in meinem Falle besonders an „Kunst" und „Ausdruck" bei Croce und Voßler erinnern; die Dehnbarkeit dieser Bezeichnungen ist mir recht lebendig geworden bei der Lektüre von des Katalanen M. de Montoliu Abhandlung: Die Sprache als ästhetisches und als logisches Faktum (1921). Unerfreulich ist auch die Mode wissenschaftlicher Kreise die Personen zu etikettieren; ich fühle mich gar nicht sicher, gelegentlich als Agnostiker, Eklektiker, Relativist, Solipsist, Kryptopositivist usw. angesprochen zu werden. Über Klassifikation ist kein Wort zu verlieren; sie ist aus amtlicher Betrachtungsweise erwachsen: eine Wissenschaft ist ein Lehrfach. Romanistik, Germanistik usw. sind in die wissenschaftliche Schreibweise übergegangen, ebenso wie romanische, germanische Philologie. Gar zu kühn erscheint mir der Titel von G. Bertonis sonst sympathischem „Programm romanischer Philologie als idealistischer Wissenschaft" (1923). Für den Forscher gibt es keine Grenzen zwischen den Wissenschaften; er jagt sein Wild herüber und hinüber; die Forschung ist frei und weit.

In den beiden vorhergehenden Absätzen wird man einen Widerspruch entdecken, den ich nicht ganz auszugleichen vermag. Ich scheine in bezug auf das „So viele Köpfe, so viele Meinungen" keine feste Haltung einzunehmen; es bei den Gipfeln zu dulden, nicht aber in der Niederung. Auf Goethe, der schon für so vieles haften muß, möchte ich mich auch für eine solche wissenschaftliche Heterodoxie berufen. Unter seinen Aphorismen lese ich folgendes: „In New-York sind neunzig verschiedene christliche Konfessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott den Herrn bekennt, ohne weiter aneinander irre zu werden. In der Naturforschung, ja in jeder Forschung müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß jedermann von Liberalität spricht und den andern hindern will, nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen!"

Zum Schlusse teile ich gewisse Erfahrungen mit, die ich selbst in jungen Jahren gemacht habe und die mir geeignet scheinen das oben über die „Lehre" Gesagte zu belegen oder zu ergänzen. Ich habe klassische Philologie studiert, drei Semester in Jena und drei in Bonn, und durfte

[1]) Dazu kommt, daß die philosophische Terminologie auf dem Nacken der unheilvollen, fast unheilbaren grammatischen sitzt, die einst aus ihr selbst entsprungen war.

mich hier Schüler von Fr. Ritschl nennen (ich wurde mit 19 Jahren wirkliches Mitglied des philologischen Seminars, was damals eine große Ehre war). Aber obwohl mir seine Persönlichkeit sehr zusagte und sein mehr plaudernder, als rednerischer Vortrag mich anzog, glaube ich doch, daß er seinerseits schon während meiner Studienzeit nicht allzu zufrieden mit mir war, er hatte sich wohl etwas in mir getäuscht. Schon als Gymnasiast war ich für meine geistige Selbständigkeit besorgt und brachte das auf kindische Weise in meinen Sonetten vor (z. B. Sei stets du selbst und hoffe nicht nach großen Mustern Großes zu vollbringen[1]); doch handelte es sich um die Dichtkunst, ich liebte Platen und fürchtete ihn. Alle Disziplin wurde mir, dem antiken Wortscherz nach, zur displicina und noch 1886 hat mich H. Paul nicht ganz unrichtig gekennzeichnet, als er von mir schrieb: „der Verf. mag nicht gern durch scharfe Bestimmungen ... beschränkt sein; er will auch in der Wissenschaft seine Gedanken beliebig spazieren führen dürfen". Wir beide waren einander sehr nahe gewesen, aber nicht uns näher gekommen. Er war 1870 mein Famulus in Leipzig geworden; mit gekreuzten Armen, Napoleon gleich, saß er in meinen Vorlesungen mir gegenüber und ich dachte, dem wirst du nichts neues lehren. Auch als er drei Jahre später sich selbst in Leipzig habilitierte, durfte ich nicht annehmen, daß der skeptische Grundgedanke meiner Probevorlesung (Über die Klassifikation der romanischen Mundarten) ihn zu dem gleichen der seinigen (Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?) angeregt hätte. Aber ich habe viel von ihm gelernt; seine „Prinzipien" sind mir als unnachahmliches Werk erschienen. Nun zurück zu Ritschl! Der Gegenstand meiner Doktorschrift (Der Vokalismus des Vulgärlateins) lag ihm nahe; aber nicht er hatte mir ihn gegeben, sondern die altchristlichen Grabsteine, die ich bei einem Pfingstausflug 1862 in Trier sah; es hatte mich eine Art Mitleid mit dem Armeleute-Latein ergriffen. Von der Art wie der Gegenstand anzufassen und zu behandeln wäre, hatte Ritschl eine ganz andere Ansicht als ich und er ließ, als ihm meine Arbeit zu Gesicht kam (1864), weder mich noch andere darüber in Zweifel; ich merkte zu spät, daß ich ihm eine große Enttäuschung bereitet hatte. Allerdings hatte ich vermeint mit meinem Buch nicht nur der lateinischen Sprachwissenschaft, sondern auch der romanischen und der allgemeinen zu dienen und es daher meinen drei „Lehrern" Fr. Ritschl, Fr. Diez und A. Schleicher widmen wollen. Gegen Diez wandte hinterher Ritschl ein, daß dieser doch nicht als mein Lehrer gelten könnte, da ich bei ihm gar nicht gehört hätte. Ich machte damals zuerst meine freiere Auffassung des Begriffes geltend. Schleicher blieb zwischen uns ganz unerwähnt, da er die Widmung höflich abgelehnt hatte. Und das war gut, denn obwohl er selbst ein Schüler Ritschls gewesen war, standen die „Sprachvergleicher" derzeit nicht in Gnade bei den (klassischen) Philologen. Schüler des einen und des andern zu heißen, wäre wohl als eine Art Anachronismus erschienen. Aus jener

[1]) Graf H. Keyserling bezieht sich in seinem Reisetagbuch zu wiederholten Malen auf die altindische Lehre: „lieber seinem eigenen, noch so niedrigen Dharma folgen, als dem noch so erlauchten eines andern"; das heißt: „jedes Wesen soll einzig und allein nach seiner spezifischen Vollkommenheit streben, in welcher Richtung diese immer liege".

schönen Bonner Zeit stammt meine Abneigung gegen Wort und Begriff „Schule“ (z. B. er hat nicht Schule gemacht) wie auch gegen „Philologie“. Als ich 1870 in Leipzig als junger Privatdozent und der Slawist A. Leskien, der ebenfalls von Schleicher herkam, Mitglieder einer Tischgesellschaft von Universitätslehrern geworden waren, die sonst alle den Naturwissenschaften angehörten, da verbaten wir beide uns Philologen betitelt zu werden. Mein Schriftchen „Über die Lautgesetze“ (1885) schloß ich mit einer entschiedenen Ablehnung des Namens „Philologie“. Als ich später, gelegentlich eines Besuches in Leipzig, mit Fr. Zarncke über die Sache sprach, erfuhr ich zu meinem Befremden, daß er mir zwar in meinen sonstigen Auslassungen gegen die Junggrammatiker nicht beistimmte — er war ja freilich deren Taufpate —, wohl aber in der antiphilologischen; er meinte, mit seinem muntern Lächeln, Brugmann und Paul hätten sich wohl die Dinge auf ihren Spaziergängen vor den Toren von Freiburg i. Br. (wo sie einige Jahre zusammen wirkten) in der von mir beanstandeten Weise zurecht gelegt. Ich halte auch jetzt noch an der Ansicht fest: „Die Wechselbeziehung zwischen Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft mag eine so lebhafte sein, wie sie wolle, die eine spielt der anderen gegenüber immer nur die Rolle einer Hilfswissenschaft.“ Ich füge nun hinzu: „Am innigsten verknüpft sie der Individualismus.“

Die Entstehungszeit des Biterolf.

Von Justus Lunzer in Graz.

Über das Alter dieser Dichtung sind sehr verschiedene Ansichten ausgesprochen worden, zum Teil ohne oder fast ohne Begründung, manchmal auch, ohne daß sich ihre Vertreter mit den anderen Meinungen ihrer Vorgänger recht auseinandergesetzt hätten.

Die vorliegende Arbeit wird auf anderem Wege zu demselben Ergebnis führen, zu dem Willy Rauff in seinen ‚Untersuchungen zu Biterolf und Dietleip‘, Berlin 1907, S. 63 gelangt ist, daß nämlich der Biterolf ‚nicht vor 1254 und nicht lange nachher‘ — wie sich zeigen wird, zwischen 1254 und 1260 — entstanden ist.

Da diese Annahme der lange fast allein herrschenden widerspricht, aber auch Rauff auf mehrere Gründe, die besonders Jänicke für sie vorgebracht hatte, nicht näher eingegangen ist, müssen bei der Wichtigkeit einer Entscheidung zunächst die bisher ausgesprochenen Ansichten und ihre Gründe nachgeprüft werden.

In einem zweiten Abschnitt sollen die Gründe folgen, die ich für die obige Ansetzung gefunden zu haben glaube.

1. Übersicht über den Stand der Frage.

Im Jahre 1836 äußerte sich Lachmann in den ‚Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage‘ S. 287: ‚Der Dichter des Biterolf und der

Klage (denn beide Gedichte sind von einem: s. Wilhelm Grimm D. H.-S. S. 150—153) nennt seinen Namen nirgend, er reimt ziemlich genau und ist im innern Bau der Verse sorgfältig, aber sein Stil zeigt noch nicht die Einübung in die glatte und sichere Manier der höfischen Dichter, gegen deren Gebrauch er sich außerdem manche Wörter und gemeine Sprachformen erlaubt: dies zusammengenommen weist auf einen Mann aus der Schule fahrender Sänger im letzten Zehend des 12. Jahrhunderts.'

In den Vorlesungen sagte er von Biterolf: ‚Das Ganze beruht auf einer Anordnung mehrerer strophischer Gedichte, die aber nicht sehr bedeutend sind. Nachdem sie aus der Volkspoesie vielleicht schon 1180 etwa zusammengeschrieben waren, wurden sie etwa 1190 in dieses Ganze umgearbeitet' (Wilhelm Grimm, D. H.-S.[3] S. 141 Anm. 2, vgl. Rauff, a. a. O. S. 5, Anm. 2).

Müllenhoff urteilt von dem Gedichte in der Einleitung zur Kudrun S. 102 — also im Jahre 1845: — ‚Es gehört zweifelsohne in Reihe des Morolt, Laurin, Ruther, Oswald, Orendel'[1]).

Eine ganz andere Ansicht vertritt Weinhold im Jahre 1860 in seinem Vortrage ‚Über den Anteil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts'[2]): ‚Unbegreiflich ist mir, daß man es in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts oder gar noch früher setzen konnte. Der allgemeine Charakter — — — weist mindestens auf die zweite Hälfte des 13. Jahrhundert' (S. 11)[3]).

Es sei ‚eine fast gelehrte Arbeit, welche die dem Dichter zugänglichen Quellen über die deutsche Heldensage ausbeutet und mühsam, ohne Zeugungskraft, Namen und Abenteuer aneinander reiht', also schon deshalb einer späteren Zeit angehören müsse.

Goedeke geht im Anschlusse an Weinhold noch weiter und ‚setzt den Biterolf in das Ende des 13. Jahrhunderts' (Grundriß [2]I. Bd., S. 245).

Sechs Jahre nach Weinholds Vortrag erschien im I. Bande des D. H.-B. der Biterolf hrsg. von Jänicke. Den von Wilhelm Grimm vermuteten Zusammenhang des Gedichtes mit der Klage lehnt dieser ab: ‚Die Übereinstimmung beider Gedichte — — — wird man aus der gleichen Heimat und Schule ihres Verfassers erklären müssen und in der Übereinstimmung keine Nötigung finden für die Annahme, daß beide aus derselben Hand hervorgegangen sind oder auch nur, daß der jüngere Dichter des Biterolf die Klage gekannt und benutzt hat' (S. XXVIII). Nach der sorgfältigen Abwägung des Für und Wider, die Jänicke hier vorgenommen hat, blieb fortan dieser Gedanke ausgeschieden, der auch wirklich, wie ich glaube, der literar-historischen Einreihung des Biterolf kein Heil gebracht hat. Auf die sehr beachtenswerten Bemerkungen Weinholds hingegen läßt sich Jänicke gar nicht ein: ‚es wird auch genügen diese Meinung erwähnt

---

[1]) Nach Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied, 1854, S. 137 wäre das ursprüngliche Gedicht gar schon in die Zeit zwischen 1100 und 1150 zu setzen. Diese Annahme hat aber keine Verbreitung gefunden.

[2]) ‚gehalten in — — — der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.'

[3]) Daß ‚Steier im Biterolf im Besitz des Ungarnkönigs steht, der es an Biterolf verschenkt', bringt Weinhold mit der geschichtlichen ‚Zugehörigkeit Steiers zu Ungarn 1254—1260' in Zusammenhang (S. 31). Hievon später.

zu haben' (S. VIII). Er knüpft wieder an Lachmann und Müllenhoff an. Jetzt erst wird der Ansatz des ersteren eingehender begründet. Jänicke bringt auch eine andere Reihenfolge in die für uns auffallende Anordnung Müllenhoffs: ‚Morolt, Laurin, Ruther, Oswald, Orendel': ‚Für die Zeitbestimmung des Biterolf und der Klage ist ihre Stellung zu den Spielmannsgedichten des 12. und 13. Jahrhunderts zu erwägen: — — — um 1200 finden wir die Spielmannspoesie in Österreich: Klage, Biterolf, Laurin.' Diese sind also jünger als Oswald, Orendel, Morolt und Rother[1]), aber älter als die Gedichte Albrechts von Kemenaten[2]), Ortnit, Wolfdietrich, Rosengarten[3]). Wenn man erwägt, daß jetzt der Laurin A um 1250, der Ortnit in den Dreißigerjahren des 13. Jahrhunderts angesetzt werden, während sich Jänicke das zeitliche Verhältnis der beiden Gedichte umgekehrt denkt, kann man auch dieser Eingliederung des Biterolf, die sich hauptsächlich auf die Wahl von Reimpaar oder Strophe und die größere oder geringere Verwendung des ‚höfischen Elementes' stützt, kein rechtes Vertrauen entgegenbringen[4]). Jänicke schließt weiter: ‚Daß sich dies [‚das höfische Element' in Biterolf und Klage] nur im allgemeinen nachweisen läßt, aber kein bestimmter Dichter, der nachgeahmt wäre, sich angeben läßt[5]): dieser Umstand in Verbindung mit der — — — Anspielung auf den Zäringer Berthold und die Turnierurkunde der östlichen Helden weist auf die Zeit um 1200. Wir werden daher mit Lachmann ‚Zu den Nibelungen' S. 287 die Abfassung der Klage in das letzte Zehend des 12. Jahrhunderts, die des Biterolf aber wohl in den Anfang des 13. Jahrhunderts setzen; und nicht viel später, d. h. nicht weit über 1210 hinaus die jetzige Gestalt des ‚Biterolf' (S. XXVIII f.).

Sehen wir uns diese Gründe einen nach dem andern näher an.

Daß noch ‚kein bestimmter Dichter, der nachgeahmt wäre, sich angeben läßt', ist wohl nicht beweisend. Jänicke selbst verweist zudem S. XXV f. und in den Anmerkungen auf Fremdwörter, Namen, Stellen und Wendungen, die ‚auf die Kenntnis höfischer Gedichte weisen', ‚an die höfischen Dichter erinnern', und nennt auch bestimmte einzelne Dichter, z. B. Wolfram. Die Grenze zwischen dem Biterolf und Werken, ‚für die sich eine directe Entlehnung nachweisen ließ', ist also jedenfalls nicht scharf gezogen und reicht für eine zeitliche Sonderung solcher Gruppen gewiß nicht aus.

‚Ohne Zweifel ist mit Berhtolt von Swâben im Biterolf Berthold V. von Zäringen gemeint. — — — Damit wird eine Zeitbestimmung für Biterolf und Kudrun gewonnen, Berthold regierte 1186—1218.' Gewiß darf man schließen: vor 1186 ist der Biterolf demnach nicht verfaßt. Aber das Andenken Bertholds, ‚auf seinem Schlosse zu Freiburg eines heiteren

[1]) So werden sie aufgezählt S. XXVIII.

[2]) Als solche galten damals außer dem Goldemar die noch nicht als zusammengesetzt erkannte Virginal, Sigenot und Eckenlied.

[3]) So Jänickes Reihenfolge S. XXIX.

[4]) Von den Gedichten Dietrichs Flucht und Rabenschlacht, die demselben Verfasser zugeschrieben werden, ist das eine in Reimpaaren, das andere in Strophen gedichtet.

[5]) ‚während für die Kindheit Jesu, die im Anfang des 13. Jahrhunderts in Österreich gedichtet ist, die Entlehnungen aus Hartmanns Gregor und Erec nachgewiesen sind' — andere Gegenstücke führt Jänicke nicht an — S. XXVIII.

Gönners von Dichtkunst und Gesang'[1]) kann lange nach seinem Tode fortgelebt haben.

Auch ‚die Turnierunkunde der östlichen Helden' hilft nicht weiter. Jänicke zwar meint (S. XXVI): ‚Von den Böhmen und Heunen wie von den Amelungen wird besonders erwähnt, daß sie den kunstgerechten Turnierkampf nicht verstehn: dies ist ein wichtiger Fingerzeig für die Abfassungszeit des Gedichtes.'

Zunächst: was die Amelunge hier zu tun haben, verstehe ich nicht. Welches ‚turnierunkundige östliche' Volk der Zeit um 1200 soll denn im Biterolf mit ihnen gemeint sein? Zudem stimmt die Sache auch innerhalb des Gedichtes selbst nicht. Wolfhart sagt zwar von sich (V. 8207 ff.)[2]): mich müet — — — daz ich neheine hervart versaz in Lamparten lant, und daz mir nie wart erkant daz si heizen turnieren, aber Rienolt aus Meilân, der ihn neve nennt, ‚hat oft turniert' V. 8225 ff. und Meilân liegt doch auch in Lamparten wie Bern, wo Dietrich mit den Amelungen daheim ist.

‚In Böhmen fand diese Art Kampfspiele [die Turniere] jedoch erst ums Jahr 1245 Eingang'; das beweist Alwin Schultz (‚Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger', II. Bd., S. 107) durch den Hinweis auf Can. Prag. Continuatio Cosmae: Sub eius etiam temporibus adinventus est in Bohemia ludus tornamentorum, 1245. regni autem Wenceslai [I., seit 1230] 15 vel 16 und der Ruf, daß die Böhmen nicht kunstgerecht zu turnieren verstünden, kann auch nach 1245 an ihnen gehaftet sein: ‚Schon im August 1127 wurde ein Turnier in Würzburg abgehalten', aber noch ‚beim zweiten Kreuzzuge' (1147—1149), also 20 Jahre später, wurden die Deutschen von den Franzosen wegen ihrer geringeren Kunst verspottet (ebda).

Ausführlicher müssen wir uns mit den Heunen, d. h. also hier mit den Ungarn[3]) beschäftigen, die ja für die deutsche Heldensage überhaupt auch ungleich wichtiger sind.

‚Aus der Ferne mit Pfeilen schießen und dann rasch umkehren' ist die ‚Kampfesart der Ungarn', und zwar noch im Jahre 1385 (Seemüller, Ausg. der österr. Reimchronik, II. Bd., S. 1298 s. v. tozeln). Das lehrt die Chronik Ottokars durch mehrere Schilderungen, so V. 7374 ff. (Schlacht bei Kroißenbrunn im Jahre 1260), V. 16.130 ff. (Schlacht auf dem Marchfelde [1278]) und besonders deutlich V. 25.185 ff. (die schwer gepanzerten Ritter Hermanns von Landenberg müssen sich den berittenen Bogenschützen des ungarischen Grafen Yban von Güssing nach schweren

[1]) Wackernagel, ‚Geschichte der deutschen Literatur' I. Bd. § 43, 61 (²S. 139 f.).

[2]) Auch Scherer (Kl. Schriften I, S. 637) führt als Beweis dafür, daß ‚die Lombarden — — — das Turnier nicht kennen', nur V. 8209 an. Außer ihnen und den ‚Heunen (Ungarn)' nennt er als mit demselben Mangel behaftet noch die Preußen und Polen unter Hinweis auf V. 8275 ff. Da dies niemand als Beweis für frühe Entstehung des Biterolf benutzt hat, brauchen wir uns damit hier nicht zu beschäftigen.

[3]) Vgl. Biterolf, V. 1119 f.: in Ungerlant, da er sît der Hiunen künic vant, Schönbach, ‚Über die Sage von Biterolf und Dietleip' (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Kl., Bd. 136), S. 26: ‚Etzel — — — gilt — — — in der Heldensage — — — als Vertreter der Macht der Hunnen, Avaren und Ungarn', Rauff, a. a. O. S. 50: ‚Etzel, König der Hunnen, ist der Vertreter Ungarns.'

Verlusten ohne Schwertstreich ergeben, weil ihr Führer trotz der dringenden Vorstellungen der mit der Kampfesweise der Ungarn vertrauten Österreicher und Steirer auf schwäbische Art mit den Feinden hatte kämpfen wollen — im Jahre 1285): Die Deutschen tragen platten und helmvaz (V. 25.373 f.), die Ungarn dagegen habent dhein harnasch an in und drabent allermeiste in ir hemde (V. 25.658 ff.), sie sind blôze liute (V. 25.681). Daher lassen sie sich auf ein slahen oder stechen (V. 25.493 f.), houwen (V. 25.604) und vehten mit den swerten (V. 25.638), wie es die Gegner wünschen und sogar erbitten (V. 25.601 ff.) wohlweislich gar nicht ein, sondern ire bogen si zugen und begunden die nutzen (V. 25.665 f.), sie schießen ân vælen beidiu liut und ros (V 25.513 f.) und mit disen zwecken (V. 25.518), die si snellent ûz ir bogen, bringen sie die Deutschen in die äußerste Bedrängnis, wand ez flugen zuo in her beidiu phîl unde gêr. Die Schwaben finden das unritterlich (V. 25.634), aber es nutzt ihnen nichts: die Ungarn fechten eben nicht nâch den swæbischen siten und als die Henikîn tuont bî dem Rîn (V. 25.478 ff.), darauf haben die an der marke einheimischen Ritter schon vor dem Kampfe aufmerksam gemacht (V. 25.185 ff.) und finden es auch nun trotz der Not, in die sie selbst mit hineingerissen sind, albern, von ihnen das zu verlangen (V. 25.655 ff.).

Heraus fällt aus diesen Schilderungen einigermaßen der Bericht, den die Reimchronik von dem Verhalten der Grafen von Trencsin und von Schildberg und ihrer Schar — vornehmlich aber doch wohl der beiden Führer — in der Schlacht auf dem Marchfelde gibt V. 16.261 ff. — — — die Unger — — — dructen hin und herwider in dem strît sô hurticlîchen als si datze Francrîchen hieten vehten gelernt. swer giht, daz si niht wernt noch tûren under helme in hitze und in melme, hiet si des tages der gesehen, der müest in des für wâr jehen, si kunden swæbischen vehten, swen si sich darzuo gerehten mit rossen und mit harnasch. Aber auch an dieser Stelle, wo der Chronist die Ungarn, die hier als Bundesgenossen Rudolfs von Habsburg, des Vaters seines Landesherrn, kämpfen, ganz besonders rühmen will, hebt er zwar ihren Erfolg hervor, knüpft aber das Lob ihrer ganz ungewöhnlichen Fechtkunst und ihrer Ausdauer in dieser Kampfesart an Bedingungen. Auch sieht man, daß noch zur Zeit, als Ottokar diese Verse verfaßte, um 1300, die Meinung verbreitet war, daß die Ungarn eben niht wernt noch tûren under helme. Im übrigen aber und in der Hauptsache schließe ich mich ganz dem Urteile Bussons an, der sich zwar gegen die von ihm angeführte Meinung Köhlers wendet, der Reimchronist übertreibe hier, aber dann fortfährt: Aus der ‚Beschreibung, die der Dichter von den Kämpfen Trenschins und Schiltpergs — — — gibt, sieht man, daß er hier eine Ausnahme von der früher [nämlich V. 16.130 ff.] geschilderten Kampfweise der Ungarn, die das Gefecht Mann gegen Mann vermeidet, uns vorführen will, die möglich ist, weil die Betreffenden dazu sich eingerichtet haben ‚mit Roß und Harnisch' (‚Der Krieg vom Jahre 1278' im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 62, S. 88). Als eine Ausnahme stellt das damalige Verhalten der Ungarn der österreichische Chronist selber hin V. 16.244 ff.: von Ungern ich nie gehôrt weder vordes noch sît, die in deheinem strît sô menlich wæren gewesen: Auch damals — also 1278! — ‚war die

größere Anzahl Bogenschützen, die außer Pfeil und Bogen sonst keine Waffen führten und zum Nahkampf überhaupt nicht taugten' (Redlich, ‚Rudolf von Habsburg', S. 319).

Noch im Jahre 1298 schickte König Andreas III. von Ungarn seinem Schwiegervater, dem Herzog Albrecht von Österreich, ‚250 Bogenschützen zu Pferd' gegen Adolf von Nassau zu Hilfe (Huber, ‚Geschichte Österreichs', II. Bd., S. 57), die ganz gleich ausgerüstet waren: Dux Austriae — — — cum infinita multitudine Ungarorum et Cumanorum venit, qui omnes pugnare cum sagittis et arcubus consueverant, berichtet das Chronicon Colmariense, angezogen bei Szalay, ‚Geschichte Ungarns', Bd. II, S. 139). Snelle schutzen ûf meidem waren es nach der österreichischen Reimchronik V. 70.661. Alwin Schultz a. a. O. führt an: ‚Fritsche Closener 1298: 600 Ungern mit bogenen, die schussent hünder sich gar snelliklich. Sie hettent keinen harnesch an.'

Mit dieser Kampfesweise der Ungarn und Kumanen, die also keineswegs auf die Zeit um 1200 führt, sondern von uns hier schon bis 1300 verfolgt werden konnte, stimmt nun völlig überein, was der Biterolf von den Heunen und anderen Völkern Etzels berichtet. Auch der Gegensatz zu den westdeutschen Rittern (— entsprechend den Henikîn und Swâben der Reimchronik —) fehlt nicht, ebensowenig der Hinweis auf die mörderische Wirkung der ‚heunischen' Kampfweise. So heißt es im Biterolf von den Valwen, den Kumanen, V. 9228 ff.: die Valwen ir geschütze sullen hiute teilen hie, daz die Rînfranken nie in grœzer angest sîn bekomen, von Blödelins Vlâchen V. 10.188 ff.: die Vlâchen kâmen în geriten mit manegem hurnînen bogen, diu wâren hôhe ûf gezogen ze schuzze: manege phîle die sach man an der wîle sô dicke von der senewen gân sam ofte der snê hât getân, dâ den trîbet der wint. des muost vil maneger muoter kint mit schaden rûmen diu marc, des wart der schade harte starc, von den Heunen selbst V. 10.318 ff.: die schützen (von hiunischem lande V. 10.310) heten nider sâ sich von den rossen getân, von bogen und armbrusten gân sach man in der wîle vil der scharfen phîle und V. 1039 ff.: — — — — der hiunischen schützen. swie wol si kunden nützen ir hornbogen bî der schar, ir kocher wâren lære gar: der was geschozzen von ir hant sô vil daz der von Spanjelant vil maneger tôt was beliben.

Daß die Heunen demnach nicht zu turnieren verstehen, wie der Biterolf V. 8276 ff., 8399 ff., 8796 ff. aussagt, begreift man, ohne daß man deshalb dieses Gedicht mit Jänicke vor dem Jahre 1215 entstanden denken müßte.

An Turnieren nehmen Ungarn allerdings und zwar mit Auszeichnung teil in einer späteren Bearbeitung der Virginal Str. 989 ff. (s. besonders Str. 1004, V. 11 ff.), Str. 1040. Aber mögen die Stellen der Fassung E angehören oder schon in B begründet sein (vgl. v. Kraus Zs. 50, S. 97), jedenfalls entstammen sie erst der Zeit nach dem Jahre 1283[1]) und selbst in der Überarbeitung E[2]) wird noch von der alten Kampfweise

[1]) An dieses Jahr habe ich die Entstehung der Virginal A anzuknüpfen gesucht (Zeitschrift für deutsches Altertum 53, S. 1—61, besonders S. 40 ff.).

[2]) Das darf man sagen, auch wenn die im folgenden angeführte Str. 471 schon in B gestanden ist: wir kennen B nur in der durch E überarbeiteten Gestalt (v. Kraus, a. a. O. S. 123).

der Ungarn gesprochen in Str. 471 (vgl. über sie v. Kraus, a. a. O. S. 87 f.), V. 4 ff. Dort erhofft Baldung von dem Könige von Ungarn, Jmian: er bringt uns manegen vrumen man ûz ungarischer marke, der mit dem bogen schiezen kan mit horne gewürket starke.

Daß Ungarn sich in der Fortsetzung der Virginal an einem Turniere, das zu Ehren der Damen stattfindet, beteiligen, hat übrigens auch für jene späte Zeit deshalb nichts Beweisendes, weil sowohl B wie E alles in die Farben des ritterlichen Frauendienstes tauchen. Die erwähnten Turniere der Virginal finden im Märchenlande statt. In der Wirklichkeit waren die Turniere ‚immer in erster Linie eine Waffenübung, lediglich aus praktischen Rücksichten veranstaltet, — — — sich für die ernste Feldschlacht vorzubereiten' (Schultz, Das höfische Leben, Bd. II, S. 111 f.). Dazu brauchten aber die Ungarn keine Turniere, da sie ihre Kriege eben nicht als schwer gewappnete Ritter führten, und die deutschen Gedichte, die einigermaßen die Wirklichkeit abspiegeln, schreiben ihnen und den Heunen demgemäß auch keine Kunde des Turnieres zu.

Dies tun, aber eben nur aus diesem, nicht aus einem chronologischen Grunde, auch die Nibelungen nicht. Das Reiterspiel, bei dem Volker den schön gekleideten Heunen ersticht, ist kein Turnier, sondern ein Buhurt. ‚Das Turnier — — — ist — — — zu unterscheiden von — — — dem Buhurt. Der Buhurt — — — ist ein Reiterschauspiel; wenn auch mit Speeren gestoßen, mit Schilden der Stoß pariert wird, die Waffen mußten gänzlich ungefährlich sein, da die Ritter ohne Rüstung an dieser Übung teilnahmen. Es ist mehr ein Paradestück, welches die Ritter zu Ehren einer Dame oder einer hochstehenden Person aufführen. — — — Beim Buhurt kam es darauf an, eine gewisse Reitergewandtheit zu zeigen. — — — Er bot den jungen Leuten Gelegenheit, mit ihrer Geschicklichkeit zu parabieren', war aber ‚ungefährlich' (Schultz, a. a. O. Bd. II, S. 113 f.).

Solche Spiele, bei denen man nicht schwer gepanzert war und die man also bûhurt nennen konnte, haben als Reitervolk die Ungarn gewiß gehabt und solche schreiben ihnen die Nibelungen zu. Es heißt Str. 1869, V. 1 ff.: Kriemhilt mit ir vrouwen in diu venster gesaz zuo Etzeln dem rîchen: — — — si wolden schouwen rîten die helde vil gemeit. hey waz vremder recken vor in ûf dem hove reit!

Es ist also ein Reiterschauspiel vor Kriemhild und ihren Frauen und vor Etzel im Werke (s. auch Str. 1872, V. 4. 1879, V. 3. 1884, V. 4. 1888, V. 2 ff.), bei dem es gilt, Geschicklichkeit im Reiten zu zeigen (wie wir kunnen rîten Str. 1888, V. 3, es wird vil hêrlîch oder vil kunstlîch geriten (Str. 1871, V. 4, Str. 1891, V. 3). Das Spiel, diu ritterschaft (Str. 1879, V. 3), wird immer wieder bûhurt genannt: Str. 1872, V. 2. 1873, V. 1. 1876, V. 4. 1880, V. 1. 1888, V. 1. 1889, V. 1. Auf Volkers Rat nehmen daran auch die Burgunden teil und demnach wird unterschieden das bûhurdieren nâch ir [= der Burgunden] landes siten (Str. 1871, V. 3) und der bûhurt — — — nâch hiunischen siten (Str. 1880, V. 2). Bei der kurzewîle wollen auch Recken von Bern und von Bechelaren mittun, aber Dietrich und Rüdiger verbieten es ihnen, weil sie besorgen, daß das spil (Str. 1874, V. 3, so auch Str. 1890,

V. 3[1]), bei dem unmuote der Guntheres man (Str. 1876, V. 3) ernst werden könnte, und diese Besorgnis ist hier sehr gerechtfertigt[2]), denn die Burgunden sind zu einem Kampfe auf Leben und Tod gerüstet, sie tragen nach Str. 1853 ff. diu wâfen an der hant und haben nicht nur helme und schilde, sondern auch halsperge, hätten also nach den Spielregeln gar nicht bûhurdieren dürfen, am wenigsten gegen die Heunen. Als aber nach den von Düringen und von Tenemarken nun Blödelin, Schrutan, Gibich, Ramung und Hornboge heranreiten, nehmen die Burgunden den Buhurt auch mit ihnen auf. Die Heunen sind offenbar ohne Rüstung, wenn auch nur der eine, der in den zinnen wol mohte haben herzen trût, so auffallend wol gekleidet ist sam eines ritteres prût (Str. 1885, V. 3 f.). Es ist demnach ein ungleiches und für die Heunen sehr gewagtes Spiel, aber zunächst kommt es noch nicht zu einem Unglück: Swes iemen dâ pflæge, sô was ez niwan schal, die Burgunden zeichnen sich aus, gewinnen aber den lop mit grôzen êren (Str. 1881, V. 1 ff.), also ohne Mißbrauch ihrer überlegenen Ausrüstung. Nun aber tut Volker das Äußerste: er stach dem rîchen Hiunen daz sper durch sînen lîp (Str. 1889, V. 3). Schon auf die bloße Drohung mit einem gepiuze (Str. 1886, V. 2) hatte ihn sein König gebeten, dies seinetwegen zu unterlassen: ez wîzent uns die liute, ob wir si bestân (Str. 1887, V. 2). Er hatte also das ganz richtige Bewußtsein, daß bei dieser Art Spiel niemandem auch nur ernstlich weh getan werden durfte[3]). Völlig begreiflich aber ist nach der Mordtat Volkers — denn nichts anderes war sie — die Empörung und Wut der Heunen, die den Spielmann erschlagen wollen (Str. 1893), und geradezu übermenschlich die Selbstüberwindung Etzels, der, um als wirt des landes den Frevler, der doch einmal sein Gast und ein Mann der Brüder seiner Frau ist, zu retten, gegen seine eigenen Leute ein Schwert ergreift (Str. 1895) und ihn endlich mit einer Lüge herausreißt (Str. 1896).

Auch anderswo berichtet das Nibelungenlied von den Völkern Etzels, von denen Riuzen, Kriechen, Pœlân, Vlâchen, die von Kiewen und die Pescenære neben den Hiunen aufgezählt werden, daß sie ausgezeichnete Reiter und Bogenschützen sind (Str. 1339 f., 1343 f.), und swaz si site habeten, der wart vil wênic vermiten (Str. 1339, V. 4). Sie und die germanischen Mannen Etzels führen daher auch Reiter- und Waffenspiele vor ihrer künftigen Königin Kriemhild auf nâch des landes siten (Str. 1344,

[1]) Hier scheint dem Schreiber von C der Ausdruck daz spil nicht mehr am Platze, weil soeben der Heune getötet worden ist, er ändert also und setzt dafür diu tjost.

[2]) Dietrich vorhte sîner manne: des gie im sicherlîchen nôt Str. 1874, V. 4.

[3]) So empfindet auch Lachmann, mutet aber mit seiner Auffassung Volker noch Ärgeres zu: ‚Daß sein Übermut [wie er das Vorgehen des Spielmanns schonend nennt] — — — nicht mehr ein Teil des Waffenspieles ist, gibt der Dichter genug zu verstehen' (Anmerkungen zu den Nibelungen, zu 1821 [= Bartsch 1884], S. 229). Wenn aber Volker den Heunen erst nach Beendigung des Kampfspieles erstochen hätte, wie hätte dann überhaupt ein Mensch Etzel seine Lüge glauben können: ich sach vil wol sîn rîten, do er den Hiunen stach, deiz âne sîne schulde von einem stûche gescach (Bartsch Str. 1896, V. 3 f.)? Auch sagt die Strophe, die in V. 3 den Mord erzählt, in V. 1 ausdrücklich: Volkêr der vil snelle den bûhurt wider reit (Bartsch 1889 = Lachmann 1826). Also geschehen ist die Sache bei dem Buhurt, wenn sie auch freilich von Rechts wegen kein ‚Teil des Waffenspieles' hätte sein dürfen.

V. 3), auch vil manigen puneiz rîchen sah man dâ geriten, aber es wird unterschieden: daz tâten kristen helde und ouch die heiden nâch ir siten (Str. 1335, V. 3 f.) und nur von den tiuschen gesten[1]) wart dürkel manic schildes rant (Str. 1354, V. 4) und zusammenfassend nennt Str. 1359, V. 1 das ganze Schauspiel auch hier einen bûhurt.

Turnierkundig aber sind die Heunen auch nach dem Nibelungenliede nicht.

Wenn ein Gedicht die Heunen oder die Ungarn als im Turnieren nicht erfahren hinstellt, so kann er deswegen allein ebensowohl aus dem Ende des 11.[2]) wie aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammen und umgekehrt: wenn sie ein Gedicht aus dem 13. Jahrhundert — denn auf diese Zeit ungefähr kommt es uns hier an — das Turnier verstehen läßt, dann setzt es sich eben über die tatsächlichen Verhältnisse der Wirklichkeit hinweg. Zu einer Zeitbestimmung ist also derlei nicht zu brauchen.

Zuletzt hat sich für eine sehr frühe Ansetzung des Biterolf Richard v. Muth eingesetzt (Zs. 21, S. 182—188: Über Alter und Heimat des Biterolf): ‚Der Biterolf ist von einem österreichischen Fahrenden — — — am babenbergischen Hofe zu Wien sicher nicht vor 1192, wahrscheinlich aber auch nicht nach 1200, also ungefähr im letzten Lustrum des 12. Jahrhunderts verfaßt worden' (a. a. O. S. 188). Seine Gründe für den terminus post quem sind: ‚Die Erwerbung der Steiermark [durch den Babenberger Herzog Leopold V. von Österreich im Jahre 1192], den spanischen Kreuzzug [seines Nachfolgers Friedrich I. im Jahre 1195] setzt der Biterolf voraus' (a. a. O. S. 187) — erstere wegen des Preises von Stîre Biterolf V. 13.303 ff., letzteren wegen der ‚Verlegung der Heimat der Helden [Biterolf und Dietleib] nach Spanien' (ebda.).

Was nun zunächst die Erwerbung der Steiermark durch die Babenberger betrifft, so hat schon Rauff, a. a. O. S. 60, bemerkt: ‚Ein Dichter, der für die Unabhängigkeit seines Heimatlandes von fremden Fürsten spricht, kann sein Gedicht nicht für die österreichischen Herzöge verfaßt haben.' Nachdem Biterolf Stîre von Etzel erhalten hat, spricht er seinem Sohne gegenüber die Hoffnung aus V. 13.326 ff.[3]): wir gewinnen lîhte noch die kraft daz wir erbouwen sô daz lant daz unser ellen unde hant vor allen künegen ez wol wer.

Die Stelle widerspricht geradezu dem Inhalte des Gedichtes, da man bei allen künegen unwillkürlich auch an Etzel denken muß, der das Land soeben Biterolf geschenkt hat und gegen den sie nun eine im

[1]) ‚Deutsche. Dieser Ausdruck kommt in den Liedern von den Nibelungen weiter nicht vor. Herr von der Hagen versteht ihn von den Burgunden (auch wohl von denen, die unterwegs hinzugekommen waren Str. 1207, V. 4. 1243, 4 [= Bartsch Str. 1267, V. 4. 1303, 4]. Mir ist wahrscheinlicher, daß die Thüringer gemeint sind.' Lachmann, Anmerkungen, zu Str. 1294 [= Bartsch Str. 1354] V. 4, S. 171. Dagegen Lübben (Wörterbuch zu der Nibelunge Not, s. v. Tiusch (S. 168): ‚Nach dem Zusammenhang scheinen nur die Mannen Dietrichs gemeint zu sein.' Jedenfalls handelt es sich um Germanen im Gegensatze zu den östlichen Völkern.

[2]) Im Jahre 1066 starb Godefroi de Preully, dem die Erfindung des Turniers gewöhnlich zugeschrieben wird (Alwin Schultz, Das höfische Leben, II, S. 107).

[3]) Diese Verse hat auch schon Rauff herangezogen a. a. O. S. 59.

Gedichte selbst nicht begründete Spitze enthält[1]). Sie muß also aus der geschichtlichen Gegenwart, aus der Entstehungszeit des Biterolf gedeutet werden. Das ist in der Zeit zwischen 1192 und 1200 unmöglich: damals war Steier unbestrittener babenbergischer Besitz, die Herzöge hatten als reichsunmittelbare Fürsten nur einen König über sich, den deutschen, und es ist ihnen nicht eingefallen, aus dem Verbande des Deutschen Reiches hinaus zu streben. Wohl aber wurden nach dem Tode des letzten Babenbergers Friedrich II. im Jahr 1246 von allen Seiten Ansprüche auf die verwaisten Lande Österreich und Steiermark erhoben, sie wurden im Jahre 1254 von den Königen von Böhmen und Ungarn aufgeteilt und fielen im Jahre 1260 ganz an Ottokar II. von Böhmen. Innerhalb dieser Zeit hatte es also einen Sinn, Widerwillen gegen fremde Könige zu äußern und das Verlangen nach Selbständigkeit — nach den Begriffen und Verhältnissen der Zeit wieder unbeschadet der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche — auszusprechen. Auch einen Grund, Steier zu preisen, und zwar gerade jenen Teil, von dem allein sehr auffallenderweise die Verse 13.303 ff. reden, werde ich aus der Zeit zwischen den Jahren 1254 und 1260 in einem anderen Zusammenhange aufzuhellen versuchen.

Ebenso werden wir, und zwar schon im folgenden eine geschichtliche Tatsache vorführen, die die allerdings merkwürdigen Beziehungen des Gedichtes zu Spanien, wie ich glaube, besser erklärt, als der bloße Hinweis auf die Kreuzfahrt, die Herzog Friedrich I. im Jahre 1195 nach Portugal unternommen hat, ‚über die aber wohl ihres ziemlich ungünstigen oder wenigstens erfolglosen Ausganges halber die Chroniken jener Zeit äußerst spärlich fließen' (so v. Muth selbst a. a. O. S. 187). Vorläufig merke ich nur an, daß auch im Jahre 1212 einen Herzog von Österreich und Steiermark, Leopold VI., ein Zug gegen die Sarazenen nach Spanien geführt hat.

Daß übrigens der Biterolf nach 1192 entstanden ist, glauben ja auch wir, nur nicht, daß er schon so bald nach jenem Jahre verfaßt worden sei.

Sehen wir uns daher den von R. v. Muth aufgestellten terminus post quem non an, der sehr schwach gestützt ist: ‚Daß ihm [dem Dichter des Biterolf] selbst unser Text [der Nibelunge] A nicht vorlag, ergibt sich aus der Unbekanntschaft mit Siegfrieds Unverwundbarkeit, wo doch, wie W. Grimm H. S.[2] 134 bemerkt, häufig Veranlassung, fast Nötigung war, dieses wunderbaren Umstandes zu gedenken, — — — und aus dem genauen Vergleich der bekannten Stelle Bit. 7810—7849 mit Nib. 88—101, wie er a. a. O. S. 84 entwickelt ist. Schritt für Schritt stimmt bis auf ganz geringe Abweichungen die Erzählung im Biterolf und in den Nibelungen; nur die Erwähnung des Palmunc, der doch sonst Bit. 7226 genannt wird, und der Unverwundbarkeit fehlt, woraus folgt, daß der Dichter des Biterolf wohl das Lied, dem diese Interpolation entnommen wurde, aber ohne die erst bei der Einfügung in das Nibelungenlied zugesetzten Strophen 96 und 101 kannte. Sonach — — — ist der Biterolf — — — sicher nicht vor 1192, wahrscheinlich aber auch nicht nach 1200, also ungefähr im letzten Lustrum des 12. Jahrhunderts verfaßt worden' (a. a. O. S. 188).

[1]) S. Rauff, a. a. O. S. 58 f., wo nur der Ausdruck ‚Vasall' nicht zutrifft, denn Biterolf hat Stîre von Etzel zu eigen erhalten.

Dagegen ist zu sagen: Auch sonst stimmt die Erzählung des Biterolf zu der der Nibelungen nicht so genau[1]), daß das Fehlen der Erwähnung des Balmung und der Unverwundbarkeit sich nur daraus erklären ließe, daß beide schon in der Quelle des Biterolf gefehlt hätten. Ich glaube, daß dieser aus dem Nibelungenliede geschöpft hat: ‚von dem Erwerbe des Schwertes Balmung kommt zwar [im Biterolf] nichts vor, aber nach andern Stellen [nicht nur nach einer, s. Jänickes Register] besitzt es doch Siegfried ‚als des alten Nibelunges swert[2]) (Wilhelm Grimm, a. a. O.[3] S. 92). Ähnlich steht es mit der Unverwundbarkeit: Wie Siegfried sie gewonnen hat, berichtet der Biterolf zwar nicht und hebt sie nicht ausdrücklich hervor[3]), aber trotz Dietrichs Feueratem (V. 11.124 und 11.132 f.), den dieser gerade im grimmigen Kampfe mit ihm aushaucht, bleibt er tatsächlich unverwundet[4]). Kriemhild hebt dies Dietrich gegenüber nachher geradezu hervor: hât er von iu niht wunden, er ist aber sus zerslagen (V. 12.544 f.) und Dietrich behauptet sogar (V. 12.549 ff.): nieman klaget den schaden mîn, der ist noch grœzer danne der sîn. ir klaget danne den schildes rant, so hât im anders hie mîn hant in disem strîte niht getân, wan daz ich den zerhouwen hân.

Also gewußt hat der Verfasser des Biterolf vom Balmung und von Siegfrieds Unverwundbarkeit, er hat nur von diesen Kenntnissen nicht den Gebrauch gemacht, den v. Muth von ihm verlangt. Daraus darf man aber keinen Schluß auf das Alter der Quelle oder des Gedichtes selber ziehen.

Die Gründe, die für ein so hohes Alter des Biterolf angegeben wurden, sind also einzeln und somit auch, wenn man sie zusammenzählt, nichtig. Es wird daher, wie ich glaube, nicht schwer fallen, jene Meinung, die sich zwar aus der Geschichte der deutschen Philologie erklären läßt, aber nie bewiesen wurde, aufzugeben und zu der anderen zurückzukehren, die sich schon Weinhold und Gödeke als die näher liegende aufgedrängt hat.

In der Tat hat sich ihr schon Holz wieder genähert: ‚Die im Biterolf vorausgesetzten historischen Verhältnisse scheinen mir ‚die Zeitbestimmungen Jänickes und v. Muths nicht zu gestatten: Etzels Feldzug gegen die Preußen (1390 ff.) weist auf die Zeit nach 1230 ‚wo der Deutsche Orden sich mit der Unterwerfung dieses Volkes beschäftigte und von vielen Fürsten unterstützt wurde; Böhmen ist ferner ein Königreich (12.724) [— die Königswürde erhielt im Jahre 1086 Herzog Wratislaw II. von Kaiser Heinrich IV., erblich wurde sie im Jahre 1212 —] unter Witzlan, richtiger 6273 Wineslan, d. i. Wenzel; der erste böhmische König dieses Namens regierte 1230—53. Ich möchte deshalb den Biterolf um 1240

[1]) Wilhelm Grimm z. B. schienen die ‚abweichenden Nebendinge‘ so gewichtig, daß er sogar annahm: es ‚bleibt gewiß, die Erzählung des Biterolf‘ hat nicht unser Gedicht, sondern ein anderes zur Grundlage (a. a. O.[3] S. 91).

[2]) Aus dieser Bezeichnung und Biterolf V. 7834 im Vergleich mit Nib. C 94, 2 schließt Panzer, Sigfried S. 59) sogar auf ‚Nib. C als Vorlage‘ und ‚ganz klar ist 7847—50 aus C 93, 8 geflossen‘.

[3]) Das tun auch die Nibelungen nicht überall: ‚bei — — — Gelegenheiten, wo sie recht gut hätte zur Sprache kommen können, wird auch nicht einmal leise darauf hingewiesen‘. (Emil Kettner. Zs. f. d. Phil 16, S. 357.)

[4]) Mit Recht merkt dies Jänicke im Register besonders an.

verfaßt sein lassen. Viel jünger kann er nicht sein, wie die Sprache zeigt; am Schluß des 13. Jahrhunderts — — — würde der Biterolf sicherlich unseren Rosengarten benutzt haben' (‚Die Gedichte vom Rosengarten' S. CIII), er habe aber ‚nur Gedichte aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts benutzt' (a. a. O. S. XCV). 15 bis 20 Jahre über 1240 heraufzugehen — wie wir vorschlagen — wird die Sprache wohl kaum verwehren. Ferner glaube ich zeigen zu können, daß der Dichter des Biterolf den Laurin A gekannt hat[1]), den Holz selbst um 1250 ansetzt. Die übrigen von Holz vorgeführten sehr beachtenswerten Tatsachen aber lassen sich mit unserer Annahme sehr wohl vereinbaren.

Den Gedanken an die Preußenfahrt hat Rauff, a. a. O. S. 23 ff. eingehend erörtert. Er geht mit Recht davon aus, daß ‚nur österreichische Kreuzfahrer für den Biterolfdichter in Betracht kommen können: von der Anwesenheit österreichischer Streiter im Ordensgebiete wird uns [aber] zum ersten Male aus dem Jahre 1244 berichtet. — — — Doch es war kein großes Heer, das sich nach dem Preußenlande aufgemacht hatte, wie uns der Dichter des Biterolf die Preußenfahrt schildert; nur 30 berittene Bogenschützen hatte Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich dem Landmeister Poppo von Osterna zu Hilfe gesandt. — — — Im Spätherbst des Jahres 1245 zogen größere Scharen zur Unterstützung der deutschen Brüder aus — — — unter ihnen diesmal eine nicht geringe Anzahl von Österreichern. Denn gerade die bedeutendste und ausgezeichnetste Streitmacht hatte der Babenberger dem Orden aus seinen Herzogtümern geschickt. — — — In erster Linie war es der Österreicher Heinrich v. Lichtenstein, der durch seine Entschlossenheit und Kühnheit am meisten dazu beitrug, — — — dem Herzog [der Pommern] Swantopolk den Sieg zu entreißen. — — — Doch — — — trägt der Zug einen anderen Charakter und nahm einen anderen Verlauf als der im Biterolf geschilderte, denn wir dürfen nicht außer acht lassen, daß sich die kriegerischen Unternehmungen, an denen sich die Österreicher beteiligt haben, weniger gegen die heidnischen Preußen als vielmehr gegen die Pommern und deren kriegerischen Herzog gerichtet haben, ja, daß die Kreuzfahrer überhaupt kaum in das Preußenland selbst hineingekommen sind. — — — Im Jahre 1254 entschloß sich nun König Ottokar II. von Böhmen, einen Zug in die Weichsellande zur Unterstützung der Deutschen Ritter anzutreten. — — — Ritter aus den drei Ländern Böhmen, Mähren und Österreich kamen in großer Zahl mit ihren Mannen zusammen. — — — So zog, ganz wie uns der Biterolfdichter in seinem Epos den Preußenzug schildert, ein gewaltiges Heer nach der Weichsel, man nimmt an, daß die Gesamtstärke 60.000 Mann be-

[1]) Der Biterolf begründet, wieso Dietleib und sein Vater in den Besitz von Stire gelangen. Der Beisatz von Stire zu Dietleibs Namen stammt aber, wie ich anderswo darzulegen beabsichtige, überall, wo er vorkommt, unmittelbar oder mittelbar aus dem Laurin A. Dieses Gedicht und der Biterolf sind ferner die einzigen Quellen, die eine Schwester Dietleibs kennen, die im Laurin A Künhilt heißt und eine wichtige Rolle spielt, im Biterolf aber nur einmal ohne Namen auftaucht, um sofort wieder zu verschwinden. Der Verfasser des Biterolf wollte also wohl nur — entsprechend seinem auch sonst zutage tretenden Bestreben — seine Kenntnis der Heldensage und ihrer Dichtungen zeigen, kann dann aber diese Einzelheit nur geradenwegs aus dem Laurin A bezogen haben.

tragen habe. Sie — — — zerstörte mehrere preußische Burgen — — — und erst im Jahre 1255 kehrten die Kreuzfahrer nach ihrem siegreichen Zuge — — — in ihre Heimat zurück. — — — Alles erinnert an die Schilderung der Preußenfahrt im Biterolf. Und jetzt erst recht, da man es ausschließlich mit den Preußen selbst zu tun gehabt hatte, werden in den österreichischen Landen die Berichte der von der Kreuzfahrt heimgekehrten Ritter und Mannen erschallt sein. — — — Die folgenden Unternehmungen hatten geringeren Erfolg. — — — Im Spätherbst des Jahres 1267 — — — stand ein gewaltiges Heer von Kreuzfahrern nicht nur aus Böhmen und Mähren, sondern auch aus der Heimat des Biterolfdichters, aus Österreich und diesmal sogar aus Steiermark bereit. — — — Die ganze Kreuzfahrt verlief aber ohne jedes Resultat. Die böhmisch-österreichischen Scharen sind überhaupt nur bis zur Weichsel vorgedrungen. — — — So kam es diesmal gar nicht dazu, daß sich die Kreuzfahrer und die aufständischen Preußen auf dem Schlachtfelde gegenüberstanden. — — — Noch einmal brachte ein deutscher Fürst — — — dem Ordensstaate nicht unerhebliche Hilfe, nämlich 1272 Markgraf Dietrich von Meißen. — — — Im Verlaufe der folgenden Jahrzehnte hören wir nichts mehr von irgend welchen namhafteren Kreuzfahrten nach dem Ordenslande an der Ostsee. — — — Der Biterolf ist also sicher nicht vor 1245, wahrscheinlich nicht vor 1254 und jedenfalls nicht lange nach 1268 verfaßt' (a. a. O. S. 30—40). Rauff betrachtet dann noch S. 40—59 die andern ‚Zeitverhältnisse', ‚die politische Lage seiner Zeit', die der Dichter im Biterolf ‚sich widerspiegeln läßt' und sieht sich durch sie ‚für die Frage nach der Entstehungszeit unseres Gedichtes auf die Jahre der Herrschaft Ottokars in den südostdeutschen Herzogtümern hingewiesen, auf die Fünfziger- und Sechzigerjahre des 13. Jahrhunderts'. Aus diesen erklärt Rauff ‚die auffällige Stellung der Böhmen in unserem Gedichte': ‚Während man sie doch als Nicht-Deutsche eher auf der Seite Etzels erwarten sollte,' ‚mußte der Verfasser des Biterolf, der in seinem Werke die politischen Verhältnisse seiner Zeit zum Ausdruck bringen wollte, die Böhmen auf die Seite der Feinde stellen, gegen die Ungarn, d. h. gegen die Mannen Etzels', denn ‚in den Fünfzigerjahren hat Böhmen fast ununterbrochen, besonders um den Besitz der Steiermark, mit Ungarn im Kriege gelegen'. ‚Noch deutlicher tritt dieses feindliche Verhältnis zwischen Böhmen und Ungarn in die Erscheinung, wenn der Dichter — — — den Böhmenkönig Witzlân gerade dem Bruder des Hunnenkönigs Etzel, Blödelin, zum Kampfe zuweist (V. 7634 f., 10.179 ff.).' Hieher stellt Rauff auch die Worte Witzlâns V. 6536 ff. ‚Aus der Beziehung auf die politische Lage erklärt sich auch die Stellung, die der Verfasser des Biterolf — — — den Böhmen gegenüber einnimmt: — — — er kennt sie gut — — — denn gerade in der Zeit der Herrschaft Ottokars in Österreich — — — sind Österreicher und auch Steiermärker häufig genug an der Seite der Böhmen ins Feld gezogen', aber er ist ihnen nicht wohlgesinnt (s. V. 10.008 f., 9996 f., 6545 ff.)[1]: — — —

[1]) Merkwürdigerweise liest v. Muth ‚eine gewisse Gewogenheit' und ‚Neigung für die Böhmen' aus dem Gedichte heraus (a. a. O. S. 185, 187), ‚insbesonders' aus V. 10 002 vil guote sturmære sint die helde ûz Bêheimlant. Das kann man doch auch von dem ärgsten Feinde zugeben, wenn es wahr ist.

im Grunde bestand ja eigentlich von Anfang an in den österreichischen Ländern eine Abneigung gegen die Herrschaft des Böhmenfürsten'. Auch diese ‚feindliche Stimmung der Österreicher und Steiermärker gegen den böhmisch-slawischen König Ottokar erlaubte unserem Dichter nicht, — — — die tschechischen Helden an der Seite der österreichischen Scharen ausziehen zu lassen — — — und so stellt er Witzlan und die Seinen, auch als Nichtdeutsche, lieber zu der Partei [Gunthers], bei der sich auch die Scharen von Meißen und Thüringen befinden', was wieder darauf führt, ‚daß König Ottokar mit den Fürsten von Meißen und Thüringen durch verwandtschaftliche oder freundschaftliche Bande eng verbunden war'. Auch gegen Etzel aber wahren die Vertreter der österreichischen Länder Wolfrat und Astolt (V. 1084 f., 7658 ff., 10.717 ff.) und am auffälligsten Biterolf, der eben erst von Etzel mit Steier beschenkt worden ist (V. 13.326 ff.), ihre Unabhängigkeit: ‚Wir haben auch hierin wieder eine Äußerung zu sehen. die aus der politischen Stimmung im Lande hervorgegangen ist. Die Österreicher und Steiermärker fühlen sich bedrückt von fremdem Regiment, sie sehnen sich nach ihren eigenen — — — Fürsten zurück, sie wollen sich bereiten, das Joch der drückenden Fremdherrschaft abzuschütteln.' Nun hatte Ottokar im Jahre 1251 in Österreich festen Fuß gefaßt und erhielt im Jahre 1254 auch einen Teil von Steiermark, der weitaus größere Teil dieses Herzogtums fiel damals an Ungarn, im Jahre 1260 eroberte er auch diesen, verlor aber im Jahre 1276 beide Länder an Rudolf von Habsburg. Auch diese Tatsachen lassen es Rauff ‚mit Bestimmtheit festlegen, daß die Entstehung unseres Gedichtes nicht vor das Jahr des ersten Preußenzuges Ottokars, also nicht vor 1254, fallen kann'. Indem also Rauff die früher ausgesprochene, aber, wie wir gesehen haben, nur durch die erfolglose Preußenfahrt des Jahres 1267 schwach gestützte Möglichkeit, der Biterolf sei ‚(nicht vor 1254 und jedenfalls nicht lange) nach 1268 verfaßt', auf Grund der anderen Betrachtungen aufgibt, gelangte er am Schlusse der Abhandlung zu dem Ergebnis, ‚daß ein Sänger aus den österreichischen Landen den Biterolf — — — nicht vor 1254 und nicht lange nachher verfaßt hat'.

Freilich ließe sich einwenden, daß König Wenzel I. von Böhmen, der in dem Gedichte als Witzlan erscheint, schon im Jahre 1253 gestorben ist, und dieser Einwand gäbe Anlaß zu Bedenken, wenn der Biterolf das Streben verriete, diesem Witzlan zu huldigen. Wir haben aber gesehen, daß so ziemlich das Gegenteil der Fall ist. Der Dichter erkennt zwar der Wahrheit gemäß an, daß die Böhmen trotz der Unkenntnis des Turnierbrauches vil guote sturmære sint (V. 10.002 f., vgl. V. 6530 ff., 8443 ff.), aber sie sind übele nâchgebûren (V. 10.008), an den Rüdiger guoten willen nie erwerben kunde in sînen tagen (V. 9996 f.). Als sich Witzlan beklagt: Etzele — — — wolde mich des twingen ie daz wir im wæren undertân , versetzt Rüdiger lachend (V. 6545 ff.: mich næme des untûre — — —, daz iuch ertwinge sîn gewalt. wir lâzen — — — an iuch noch unversuochet niht. daz man iuch sô ledic siht, daz swæret dicke mir den muot, als harte als ez den künec (= Etzel) tuot. Ich stimme Rauff zu, wenn er annimmt (a. a. O. S. 56), daß hier Rüdiger ‚trotz seiner Verbindung mit Etzel als Vertreter der Österreicher, nicht der Ungarn',

redet und zugleich auch des Dichters eigene Gesinnung gegen die Böhmen ausspricht. Der Name Witzlan aber sollte ebenso, wie ‚Etzel' den Beherrscher von Ungarn ohne Rücksicht auf den wirklichen Namen des eben dort herrschenden Königs bedeutet, einfach den König von Böhmen als solchen und als Tschechen bezeichnen. Dazu eignete sich der Name schon, seitdem im Jahre 935 Herzog Wenzel von Böhmen als Blutzeuge seines Glaubens an Christus von Mörderhand gefallen war: sein Leichnam, der im St. Veitsdome in Prag bestattet war, galt als kostbarer Schatz des Landes, er selbst als der berufene Fürsprecher Böhmens im Himmel, besonders nachdem er vom Papst Johann XIII. (965—972) war heilig gesprochen worden. Die 23jährige Regierung König Wenzel I. mochte auch dazu beitragen, daß man bei dem Namen Wenzel unwillkürlich an den Beherrscher Böhmens dachte, und diese Gedankenverbindung konnte sich auch zu Beginn der Regierungszeit seines Nachfolgers Ottokar II. fest erhalten. Jedenfalls war der slawische Name Witzlan geeigneter als der deutsche Name Ottokar, ja im Biterolf hätte dieser sogar eine mißliche Wirkung haben können, weil der Name Ottokar in dem Geschlechte der steirischen Traungauer vom Vater auf den Sohn überzugehen pflegte. Diese Tatsache war zwei Menschenalter, nachdem der letzte Traungauer Ottokar im Jahre 1192 gestorben war, gewiß noch nicht vergessen[1]). Die Wahl des Namens Witzlan, mit der sich dann die Erinnerung an seine aus der Zeitgeschichte gleichfalls bekannten Helden und Ratgeber, wie an seinen Halbbruder Poytân von Wuscherât usw. von selber verband, braucht uns also an dem Versuche, den Biterolf in die Zeit nach 1254 zu verlegen, nicht irre zu machen, zumal da wir in anderen, ähnlichen Fällen beobachten können, daß die Dichter zwar in ihren Anspielungen auf Menschen oder Verhältnisse ihrer Gegenwart verstanden zu werden wünschen, damit aber doch auch wieder nicht, wenn sie Geschmack besitzen, das grellste Tageslicht aufsuchen: in der vollen Helle der Wirklichkeit konnten Menschen der Gegenwart nicht mit Gestalten der Heldensage verkehren.

Die auf den ersten Blick vielleicht störende Erscheinung, daß auch von Vertretern Niederösterreichs, wie Astolt und Wolfrat dies sind, hervorgehoben wird, daß sie sich Etzel — also den Ungarn — gegenüber unabhängig verhalten, erklärt sich gleichfalls aus der Geschichte: Bela IV. erhielt zwar im Jahre 1254 nur die Steiermark und auch diese nicht unverkürzt, hatte aber auf das ganze babenbergische Erbe Ansprüche erhoben, war ‚im Sommer 1252 — — — verheerend in Österreich eingefallen und hatte eine Heirat der Babenbergerin Gertrud mit einem seiner Verwandten zustande gebracht, um so auf Ungarn deren [vermeintliche] Erbansprüche zu übertragen' (Rauff, a. a. O. S. 49). — Rüdigers Verhältnis zu Etzel war natürlich durch die ältere Sage gegeben.

[1]) Noch viel später beriefen sich nach der österreichischen Reimchronik die Steirer auf die Rechte, die ihnen der marcgrâve alt [d. h. ‚der vormalige', denn Ottokar starb kaum 30jährig am Aussatze] oder der wacker herzog Ottacker [Herzog war er im Jahre 1180 geworden] verliehen hatte, so im Jahre 1276 (V. 14.628 ff.), 1286 (V. 27.210 ff.), 1290 (V. 41.981 ff.), 1291 (V. 54.984 ff.), 1298 (V. 73.920 ff.).

Der Annahme, daß der Biterolf nicht lange nach 1254 entſtanden iſt, kann ich demnach nur zuſtimmen[1]).

Dies tut auch Golther (Literaturblatt für germ. und rom. Philologie, 29, S. 227): durch Rauffs Beweisführung ‚kommt Weinholds bisher kaum beachtete Anſicht, daß der Biterolf mindeſtens in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zu ſetzen ſei, zu Ehren'.

Auch Schönbach lehnt Rauffs Ergebniſſe nicht geradezu ab, ſagt aber in ſeiner Beſprechung (Mitteilungen des Inſtitutes für öſterr. Geſchichtsforſchung, Bd. 30, S. 186 ff.): ‚Eine Unterſuchung, ob hiſtoriſche Verhältniſſe auf die Geſtaltung der Vorgänge im Biterolf und Dietleip eingewirkt haben und inwieweit, muß viel umfaſſender und eindringlicher geführt werden, als hier geſchehen iſt, bevor ſich beſtimmte Ergebniſſe, Deutungen uſw. gewinnen laſſen. Keinesfalls wird man dabei von Sprache und Reimgebrauch des Gedichtes abſehen dürfen.'

Eine auf unſere Frage gerichtete Unterſuchung über dieſe iſt gewiß ſehr zu wünſchen. Aber bisher haben Sprache und Reimgebrauch auch für höheres Alter des Biterolf nicht entſchieden. Im Vergleiche zu der Anſicht, die ihn an den Anfang des 13. Jahrhunderts oder gar noch höher hinaufrückt, ſcheint mir die andere jedenfalls feſter begründet.

Zugunſten der letzteren ſprechen nun auch noch andere Erwägungen.

2. Spanien im Biterolf.

Jänicke ſagt (a. a. O. S. XXX): Biterolfs ‚Königreich Bergen muß eines der ſpaniſchen Reiche ſein, wenn mir auch der nähere Nachweis dafür nicht hat gelingen wollen.' Falls er ein Königreich dieſes Namens auf der pyrenäiſchen Halbinſel geſucht hat, war dieſer Nachweis wohl auch unmöglich. Das Richtige hat Richard von Muth erkannt (a. a. O. S. 185): ‚Biterolf iſt König von Bergen zu Tôlêt, der ſeit dem Ausgang des XI. Jahrhunderts in chriſtlichen Händen befindlichen Hauptſtadt von Neu-Caſtilien'. Allerdings fährt er fort: ‚Ob dem Dichter die Montañas de Toledo zwiſchen Tajo und Guadiana (Büſching, Erdbeſchreibung S. 189) bekannt waren und Veranlaſſung zur Benennung gaben, ſcheint höchſt zweifelhaft. Eher möchte — — — unſerem Dichter etwas über die merkwürdige Felſenlage der Stadt Toledo[2]) zu Ohren gekommen ſein. Doch ſcheint es mir wahrſcheinlich, zumal der Biterolf nur in der im Jahre 1517 vollendeten Ambraſer Handſchrift erhalten iſt, eine Korruption des Namens Burgen oder Bürgen (Burgos—Siebenbürgen) zu Bergen anzunehmen, was dann eine Verdeutſchung für Caſtella wäre. Es muß jedoch ausdrücklich bemerkt werden, daß auch in Dietrichs Flucht ein Ladiner von den Bergen vorkommt, V. 8645'. Die Vermutung, Burgen oder Bürgen ſei das Urſprüngliche, iſt geiſtreich, aber unnötig. Warum ſoll der Dichter nicht an die Montes de Toledo (wie ſie auf unſeren Karten meiſt

[1]) Ohne auf vorher ausgeſprochene Anſichten einzugehen, äußert ſich über die Zeit der Entſtehung des Biterolf H. Schneider (Zf. 58, S. 129): ſie fällt, ‚ich möchte doch annehmen, früher als 1250'.

[2]) Die Stadt lag ‚auf ſchroffem, von drei Seiten vom Tajo umfloſſenen Granitberge' (Lindner, Weltgeſchichte ſeit der Völkerwanderung II, S. 122).

heißen) gedacht haben? Seine Kenntnis von Spanien scheint mir überhaupt das geringschätzige Urteil Richard von Muths nicht zu verdienen. Haben es doch seine Angaben über die Wunderstadt Azzarîâ, den Wohnsitz des kunstreichen Schmiedes Mîme, Wilhelm Grimm ermöglicht, diesen ihm noch ‚unbekannten Ort' ‚südwärts [von Toledo] in Sierra Morena' zu suchen (D. H.-S.[3] 162), und Fr. W. Unger, ihn wirklich in dieser Gegend, ‚in der Nähe von Cordova' in dem 936 erbauten prächtigen Palast Azzahrá aufzufinden (Zs. 16, S. 111 f.). Daß dieser nicht, wie der Dichter des Biterolf berichtet, von Tôlêt zweinzec, sondern 30 mîle entfernt ist (ebda), ist eine Ungenauigkeit, wegen deren man mit dem österreichischen Erzähler des 13. Jahrhunderts wohl nicht ins Gericht gehen wird. Er wollte ja kein Lehrbuch der Geographie schreiben. Übrigens gelangt Richard v. Muth auch mit seiner Konjektur zu demselben Ergebnis: durch die Nennung von Toledo ist es unzweifelhaft gemacht, daß sich der Dichter Biterolf und Dietleib als Könige von Kastilien vorgestellt hat. Dazu, ihr Land Bergen zu nennen, kann ihn, außer der Tatsache, daß sich südlich von der Hauptstadt ein nach ihr benanntes Gebirge hinzieht, noch das Vorbild von Wirnts Wigalois[1]) angeregt haben: dort ist das unbekannte und wunderbare Land, in dem Gawans Sohn geboren wird und heranwächst, von Bergen beslozzen und die Bestimmungen für die berge (V. 676), vor den bergen (V. 1192), vor den hôhen bergen (V. 1205) wirken fast wie ein Eigenname.

Richard v. Muth, wie gesagt, behandelt die Angaben des Biterolf recht unfreundlich: ‚König von Spanien heißt nach der Tradition Walther; Biterolf ist König von Bergen zu Tôlêt.' Wenn diese Gegenüberstellung den Vorwurf enthalten soll, daß sich der Dichter damit selber widersprochen habe, so ist das ungerecht: der Biterolf weist Walther die Herrschaft über die Könige von Navarra und Aragonien zu, deren Länder eben auch in Spanien lagen, aber nicht mit Kastilien verbunden waren. Der ‚Tradition' der Heldensage zuliebe läßt er ihn zugleich über den König von Francrîche oder Kerlingen gebieten, weil Walther in anderen Dichtungen oder Sagen bald von Spanien, bald von Aquitanien, bald von Kerlingen heißt (vgl. Wilhelm Grimm, D. H.-S.[3] S. 106). Muth fährt fort: ‚Über den Umfang des Reiches, wie sich ihn der Verfasser dachte, wenn er überhaupt der Mühe wert hielt, sich eine klare Vorstellung zu bilden, läßt sich nichts Sicheres feststellen: daß Biterolf Herr von siben rîchen landen genannt wird, V. 4141 [auch V. 13.350 f.: swie daz der helt vil mære hete siben vürsten lant] ‚scheint ohne Belang.' Wenn man nicht von der Zeit vor 1200, sondern von der nach 1250 ausgeht, vielleicht doch nicht. Jedenfalls stellt sich der Dichter das Gebiet des Beherrschers von Toledo als ein großes Reich vor, das aus selber schon ansehnlichen Teilen bestehe. Das war es inzwischen in der Geschichte wirklich geworden: Im Jahre 1230 wurde Fernando III. von Kastilien auch König von León. ‚Mit Kastilien waren nunmehr León, Asturien, Galicien und das den Arabern abgenommene Estremadura vereinigt; es war somit der mächtigste unter den christlichen

[1]) Auf das Vorbild des Wigalois für das Epos hat schon Rauff, a. a. O. S. 20 f. hingewiesen.

Staaten der Halbinsel geworden. Die Kämpfe gegen die Araber wurden eifrig weiter geführt: Dem großen Siege — — — bei Jerez (1231) — — — folgte 5 Jahre später die Eroberung des Reiches Córdova und 12 Jahre später [1248] die von Sevilla. — — — Die Araber behaupteten sich [bis 1492] nur noch im Gebirgslande der Sierra Nevada, im Reiche Granada' (Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters, S. 56. f.). Von Fernandos Nachfolger Alfonso X. heißt es in einer Urkunde vom Jahre 1258: ‚In Dei nomine notum sit universis, quod nos Guido, Comes Flandriae, accipimus hodie et ab hac hora in antea vos Gloriosissimum dominum Alphonsum Dei gratia Romanorum regem semper Augustum. Castiliae, Toledi, Legionis, Galiciae, Siciliae, Cordubae, Murciae, Guiennii et Algarvii regem, in nostrum verum et legitimum dominum' (Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte III b, S. 213—215). Rechnet man von diesen zehn Reichen die drei ab, die nicht in Spanien liegen — Deutschland, Sizilien und Guyenne — so bleiben sieben[1]). Also auch die Siebenzahl des Biterolf ist nicht aus der Luft gegriffen. Die Vorstellungen unseres Dichters über die staatlichen und örtlichen Verhältnisse der Iberischen Halbinsel sind also klar und richtig: er kennt zwei an Frankreich stoßende Reiche: Aragonien — mit diesem war seit 1137 Katalonien vereinigt, Valencia war 1233—1253 von den Aragoniern erobert worden — und Navarra, dann die Länder, die der König von Kastilien beherrscht. Diese alle sind christlich im Gegensatze zu seinem Arâbî. Portugal zu nennen hatte er keinen Anlaß und keine Verpflichtung. Er weiß, daß Toledo Hauptstadt eines großen christlichen Reiches ist, daß es ‚Berge von Toledo' gibt, vielleicht, daß Toledo selber durch seine Lage auf einem steilen Berge ausgezeichnet ist, daß unweit von dieser Stadt der Palast Azzarîâ erbaut ist und daß in der Gegend treffliche Stahlwaren, besonders Waffen, geschmiedet werden. Das sind doch Kenntnisse, die für einen Deutschen des 13. Jahrhunderts immerhin ins Gewicht fallen.

Woher kann er nun diese Kenntnisse erlangt haben? Muth meint, ‚auf demselben Wege wie dem Verfasser der Einleitung die Wunderstadt Azzarîâ — — — möchte unserem Dichter etwas über die merkwürdige Felsenlage der Stadt Toledo zu Ohren gekommen sein' und beruft sich damit auf Unger, der seine Meinung dahin kundgibt: ‚Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Auffassung im Biterolf durch den Verkehr der nordischen Vikinge mit Arabern entstanden ist. Sie kannten einerseits die berühmten Klingen von Toledo und anderseits den vielbesungenen Palast Azzahrá mit seinen Zaubergärten. So konnte Toledo nicht unerwähnt bleiben, aber Mime wohnte doch besser an dem glänzenden Lieblingssitze des Kalifen [Abderrahman III.].' Er schließt aus der Tatsache, daß Azzahrá 936 erbaut wurde, die Vorstellung, daß Mime dort wohne, könne nicht älter sein als aus dem 10. Jahrhundert. Ich glaube, sie ist nicht älter als

[1]) Die Stelle bei Schirrmacher, ‚Geschichte von Spanien' IV. Bd, S. 461, Anm. 2 ist mir bekannt. Es kommt uns jedoch hier nicht so sehr darauf an, welche und wie viele ‚Titulaturen' Alfons X. sich selber beilegte, als darauf, welche und wie viele damals bei den Deutschen bekannt waren. Und das scheint mir aus der angeführten Urkunde hervorzugehen. Mehr als der Graf von Flandern braucht der Dichter des Biterolf hievon auch nicht gewußt zu haben.

der Biterolf. Und nicht, weil der Dichter unterbringen wollte, daß die berühmten Klingen aus der Gegend von Azzahrá stammen, ‚konnte Toledo nicht unerwähnt bleiben', sondern umgekehrt, weil er sich Biterolf als König von Kastilien dachte, nennt er Toledo als seine Hauptstadt und in dem Bestreben, ihn als solchen möglichst zu verherrlichen, hebt er hervor was er Rühmenswertes sonst noch von der Stadt und ihrer Umgebung weiß, und drückt das in der Sprache der Heldensage aus. Um seine Kenntnis zu erklären, brauchen wir auch nicht auf den Verkehr von nordischen Vikingen mit Arabern zurückzugreifen. Im Jahre 1212 ‚wandte sich Leopold VI. [Herzog von Österreich und Steiermark], um seine Kampflust zu befriedigen [von Südfrankreich aus], gegen die Ungläubigen in Spanien, wo er bis Calatrava vordrang' (Vancsa, Geschichte von Ober- und Niederösterreich I, S. 413). Das genannte feste Schloß lag in der Provinz Ciudad Real, die im Norden an die Provinz Toledo angrenzt, nordöstlich von Córdoba, und von diesem Kriegszuge her mochte sich manche Kunde über Spanien in den österreichischen Landen erhalten haben. Gewiß haben dort auch der glänzende Sieg der Christen bei Jerez (1231) und die Eroberung von Córdoba, Murcia und Sevilla, Ereignisse der Jahre 1236 – 1248, starken Widerhall gefunden.

Da uns schon andere Erwägungen bestimmt haben, die Entstehung des Biterolf zwischen den Jahren 1254 und 1260 anzusetzen, darf hier eine in dieselbe Zeit fallende Begebenheit nicht außer acht gelassen werden, die ganz besonders geeignet war, die Blicke der Deutschen wieder auf Spanien zu lenken, ja in vielen die berechtigte Erwartung zu erwecken, der König von Kastilien werde, wie es der Biterolf erzählt, selber nach Deutschland kommen — was allerdings nicht geschehen ist — und vielleicht auch hier seinen Wohnsitz nehmen. Am 1. April des Jahres 1257 wurde nämlich Alfons X. von Kastilien mit den Stimmen von Trier, Brandenburg, Sachsen und Böhmen, dessen König Ottokar II. allerdings von Anfang an eine zweideutige Rolle spielte und im Jahre 1262 offen auf die Seite Richards von Cornwallis trat, in Frankfurt zum deutschen Könige gewählt[1]). Ich lasse das, was für unsere Zwecke von Belang ist, aus Bussons Büchlein folgen: ‚Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königtum Alfons X. von Castilien' (Münster 1866)[2]): Einen besonderen Aufschwung hatten [unter den christlichen Reichen der pyrenäischen Halbinsel] die vereinigten Reiche Kastilien und Leon genommen unter der Regierung Ferdinands III. Diesem war 1252 sein Sohn Alfons gefolgt, ein junger Mann von 32 Jahren, von hohen Plänen erfüllt, nicht ohne bedeutendere Anlagen des Geistes [‚ein gefeierter Held seines Landes' nach Lamprechts Deutscher Geschichte[3] III, S. 302], der jetzt [nachdem Graf Wilhelm von Holland, der deutsche König, am 28. Januar 1256 auf einer

[1]) Am 13. Januar desselben Jahres war von Köln, Mainz und der Rheinpfalz Richard von Cornwallis gewählt worden.

[2]) Vgl. hiezu an späteren Darstellungen Schirrmacher, ‚Geschichte von Spanien' (in der ‚Geschichte der europ. Staaten' hrsg. von Heeren u. a.), IV. Bd., S. 442—482, ferner Aufsätze in den ‚Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung', VI, S. 94—104 (Fanta), IX, S. 226—240 (Scheffer-Boichorst), XVI, S. 659—662 (Redlich), XIX, S. 75—91 (Otto). Auch nach diesen Ausführungen bleiben die oben herangezogenen Darlegungen Bussons aufrecht.

Heerfahrt gegen die Friesen erschlagen worden war] neben Richard als Bewerber um die Krone Deutschlands in die Schranken trat.' Allerdings, ‚ungleich spärlicher wie über seines Gegners Bemühungen fließen unsere Nachrichten über Alfons Bestrebungen in Deutschland. Alfons X. war mütterlicherseits ein Enkel des edlen Königs Philipp, eine Verwandtschaft, die auf die Kandidatur des spanischen Königs bedeutenden Einfluß ausübte. Das Gefühl derselben war im kastilischen Königshause sehr lebendig; Alfons' jüngerer Bruder, Friedrich genannt nach seinem Urgroßvater, dem Rotbart, hatte von seiner Mutter, der Staufin Beatrix, ererbte Rechte auf das Herzogtum Schwaben geltend gemacht und war zu ihrer Vertretung selbst nach Italien zu Friedrich II. und dem Papst gekommen. Ähnliche Ansprüche erhob gleich nach Konrads IV. Tode [dieser starb am 21. Mai 1254] Alfons selbst bei Alexander IV. und erlangte wenigstens, daß derselbe am 3. Februar 1255 brieflich die Großen Schwabens aufforderte, dem König bei Verfolgung seiner Ansprüche mit Rat und Tat beizustehen. Wenn diese Angelegenheit auch weiter keinen Erfolg hatte, für uns ist sie wichtig, insofern sie zeigt, daß der junge König von Kastilien sich schon länger mit größeren Plänen trug, diese aber zum Teil mit seiner Verwandtschaft mit dem schwäbischen Kaiserhause zusammenhingen [— und für uns von Bedeutung auch deshalb, weil schon durch sie die Aufmerksamkeit für ihn in Deutschland muß erweckt worden sein —]; ‚diese Pläne nahm Alfons jetzt in größerem Umfange wieder auf' (a. a. O. S. 18 f.) — zunächst in Italien und in der Provence. ‚Was ihm von Wert war an den neuen Beziehungen, nahm er sich vorweg; schon im März 1256 ließ er sich von den Pisanern in römisch-rechtlichen Formen zum Kaiser wählen' (Lamprecht, a. a. O. S. 303). ‚Wann Alfons in Deutschland für seine Wahl zu agitieren begann, wird uns nicht berichtet; vermuten kann man, daß hier die Unterhandlungen bereits vor der Wahl durch Marseille [im September 1256] begonnen haben' (Busson, a. a. O. S. 30). ‚Der eifrigste von Alfons Anhängern unter den Wahlfürsten, der Leiter seiner Erhebung, der selbst den Kampf für den König nicht scheute', war der ‚Erzbischof Arnold von Trier' (ebda. S. 70). ‚Die von Spanien aufgewendeten Mittel glichen den englischen aufs Haar und die Maravedis in gehöriger Menge geboten wurden in Deutschland ebensogern gesehen, wie die englischen Münzen. 20.000 Mark, behauptet ein Engländer, seien von seiten Triers für Alfons je für eine Wahlstimme geboten worden' (ebda. S. 32). Nach der Wahl ‚schickten Alfons' Anhänger Boten nach Spanien, um des Königs Einwilligung in die Wahl einzuholen. Als Mitglieder dieser Gesandtschaft vermögen wir urkundlich in Spanien nachzuweisen den erwählten Bischof von Speier und den Probst von St. Guido daselbst, Konrad von Steinach. Als weitere Teilnehmer an der Reise kennt eine spätere Lokalquelle den Bischof von Konstanz und den Abt von St. Gallen[1]). Zu Burgos entledigten sich die Abgesandten ihres Auftrages. Daß Alfons mit Freuden annahm, bedarf nach seinen Bemühungen um das nun glücklich erreichte Ziel für uns keiner

[1]) Eine Bestätigung dieser Angabe bringt O. Redlich in den ‚Mitteil. des Inst. f. österr. Gesch.-Forschung XVI, S. 659 ff. und erweist ‚als Mitglied dieser Gesandtschaft' auch noch den Grafen Gerlach von Veldenz.

Erwähnung' (ebda. S. 37 f.). Die Doppelwahl des Jahres 1257 war für Deutschland weder ein ruhmvolles noch ein glückliches Ereignis. In diesem Urteil stimmen die Geschichtsschreiber überein. Sie müssen auch abfällig besprechen, was Alfons für Deutschland getan und noch mehr, was er nicht getan hat. Für uns aber kommt es hier darauf an, nicht nachträglich seine Tätigkeit und ihre Wirkung zu bewerten, sondern zu erfahren, welche Hoffnungen er erregte und welche Stimmung vor und kurz nach seiner Wahl in Deutschland geherrscht hat. Jedenfalls wurde er ernst genommen[1]) und seine ersten Regierungshandlungen zeigen, daß es auch ihm ernst mit der Sache war, wenn er auch die deutschen Verhältnisse nicht richtig zu verstehen vermochte[2]) und durch die Umstände seines Erbreiches an eigenem Eingreifen verhindert wurde. Er ‚nahm in der ersten Zeit nach seiner Erhebung den Kampf gegen seinen Gegner und dessen Anhänger in Aussicht, wenigstens sprach er diese Absicht mehrfach aus in Gunstbriefen, deren er eine Anzahl uns noch erhaltener an seine deutschen Anhänger erließ. Nächst den Wählern, für die — — — keine Urkunden Alfons' sich erhalten haben, durfte der Erwählte Heinrich von Speier nicht unbelohnt bleiben, der als Führer der deutschen Gesandtschaft die weite Reise nach Spanien nicht gescheut hatte, um Alfons die Freudenbotschaft aus Deutschland zu überbringen. Alfons beließ dem Bischof die Kanzlerwürde — — — und bestätigte ihm — — — die durch seinen Ahnen und Vorgänger König Philipp geschehenen Verpfändungen. — — — Heinrich, Herzog von Brabant, — — — wurde — — — mit der Verteidigung der Länder von Brabant bis zum Rhein, von den Grenzen Triers durch ganz Westfalen betraut und bekam, als er im folgenden Jahr eine neue Gesandtschaft nach Spanien schickte, zu jenem Ehrenposten die urkundliche Zusicherung von 2000 Pfund Tournosen und noch weiterer Zahlung, wenn der Krieg, den er gegen des Königs Widersacher Richard unternehmen soll, mehr Unkosten verursacht. — — In Person erschien 1258 der Herzog Friedrich von Lothringen vor Alfons in Toledo und empfing von demselben für verschiedene Besitzungen und Ämter — — — die Belehnung — — —. Gegen Zusicherung eines Jahrgeldes von 1000 Mark ließ sich der Herzog dann noch bereit finden, — — — auch noch nach kastilischem Recht sein Vasall zu werden. — — — Die Anerkennung und Huldigung des Grafen Guido von Flandern gewann König Alfons für die Summe von 500 Mark jährlich. — — — Noch manche andere ähnliche Verbriefungen mag er verliehen haben, doch erhalten sind uns nur die besprochenen' (ebda. S. 66 ff.). Auf derartige Herrscherhandlungen des Königs hat sich später (1267) ein kastilischer Gesandter vor Papst Klemens IV. berufen: ‚Item quod [Alfonsus] multorum principum, nobilium, civitatum et aliarum terrarum imperii iuramenta fidelitatis et possessionem eorum recepit per nuntios, officiales et vicarios suos, quos consulte per diversos partes Theotonie et alias ordinavit et misit. Item quod multos principes, nobiles et magnates Alamannie ad eum tamquam ad dominum suum devote in Yspaniam veni-

[1]) ‚Seine Anhänger in Deutschland erwarteten große Dinge von ihm.' (Schirrmacher, a. a. O. S. 482.)

[2]) Vgl. übrigens hiezu Schirrmacher, a. a. O. S. 465.

entes cum vexillis et aliis sollempnitatibus iuxta morem imperii observandis de feudis, honoribus et iurisdictionibus, que ab imperio tenent sollempniter investivit et recepit ab eis fidelitatis debite iuramenta' (veröffentlicht von A. Fanta in den ‚Mitteil. des Instit. f. österr. Gesch.-Forschung', VI, S. 101).

Da Richard v. Muth eine gewisse Vertrautheit unseres Dichters mit Worms und seiner Umgebung nachgewiesen hat, die vielleicht auf irgend welche persönliche Beziehungen schließen läßt, merke ich an, was Böhmer in den Regesta imperii V, S. 1736 unter dem 16. Januar 1258 anführt: ‚Die Städte Worms und Speier verpflichten sich, an dem erwählten Könige Alfons festzuhalten, wenn dieser wirklich, wie er geschworen hat, des Reiches sich annehmen will; im entgegengesetzten Falle aber hinsichtlich der Anerkennung eines anderen Königs gemeinschaftlich handeln zu wollen.'

In Österreich mußte die Doppelwahl nicht nur aus allgemeinen Gründen Aufmerksamkeit erregen, sondern besonders noch wegen der eigentümlichen Haltung des Böhmenkönigs Ottokar, der in Österreich Landesherr war. ‚Ottokar war trotz der, wie wir vermuteten [S. 13], aufgewandten persönlichen Bemühungen Konrads von Köln[1]) kein festes Übereinkommen mit der englischen Partei eingegangen, vielmehr ließen andere Angaben [S. 31] vermuten, daß er eher die Bemühungen seines Vetters[2]) Alfons mit günstigen Augen ansah; die Anwesenheit seiner Gesandten bei Arnold von Trier[3]) in Frankfurt spricht für diese Angabe. In der elften Stunde scheint der König eine Schwenkung gemacht zu haben. Der am 13. Januar vollzogenen Wahl Richards traten nämlich die böhmischen Machtboten bei, einige Tage nachher. — — — Da nun trotz all dem die Boten der Böhmen am Wahltage selbst sich zu den Anhängern Kastiliens hielten, Arnold von Trier sich ungeachtet der kundgegebenen Zustimmung Ottokars zu Richards Wahl später bei Alfons' Erwählung auf Böhmens Stimme mit berief, ohne bei Ottokar, der sich noch jahrelang nachher von den Päpsten mehrfach, ohne sich zu verteidigen, den Vorwurf machen ließ, er habe beiden Kandidaten nacheinander seine Stimme gegeben, Widerspruch zu finden, so muß man in der Tat dem Gedanken Raum geben, Ottokar habe mit voller Überlegung diese trügerische Rolle gespielt um einen Zwiespalt in Deutschland zu nähren, der seinen eigenen ehrgeizigen Plänen die größte Hoffnung auf Erfolg ließ' (Busson, a. a. O. S. 35 f.)[4]).

Wenn aber Ottokar die Fortdauer des inneren Zwiespaltes in Deutschland vorteilhaft erschien, so empfanden die mit der Fremdherrschaft der

[1]) Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln, trat entschieden für die Wahl Richards ein, s. Busson, a. a. O. S. 13, 31 u. ö.

[2]) Alfons und Ottokar waren — wie der Herzog von Brabant — ‚Tochterenkel Philipps von Schwaben' (Busson, a. a. O. S 31).

[3]) Dieser stand, wie oben berichtet, an der Spitze der Anhänger Alfonsens (Busson, a. a. O. S. 70).

[4]) So urteilt auch Adolf Bachmann (Geschichte Böhmens, I. Bd., S. 562): Selbst deutscher König zu werden, oder doch die deutsche Krone auf ein Haupt zu setzen, das nicht stark genug war, sie zu tragen, ward nun der Angelpunkt seiner [= Ottokars] deutschen Politik. Sie verrät sich gleich in der merkwürdigen Doppelrolle, die der König gleich nach dem Tode König Wilhelms (1256) und bei der Neuwahl eines römischen Königs spielte.'

Böhmen und Ungarn unzufriedenen Österreicher und Steirer gewiß anders. Diese wünschten, ihre Länder wieder frei zu sehen, und konnten ihre Hoffnungen bei der Lage der Dinge und bei der gerade damals gewaltigen Machtstellung Ottokars nur auf einen deutschen König setzen.

Als solcher kam nun gewiß Alfons von Kastilien in Betracht. Die Kunde von dem Reichtum und der Freigebigkeit des Spaniers ist sicherlich auch zu den adeligen Herren Österreichs und Steiermarks gedrungen und wird auch einen berufsmäßigen Dichter[1]), wie es der Verfasser des Biterolf ohne Zweifel war, nicht kalt gelassen haben. Tatsache ist, daß er seinen Dietleib, der ja seinem Gedichte zufolge wie sein Vater König von Kastilien ist, mit einem Kaiser, mit dem römischen König vergleicht: V. 2810 ff. sîn gespenge ist sô lobelîch daz in [= den helm] ein edel keiser rîch mit grôzen êren möhte tragen. V. 2824 ff. und wære rœmisch künec sô gar gewâlent unz ûf sîn reht, ez lobte in ritter unde kneht. V. 9808 ff. ob Dietleip — — — rœmisch künec wære, sô möhte der helt mære niht füeren schœner ritterschaft. Erfüllt hat freilich Alfons die Erwartungen seiner Wähler und übrigen Anhänger nicht: ‚Er selbst erschien trotz seiner wiederholten Versprechungen weder in Deutschland, noch scheint er seinen pekuniären Verpflichtungen gegen seine Anhänger genügend nachgekommen zu sein. So sank denn auch das Ansehen Alfons' in Deutschland so rasch, obwohl sein Anhang anfangs ja keineswegs unbedeutend war. Die aus Alfons' unklarer Anschauung der Verhältnisse erklärliche Vernachlässigung Deutschlands, das Versäumnis, im Hauptlande des Kaisertums persönlich zu erscheinen, um seinen Anhang zu ernster Verteidigung seiner Ansprüche um sich zu scharen, das sich durch bloße leere Drohungen gegen Richard nicht ersetzen ließ, waren schuld daran, daß Alfons gar bald nach seiner Wahl in Deutschland gänzlich vergessen war. Die gleichzeitigen Geschichtsschreiber nennen kaum mehr seinen Namen[2]). — — — Die Stadt Worms erkannte trotz des mit Speier zu Alfons' Gunsten geschlossenen Bundes schon am 24. Juni 1258 Richard an; nicht viel später trat der Bischof von Speier von Alfons zur englischen Partei über. Dem Beispiele ihres Bischofs folgte dann auch die Stadt Speier. — — — Auch in Brabant fand nach dem 1260 erfolgten Tode des Herzogs Heinrich das englische Interesse Eingang statt des kastilischen. — — — Der eifrigste von Alfons' Anhängern unter den Wahlfürsten, — — — Erzbischof Arnold von Trier, starb bereits im November 1259' (Busson, a. a. O. S. 68 ff.).

---

[1]) Die Doppelwahl des Jahres 1257 scheint ja auch die Anregung zu dem ‚Turnier von Nantes' gegeben zu haben.

[2]) Diesen nennt auch der spätere Verfasser der österreichischen Reimchronik nicht. Er nennt Alfons irrtümlich den grâven von Castel und macht ihn zu einem Bruder des Königs von Yspani, weiß aber doch von ihm zu berichten: des liunt was sô hel an guote und an êren (V. 12 267 f) und sein Bruder sagt zu ihm V. 12.282 ff.: nû waz schat uns daz, daz wirs [die Anhänger seiner Wahl in Deutschland] mit unserm guot machen wol gemuot? wir sîn wol só rîch daz wir ez sicherlich mugen wol volenden. Danach handeln sie dann: sie begunten senden ieglichem wol vier tûsent marc. Also hat sich doch noch bis in diese Zeit der Ruf von dem Reichtum und der mille des spanischen Fürsten, als dessen Hauptland richtig Kastilien erscheint, in Österreich und Steiermark behauptet.

Nicht über diese Zeit hinaus also kann der Glanz der Gestalt dieses Königs von Kastilien einen deutschen Dichter geblendet haben. Das aber stimmt wieder zu unseren bisherigen Annahmen über die Entstehung des Biterolf zwischen den Jahren 1254 und 1260.

Leicht zu erklären ist das offen zutage liegende Bestreben des Dichters, Biterolf und Dietleib mit den Vertretern Österreichs in seinem Werke eng verbunden erscheinen zu lassen.

‚Am 17. August 1186 war auf dem Georgenberge bei Enns der wichtige Erbvertrag zustande gekommen, wodurch Herzog Ottokar [von Steiermark] den Herzog Leopold von Österreich und dessen ältesten Sohn Friedrich und in weiterer Folge immer denjenigen Nachkommen, der Österreich innehaben würde, zu Erben von Land, Ministerialen und Rittern einsetzte' (Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, S. 366). Vom Jahre 1192 bis 1246 standen tatsächlich beide Länder unter der Herrschaft der Babenberger, 1254 fielen ansehnliche Teile der Steiermark, der Traungau und das Gebiet um Wiener-Neustadt, an Ottokar von Böhmen, der Österreich schon besaß, auch in dem damals von Ungarn erworbenen größeren Teile von Steier begann sich bald das Streben nach Wiedervereinigung mit den beim Deutschen Reiche verbliebenen Landen zu regen.

Wie also geschichtlich Österreich und Steiermark zusammengehörten, so macht der Dichter auch ihre Vertreter — dort Rüdiger, hier Dietleib und seinen Vater — zu Verwandten und Freunden.

In den Nibelungen sagt Rüdiger: wir sîn ellende, ich und mîn wîp Str. 1676, V. 3, er nennt sich und die Seinen vil ellende Str. 2144, V. 4. 2164, V. 4 und Hildebrand hebt es auch hervor Str. 2263, V. 1. Aber wo er war, ehe er in Etzels Dienste getreten ist, erfahren wir nicht. Der Dichter des Biterolf erfindet ihm nun eine Heimat: Biterolf erkundigt sich bei Walther, waz im hiet der künic [Etzel] gegeben wider Arâbî daz lant[1]) V. 750 f. Dort ‚hat Rüdiger den Biterolf gesehen' (W. Grimm D. H.-S.[3] S. 109) V. 4105 ff. vor den zîten dicke in herten strîten ze Arâbî in dem lande. Dort haben seine Helden turnieren gesehen und gelernt V. 8956 f.[2]). Weil also Biterolf in Spanien daheim ist, stammt nun auch Rüdiger aus diesem Lande. Denn daß unter Arâbî hier das arabische Spanien gemeint ist, hat Jänicke ohne Zweifel mit Recht angenommen (S. XXX, vgl. D. H.-S.[3] S. 460 zu S. 109, 20). Daß ein christlicher Held aus ‚Heidenlanden' stammt, ist allerdings auffallend, aber unerhört ist derlei in der deutschen Dichtung nicht. Auch von Treue, Waffenbrüderschaft und Lebensgemeinschaft zwischen Christen und Heiden

[1]) Das heißt natürlich: ‚als Ersatz für Arabien'. Morgan (Beitr. zur Gesch. der deutschen Spr. 37, S. 326 ff) faßt nämlich seltsamerweise wider in feindlichem Sinne (= lat. contra).

[2]) Auch diese Annahme ist nicht ohne geschichtliche Begründung: ‚Wenn die abendländischen Ritter im heiligen Lande ein Turnier veranstalteten, kam es vor, daß muslimische Ritter sich in der Nähe zeigten und endlich eingeladen wurden mitzuturnieren. Gemeinsames Turnieren ist Beweis genug, daß Ausrüstung, Fechtweise und Kampfgebräuche auf beiden Seiten sehr ähnlich waren. Die Kreuzzugserzählungen bieten noch manche Züge, die bei allem Glaubens- und Rassenhaß doch eine gewisse Gleichartigkeit der Standesanschauung zwischen den christlichen und muslimischen Rittern bezeugen' (Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, 3. Teil, S. 220).

wird in der Heldensage und in Artusepen manches erzählt: Etzel ist Heide, aber seine Frau Christin, christliche Helden und Frauen dienen beiden, an ihrem Hofe wird Messe gesungen. Des Kaisers Ortnit ‚mächtigster Vasall und ihm besonders lieb und zugetan' ist der Sarazene Zacharis von Cecilje. Er selbst holt sich ein Weib aus Heidenlanden. Gahmuret von Anjou heiratet eine Mohrenkönigin, ihr Sohn gelangt in die Gralburg und ‚läßt sich aus Liebe zu einer Christin taufen', sein Vater ist in den Diensten des heidnischen bâruc gefallen. Willehalm von Orange entführt die Heidin Arabele, die vorher z Arâbîe und in Arâbî unter Krone gegangen war, und sie wird überzeugte Christin und seine treue Gattin, ihr Bruder Rennewart, ein Heide, liebt das Töchterlein des französischen Königs und zeichnet sich im Heere der Christen aus, Wigalois ist der Sohn der Florie von Syrie. Geschichtliche Vorbilder sind für einiges Derartige nachgewiesen, so aus der Zeit der Kreuzzüge für den Ortnit (s. Amelung, Ausg. S. XXV, Elard Hugo Meyer, Zs. 38, S. 79 ff.; über Verhandlungen wegen einer Heirat zwischen Saladins Bruder Malek al-Adel und Johanna, der Schwester des Königs Richard Löwenherz, s. denselben, Zs. 37, S. 348 f.). Besonders aber ‚in Spanien hatten die Christen und Heiden sich gegenseitig ertragen, ja schätzen und achten gelernt, — — — Rittertum und Frauendienst herrschen [demnach in Wolframs Parzival] im Orient wie im Occident und der ritterliche Herrendienst verbindet die Religionen' (Scherer). ‚Die hohen Herren [Kastiliens] zogen nach Belieben fremden Fürsten, selbst maurischen zu Hilfe' (Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung II, S. 121). ‚Ungläubige Fürsten suchten und fanden Zuflucht bei den Christen, Christen schlossen Bündnisse mit Glaubensfeinden und nicht selten fochten in den Fehden der Muhamedaner Christen auf beiden Seiten gegen einander' (ebenda S. 137). Der verbannte Cid[1]) diente den maurischen Königen von Saragossa in ihren Fehden gegen Christen und Muhamedaner und machte sich durch Eroberung des maurischen Valencia selbständig, der vertriebene Emir von Toledo, Kadir, suchte Zuflucht bei den Kastilianern (ebenda S. 122): die Folge war die Eroberung dieser Stadt durch Alfons VI. im Jahre 1085, der selber 1068 dorthin zu den Mauren geflohen war, und noch Alfons X. von Kastilien, im Jahre 1282 von seinem Sohne Sancho der Krone beraubt, suchte Hilfe bei den Muhamedanern. Granada, der letzte Rest mauriscer Herrschaft auf der Halbinsel, war übrigens im Jahre 1246 tributpflichtiger Vasallenstaat Kastiliens geworden (Lindner, a. a. O. S. 125).

Aus dem Gedankenkreise seiner Zeit hat sich also der Dichter mit der Annahme einer arabischen Heimat des Markgrafen nicht entfernt. Aber aus älterer Sage stammt sie nicht und ist auch in der Dichtung der Heldensage vereinsamt geblieben[2]).

Schon Wilhelm Grimm hat die ‚geographischen Kenntnisse' des

[1]) Morgan (a. a. O.) glaubt in dem Cid sogar das Vorbild für die ganze Gestalt Rüdigers von Bechelaren gefunden zu haben.

[2]) Boer (Die Sagen von Ermanarich und Dietrich von Bern, S. 214) versieht die Angabe des Biterolf, daß Rüdiger ‚früher in Arabien regiert und dort mit Biterolf gekämpft hat', mit einem nb! Auffallend ist sie ja in der Tat. Eine Erklärung wird hier versucht.

Dichters des Biterolf erörtert D. H.-S.[3] S. 137 f. und schließt ab: ‚Endlich bemerke ich noch, daß der Dichter Lorbeerbaum (3155. 9932) und Palme (225) kennt. Ich würde dies alles hier nicht berührt haben, wenn wir nicht dadurch auf die Heimat des Dichters könnten geleitet werden, über welche etwas zu erfahren gerade hier wichtig wäre.'

Auf die Heimat des Dichters erlaubt, glaube ich, Kenntnis der lôrboumes und der palme keinen Schluß. Aber in unserem Zusammenhange ist die Sache vielleicht doch beachtenswert.

Wichtiger scheint mir etwas anderes.

Ein Schwert Biterolfs heißt Schrit (V. 123), Dietleibs Roß hat den Namen Belche (V. 2275. 2687, 11972). Beide Namen sind meines Wissens bisher nicht erklärt.

Nun belehrt mich Herr Privatdozent Dr. David Herzog, dem wir schon die Erkenntnis arabischer Worte in einem vermeintlichen Kauderwelsch eines Gedichtes der deutschen Heldensage zu verdanken haben (Zs. 53, S. 197 f.): ‚Arabisch śárit[1]) heißt ‚scharf' und wird vom Schwert gesagt, arabisch belq bedeutet ‚(weiß und schwarz) gescheckt sein' und auch geradezu ‚gescheckes Pferd, Scheck'.

Wir haben ferner oben gehört, daß der Dichter des Biterolf aus dem arabischen Namen Azzahrá Azzarîâ gemacht hat. Auch das wird nun verständlich. ‚Azzahrá' bedeutet ‚die Blühende' und war der Name der Sklavin, der zu Liebe und zu Ehren Abderrahman III. jenen herrlichen Palast erbaut hatte (Unger, a. a. O.). Diese Bedeutung konnte unser Dichter nicht brauchen, da er den Ort nennen wollte, in dem ein berühmtes Schwert geschmiedet worden sei. Nun heißt, wie mir ebenfalls Herr Dr. Herzog freundlich mitteilt, arabisch ᶜazr ‚einem helfen, beistehn, einen unterstützen, einen preisen, ehren', arabisch ᶜazrî heißt ‚meine Hilfe'. Unter diesen Umständen gibt es doch gewiß zu denken, was der Verfasser des Biterolf in V. 15 ff. von jenem Schwerte rühmt: Er [Biterolf] hete ein swert, daz was guot, daz im den sin und den muot vil dicke tiurte sêre. sîn lop und ouch sîn êre, der half daz wâren alle zît: er kam in neheinen strît, ez engestüende im ie alsô daz sîn der recke wære frô.

Der Dichter hat also den von ihm gewählten Namen des Entstehungsortes, der nicht eine Entstellung, sondern eine sinnvolle Umänderung des geschichtlichen Namens Azzahrá ist, nach seiner mehrfachen Bedeutung geradezu ins Mhd. übersetzt.

Diese Wahrnehmungen legen doch wohl die Annahme nahe, daß der Verfasser des Biterolf selbst Arabisch verstanden hat. Wenn es einem Dichter darum zu tun war, einem Roß und einem Schwert einen arabischen Namen zu geben, so konnte er ja allerdings jemand anderen, der diese Sprache beherrschte, fragen: Wie heißt arabisch ‚Scheck'? Wie heißt ‚scharf'? Er konnte auch, wenn er den Namen Azzahrá hörte, fragen: Bedeutet dieser Name etwas? Kann man ihn ins Deutsche übersetzen? Aber auf die Umwandlung von Azzahrá in Azzarîâ, das ganz ähnlich klingt, aber eine ganz andere und für den Ursprungsort eines Schwertes als

[1]) In der Aussprache ungefähr wie ‚scharit', das a wird kaum gehört, der Ton liegt auf dem i.

Name viel passendere Bedeutung hat, kann doch wohl nur jemand verfallen sein, der selber Arabisch konnte.

Wenn nun aber der Dichter des Biterolf diese seine Kenntnis in seinem Gedichte mehrmals verwertete, so hat er dabei gewiß auf Verständnis bei einem oder dem anderen seiner Zuhörer gerechnet.

Jedenfalls scheint mir die Sache mit der Art, wie er in seinem Werke überhaupt Spanien, und zwar auch das arabische Spanien behandelt, zusammenzuhängen und ebenfalls darauf hinzuweisen, daß er ein besonderes, in geschichtlichen Verhältnissen der Entstehungszeit des Biterolf begründetes Interesse an Spanien hatte und in seinem Kreise voraussetzte.

Für die Ansicht, die Weinhold und dann mit engerer Begrenzung der Zeit und neuen Gründen W. Rauff ausgesprochen haben, daß der Biterolf zwischen den Jahren 1254 und 1260 abgefaßt ist, haben sich also, wie ich glaube, hier abermals Stützen gefunden.

Auf diese Zeit führt auch die Betrachtung des Verhältnisses, in dem das Werk, wie oben S. 19 Anm. angedeutet wurde, zum Laurin A steht, und genaueres Eingehen auf die damaligen geschichtlichen und geographischen Verhältnisse der Steiermark, besonders im Hinblick auf die Stellen Biterolf V. 13.258 ff., 13.303 ff., 13.332 ff.

Dies aber und anderes beabsichtige ich in einer größeren Arbeit ‚Steiermark in der deutschen Heldensage' vorzulegen.

Konrad von Weißenburg[1]).

Von Philipp Strauch in Halle a. d. S.

In der vielästigen Überlieferung der Palmbaum- und Baumgarten-Allegorien (s. Preger, Gesch. der deutschen Mystik 2, 48 ff.), über deren Stellung in der mystischen Literatur ich demnächst eine eingehendere Studie vorzulegen gedenke, begegnet auch eine mit Konrad von Weißenburg in Verbindung gebrachte Fassung. Bormann hat sie in v. d. Hagens Germania 2, 305 ff. abgedruckt. Sie ist der aus Daniel Sudermanns Nachlaß stammenden Handschrift Ms. germ. 4°. 191 der Berliner Staatsbibliothek entnommen, und zwar einer in diese wenig kunstvoll geschriebene Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts eingehefteten, ursprünglich selbständigen Lage von 12 Blättern — der Sextern umfaßt Bl. 205a—216b — feinsten Pergamentes, das von einer zierlichen Hand in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, eher zu Anfang als gegen Ende, zweispaltig beschrieben ist. Dem Sammelcodex wurde gleich bei seiner Herstellung diese Einlage von kleinerem Format (20 cm hoch, 13,7 cm breit) als die übrige Hand-

[1]) Das hier behandelte Thema wird ziemlich abseits liegen von den anderen in dieser Festschrift vereinigten Beiträgen. Die in der Überschrift genannte Persönlichkeit führt ins Elsaß und vermag vielleicht, so hoffe ich, bei dem verehrten Jubilar und Freund die Erinnerung an längst vergangene Tage, an die gemeinsam in Straßburg verlebte Studienzeit neu zu beleben.

schrift eingefügt, wie sich aus den fortlaufenden Nummern (in rubro XXXIIII—XXXVIII) ergibt, die die Reihenfolge der einzelnen Stücke anzeigen.

Unter den Abbreviaturen, deren der Schreiber sich bedient, fällt als häufigste statt des sonst üblichen horizontalen Striches das Häkchen ' auf, das (neben gelegentlicher Verwendung für er) für n steht, aber merkwürdigerweise seinen Platz nach dem Stammesauslaut, vor der Ableitungs- oder Flexionssilbe gefunden hat: all'e = allen, kund'e, lob'e, bild'e, mach'e, wild'e, sund'e, werd'e, end'e, bescheid'eheit, bizech'it, ell'ede = ellende, ubel' = ubelen; d'e bezeichnet den und dem; sogar d'ich = dinch, d'ene = denne, gid'aken = gidanken, in l'nde vertritt ' a, in sund'e, and'e r (= sunder, ander). Von sonstigen Abkürzungen seien angemerkt: dc (daz), m̃ (mit), die Unterdrückung des Vokals nach w; giwnnen, wndern, wnderlich, wrt, wrde. Altertümlich ist die Schreibung v für w (Weinhold, AG. § 163): va, vol, vil. Als Absonderlichkeiten der Orthographie, deren Unregelmäßigkeit der Schreiber oft selbst durch Unterpunktieren oder direkte Änderung abzuhelfen suchte, werden anzunehmen sein ein innerhalb weniger Zeilen dreimaliges winne für minne (!), die Schreibung ei in der Endung it, et (3 Sg. Praes. und Part.), die vielleicht einen zwischen i und e schwankenden Laut bezeichnen soll: drenkeit, macheit, deckeit, hebeit, gideileit; desgleichen erscheint ein- neben in, en, un für die mit dem Verb verbundene Negation, ebenso für in, en: einwek, einzwie, für ent: einphaet; dehein erfährt die verschiedenste Wiedergabe: dekein, denhe(i)n, diehein, diekeine, diken. dukeine[1]) Das Schillernde im Präfixvokal in bi-, ent-, ir-, gi-, vir-, ze(r) zeitigt Schreibungen wie bufridit, butrûbet, gueinbaret, gusmache (gesmacke), unzundit, unphaet, zûrlliuzet. Gelegentliche Verschmelzung oder Anlehnung mehrerer Worte verdient Beachtung: zeimal, hetis, dûtes, werdistiz, demûste, e(i)nwolterz, giwarwrt neben dinne, huze, drubere usw. Wohl auf einfaches Verschreiben sind zurückzuführen: zûferschit neben zûvirsith, zûvirsich, funde, funtde für funfte, gincgent, wert neben welt, megenklichen für megetlichen; bei endelichie, wochierre (wuocherere) wurde die sonst mehrfach vorgenommene Unterpunktierung des irrtümlich gesetzten i außer acht gelassen.

Der Sprache nach weisen die Texte nach Alemannien, die Namen Konrad von Weißenburg und Sudermann führen ins Elsaß, die Wortformen widersprechen dem nicht. Bei Doppelformen, die sich vielfach finden, ist die Verschiedenheit der Verfasser der einzelnen Stücke als mögliche Ursache im Auge zu behalten.

Vokale. a für e: har, für ô: manade; s. auch das Adverb innenan; e für a: erbeit, men, der; als Schwächung von i: en (Praepos.), eth = iht; für ei: mester, gest, westu, gescheden, vertele (urdel), wizhet; als unbestimmter Zwischenlaut: ameszele, lereche, virdörethe, san(e)de, satede (sathe) = sazte nach Analogie von lerede, zalete (AG. § 358); Schwächung des unbestimmten Artikels: en; i für e: gistern, in den Praefixen bi, gi, ir, vir; für ü: vir, sinden, erwillet (ervüllet); in den contrahierten Formen git, lit(h), beschit, sith; für ie: sich; unbestimmter Zwischenlaut: en(i)den, suffizen; o, ô sind Schriftzeichen auch für ou und uo, û gilt für u, ü, û, iu, ou, uo;

[1]) S. die Formen duheiner, dukein, denheiner bei Haendke, Die mundartlichen Elemente in den elsässischen Urk. des Straßb. Urkundenbuchs. Straßb. Diss. S. 23 § 28 und S 39 § 53.

u für a in dur, für i nach w in wûrtschaf(t), — in brunnenden und in zû nute; su ist beliebte Schreibung für das geschlechtige persönl. Pron. fem. und im Plur., auch die Verbalform sî begegnet als su; für diu und die steht des öfteren du. S. auch dukeine, ordununge, alsu; ei für æ: du breithe (bræhte); für e: gibeite, reithe (rehte), e(i)ngilich, meigindin, zeihende, leiben, reident, deite, leize (lese); für ê: sleiwen, leire; aus ede (reit), ege (dreit); ei in der Negation, dem Praefix ent, in der Endung it, et, für in f. oben; für ie: leiz, fleizzinde, zeihen, zeire, zeiret, swei, seich; ie für i: wier; für ei: lieder, zwie; auffallend das mehrmalige ie = ê ‚eher'.

Conſonanten. Labiale. Anl. b: bulwere, bilgerine, bimente; pp: rappe (raben); fph, pfh in ofpher, opfher, vereinzelt ſteht enfpahen; w für v häufig (AG. S. 125 Anm. 1): wollekomen, wir (für), wil, wrôwen, wechten, gewallen, erwillet, — f. auch bitungen und die Schreibung wverz, wverme (iuwers, iuwerme). Dentale. t unverſchoben in satede, (sathe) = sazte; Aus- und Abfall: zarnisse, zûvirsich, in der Ableitungsſilbe schaf(t); th vereinzelt in- und auslautend für t: antlith, zarthe, bireithen, reth (redete); für ht beſonders beliebt: reth, nath, unmath, du math, mathe, mothe, breithe (bræhte), brathint, rithen; d iſt an- und inl. ſtark bevorzugt: dôr, dag, dot, dugenden, döffi, diefe, drahin, drost, drinken, (un)fledich, warderin, lerede (lêrte), geminneden (Part. praet.), binemede (benannt); z durch c wiedergegeben: ci, hercin; z für s: unz, genzen, mûzelin, lozete, vernunztekliche; für zz die Schreibung wazher, heizzchit, für sch: biscûf (Praet.), wosze wuſch; — ein l geſpart: e(i)ngilich; r: verluret; Metatheſis: unrekant, warre (warer), wôch[i]erre; ein r geſpart: virdôrethe; n für nn: giwinent, manes; für m: hein, kan, sant (sament), bôngartin, lenbelin, (dar)unbe, gemeinsani; Ausfall: klingelde; Abfall dûnke, rûwe (Inf.); Einſchub (AG. S. 170): gûnliche(i)t, nunzze, in Bildungs- und Flexionsſilben: meigi(n)din, hore(n)rin, worti(n)z, drinkent, vergessent (2 Pl.), — de(n)he(i)n. Gutturale. Abfall des ausl. k: ster(c)liche, gin(c), mehreremal gan(c); qw für tw: qwehile; g als Bildungsconſonant für j: zweigen (Zahlw.), drigen (Zahlw.), frûge, olege, concigentie, durchwege, gimûget, duge, spigen (Inf.) neben spiet, blûgende; Ausfall: bimente, bredien, brediunge; ch für ck; gesmache, anebliches; Protheſe von h; (har) habe, (in) hin; unberechtigter Einſchub: leiht ‚litt'; Aus- uud Abfall: bra(h)t, gewu(oh)s, frutber, zû(ziuhe).

Conjugation: du breithe (2 Sg. Praet.); haben: 3 Sg. Praeſ. het, heit; 3 Sg. su = sî; gân: ich gan, du geist, er gat, Conj. gange, Imp. ganc; stân: 3 Sg. steit (: bereit).

Deklination: Plur. gelide und gelider; vilez flektiert.

Wortbildung: die Praepoſ. uffen(uffi) und ûzer, die Adverbien innenan (auch bei Notker, Graff 1, 296f.), nidenen, obenen.

Aus dem **Wortſchatz** ſeien als ἅπαξ λεγόμενα verzeichnet: herzentrahen, horerin, kamerrûwe (zweimal) neben rûwekamer, luzzerin ‚Aufpaſſerin, Hüterin', nuweseze ‚neu geſetzt, gepflanzt', veizzekeit, wilttier; von ſeltner belegten oder ſonſt charakteriſtiſchen Worten ſeien genannt: aftirköse, alschone, benemen ‚benennen', bitrubesal, einbaren, erbizen, sich ergan, erloesen ‚offenbaren', gûnlicheit, halt Adv. ‚lieber', heilige(i)st, hoffertigen, ci kinde gan ‚entbunden, geboren werden', vgl. Schmeller, 1, 1261, Schwäb. Wb. 4,369; klingen und klingelen vom Waſſer, sunnewirbel, fregen neben givrag[i]t (: rat), fullestein, zar (t)nisse.

Rein äußerlich iſt eine gewiſſe Einheitlichkeit in der Anordnung der verſchiedenen Stücke angeſtrebt, indem — ſo frei auch der Lehr- und Predigtſtil gehandhabt iſt — nicht weniger als neunmal am Schluß der oft nur kurzen Betrachtungen die formelhafte, meiſt nur in den Anfangsbuchſtaben wiedergegebene Wendung Quod ipse[1]) praestare dignetur qui vivit et (regnit in saecula saeculorum) gebraucht iſt. Eingeleitet wird die geiſtliche Blumenleſe Bl. 205ra mit der Baumgartenallegorie (v. d. Hagens Germania 2, 305 ff.), die in dem Bilde ausklingt, der Garten ſolle mit

[1]) Der Schreiber ſchrieb achtmal ipa, einmal ip.

einer Mauer umfriedet sein: die äußern Steine bedeuten die Furcht des Herrn, die Füllsteine die Demut, der Mörtel die minne, von der es 2. (Bl. 206va) in einem besonderen Gedankensplitter heißt: Minne het die nature: da su zeimal inbrinnet, da machet su den dregen snel und den kranken starc (206vb) und den bitrubeten frŏ. Nr. 3 knüpft Blatt 206vb ebenfalls an die minne an, der besten worte eines dc ie gesprochen wart vom vater von himelriche, der ein anvanck ist aller wisheit und dez wizheit ist ane angenge und ane ende und eine vollekomene wizhet ist aller wizhet: mine minne[1]) sol sin in uwerme[2]) hercen (1. Joh. 4, 16?). Diese Liebe ist der menschgewordene Christus, dessen göttliche Geburt in Maria, dessen aufopfernde Liebe zur sündigen Menschheit ein von seinem Thema erfüllter Prediger in Bildern und Vergleichen, die dem täglichen Leben entnommen sind, zu veranschaulichen sucht. Die Liebe ließ Christus nicht ruhen im Himmelreich, dort wäre sie verdorrt; so kam er auf die Erde und es vermählte sich göttliche und menschliche Natur. Liebe ist stärker als der Tod (Cant. 8, 6)!

Nr. 4, Bl. 208va Diz seite der vil selige bröder Cůnrat von Wisenburc (s. unten).

Nr. 5, Bl. 209va Nostra conversatio in celis est (Phil. 3, 20). — swie wir ulle ertriche wo(209vb)nent lipliche, so sol doch unser herce wonen inme himelriche mit drien dingen: mit Gedanken, Sehnsucht (gerunge) und dem Vorsatz, alles zu Gottes Lob und Ehre zu tun, nicht sich selbst zum Ruhme.

Nr. 6, Bl. 210rb Maria stabat ad monumentum (Joh. 20, 11). Auch der Mensch soll wie Maria Gott suchen in der růwen zů dem grabe von minnen sinez hercen. Daran wird er erkennen, obe er du minne habe.

Nr. 7, Bl. 210va Abermals ein kurzer Minnespruch: Ez ist ein selzene ding umbe die minne. le me man ir von ime git, ie man man ir hat. le me man si gehaltet, ie minrre[3]) man ir hat. su machet den vilez richer der su git danne der su gihaltet. su ist och dezhalp selzene: man sendet si wol (210vb) ane boten swar men wil und swenne men wil und swie vil men wil[4]).

Nr. 8, Bl. 210vb O du edele sele, gotes kint, dů drie dinc und leire su die dir vil gůt sint! Bereite dir eine Stätte, da die Gottheit Eingang hat, hör in dir Gott still raunendes Wort und mögest du in dir erschauen Gottes unsichtbar Antlitz!

Nr. 9, Bl. 210vb Kurze Apostrophe an den vil sůzen Jesus. Minne ich mich selben durch d i c h, so minne ich dich me danne m i c h.

Nr. 10, Bl. 211ra Diz sint die zwelf segine, de du sele unphahet von gote.

Nr. 11, Bl. 212ra Brůder Cůnrat (s. unten).

Nr. 12, Bl. 213ra Xristus passus est pro nobis, nobis relinquens exemplum (1. Petr. 2, 21). — Wil der mensche unserme herren volgen,

---

[1]) winne.
[2]) wverme.
[3]) menrre scheint in minnre gebessert zu sein.
[4]) vil.

so můz er sine fůze sezzen uffen siben wege; dieſe ſind Herzensreinheit, Geduld, Friedfertigkeit (vride), Arbeit, Demut, die Kürze unſeres Lebensweges (du mach also leben, e der lip erkaltet, dc die sele unserme herren wirt in sine hende, dc ist diz olpher mit Berufung auf ſ. Gregorius, daß jeder geiſtliche Menſch ein Opfer unſeres Herrn iſt), rechtekeit d. i. leben nach Gottes Willen.

Nr. 13, Bl. 214ra Apoſtrophe: O seliger drahin, du da von eime demutigen hercen geist, waz důst du? Eine Frage, die, mehrfach geſtellt, verſchiedene Antworten erhält.

Nr. 14, Bl. 214rb Bilderreiche allegoriſche Auslegung von Cant. 4, 16.

Nr. 15, Bl. 214va Unser herre sprach zů sinen jungern: ez ist uch nuzze[1]), dc ich von uch vare, wande die wile ir also vil drostes und minnen hant zů miner menschete, so einmůgent ir niht enphahen den waren drost dez heiligen geistes. Sechsfacher Schaden erwächſt dem, der den anderen minnet umbe zirgenklich gůt.

Nr. 16, Bl. 214vb Lebensregeln für den geiſtlichen Menſchen. In Reimen. Abgedruckt in v. d. Hagens Germania 2, 308—310.

Nr. 17, Bl. 215rb Da unser herre steticliche wonen wil, da můz er siben juncfröwen han. Die allegoriſche Einkleidung und Deutung iſt ähnlich auch ſonſt mehrfach nachzuweiſen.

Nr. 18, Bl. 215va Intra in gaudium domini tui (Matth. 25, 21). Siebenfache Auslegung des bibliſchen Textes.

Nr. 19, Bl. 216ra Johel der wissage sprichit disu wort: min bette sol min drost werden (vielmehr Job 7, 13) und seite do von siben hande bette.

Nr. 20, Bl. 216va Sentenz. Wol reden und ubel leben, waz ist dc anderz denne sich selben mit sinen munde virdamnen!

Nr. 21, Bl. 216va Der heiligen und der selen fröde in himelriche du lith an drin din (216vb) gen, die die große minne Gottes zu der in den Himmel eingezogenen Seele bekunden.

Iſt die Mehrzahl der Betrachtungen auf den Begriff der Gottesliebe geſtimmt, ſo klingt die kleine Sammlung auch darin aus, wenn es am Schluß heißt: Geminneder herre min, so got in iuwerre selen si! wande also důn och ich uch. Swer dis leize und dur wone gibessert werde, der gidenke och min, wan mirs vil not ist.

Bormann hat a. a. O. S. 303 die Darſtellungsform der 21 — er zählte die drei Gedankenſpäne Nr. 2, 7, 20 nicht mit — unter ſich nicht verbundenen Abſchnitte kurz, im ganzen aber treffend charakteriſiert und ihren praktiſchen, auf chriſtliche Erkenntnis und Herzensbildung abzielenden Endzweck betont. Es muß aber dabei ſein Bewenden haben, allein für die zwei dem Konrad von Weißenburg zugeſprochenen Stücke dieſen Autor in Anſpruch zu nehmen, und ich muß, ſoll der mir zur Verfügung ſtehende Raum nicht überſchritten werden, mich hier auf ſie beſchränken. Als Ganzes genommen, kann es ſich in der Sammlung nur um eine Anthologie verſchiedener myſtiſcher Betrachtungen und Ausſprüche handeln, wohl zuſammengeſtellt von einem Seelſorger für ſein Beichtkind: Bl. 216ra appel-

[1]) nvnzze.

liert der Redende an die flizic hœrerin des göttlichen Wortes, auf klösterliche Verhältniſſe wird mehrmals angeſpielt: Bl. 205rb = v. d. Hagens Germania 2, 306, Z. 1, Bl. 215rb dinir meisterschaff wiz och undirdan = ebenda 310, Z. 7, Bl. 213va so mens (dc gedultige mensche) zů capitele rûget, ez ensprichit niemer nach capitele en ander urdel drubere, ez ensprichit niht, ime waz alsuz oder also: ez swigit gidultikliche; ſ. auch das Schlußwort oben S. 38.

Wer war Konrad von Weißenburg, den die Überſchrift der erſten Predigt als den vil seligen bezeichnet? Unter Kölner Kloſterpredigten des 13. Jhds. findet ſich der Sermon eines Priors von Weißenburg (Niederdeutſches Jahrbuch 37 [1911], 43). Die Kolmarer Annalen verzeichnen zum Jahre 1301 Johannes de Wissenburc ord. Predicatorum (Mon. Germ. SS. 17, 226, 10). Die Basler Hſ. B. XI, 10, Bl. 378^{v} enthält ein Exzerpt mit der Überſchrift dis ist von dem von Wisenb(ur)g (Wackernagel, Altd. Predigten, S. 277), der als armer brůder Johans für ſich Fürbitte einlegen läßt. Ich verdanke Herrn Dr. C. Roth Abſchrift des Stückes, das unter Berufung auf Auguſtin, Caſſiodor, Gregor und Paulus vor Hoffart und Eigenwillen warnt, dagegen die Willenloſigkeit, d. h. das völlige Unterordnen und Aufgehen in Gott preiſt: lebe als kein m(enschlich) creature me si denne du und got allein. In der Berliner Hſ. Ms. germ. 4°, 164 (15. Jh.) ſtehen Bl. 1 ff. 253^{b} Predigten des bruder Heinrich (Vigilis) von Weißenburg ein observantziger des ordens sancti Francisci zů Altespach (das Klariſſenkloſter Alspach bei Kaiſersberg wurde 1283 gegründet, ſ. Eubel, Geſch. der oberdeutſchen (Straßburger) Minoriten-Provinz, S. 12), der 1489 auch zu Nürnberg über Cant. 2, 16 predigte. Unſer Konrad von Weißenburg darf vielleicht identifiziert werden mit noster frater Cůnradus de albo castro, Zeugen in einer Straßburger Urkunde des Jahres 1241, der zufolge Guta die Abtiſſin und der Konvent des Kloſters Königsbruck Acker bei Hausbergen an einen Straßburger Bürger verkaufen, ſ. Straßb. Urk. Buch 1, 212, 14 (Nr. 276). Königsbrück (Pons regis) an der Sauer nö. von Hagenau war ein Ziſterzienſerinnenkloſter des Straßburger Bistums, ſ. Janauſchek, Originum Cisterciensium tom. I. Vindobonae 1877, S. LIX, Grandidier, Nouvelles oeuvres 3, 389. Ebenda 3, 277 iſt der Tod eines Konrad, Abtes von Weißenburg am 1. September 1251 vermerkt. Unſere Handſchrift nennt den Prediger nur Bruder; wenn die eben erwähnte Straßburger Urkunde, die ihn noster frater nennt, für ihn verwertet werden dürfte, wäre er darnach wohl dem Ziſterzienſerorden einzureihen.

Ich laſſe nun die beiden ihm zugeſchriebenen Predigten folgen.

1.

(208va) rot. Diz seite der vil selige bröder Cůnrat von Wisenburc.

Nemo potest venire ad me nisi pater meus qui misit. Unser herre Jhesus Christus der sprichet in deme ewangelio: nieman mac zů mir komen wan den min vater zů mir zůhet, unde den min vater zu mir zůhet den wil ich enphahen an deme iungesten dage, und swen min vater ze mir zůhet, der sol minen vater eren mit gotelicher eren. Unde swer minen vater eret, den minne ich, und swen ich minne, bi deme wonet der

heiligest. Der da zûhet, 'der mûz stark sin und mûz han der mitte er zûhet, und dc er da zûhet, dc mûz irlozet sin. Nu sol men merken va mitte unz der vater zûhet, dc dût er mit deme heiligen geiste. so er den heiligen geist git deme menschen, so zûhet der heiligest dc mensche denne mit drigen dugende(n), und gant die tugende ganzeliche von gote und sint gar dez heiligen gestes und gant widere in got Die erste tugent ist dc du an got gilôbest. Die andere ist zûferschit. Die dritte ist minne. der nah gat dc der mensche vireinigit wirt mit (208vb) gote. Mensche, du solt giloben an den vater und an den sun und an den heligen geist und dc die drie binemede persone ist ein warre got der ie waz und iemer ist. der sun waz ie in den vater und der heilige geist, und sint gieinbaret mit ein ander, dc alle die stercke und allen den giwalt den der vater het, den het och der sun, und alle die wisheit die der sun heit, die het der vater und der heilige geist, und allez dc der heilige geist het, dc hant su beide. Der sun wart giborn von dem vater, der vater sanede den sun in die menscheit, do wart got mensche und mensche got. Der vater von himelriche sprichet: Non enim misit Deus filium suum in mundum. Ich habe uch minen giminneden sun gisendet in die welt niht der umbe, dc er su vertele, sunder dar umbe dc su durch in bihalten wrden [und habe] von rether irbermede. so habe ich uch geminnet mit ewiger minnen. da von so zû ich uch an mich. Den menschen den got an sich zeihen sol, der mûz dc bitrûbete luter machen und mûz dc gibûndene lôzen und mûz dc virdruckete uf rithen. Er mûz sin virirre (209ra)ten gidenken in sin herce samenen und mûz allez dc von sime hercen lan, da von sin herce gimûget [mac] und bitrûbet mac werden, und mûz sine gerunge uf rithen und mûz sin herce fri machen. alsus sol sich der mensche mûzegen zû rûwene mit gote. Die gimahele unserz herren sprichet in der minne bûche: der giminnete und der hercelieber miner selen, der kom schere zû siner lieben. Er uberspringit alle bûhele und kumet gisprungen uffen die hôhen berge zû siner lieben. die bûhele dc sint die nideren hercen die mit zergenklich dingen umbe gant. Uber die springit er und blibet da niht und springit uffen die hohen berge, dc sint die hohen hercen, die aller zergenklichen dinc zu rücken han gistozen und ir herce hant uffi girithet zû. gote. da wonet der herceliebe gerne und zûhet den menschen nach ime. do vone so sprichet die sele in der minne bûche: herre, zûhe unz nah dir, so lôfen wir in deme gismache diner sûzzen salben. Unser herre der dût also die juncfrowe: so su dc lenbelin wil hein fûren, so (209rb) nimet su dc salz in die hant oder dc grûne lôb. so denne dc lamp der sûzkeit dez salzez und dez grûnen lôbes giwarwrt, so lôfet ez und folgit ir nach in die heimûte. also dût got deme menschen: er zûgit ime sine gnade und lat ez smacken ein wenic siner sûzekeit und zûhet unz also zu ime, so folgen wir ime nach. Die wile dc lenbelin ist obe einr spisen die ez halt izset denne dc salz, so folgit ez niht der frowen. also beschit deme menschen: die wile ime mit anderen dingen baz ist denne mit gote, so zûhet in got niht an sich. die wile du denhen mensche oder denhen ander dinc also endeliche minnest, dc du niht anders noch besseres ingerest, so zûhet dich got niht an sich, und dc ist endeliche giminnet, so du niht anders gerst. Also sol man diehein dinc minnen wan got alleine. ein iegelich mensche sol dc andere minnen also vil so er von ime gibezzeret wrt und also vil so er ein wec ime ist zû deme himelriche mit sime gûten rate und mit sinen gûten worten und mit sinen gûten bilden und mit sime (209va) gibeite. und mit der minnen gilichet sich der mensche aller best gote. Unser herre ist unser hobet und sin wir sine gelider und zû gilicher wiz also der mir mine hant abeslûge, so unmôthe die hant nume enphahen mines gestes, da vone so were su nume min und horte nume ze mime libe: also sint die sundere und got gischeiden, und dc su nume zu gote horen, da vone mugent su niht gotes gest inphahen. Unser herre bat sinen vater uber sine iungeren und sprach: vater, ich bitte dich uber su, wan su mich bredien sulent und minen namen und mine wort kunden sulent, und bite dich uber alle die su lerent, und bitte dich niht uber die welt. Ich bitte dich dc du in gebest die selbe clarheit und die selbe gûnlichet die du mir hest gegeben, und bitte dich, dc du su mit mir dir vireingest, alse ich und du gieinbaret sint mit ein ander. Quod ipse praestare (dignetur) qui (vivit) et regnit (in secula seculorum).

1 Joan. 6, 44 2 spr̃ kon|men 8 iv̄gesteden 10 wid'e 11 lies zûfersiht der] d' 14 lies dem? gv|einbaret 19 Joan. 1, 17 20 v'tele 26 bv|trv̂bet 28 spr̃ Cant. 2, 8 34 Cant. 1, 4 35 gv|smache 41 hait (der Querstrich durch t geht auch über l) ‚lieber' 48 endelichie 50 ie|licher 52 sund'e v̄n, lies von? 54 Joan. c. 17 56 lerent aus berent gebessert 59 Qd ipa p. q. et r.

2.

(rot) **brůder Cůnrat.**

Beati qui habitant in domo tua, d(omine), in s(ecula) s(eculorum laudabunt te). Der wissage sprichit: selich sint die, herre, die da wonent in deme huz, wan su lobint dich iemer an ende. an disen wortin sol men merkin dru dinc. Daz erste dc su selick sint. Dc andere wa sie wonent. Daz drite waz irz werkez si. Dc erste dc su selich sint. der an sol men merkin drier hande selickeit. Dc erste ist selickeit wider der selickeite. dc ist richdům und giwalt der welte. Die andere selickeit ist die dc mensche bringet zů der selickete. Daz sprichit unser herre selbe in deme ewangelio: selic sint die armen und die da reinez hercen sint und gůtis willen, wan daz himelriche ist ir. Die drite selickeit ist dc die seli (212rb) gin wonint in deme seligin gote. Nu sprichit ein helic man: O wol ir seligin, ir da got sehint in deme lebinde(n) lande! Ein helic man sprichit, dc in himelriche alle selickeit ist gisaminit und allez gůt. dc gůt mak man han mit vollekomenheit und ane bresten. Salamon der waz ein giwaltick kunic und ein richer kunic, dc sider noch e nie kunic so giwaldic noch so richer einwart. der hete goldis alse vil alse holzis in den walde und hette sine schaffinere die ime zů manade brathint die schiffelin mit golde, und von deme richdůme kan nieman gisagin, und waz doch bresten dran. Daz gůt ist in dru gideilelt. dc erste dc ez nuze ist. Dc andere dc ez erbere ist. Dc drite dc sůzzikeit dran lit. Der wocherre ist riche und ist ime nuze und ist aber ein unerber wort. Ein ander man ist riche und hetis och mit erberickeit. ez ist ime aber niht sůzi von den erbeitin die er der nach het. Diz himelriche ist sůze und ist erbere und hetiz der mensche alleine mit sůzzikeite. (212va) Daz hůz da die seligin inne wonint, dc ist diz himelriche. Da sol man ane merkin dru dinc. Daz erste dc ez wit ist. ia ez ist also wit, so alle [die der koment] die der sulint komen, so wrt einir iegelichen selin alse vil alse rŏmisch riche bigrilfin het. Daz andere dc diz hůz schone ist. ez ist alse schone: ane menschelic(h) nature und engeliche nature und ane got so inwart nie niht so schone so daz himelriche. Sancte Johannis zaletes zů nuwime glase und zů den lutern golde. Daz drite dc ez wol giordinet ist. da sizzint unser altvetire, die unz mit irme gůtin bilde hant gizŏgen von der unreinen welte. In dez kunigez hŏve Salamonis da waz so grŏz ordununge inne, dc von deme ordine und von dez hoves gizierde allez dc seite dc ime lande waz, und die kunigin von Saba die horte in irme lande so vil sagin von der ordenunge Salamonis gisinde und fůr da hine und sach die ordenůnge in deme hove, wie die knehte iegilicher hete sine sunder cleider, und (do) su diz wnder gisach, do viel su in unmath, und der kunic Salamon der hop die kunigin (212vb) uf, und su sprach: ach! kunic Salamon, ich horte wnder sagin von dinez hoviz gizirden. ez inkunde nieman vollesagin die wune dinez hovez und waz doch bresten dran. Zů den drite(n) mal waz irz werkes si, dc ist lop. Preceptum p(osuit) et n(on) p(raeteribit). unser herre der het gigebin den heiligin ein gebot, dc wert iemer an ende, und dc ist lop. Sancte Augustinus sprichit: in himelriche ist notdurfte niht, da ist sunde niht, da ist och irbermede niht, da ist nieman seich noch betrůbet, dc er ith drostes bidůrfe. Nu sprichit aber sanctus Augustinus: Owe! wen suffizen wir einen suffizin uber den anderen, dc su da sint und wir da niht einsint! Owe! můgi wir aber iemer dar komen! dez han wir vier urkunde. dc erste dc der herre giwaltic ist und er důt wol waz er wil. Daz andere dc ers het gilŏbet und sprach: mensche, kum widere und bezzere dich, so gip ich dir min riche. got ist die warheit, ern gilŏck nie und ie got unwar lieze ein wort dc er gisprochen hete, ie wrde himelriche und ertriche zů nute. Daz drite urkundc der minnen, dc unz got sinen sun gap zů martilne. Nu sprichit sancte Augustinus: men(213ra)sche, het dir got diz merre gigeben, er git dir och diz minre. Ez ist vil grozzir dc unz got sin einigin lip gap denne dc er unz dis himelriche git. Diz vierde, dc der sun sprach zů sime vater: ich wil und min wille ist wol, dc alle die bi mir sint, swa ich bin, die minen willen důnt. Nu sprichet der wissage: Filii tui sicut. Herre, dine kint sizzint in himelriche alse nuweseze olebŏme zů eime sinewellin dische und essint und drinkent mit ein ander uzzir eime naphe, dc ist gotis hercen, und sehint und kŏsent mit ein ander allez gůt. Der wissagi sprichet: Super flummina. So wir sizzint und gidenkint, dc wir sint uffe den fluzze der unreinen welte, so sulen wir sufizzin und weinin da hine. Sancte Paulus sprichit: ir sulint gotis willen lesin an uwerme hercen, dc ir wise werdent, dc ir hine

zů der wŕtschefte koment, dc ir niht huze werdent bislozzin mit den dŏrethin meigindin. Quod ipse praestare dignetur.

1 Ps. 83, 5 tuo 5 der an] d' an 7 Matth. 5, 3. 8. 9 12 vgl. 3 Reg. c. 10 13 dc] d' 15 kam̄ 17 wŏchierre 21 diz über ist von gleicher Hand nachgetragen 22 d'svlint kom̄ 23 rŏmisich 24 menschelic am Zeilenschluß 25 Scē ioh'is Apoc. 21, 18. 31 lies der knehte? 35 irz der Seligen (oben Z. 21) Ps. 148, 6 37 Scē 39 dörstes 39 scs aug'. 44 ie = ê 46 scc̄ 48 dis] es stand wohl ursprünglich dir Joan. 15, 14? 49 lies dinen? 50 Ps. 127, 3 51 issent, über i : e 53 sprechet Ps. 136, 1 54 Scē 55 Ephes. 6, 6? 57 ipa̅ p. d.

Die Gesellschaft für elsässische Literatur, ihre Veröffentlichungen und ihr Nachfolger.

Von Adolf Hauffen in Prag.

Die Beratungen über die Gründung einer Gesellschaft für elsässische Literatur begannen im Juli 1911 und führten nach Bildung eines vorläufigen Ausschusses und Versendung von Rundschreiben zu einer Versammlung im Dezember 1911 in Straßburg, wo Prof. Dr. Wolfram und Prof. Dr. Franz Schultz über die Zwecke und Ziele des zu gründenden Vereins sprachen und den Satzungsentwurf zur Beratung brachten. Die Versammlung erklärte sich mit dem ausgesprochenen Grundgedanken einverstanden, gründete die Gesellschaft für elsässische Literatur, wählte einen Vorstand und zu dessen ersten Vorsitzenden den Bürgermeister von Straßburg Dr. Schwander. Unter den Vorstandsmitgliedern befanden sich mehrere Professoren der Universität in Straßburg und Vertreter anderer Berufe, darunter auch der bekannte Dichter Friedrich Lienhard und Dr. G. Lüdtke, Vertreter des Verlags Karl J. Trübner, der sämtliche Veröffentlichungen der neuen Gesellschaft verlegen sollte. Prof. Schultz wurde zum Leiter der Veröffentlichungen bestellt. Im März 1912 beschloß der Vorstand, die betreffenden Veröffentlichungen in vier Gruppen einzuteilen. Die erste Abteilung sollte Vereinsgaben für die Mitglieder bringen, und zwar Einzelausgaben bedeutsamer elsässischer Literaturwerke des 15. bis 19. Jahrhunderts. Vor allem von Brant, Wickram, Moscherosch, von Schriften aus dem Goethe-Kreise u. a. Die zweite Abteilung stellt eine Hauptaufgabe der Gesellschaft dar, nämlich kritische Gesamtausgaben von Werken Geilers, Murners und Fischarts. In der dritten Abteilung soll der Briefwechsel elsässischer Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben werden, in der vierten „Einzeluntersuchungen" aus dem Gebiete der elsässischen Geistes- und Kulturgeschichte.

Im Juli 1912 fand die erste Hauptversammlung der Gesellschaft statt, wo Schultz einen Vortrag hielt über die neuen Ergebnisse für die Entstehung des Narrenschiffs und seiner Holzschnitte. Bei dieser Gelegenheit fand die erste Freilicht-Aufführung in Straßburg statt, in der Orangerie, mit Goethes „Laune des Verliebten" und dem elsässer Volksstück „Daniel

oder der Straßburger auf der Probe" von Ehrenfried Stöber. Am Schluß des Jahres 1912 umfaßte die Gesellschaft 274 Mitglieder, darunter 70 körperschaftliche.

Die erste, und zwar in jeder Richtung ungemein wertvolle Jahresgabe dieser Gesellschaft war: Sebastian Brant, Das Narrenschiff. Faksimile der Erstausgabe von 1494 mit einem Anhang, enthaltend die Holzschnitte der folgenden Originalausgaben und solche der Locherschen Übersetzung und einem Nachwort von Franz Schultz, III, 327 und LVI S. 1913.

Dieser Faksimiledruck wurde hergestellt nach dem besterhaltenen Exemplar an der königl. Bibliothek in Berlin. Der vollendet schöne und geschmackvolle Druck des Originals wurde von dem humanistisch gebildeten Basler Verleger Bergmann von Olpe gedruckt. Hier vereinigen sich Schriftbild, Holzschnitte und Randleisten zu einer achtunggebietenden Einheit. Dem Original entsprechend ist auch dieser Neudruck in einem geschmackvollen Lederband gebunden. Im Nachwort „Das Narrenschiff und seine Holzschnitte" gibt zunächst Schultz einen kritischen Bericht der Literatur über Brant. Mit Recht schätzt er die „klassische Ausgabe" des Narrenschiffs durch Friedrich Zarncke (1854) sehr hoch, die bis heute nicht im geringsten veraltet ist. „Ein Werk, das in der deutschen Philologie nicht viele seinesgleichen hat." Da nun Zarnckes Ausgabe literargeschichtlich und philologisch erschöpfend war, und das, was darüber hinaus noch zu erforschen war über die sonstige vielseitige Tätigkeit Brants und für eine Kennzeichnung seiner schriftstellerischen Mittel, seiner Sprache und Verse, inzwischen von einer Reihe junger Gelehrter im wesentlichen besorgt worden ist, hat sich Schultz zumeist der Betrachtung der Holzschnitte gewidmet. Zunächst vergleicht er die Holzschnitte der ersten Ausgaben und der Locherschen Lateinübersetzung genau miteinander und kommt so zu der Streitfrage über den großen Schöpfer der Zeichnungen zum Narrenschiff. Schon Zarncke hat bereits bemerkt, daß diese Holzschnitte von ungleichem Wert sind, und hat darum einige, fünf Zeichner angenommen. Unter diesen ist eine an Technik und Gehalt überragende künstlerische Persönlichkeit zu scheiden, von der das Titelbild und ungefähr zwei Drittel aller Holzschnitte herstammen. Seine Holzschnitte bilden eine entzückende künstlerische Einheit, die Schultz (XXX f. und L) eindringlich kennzeichnet und diesem „Meister der Bergmannschen Offizin" noch einige Holzschnitte und Holzschnittreihen zuweist, die von 1494—1518 in Basler Drucken vorkommen und findet, daß er von Martin Schongauer stark beeinflußt ist. Wer ist nun dieser Meister? D. Burckhardt hat 1892 auf Albrecht Dürer hingewiesen, der sich als junger Künstler 1492—1494, also während der Abfassung und Drucklegung des Narrenschiffs am Oberrhein und in Basel aufhielt. Schultz kommt nun nach kritischer Benützung der ihm vorliegenden Untersuchungen und nach eigenen Funden und Forschungen zu dem Ergebnis, daß Dürer nicht der Zeichner sein kann. Ebenso daß die Annahme, Brant habe einen stärkern Anteil an dem Gehalt dieser Bilder gehabt, abzulehnen ist, weil „dieser nörgelnde und kritelnde Weltverbesserer mit seinem spärlichen Humor" eine ganz andere Natur ist als der bis auf weiteres unbekannt bleibende „Meister der Bergmannschen Offizin".

Bei der im Jahre 1913 abgehaltenen Hauptversammlung hielt

Fr. Behrend einen Vortrag über Wolfhart Spangenberg. Als Jahresgabe für 1913 wurde geboten das in geschmackvollem Halbpergamentband gebundene Werk G. D. Arnold, Der Pfingstmontag. Lustspiel in Straßburger Mundart nach der vom Dichter durchgesehenen zweiten Ausgabe des Jahres 1816, herausgegeben von J. Lefftz und E. Marckwald. Buchschmuck von Ph. Kamm, LII, 236 S. 1914.

Der Straßburger Arnold (1780—1829), ein überaus begabter und vielseitiger Mann, im Hauptberuf von 1811 ab Professor der Rechtswissenschaft an der Universität von Straßburg, hat mit seinem prächtigen Lustspiel die Reihe der mundartlichen Stücke mit der Zeichnung der Landschaft und des betreffenden Stammes eröffnet. Es wurde auch von Goethe durch eine umfängliche und günstige Besprechung gewürdigt. Der Neudruck wurde von Marckwald mit einer biographischen und literargeschichtlichen Einleitung versehen, die gewissenhaft und ausführlich über alle Einzelheiten von Arnolds Leben, seine wissenschaftlichen Werke und seine Dichtungen berichtet. Dieses Lustspiel wurde einige Male, doch erst nach dem Tode Arnolds aufgeführt. Im übrigen rühren von ihm nur wenige Gedichte her, darunter einige mundartliche Reiterlieder zu den Kriegen Bonapartes. Lefftz besorgte sehr vorsichtig die Textgestaltung nach einer Ausgabe, die keinem der frühern Herausgeber bekannt war. Seine Anmerkungen und Erläuterungen sind erschöpfend.

Die Jahresgabe (1914) enthält: Flugblätter des Sebastian Brant. Herausgegeben von Paul Heitz. Mit einem Nachwort von Prof. Dr. Schultz. Mit 25 Abbildungen. Straßburg. Heitz. 1915. 12 u. XIV S.[1]).

P. Heitz, der sich seit Jahren mit der Sammlung und Bearbeitung von Einzelblattdrucken beschäftigte, hat auch diese Sammlung zusammengestellt. 14 von den 22 hier wiedergegebenen Einblattdrucken sind nur je in einem Stück erhalten. Die meisten blieben bis dahin unbeachtet. Im Nachwort von Schultz werden diese Einblattdrucke von 1492—1504, die durchaus in Großfolio, Holzschnitte mit Erklärungen in deutschen Reimpaaren oder in lateinischen Versen enthalten, vom literar- und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus gründlich erläutert. Durch den Neudruck dieser Dichtungen Brants wird uns seine Bedeutung als Dichter und in seiner Wirkung auf weitere Schichten erst bekannt. Er erscheint hier „als Wortführer der politischen und religiösen Volksstimmung und Volksbewegung vor der Reformation", der sich auch der zeitgemäßen Stilmittel, der beweglichen Form der Drucke und der Holzschnittkunst dienstbar zu machen weiß, um auf Gelehrte und Ungelehrte kräftig zu wirken. Brant ist der erste, der die Einblattdrucke zu einer vielseitigen, einen weiten Gesichtskreis umfassenden Verwendung gebracht hat. Aus den zahlreichen untereinander so verschiedenartigen Flugblättern jenes Zeitraumes heben sich die Brantschen als ganz persönlicher Bestand hervor. Die Gruppen, die im Verlaufe des 16. Jahrhunderts so oft wiederkehren, sind schon hier in mehrern vorbildlichen Beispielen vertreten. Die erste Gruppe: Außergewöhnliche Naturerscheinungen, besonders auf dem Himmel, so der viermal behandelte Donnerstein (in Wirklichkeit ein Meteor) vor Ensisheim,

[1]) Die einzige Veröffentlichung der Gesellschaft, die nicht bei Trübner erschien.

Mißgeburten, Krankheiten mit darangeknüpften politischen und geschichtlichen Ausdeutungen, religiösen Ermahnungen und Betrachtungen (Nr. 1 bis 4, 7, 9, 10—13, 17 und 22). Eine weitere Gruppe bilden politische Gedichte und geschichtliche Lieder (Nr. 5, 8, 20 und 21). Ferner geistliche Gedichte und Lieder (Nr. 6, 14—16, 19). Nach Schultz steht ganz für sich das literargeschichtlich bedeutendste, halb politische, halb satirisch-lehrhafte Bildergedicht von der Fuchshatz (Nr. 18). Ein Bildbogen mit erklärenden Versen, eine damals sehr verbreiteten Gattung, die auch Beziehungen zum Narrenschiff hatte. In Nr. 20, einem Gedicht vor Ausbruch der Uneinigkeit zwischen dem Deutschen Reich und der Schweiz (1499), findet sich eine im 15. und 16. Jahrhundert sehr häufige und volkstümliche Form, das Streitgespräch.

Ich glaube, es wäre eine dankbare Aufgabe nachzuspüren, in welcher Weise diese Einblattdrucke von Brant auf die große Schar deutscher und lateinischer Bildergedichte im 16. Jahrhundert eingewirkt haben.

Als Nachtrag bringt Heitz noch drei Holzschnitte mit bisher noch nicht bekannten Bildnissen von Brant.

Die vierte Jahresgabe für 1915 erhielten die Mitglieder in einem numerierten Halbpergamentband:

„Deutsche Dichtung im Elsaß von 1850 bis 1870. Eine Auswahl eingeleitet und herausgegeben von Emil v. Borries mit zehn Bildnissen." 1916. XII, 283 S.

Dieses Buch wurde während des Krieges fertiggestellt, worauf die Einleitung mehrmals hinweist. Die hier gebotene Auswahl von Gedichten, denen nur ganz wenige aus den ersten Jahren nach 1870 beigefügt sind, beansprucht, die Stimmung des deutschsprechenden Teils der Bevölkerung in ihren Wandlungen wiederzugeben. Allerdings wurde die ständig zunehmende Schar derjenigen heimischen Dichter, welche die deutsche Sprache aufgaben um im Franzosentum aufzugehen, hier nicht herangezogen, weil diese Verstandes-Franzosen auch in ihren deutschen Gedichten nichts zu sagen hatten. Die hier vertretenen Dichter hielten trotz allen Schwierigkeiten und Gefahren treu am kostbaren Gute deutscher Kultur fest.

In der inhaltsreichen Einleitung unterrichtet der damalige Straßburger Mittelschulprofessor Borries eingehend über die geistigen und völkischen Strömungen im Elsaß dieses Zeitraums und weist den einzelnen Dichtern ihren Platz darin an. Unter diesen und deren Erzeugnissen wurde eine strenge Auswahl getroffen, welche doch ein Urteil über die Stellung der einzelnen Dichter zum Deutschtum und über deren Persönlichkeiten ermöglicht. Die Auswahl überrascht durch die vielen, bis dahin unbekannten kleinen dichterischen Meisterwerke aus einem Zeitraum, wo das elsässische Deutschtum bereits von der französischen Flutwelle überschwemmt zu sein schien. Die Einleitung wird eröffnet durch einen trefflichen Überblick über die allgemeine literarische Entwicklung des Elsasses bis 1815. Nach diesem Jahre erst fühlt sich der Elsässer als Franzose und ist stolz, diesem Staate anzugehören. Man merkte damals noch nicht den Widerspruch zwischen diesem Gefühl und der angestammten deutschen Art und Sprache. Als dann mit der Julirevolution 1830 die äußern Sinnbilder der Republik wieder zu Ehren kamen, da sind viele gebildete Elsässer, namentlich

diejenigen, die sich berufen fühlten im öffentlichen Leben mitzuwirken, allmählich ins französische Lager übergegangen. Anderseits ist es bezeichnend, daß sich auch einige auserwählten Geister mit ganz besonderer Wärme zum Deutschtum bekannten. Doch konnten diese den Strom der geschichtlichen Entwicklung nicht aufhalten. Der Verkehr mit den Behörden war ganz französisch, die Wehrpflicht entführte viele Elsässer in ganz entfernte Landschaften Frankreichs. Besonders wurde die Volksschule in den Dienst der Französierung gestellt. Zuletzt blieb nur noch der Gottesdienst deutsch. Protestantische und katholische Geistliche wehrten sich tapfer gegen das versuchte Eindringen des Französischen in den Religionsunterricht. Bis 1870 aber war bei den Gebildeten namentlich in den Städten die französische Sprache die herrschende geworden.

Diese Wandlungen drücken sich natürlich auch in den Dichtungen dieser Jahrzehnte aus. Zu der ältesten Gruppe von Dichtern, die noch die Revolution und die napoleonischen Kriege miterlebten und in deutschen Liedern französische Helden priesen, gehören noch der Richter August Lamey (1772—1861), der während seines langen Lebens zahlreiche Gedichte verfaßt hat in etwas ungelenker sprachlicher Darstellung und nüchterner Auffassung. Die Franzosen bezeichnet er immer als Franken. Über dem nationalen Gedanken stand ihm das Freiheitsideal. Und der Rechtsanwalt Ehrenfried Stoeber (1779—1835), der in Gemüt und Auffassung ausgesprochen deutsch blieb. Er war Mitglied einer vor 1800 entstandenen literarischen Gesellschaft, deren Geist nicht französisch vaterländisch war, was aus dem von ihm verfaßten Bundeslied hervorgeht: „Heil dir Alsassia und ew'ge Treue! Dem Franzmann Haß und Hohn!“ Eine Gesinnung, die damals der Straßburger Bürgerschaft entsprach. Erst durch Bonapartes gewaltigen Aufstieg, an dessen Erfolgen auch die Elsässer als tapfere Soldaten stark beteiligt waren, wurde der Übergang der Elsässer zur französischen Staatsgesinnung vollzogen, was auch aus Stoebers schriftstellerischer Tätigkeit hervorgeht. In der mundartlichen Dichtung zeigt er manches schöpferische, in hochdeutschen Gedichten ist er eckig und unnatürlich, beeinflußt wie Lamey von Dichtern aus der vorklassischen Zeit. Diesen gehörte auch Prof. Arnold an, der durchgebildetste der damaligen elsässischen Dichter. Er hatte als Student Schiller und Goethe besucht, deren Einflüsse sich bei den wenigen erhaltenen Gedichten deutlich zeigen. Politisch auf dem gleichen Standpunkt steht eine etwas jüngere Gruppe von Dichtern, von denen der begabteste der Kaufmann Karl Friedrich Hartmann (1788—1864) war. In sein empfänglichstes Lebensalter fällt die große Zeit Napoleons und dessen tragischer Untergang, was für Hartmanns Leben und Dichten bestimmend war. Neben der Begeisterung für die französischen Kriege zeigen seine Dichtungen noch das Behagen an dem bürgerlichen Dasein in Straßburg.

Der frische Wind der Julirevolution trieb die gebildete elsässische Jugend in das Franzosentum hinein. War es aber nicht ein kühnes Wagnis, einen Stamm, der nicht nur anderthalb Jahrtausende deutsch war und an allen Geschicken des Deutschen Reiches und Volkstums teilgenommen hatte, rasch einer ganz anders gearteten Kultur zuzuführen? Tüchtige Männer aller Stände des Landes litten ihr Leben lang an

diesem Widerstreit. Ludwig Spach (1800—1879) bietet hiefür ein erschütterndes Beispiel. Seine deutschen Gedichte, die meist aus seiner Jugend stammen, zeigen warme ursprüngliche Empfindung und Leidenschaft. Später hat er aus allen Literaturen Nahrung geschöpft und sich in verschiedenen Lebenskreisen umgesehen. An dichterischer Kraft überragt er seine Vorgänger. In jungen Jahren, 1823, kam er als Hauslehrer nach Paris, wo er bis 1835 verblieb. Dort entschloß er sich nach langen inneren Kämpfen zur französischen Kultur und schrieb dort auch französische Romane. Seine Wandlung hat er wiederholt öffentlich begründet, erregte aber zornigen Widerspruch bei der Jugend im Elsaß. Heimgekehrt wurde er Archivar und Kabinettschef des Präfekten in Straßburg. Von 1838 vermittelte er seinen französischen Landsleuten deutsche Geistesschätze. Politisch hat er sich niemals zum Franzosentum bekannt, so konnte er darum auch noch 1870 seine Dienste der Heimat widmen und seine neuen aus dem Reiche stammenden Landsleute in die innern Verhältnisse des Elsasses einführen. Die jungen völkisch gesinnten Dichter, die zu den Begabtesten des Landes gehörten, hielten noch ein Menschenalter lang allen Gewalten zum Trotz das Deutschtum hoch, so daß nach 1870 an die deutsche Vergangenheit wieder angeknüpft werden konnte.

Nach 1838 begann eine andere Entwicklung. Die Elsässer, die geistig und gefühlsmäßig im Franzosentum aufgingen, bedienten sich von nun ab nur noch der französischen Sprache. Doch diejenigen, die noch deutsch dichteten, bewegten sich in deutschen Gedankenkreisen, wenn sie sich auch dem französischen Staate unterordneten. Dies gilt besonders für den Kreis der Brüder Stoeber und ihren durchschnittlich 10 Jahre jüngeren Gefolgsleuten Candidus, Mühl und Zetter. Diese entschlossen sich trotz allen Schwierigkeiten unbeirrt die deutsche Entwicklung des Elsasses fortzupflanzen in steter Verbindung mit den gewaltigen Taten des deutschen Geistes in Wissenschaft und Kunst. Der älteste und gewandteste dieses Kreises war August Stoeber (1808—1884), seit 1841 Gymnasiallehrer in Mühlhausen. Er gründete immer wieder neue Unternehmen zur Sammlung der deutschgesinnten Elsässer und zur Veröffentlichung ihrer Dichtungen. Auch hielt er durch einen regen Briefwechsel die heimischen Gesinnungsgenossen zusammen. In der mit seinem Bruder 1836 gegründeten Zeitschrift „Erwinia“ griff er Spach in Spottgedichten an. Ebenda erschien eine scharfe Absage an Spach von dem berühmtesten elsässischen Theologen Eduard Reuß. Stoebers dichterische Begabung war nicht groß, aber er hat in inniger Weise Ereignisse aus der Vergangenheit seiner Heimat dargestellt und als Gelehrter rechts-, sitten- und auch kulturgeschichtliche Bilder entworfen. In engster literarischer Verbindung stand er mit seinem Bruder Adolf (1810—1892), seit 1840 Pfarrer in Mühlhausen. Beide schwärmten für Schiller, waren von der Romantik und deren Vorliebe für das Mittelalter und die Volksdichtung beeinflußt und standen dem schwäbischen Dichterkreis persönlich nahe. Adolf war wirklich ein Dichter. Unter allen heimischen Genossen zeigte er die größte Ausgeglichenheit der Sprache und eine ungezwungene Beherrschung der Formen, ein Meister in der Verserzählung. Seine Begeisterung für deutsches Wesen und deutsche Sprache hat er dichterisch laut verkündet, darum konnte er 1870 den Um-

schwung mit gutem Gewissen freudig begrüßen. Der Jugendfreund dieser beiden, Karl August Candidus, verfaßte volksmäßige und musikalische Gedichte, von denen einige durch Schumann und Brahms vertont wurden, sowie Gedankendichtungen mit philosophischem und theologischem Hintergrund. Von 1858 bis zu seinem Tode war er Pfarrer der reformierten Gemeinde in Odessa, wo er mit der deutschen Geisteswelt in Verbindung blieb, namentlich mit Jakob Grimm, der auch eine Vorrede zu seinem Buch „Der deutsche Christus" 1854 schrieb, ein prachtvolles Werk in Kanzonen, wo er den Heiland so auffaßt, wie er ihn selbst innerlich erlebte. In seinen Gedichten klingen die wichtigsten geschichtlichen und politischen Ereignisse Deutschlands wieder. Die Einverleibung des Elsasses ins Deutsche Reich begrüßte er in dem Sinne, daß jetzt der Elsässer wieder in seiner Heimat sei. Seines Schwagers Gustav Mühls (1819—1880) Heim in Straßburg und dessen Landhaus in Schiltigheim waren Pflegestätten geistiger und völkischer Bestrebungen. Er war Doktor der Medizin, übte aber den ärztlichen Beruf nicht aus. Um die Kulturgeschichte, die Sammlung von Sagen und die Literaturgeschichte der Heimat erwarb er sich große Verdienste. Unter seinen Gedichten finden sich Meisterstücke echter Lyrik und feiner Naturbeseelung. Seine geistige Heimat war immer Deutschland und darum begrüßte er auch als Dichter den Umschwung. 1874 wurde er Leiter der elsaß-lothringischen Abteilung an der Landes- und Universitätsbibliothek in Straßburg.

In den Anmerkungen bringt Borries die für die Einleitung benützte Literatur und Erläuterungen zu den aufgenommenen Gedichten, sowie die lebensgeschichtlichen Daten zu den einzelnen Dichtern, die in der Auswahl vertreten sind.

Die nächste Jahresgabe Nr. 5 bildet eine Art Fortsetzung in die Vergangenheit zu Nr. 4. Es ist das reizvoll ausgestattete Buch:

Gedichte der Gebrüder Wolf. Eine Auswahl. Eingeleitet und herausgegeben von Prof. Eugen Müller, Oberlehrer am Pro-Gymnasium in Oberehnheim. Mit 4 farbigen Bildern nach Aquarellen J. Wolfs. Buchschmuck von Karl Spindler. V, 104 S. 1916.

Die Gesellschaft hat die handschriftliche Sammlung der Gedichte der Oberehnheimer Zwillingsbrüder der Vergessenheit entzogen, weil die beiden Brüder, obschon in ihrem äußern Dasein auf das engste mit dem Schicksal Frankreichs verbunden, doch der deutschen Kultur und Dichtung anhänglich blieben. Außerdem sind auch ansprechende mit deutscher Stimmung versehene Aquarellbilder des einen der Brüder hier, und zwar sehr gelungen, wiedergegeben worden.

Als V. 2 wurde die nächste Jahresgabe bezeichnet. Sie wurde aber erst 1918 gedruckt und versendet:

Das Straßburger Würfelbuch von 1529. Faksimiledruck der Erstausgabe. Mit einem Nachwort und Ergänzungen von Alfred Götze. XIV, 35 S. 1918.

Das Original hat, wie damals üblich, kein Titelblatt, aber auf der letzten Seite steht unten die Adresse: Zu Straßburg MDXXIX.

Götze hat im Nachwort über die Gattung der Würfelbücher gehandelt, wo die Würfel als Vereinigung einfachster Loszeichen als Losmittel dienen.

Sie bilden eine alte wichtige und große Gruppe der Losbücher, geschriebene oder gedruckte Bücher, die anweisen, wie man mit Hilfe des Zufalls aus einer größern Sammlung von Sprüchen denjenigen herausfinden kann, der als Antwort auf eine Schicksalsfrage gelten soll. Bei den Hunderten von Losbüchern, die aus einem großen Teil von Europa und Asien erhalten sind, besteht das Losmittel entweder aus einem über einer Scheibe drehbaren Zeiger oder aus Spielkarten und andern Formen. Das hier herausgegebene Würfelbuch gehört zu den ältesten deutschen Drucken und ist bei Christian Egenolph in Straßburg gedruckt. Der Verfasser ist nach der mundartlichen Färbung der Sprüche ein Elsässer, und zwar ein Städter mit einer Spur gelehrter Bildung. Er verrät auch die Kenntnis scherzhafter Disputationen, wie sie an den alten deutschen Hochschulen oft ernsthaften Redekämpfen eingefügt worden sind. Auch ist er von Brants Narrenschiff und Murners satirischen Dichtungen beeinflußt. Seine Reimsprüche sind auf den Ton derber Neckerei gestellt. Die Ironie ist trefflich gehandhabt. Das Würfelbuch zeigt die größte Ähnlichkeit mit der Sprache Wickrams, und besonders enge Beziehungen zu dessen Losbuch. Das ist nun methodisch sehr lehrreich, wie Götze trotz dieser weitgehenden Übereinstimmung schlagend nachweist, daß doch Wickram nicht der Verfasser des Würfelbuches sein kann.

Die letzte Jahresgabe war Nr. VI.

Jörg Wickram, Der jungen Knabenspiegel. Mit einem Dialog: Eine Wahrhafftige History von einem ungeratenem Sohn. Neudruck nebst Einführung und Nachwort. Herausgegeben von Dr. Gertrud Fauth. XXIV, 154 S. 1917.

Es ist gerade der Knabenspiegel gewählt worden, weil Wickram mit diesem 1554 erschienenen Roman auf der Höhe seines Schaffens stand. Der Knabenspiegel ist nach mehrern Richtungen hin der beste seiner Romane durch den geschlossenen Aufbau, im Stil, in der Kraft der Auffassung und der Lebensschilderung. Ein Meisterstück behaglich-biederer, ehrenhafter deutscher Hauspoesie. Er konnte wieder neugedruckt werden, da Boltes vortreffliche Gesamtausgabe von Wickrams Werken, wo dieser Roman 1902 im 2. Band veröffentlicht wurde, nur für Mitglieder des Stuttgarter literarischen Vereins bestimmt und auch schon vergriffen ist. Außerdem wurden hier zum erstenmal die Holzschnitte wiedergegeben. Viel Neues zu Wickram bringen auch die gehaltvolle Einleitung, Nachwort und Anmerkungen von G. Fauth. In seinem Dialog vom ungeratenen Sohn gibt Wickram selbst die psychologischen Vorbedingungen für die Entstehung des Knabenspiegels sowie für die Gestalt des Helden kund, darum wurde hier auch der Dialog hinzugefügt. Für die Bewertung dieses Romans im Rahmen seiner Zeit und Umwelt schien es der Herausgeberin mit Recht notwendig, einen klaren Einblick zu gewähren in den wunderbaren Überfluß des geistigen Strebens der eigentümlich alemannischen satirischen Veranlagung des 16. Jahrhunderts und außerdem die schriftstellerische Tätigkeit dieses tüchtigen Mannes eingehend zu schildern. Diese Aufgaben hat sie, fremde und eigene Vorarbeiten abrundend, trefflich durchgeführt. Im ersten Nachworte berichtet sie über die Voraussetzungen für die Entstehung des Dialogs und des Romans und untersucht dann gründlich Inhalt, Aufbau, Stil, Vorlagen und Nachwirkung des Knabenspiegels.

Außer den Jahresgaben für die Mitglieder gab die Gesellschaft auch Einzelschriften zur elsässischen Geistes- und Kulturgeschichte heraus, vier Schriften, die alle während des Weltkrieges erschienen.

1. Josef Lefftz, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satire X, 200 S. 1915.

Diese vorzügliche, aus dem Seminar von Prof. Schultz erwachsene, im Umfang und in ihrem innern Wert weit über den Rahmen landläufiger Dissertationen hinausgehende stilgeschichtliche Untersuchung wird durch die einleitenden Abschnitte auf eine festere Grundlage gestellt und durch die abschließenden Kapitel wesentlich vertieft. Dort werden die Vorbedingungen und Voraussetzungen für die volkstümlichen Stilelemente im Mittelalter aufgehellt, die durch das Gemeinschaftsgefühl, durch Demokratisierung des Denkens und Fühlens und durch die Intensität des Innenlebens besonders gekennzeichnet sind. Dadurch gewinnt der Verfasser die Richtschnur zu weiterm Vorgehen und stellt so Murners Stil in seine Zeit und Umwelt hinein. Dann bezeichnet er von vornherein, worauf das Schwergewicht bei der Betrachtung der einzelnen Stilerscheinungen gelegt werden müsse, daß der Stil Murners in seinen Dichtungen ausgesprochen derb-volkstümlich und satirisch ist und in der ganzen Art eine heimatliche elsässische Färbung zeigt und von seiner eigenen und der Predigtweise seiner Vorgänger beeinflußt ist.

Dann folgt der Kern der Arbeit. Die Darstellung von Murners Stilmitteln nicht nach dem Schema einer allgemeinen Stilistik, sondern angeordnet nach dem Gesichtspunkt der Besonderheiten von Murners Sprachgebung, sehr eingehend mit vielen gut gewählten Beispielen und mit zahlreichen bedeutsamen Einzelbeobachtungen. Ein großer Wert dieser Arbeit besteht auch darin, daß Lefftz aus dem Stil Murners dessen Persönlichkeit erschließt. Mit großer Vorsicht scheidet er die damals allgemein üblichen Stilerscheinungen von den besonders Murnerschen. Schon im Verlaufe der Untersuchungen geht er darauf ein (S. 126 f.) und zusammenfassend im letzten Kapitel, um die besonderen Gefühlstöne und Stimmungsgehalte der Sprache Murners festzustellen. Nachdem er hier die unrichtigen Schlußfolgerungen der Dissertation von H. Schatz „Stimmungen und Affekte in Murners Dichtungen" (Kiel 1909) und die einseitige Auffassung von Murners Persönlichkeit durch W. Kawerau (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 30 und 32; 1890 und 1891) ablehnt, würdigt er eindringlich den Gehalt von Murners Stil und als Gipfel der Untersuchung dessen Persönlichkeit.

Diese vorbildliche Arbeit zeigt an einem guten Beispiel, daß eine Stiluntersuchung, wenn der Verfasser psychologisch vorgeht, befähigt ist, eine bessere Erkenntnis für die Individualität des betreffenden Schriftstellers zu finden, als ältere, rein literargeschichtliche Arbeiten, wo durch einseitige und unverständige Betrachtung Murner viel ungünstiger beurteilt wurde, als er es in Wirklichkeit verdient.

2. Gertrud Fauth, „Jörg Wickrams Romane". 144 S. 1916.

Die Verfasserin, eine ungemein tüchtige junge Gelehrte, hat zu diesem Gegenstand zunächst eine im Seminar von Prof. Schultz erwachsene Dissertation „Wickrams Romantechnik" verfaßt und diese nach Erweiterung

ihrer sachlichen Kenntnisse und ihrer Gesichtspunkte umgestaltet zu der vorliegenden Schrift, die weit über die Ergebnisse der frühern Literatur hinausgeht. Ihre Aufgabe, die künstlerische Wirksamkeit Wickrams in seinem Schaffen aufzuspüren und klarzulegen, führt sie durch die Untersuchung des Aufbaues, der Charakterisierung der Persönlichkeiten, sowie des Ausbaues (Stilerscheinungen) der Romane Wickrams vor. Vor Beginn der Untersuchung weist Fauth darauf hin, daß die ersten Romane „Galmy“ (1539) und „Gabriotto“ (1554) der höfischen Welt angehören und nur wenige Züge darin Wickrams Weltanschauung als deutschen Bürger verraten, daß ferner der „Goldfaden“, obschon später veröffentlicht, sicher vor dem „Knabenspiegel“ verfaßt wurde und den Übergang zwischen dem Hofleben und dem Bürgertum bildet, während der „Knabenspiegel“ 1554 fast ganz und der letzte Roman „Von guten und bösen Nachbaren“ (1556) durchaus der bürgerlichen Welt angehören. Die beiden letzten Romane sind überdies stark lehrhaft. Mit diesem Wechsel der Anschauung und mit dem zunehmenden Alter Wickrams sind auch Änderungen in der Charakteristik und den Stilformen, zum geringern Teil auch im Aufbau verbunden.

In dieser Reihenfolge nun werden nach den drei Gesichtspunkten die Romane ungemein sorgfältig, ja man kann sagen erschöpfend behandelt. Beim Aufbau wird die Haupthandlung von den Nebenhandlungen, von den begründeten und unnötigen Einschüben, Episoden und Einzelereignissen geschieden und die vielen Motive, die sich miteinander verflechten, die durchgehende oder unterbrochene Steigerung mit den Stockungen und den Verzögerungen aufgedeckt. Im Gegensatz zu den zwei einander entgegengesetzten Parallelhandlungen des „Knabenspiegels“ werden in den „guten und bösen Nachbaren“ in der Form einer Familienchronik drei Geschlechter, immer mit dem Aufstieg, Höhepunkt und Ausklang jeder Familie mit kleinen Zügen aus dem täglichen Leben erzählt.

Die Charakterzeichnung Wickrams ist im Anfang völlig typisch. Gegen Ende seines Schaffens besonders im „Knabenspiegel“ spürt man durch die dem Leben entnommene Realistik einen Ansatz zur Individualisierung, besonders bei den Nebenpersonen, weil hier das intuitive, unbewußte Schauen des Künstlers frei spielt, ohne von der Überlieferung oder einer vorgefaßten Absicht beeinflußt zu sein. Die Mittel dieser Charakterisierung hat er von seinen Vorgängern übernommen. Das einfachste dieser Mittel sind wertende Eigenschaftswörter, wobei der Gebrauch der verneinenden Beiwörter bei weitem lebenswahrer wirkt; dann bildliche Vergleiche, wobei auch die Zeichnung des Schlechten überwiegt. Daneben sprechen die Personen in ihren Reden selten über sich selbst, außer in Selbstgesprächen. Auch aus der Stellungsnahme einer zu würdigenden Person zu einer andern enthüllt Wickram in Rede und Handlung seine Gestalten, schließlich noch aus dem äußern Niederschlag der innern Entwicklung der Menschen. Da er Neuling in der Romantechnik ist, so verwertet er natürlich in den frühesten Romanen Vorbilder, besonders in der Schaffung des Empfindungslebens und in der Gebärdensprache, vielfach typisch in den Grenzen des Herkömmlichen nach dem höfischen Epos und dem Minnesang. Die einzelnen Züge in der Charakteristik der

menschlichen Empfindung werden schon im „Gabriotto“ individuell verwendet. Die äußere Charakterisierung durch breites Ausmalen wendet er zuerst im „Goldfaden“ auf die Hauptpersonen an, im „Knabenspiegel“ auf Nebenpersonen und in den „guten und bösen Nachbarn“ wird die Charakterisierung dadurch beengt, daß hier Gestalten der bürgerlichen Welt aus seiner nächsten Umgebung gezeichnet sind und in diesen letzten Romanen erzieherische Zwecke die Ausgestaltung des Stoffes und die Schilderung der Personen bedingen. Trotzdem sind hier Hauptpersonen, wie der reiche und tugendsame Kaufmann Robertus als Mann von vornehmer Gesinnung in seinem ganzen Verhalten trefflich dargestellt. Die drei Gattinnen in dem letzten Roman geben Wickrams Hausfrauenideale wieder. Am eingehendsten und liebevollsten schildert er hier das Liebespaar Amelia und Lasarus mit zarten psychologischen Zügen, die man bei dem biedern Bildungsphilister sonst nicht findet. Besonders wirklichkeitsgetreu zeichnet er Gauner, weil er sie dem Leben ablauscht und ihn hiebei keine erzieherischen oder moralisierenden Nebenabsichten beirren.

Unter Ausbau versteht Fauth die Ornamentik, d. h. die Anwendung der Stilmittel in Wickrams Romanen. Man kann im Ausbau die gleiche Entwicklungslinie verfolgen wie beim Aufbau und bei der Charakterisierung. Und zwar ist seine Anwendung der Stilmittel durchaus episch. Schon die Titel seiner Romane deuten deren Grundzug an und dementsprechend die Überschriften der einzelnen Kapitel. Auch die Einfügungen von Gesprächen, Monologen, Briefen, Träumen usw. leitet er mit epischen Formeln ein. Viele Briefe sind bei ihm für den Gang der Handlung nicht nötig; sie dienen nur zur Belebung oder als verzögernde Ausschmückung. Sein Stil ist zumeist abhängig von der höfischen Überlieferung, im Satzbau von der Kanzleisprache. Er unterscheidet sich sehr von der volkstümlichen Frische der damals geschriebenen Briefe. Die Selbstgespräche haben den Zweck lautgesprochene Erwägungen seiner Gestalten wiederzugeben oder Betrachtungen des Verfassers über die Gefühle und Entschlüsse seiner Personen, die nicht laut ausgesprochen werden. Seine Selbstgespräche werden vom „Goldfaden“ ab kürzer, weniger grübelnd, sondern sachlicher. Die Verteilung von Gespräch und Erzählung ist bei ihm in verschiedenen Romanen ungleich. Die Erzählung ist vielfach holprig gehalten, das Gespräch besteht aus kurzen verbindungslos aneinandergereihten Sätzen. Die daraus erwachsenen langen Satzgefüge haben etwas Vorandrängendes und unterstützen durch ihre Lebhaftigkeit die erregte Stimmung der Darstellung. Dieser schlichten Erzählungstechnik gegenüber herrscht im Gespräch besonders der ersten Romane eine schwülstige Redeweise vor. In gesteigerter Sprache finden wir viele Ausrufe und rhetorische Fragen. Sein Stil zeigt auch die Neigung zu zwei- und dreigliedrigen Formeln, zu Häufungen, unmittelbarer Ansprache an die Leser, zu Wortspielen, Gleichklängen, Stabreim, Sprichwörtern, Redensarten und typischen Formeln wie im Volkslied und den Volksbüchern. Auch die Übergänge von einem Gegenstand oder einer Person zu einer andern sind vielfach formelhaft, auch illusions- und spannungzerstörend, indem z. B. die Schlußformeln auf den Anfang des nächsten Abschnittes hinweisen. Seltener ist die Zurückdeutung. Anspielungen und Zitate unterbrechen den

Fluß der Rede. In dem letzten Roman finden sich breite Erklärungen von Aussprüchen der Bibel, die er Erbauungsbüchern jener Zeit entnommen hat. In den letzten Romanen werden auch häufig Laster und Mißstände der Zeit gerügt. Gegenüber den Vorzügen von Stil und Technik im „Knabenspiegel", wo keine unbegründeten Episoden, Selbstgespräche und Briefe, sowie wenige Zitate vorkommen, bedeutet die Technik des letzten Romans einen sichtbaren Rückschritt. Man merkt, daß Wickram alt geworden ist. Früher überwundene Fehler tauchen wieder auf; neue kommen hinzu. Hier finden wir wieder störende und überflüssige Einfügungen. Die Kapitel sind hier allerdings abgerundet mit deutlichen Einsätzen. Wickram ist kein Meister stofflicher Verdichtung oder großzügiger Linienführung. Aber er bringt oft humorvolle Feinheiten an, die seinen Gestalten etwas deutsch-trauliches verleihen.

Am Schluß des vierten Abschnittes weist Fauth die Vorbilder für Wickram nach, hauptsächlich Lehrdichtungen des 14. Jahrhunderts, Volksbücher und Verdeutschungen italienischer Novellen. Doch diese fremden Motive, Ausdrucksmittel und Stilerscheinungen hat er frei verwertet mit seinem gesunden deutschen Empfinden und mit eigenen, volkstümlichen, dem heimischen Prosaroman bis dahin unbekannten Stilerscheinungen. Durch diesen Eigenwert ist Wickram als der Schöpfer deutscher bürgerlicher Romane anzusehen.

Im letzten, dem fünften Abschnitt geht Fauth über den Rahmen ihres Gegenstandes hinaus, indem sie Wickrams Romane als Quellen für die Kulturgeschichte seiner Zeit ausschöpft. Natürlich verläßlichen Stoff bieten erst die spätern Romane, wo er sich zu einem gewissen Realismus in Stoff und Gestaltung durchgerungen hat. Die Treue der kulturgeschichtlichen Schilderungen ist jetzt gesichert, weil er sich durch eine jahrzehntelange Beobachtung einen klaren Einblick in die damaligen Zustände erworben hat. Schon im „Goldfaden" ist die kulturgeschichtliche Schilderung einfacher Leute wirklichkeitsgetreu. Die reichsten Speicher bilden die zwei letzten Romane, namentlich durch die Schilderung des häuslichen bürgerlichen Lebens, der Straßen und Gassen, der Gast- und Zunfthäuser, der Feste und Bräuche, sowie die Schilderung von Hirten, Fischern, Köhlern, Handwerkern, Kaufleuten, Bauern, Reisenden usw. Wichtig ist besonders seine Kleinmalerei, die das sonst Ungesagte damaliger Zeitverhältnisse aufdeckt und uns dadurch die Stimmung des Lebens unvergleichlich wiederzaubert. Ob er häusliche Idylle zeichnet, ob wir das Arbeitsfeld damaliger Schurken kennen lernen oder einen Hauch pulsierenden Lebens aus dem genußfrohen oder dem schlichtern Handwerksstand spüren, alles beleuchtet scharf, kurz und doch mit einer gewissen Abrundung die einzelnen Zustände[1]).

Bei der Hauptversammlung der Gesellschaft für elsässische Literatur am 8. März 1917 wurde außer einer Eröffnungsansprache von G. Wolfram und einem Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft während des Krieges

[1]) Nebenbei erwähnt, hat sich Gertrud Fauth auch durch eine Nachdichtung glücklich eingeführt: Agamemnon des Aischylos. Nachdichtung von Gertrud Fauth. München. Dreiländer-Verlag, 1920. Sehr günstig besprochen von Anselma Heine (Liter. Echo 23, 423 f.).

von Schultz ein Vortrag von Alfred Götze gehalten. Alle drei Kundgebungen wurden veröffentlicht als 3. Heft der Einzelschriften „Das Elsaß und die poetische Literatur des Weltkrieges von Alfred Götze". 46 S. 1917. Alle drei Vortragenden waren damals noch überzeugt, daß das Elsaß dem Deutschen Reiche verbleiben werde. Es war aber leider die letzte Hauptversammlung und der letzte Tätigkeitsbericht dieser Gesellschaft. Götze würdigt in schwungvoller begeisterter Rede die elsässische Dichtung während des Krieges, die wie überall auch hier im wesentlichen lyrisch ist. Unter den Dichtern befinden sich gute Namen, so Friedrich Lienhard und Christian Schmitt, die beide, obwohl nicht Kriegsteilnehmer, je ein Buch von Kriegsgedichten veröffentlicht haben. Lienhard, der seit Jahren der getreue Eckard seiner Heimat ist, bewährt dies auch in seiner Kriegsdichtung, in deren Mittelpunkt sinnbildlich das Straßburger Münster steht. Sein Wunsch „das kleine Buch möchte Freude machen in allem heiligen Todesernst, den Geist beleben, das Herz erheben — und ein bescheidener Teil des innigen Dankes sein, den wir unsern Kämpfern schulden", hat sich glänzend erfüllt, denn in vielen Auflagen wanderte es an alle Fronten. Götze bespricht dann die übrigen in Buchform erschienen Kriegsgedichte und gibt wertvolle Proben daraus. Besonders hebt er das Liederbuch eines Kriegsteilnehmers, des Arbeiters Oskar Wöhrle hervor, dessen Lieder vielfach mundartlich gefärbt sind und sehr beliebt wurden. Dann mustert er auch die Einzeldrucke und die fliegenden Blätter, deren Zahl hier verhältnismäßig gering ist. Doch bieten auch sie wertvolle Erträgnisse.

Im Anhang gibt Götze eine kleine Lese von Kriegsgedichten des Pfarrers Karl Hackenschmidt (1839—1915) der sein Leben lang deutsch gesinnt war und nach dem Siege von 1871 ein jubelndes Gedicht verfaßt hat mit dem Beginn:

Mein Elsaß deutsch, mein Elsaß frei,
Mir ist, als träumt ich noch.
Ist's Wahrheit? Ist der Strick entzwei?
Zersprengt das fremde Joch?

„Die Lese ist klein, aber sie gehört zum Wichtigsten und Charaktervollsten, was der Krieg im Elsaß hervorgebracht hat. Hier ist alles Gesinnung und treue deutsche Kraft, die hochangesehene Persönlichkeit des Verfassers, dessen wohlbekannter Charakterkopf hinter jedem seiner Lieder sichtbar wird, hat den Gedichten vielleicht noch mehr Widerhall verschafft, als die markigen Worte und die gedrungene Wucht der Gedankenreihen sich errungen hätten."

Die letzte, die vierte der Einzelschriften ist: Gottlieb Konrad Pfeffel als Prosaschriftsteller. Beiträge zur Kenntnis der vorgoethischen Erzählungsliteratur von Josef Maria Bopp. 122 S. 1917.

Nach einer allgemeinen viel Neues bringenden Gesamtwürdigung Pfeffels geht Bopp zu seinem Hauptgegenstand über, wo er Pfeffel als Herausgeber von Sammlungen und seine Beteiligung an Frauenzeitschriften kennzeichnet. Hiebei gibt er eine kurze lehrreiche Übersicht über die Frauenzeitschriften vor 1790. Die Prosabeiträge Pfeffels mit seinen Gedichten

füllen fast die Hälfte der aus 38 Bänden bestehenden Cottaschen Zeitschrift „Flora“ aus. Bopp hat sich der Mühe unterzogen mit ziemlicher Sicherheit die zum großen Teil namenlosen oder nur mit Buchstaben versehenen Beiträge Pfeffels festzustellen. Außerdem bietet er auch eine kleine Geschichte dieser Zeitschrift und ihrer Nachfolgerin. Dann folgen Abschnitte über Pfeffels Übersetzungen, seine Prosaidyllen versehen mit einer Geschichte der Idyllen jener Zeit, ferner über seine Sagen-, Ritter- und Räubergeschichten, seine moralischen, Brief- und revolutionären Erzählungen. Zum Schluß folgt eine Darstellung der Novellentechnik Pfeffels: Moralische Tendenz, Motive, Novelleneinsätze, Nebenhandlungen, Zitate und Liedeinlagen, Personalcharakteristik, Sprache der Empfindsamkeit und Dialog. Bei der Fruchtbarkeit Pfeffels scheint mir diese Darstellung etwas zu knapp geraten zu sein. Der Anhang bringt zwei unbekannte politische Gedichte und 14 unveröffentlichte Briefe Pfeffels an Oktavie v. Berkheim.

Im ganzen ist für die von Bopp ersehnte Pfeffel-Monographie dieses tüchtige Buch ein ergebnisreicher Beitrag.

Und schließlich erschien noch vor Kriegsschluß ein Band von den als Hauptaufgabe der Gesellschaft betrachteten und lange vorbereiteten kritischen Gesamtausgaben von Werken elsässischer Dichter aus dem 16. Jahrhundert, und zwar:

Thomas Murner, Von dem großen Lutherischen Narren. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Merker. XI und 427 S. (Kritische Gesamtausgaben Elsässischer Schriftsteller des Mittelalters und der Reformationszeit, veröffentlicht von der Gesellschaft für elsässische Literatur. Thomas Murners Deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke herausgegegeben unter Mitarbeit von Fr. Bebermeyer, K. Drescher, J. Lefftz, P. Merker, M. Spanier u. a. von Franz Schultz. Bd. IX) 1918.

Als Murner im Dezember 1522 seine große konfessionelle Dichtung „Von dem großen Lutherischen Narren“ erscheinen ließ, war er 47 Jahre alt und auf der Höhe seines Schaffens. Bis 1520, wo er mit der Abfassung dieser Epopöe begann, hatte er schon 25 Schriften veröffentlicht, akademisch-gelehrte Bücher und volkstümliche satirische Reimdichtungen. In diesen hatte er seit 1512 auch die Mißstände der katholischen Kirche, der Weltgeistlichen und Mönche schonungslos angegriffen. So schien es eine Zeitlang, als ob er den vorreformatorischen Bestrebungen Luthers die Hand reichte. Doch als Luther im Herbst 1520 mit drei Reformationsschriften auf den Plan trat, worin er ohne Zugeständnisse immer schärfer gegen die Dogmen der päpstlichen Lehre ankämpfte, erkannte Murner die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und dem Reformator.

Zum bessern Verständnis und zur richtigen Beleuchtung der Erbitterung und Wut, mit der Murner seine bedeutende konfessionell-polemische Dichtung schrieb, zeigt nun Merker die allmähliche Verschärfung der Gegensätze zwischen diesen beiden Männern und den damit im Zusammenhang stehenden Verleumdungsfeldzug. Den Ausgang dieser Fehde bildete Luthers „Sermon von der Messe“. Wenige Tage später folgte die große Streitschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ und im Oktober die Schrift »De captivitate Babilonica ecclesiae praeludium«, welche gleich von Murner in einer nicht vollständigen und wortgetreuen,

auch mit Entstellungen und Zusätzen versehenen Verdeutschung zu dem Zweck veröffentlicht wurde, damit Luthers „Gotteslästerung und Schändung der Sakramente" der Gesamtheit des Volkes offenkundig werde.

In den nächsten 4 Wochen bis zum Weihnachtstag 1520 sandte Murner noch drei Streitschriften gegen Luther aus: von Luthers Lehren; vom Papsttum und an den Adel. Er wirft hier dem Reformator vor, daß er Irrlehren verbreite und aufrührerisch vorgehe, auch ermahnt er den Adel, den alten Glauben zu schirmen und sich durch Neuerungen nicht betören zu lassen. Obwohl diese Schriften anonym erschienen, wußte Luther den Namen seiner Gegner, unterließ aber vorderhand jede Antwort. Wohl aber wurde Murner in den nächsten zwei Monaten mit einer Flut von Schmähschriften durch Anhänger Luthers, besonders durch den Straßburger Humanisten Nikolaus Gerbelius[1]) überhäuft.

Bei Johann Schott in Straßburg erschienen seine lateinischen Schmähschriften gegen Wortführer des Katholizismus unter wechselnden Decknamen, darunter Ende 1520 die Defensio Christianorum de Cruce, eigentlich ein (noch maßvoll gehaltener) offener Brief, wo Murner der Hab- und Ruhmsucht bezichtigt wird. Weit derber und gehässiger ist Gerbels anfangs 1527 herausgekommener „Murnarus Leviathan, vulgo dictus Geltnarr oder genszprediger", wo er in der Art einer Komödie mit wechselndem Schauplatz seinen Gegner bissig verhöhnt, ihm unsaubere Geld- und Weibergeschichten, sein haltloses Leben und seine würdelose Predigtweise vorhält. Plutus wird beschworen. Er verheißt Murner und seinem Genossen Weddele einen reichen Schatz in einem nahen Berge. Beim Nachgraben aber halten sie nicht das Gebot unbedingten Stillschweigens und finden darum nur Mist. Murner wird in einen giftspeienden Drachen mit Katzenkopf verwandelt und auch so im Titelholzschnitt abgebildet. Einige Wochen später folgen die Septem dialogi, wo Gerbel den verhaßten Mönch nur nebenbei als tollen Schwätzer abtut.

Inzwischen hatte Luther die Bannbulle verbrannt und die Gründe dieser folgenschweren Handlung in einer Verteidigungsschrift vorgebracht. Darauf erwidert Murner im Feber 1521, um die mangelhafte Begründung dieser Verteidigung aufzudecken, ohne noch den Gegner persönlich zu verletzen. Nun entschloß sich Luther doch in seiner Antwort „Auf das überchristlich Buch Bock Emsers" (März 1521) in einem kurzen Anhang auch „Murnarrs seins gesellen" zu gedenken in launiger Anspielung auf dessen Geschwätzigkeit mit dem köstlichen Vergleich: „Es ist möglicher, daß der Rhein versiege, denn daß dirs an worten gebreche."

Gleichzeitig erschienen im westlichen Oberdeutschland und in der Schweiz eine Menge deutscher Satiren gegen den streitbaren Franziskaner, die ihn wegen ihrer tiefen Einwirkung auf die breiten Schichten besonders schmerzlich berührten. Die weiteste Verbreitung mit mindestens acht

[1]) Eine wertvolle Nebenfrucht ergab sich Merker bei den Vorarbeiten für diese Ausgabe, eine Abhandlung über Nikolaus Gerbelius (Veröffentlichungen der deutschen Abteilung des philologischen Forschungsinstituts der Universität Leipzig, 1919), wo der überraschende Nachweis erbracht wird, daß zahlreiche, pseudonyme lateinische Schmähschriften Gerbel zum Verfasser haben, darunter auch Eccius dedolatus, der bisher Pirkheimer zugewiesen wurde.

Auflagen und Nachdrucken fand der anfangs Jänner 1521 hervorgetretene, vom St. Galler Reformator Vadian abgefaßte „Karsthans". Diesen Ausdruck, den mit der Hacke ackernden Bauern, als Verteter des zum Aufruhr neigenden Volkes, verwendete Murner oft in seinen letzten Schriften. Vadian läßt hier in einem volkstümlich belebten Gespräch den Karsthans mit dessen gebildetem Sohne, mit Luther und Murner auftreten, wo die Stimmung des gemeinen Mannes, sein Haß gegen die Vertreter der alten Kirche und sein Vertrauen zum Reformator höchst anschaulich vorgeführt wird. Der Mönch mit einem Katzenkopf erscheint als brünstiger Kater, als Gäuchmeister und päpstlicher Lohnschreiber, der vor einer päpstlichen Ausprache mit Luther kleinlaut entweicht.

Murner beschwerte sich bei Brant als Stadtschreiber und später bei dem Straßburger Rat vergeblich darüber, daß der Vertrieb solcher Schriften, die seine Ehre antasten, geduldet würden. Am 11. März ließ er an 12 Orten der Stadt eine „Defension" anschlagen mit dem Hinweis, daß er wohl Luthers Lehre, doch niemals dessen Person angegriffen habe. Auch erklärt er sich bereit, in einer Disputation seinen Standpunkt öffentlich zu vertreten. Der Rat stellte jetzt zwar ein von Murner gewünschtes Verbot in Aussicht, riet ihm aber, selbst endlich einmal Ruhe zu halten.

Trotzdem erschienen jetzt in Straßburg und anderwärts eine Reihe von Satiren, Dialogen und Bildbogen, die „Murrnarr" in Wort und Bild verhöhnten, doch vorläufig unbeantwortet blieben. Das größte Aufsehen darunter erregten die seit dem Frühling einzeln, Oktober 1521 (bei Gengenbach in Basel ohne Nennung von Verfasser und Druckort) vereint erschienenen 15 „Bundesgenossen" des früheren Ulmer Franziskaners Eberlin von Günzburg, der im engen Verkehr mit allen Volksschichten, deren Wünsche und Beschwerden kennen lernte und mit seinen volkstümlichen Predigten in das gesamte religiöse und soziale Leben der Zeit eingriff. Da er hier die Grundlagen der katholischen Dogmen und der mittelalterlichen kirchlichen Überlieferungen zu erschüttern suchte, mußte er bei den Katholiken steigende Erbitterung hervorrufen.

Noch als Eßlinger Augustiner, wahrscheinlich vor Ende 1521 verfaßte Michael Stifel unter dem tiefen Eindruck der mächtigen Persönlichkeit des Reformators ein an das Volkslied sich anlehnendes, umfängliches und schwungvolles Preislied „Von der christförmigen Lehre Luthers". Als ehrlicher Bekenner der alten Kirche erwiderte Murner mit dem auch volkstümlich gehaltenen Gegenstück „Ain new lied von dem undergang des Christlichen glaubens". (Hier in seiner einzigen lyrischen Dichtung zeigt er sich von einer menschlich liebenswürdigen Seite. Mit innerer Ergriffenheit und ohne persönliche Polemik beklagt er das umstürzlerische Vorgehen der Neuerer.) Darauf antworten grob und mit persönlichen Anwürfen ein ungenannter Alemanne und Stifel selbst. Murner, in Harnisch gebracht, ließ im September 1522 seine „Antwurt wider bruder Stifel" los, wo er, sich rächend, Scherz mit dessen Namen treibt und ihn als den „gröbsten ungeschmirten fischerstifel" bezeichnet, auch die gegen ihn selbst verbreiteten Anwürfe und Gerüchte mit starken Ausfällen wider Stifel bestreitet.

In dieser höchst gereizten Stimmung hat Murner seine umfänglichste

(4800 Verse umfassende) satirische Dichtung vollendet, welche wie seine letzten Schmähschriften bei Joh. Grüninger erschienen, dem letzten Straßburger Drucker, der es noch wagte, katholische Bücher zu verlegen. Jetzt machte auch der Rat arge Schwierigkeiten. Es scheint ein großer Teil des ersten Druckes vernichtet und von dem zweiten Druck eilig und insgeheim nur eine kleine Auflage gesetzt worden zu sein, weil, abgesehen von einigen Nachrichten, sich überaus wenige Exemplare davon erhalten haben und weil diese scharfe und packende Satire eine einzige Entgegnung erfuhr durch die (höchstwahrscheinlich von Pamphilus Gengenbach) in der Form eines Fastnachtsspiels mit derbsten Humor abgefaßte „Novella" (Basel 1523).

Merker verbindet die Gesamtwürdigung dieses Werkes jetzt sehr geschickt und übersichtlich mit dessen Entstehungsgeschichte. Als ersten Keim betrachtet er den damals in oberrheinischen Städten üblichen Fastnachtsbrauch mit Narrenumzügen, wo nach Andeutungen Murners vielleicht er selbst als Strohfigur auf einem Karren herumgeführt wurde.

Ein solcher strohener Narr mag ihm als Verkörperung des Luthertums erschienen sein.

Die ersten (jedenfalls anfangs 1521 niedergeschriebenen) zehn Kapitel, ungefähr ein Viertel der ganzen Dichtung, wo dem großen Narren, die in seinem Kopf und seinen Taschen befindlichen kleinen Narren herausbeschworen werden, erinnern lebhaft an Murners früheste Satiren mit ihrem überlegenen und anschaulich ausgedrückten Humor. Vielfach verwendet er schon hier lebendige Zwiegespräche, die seine eigenen Ansichten aussprechen, noch ohne die scharf zugespitzten Gegensätze und boshaften Ausfälle der letzten Kapitel. Gegenüber seinen Anhängern kommt Luther bisher noch verhältnismäßig günstig weg, weil zunächst im großen Narren nicht Luther persönlich, sondern das ganze Luthertum gemeint ist und weil der Reformator den Franziskaner erst später schmählich angriff.

Dann folgen von V. 835—1709 unter der Überschrift: der „erst" bis „XV. buntgenoß", die als Übergang zwischen diesen Abschnitten aus dem Bauch des großen Narren gestiegen waren, Kapitel, die nach dem Einzelerscheinen der Flugschriften Eberlins im Sommer und Herbst 1521 abgefaßt wurden. Hier werden von Murner die Grundsätze und Lehren Eberlins in ihrer absurden Folgerichtigkeit beleuchtet. Neben dem ernsten Unterton banger Sorge um den Bestand der alten Kirche erklingt auch die Schelle des Schalksnarren.

Diese Bundesgenossen erscheinen Murner — und das gibt wieder die Verbindung zum dritten Teil — als Kerntruppen eines aufrührerischen Heeres, dessen weitere Bestandteile er hinzuerfindet. Die Landsknechte aber versagen dem evangelischen Bundschuh die Gefolgschaft, weil ihnen kein Sold ausgezahlt wurde. Dafür treten drei Reisige führend auf, die durch Verleumdungen und Spottschriften den Gegner zu bezwingen suchen. Ein Lumpentroß aus trügerischen Scheingründen des Luthertums zusammengesetzt beschließt vorläufig den Mannschaftsstand des feindlichen Heeres. Luther wird zum Bundeshauptmann gewählt. Das Fußvolk, die Reiter und der Troß erhalten je ein Fähnlein mit den Aufschriften „Evangelium, Freiheit, Wahrheit". Doch diese Embleme beansprucht

Murner für die alte Kirche. Diese Abschnitte sind wahrscheinlich erst im Frühjahr 1522 verfaßt.

Angeregt durch die literarische Fehde mit Stifel, die sich vom Beginn bis zum Spätsommer hinzog, setzt Murner nach einer Unterbrechung von etwa 1700 Versen, das Beschwörungsmotiv von V. 2479—2832 fort, wo aus den Stiefeln, dem Hintern und den Ohren des großen Narren neue Narren, darunter der „Karsthans" herausgezogen werden, die nun das evangelische Heer verstärken. Diese wohl im Spätsommer 1522 verfaßten Ausführungen leiten zu einer Kriegshandlung über.

Nach einigen Vorbereitungen erfolgen drei Sturmangriffe; auf ein Kloster und auf ein Schloß mit Erfolg, doch die Hauptburg, die des katholischen Glaubens, die Murner selbst tapfer verteidigt, bringen die Protestanten nicht zu Fall. Da bietet Luther zur Versöhnung Murner seine Tochter zur Ehe an, worauf dieser gern eingeht. (Es ist eine Ausgeburt einer tollen Laune des Dichters; denn Luther war damals noch nicht verheiratet.)

Durch diese überraschende Wendung kommt wieder ein neuer Handlungsstamm an die Reihe; von V. 3707 bis zum Schluß, also nahezu ein Viertel der Dichtung, ein Zweikampf zwischen beiden Gegnern in der Art eines tragikomischen Familienstücks, eines Fastnachtsspiels mit rasch wechselnden Augenblicksbildern, wo auch das Heiligste in den Schmutz gezerrt wird, das zweifellos erst im Herbst 1522 verfaßt wurde, nachdem Murner durch sein Eintreten für Heinrich VIII. in unmittelbare Beziehungen zu Wittenberg geriet. Nachdem Murner die neuen Lehren des „lutherischen Ordens" kennen gelernt hatte, entschloß er sich zum Übertritt. Bei Mondschein bringt er seiner „Spanößly" — ein derbes alemannisches Wort für Liebchen — ein Ständchen mit einem grobkörnigen „Saphicum". Am nächsten Tag wird ohne vorhergehende Trauung der Hochzeitsschmaus abgehalten und danach getanzt. Im Brautgemach gesteht die junge Frau, daß sie einen scheußlichen „Grind" auf dem Kopf hat. Da jagt sie der empörte Mann davon und erklärt seinem Schwäher, die Ehe sei nichtig; das ginge bei den Evangelischen leicht, weil sie bei ihnen kein Sakrament sei. Doch Luther stirbt vor Schreck, Murner läßt dessen Leichnam in den Abort werfen und dieses „Gräbnis" mit einem „Katzengeschrei" feiern. Nun erkrankt auch der große Narr und stirbt. Um seine Hinterlassenschaft streiten sich der (erstaunlicherweise wiedererstandene) Luther und die Verfasser einiger Schmähschriften gegen Murner. Dieser erscheint zum Schluß selbst und nimmt sich als Verfasser dieser Dichtung vom Erbe die große Narrenkappe.

So wenig organisch der Aufbau dieses Werkes ist und so notdürftig die drei Handlungsschichten (1. Beschwörung des allegorischen Narren; 2. Parodie der 15 Bundesgenossen und die Kriegshandlung; 3. Familien-Tragikomödia) unter sich verbunden sind — für übersichtlichen Aufbau hatten die Dichter jener Zeit keinen Sinn — so packend, anschaulich, ja meisterhaft ist durchaus die Einzelhandlung. Murners Sprachgewandtheit und lebhafte Einbildungskraft weiß jede Lage bildhaft und kräftig auszugestalten. Die in den übrigen konfessionellen Satiren jener Zeit üblichen langatmigen dogmatischen Ausführungen fehlen hier fast ganz. Wie in seinen

früheren Satiren so setzt er auch hier Lehren in vollsaftiges frisches Leben und in Gestalten von Fleisch und Blut um, mit Handlungen und Worten voll innerer Wahrheit. Ebenso kraftvoll und sinnfällig sind Sprache und Stil. Die ihm so geläufige Mundart, auch die Wortwahl, Bilder und Vergleiche, Sprichwörter und Redensarten bewegen sich ganz im Vorstellungskreis des einfachen Mannes. Von gelehrtem Rüstzeug ist wenig zu spüren. Leicht und frei ist auch bei ihm Vers und Reim behandelt.

Schließlich zeigt Merker, von älteren Hinweisen Martins und Sondheims ausgehend, daß die 52 Bilder, die mit dem Wortlaut dieser Dichtung innig zusammenhängen und eine eigenartige Erfindungsgabe erweisen, doch dilettantisch ausgeführt sind, sicher von Murner selbst gezeichnet sind. Daraus ergibt sich, daß er, nicht nur Polyhistor, Professor, Prediger und Dichter, sondern auch künstlerisch begabt war.

Merkers Textgestaltung des großen Lutherischen Narren, sowie der Kommentar dazu wurde von V. Michels (Anzeiger für das deutsche Altertum 39, 139—148) im ganzen und in den Einzelheiten bemängelt.

*

Ende 1918 hat wegen der Einverleibung des Elsasses in die Republik Frankreich die Gesellschaft für elsässische Literatur ihre Tätigkeit eingestellt, damit schienen die aussichtsreichen Pläne dieser Gesellschaft begraben zu sein. Doch der tatkräftige Leiter des Verlags Trübner, Dr. G. Lüdtke, der seinen Verlag in Straßburg aufgab und der „Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Walter de Gruyter & Co." (seit 1923 nur „Walter de Gruyter & Co.") als Abteilung Trübner beitrat, wirkte auch bei der Errichtung des „wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reiche" mit und entschloß sich, dessen Veröffentlichungen in Verlag zu übernehmen. Dieses Institut ist am 20. Juli 1920 beim zweiten Vertretertag des „Hilfsbundes für die Elaß-Lothringer im Reich" zu Kassel gegründet worden und hat das geistige Erbe der Gesellschaft für elsässische Literatur übernommen, namentlich die Weiterführung der von ihr geplanten Unternehmungen. Es soll „der Träger der kulturellen und wissenschaftlichen Interessen sein, welche die Elsaß-Lothringer geistig und seelisch untereinander verbanden und mit den deutschen Landen noch weiterhin verbinden. Politische Bestrebungen sind ausgeschlossen". Die Reihe der Schriften dieses Instituts wurde eröffnet mit den zwei Bänden meines Buches: „Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation" (1921 und 1922), als Einführung der geplanten Gesamtausgabe von Fischarts Werken. Anfangs 1923 folgte E. C. Scherer, „Die Straßburger Bischöfe im Investiturstreit. Ein Beitrag zur elsässischen Kirchengeschichte". Von den Ausgaben der elsässischen Schriftsteller ist 1922 ein 2. Band erschienen: Thomas Murner, Die Mühle von Schwindelsheim. Herausgegeben von Bebermeyer. Ferner der 1. Band des Elsaß-Lothringischen Jahrbuches mit mehreren Beiträgen in gemeinverständlicher Form aus allen Geistesgebieten von hervorragenden Fachgelehrten. Und schließlich von der neubegründeten Reihe Hausbücherei: Elsässische Sagen, heraus-

gegeben von Boucholtz. O. Meyer, Geschichte der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg. W. Teichmann, Straßburg, ein Städtebild aus der Erinnerung. Marie Hart, Elsässische Erzählungen und Ilse Jakobs, Lothringische Erzählungen, in verhältnismäßig billigen Einzelbänden für die weitesten Kreise bestimmt.

Ungünstig steht es mit der Aussicht für den baldigen Beginn der kritischen Gesamtsausgabe von Fischarts Werken. Die Verhandlungen über diese Ausgabe zwischen Dr. Lüdtke und mir begannen schon 1912. Ich wurde damals vom Verlag aufgefordert, die Gesamtleitung in die Hand zu nehmen, mußte aber im Hinblick auf meine dauernde Belastung und ältere Verpflichtungen ablehnen, erklärte mich aber bereit, ein eingehendes Gutachten abzufassen, was auch anfangs 1913 geschehen ist. Ich empfahl auch eine Reihe von jüngeren Mitarbeitern, die sich durch Arbeiten über Fischart schon bewährt hatten. Auf meinen Vorschlag hat dann Virgil Moser ein umfängliches Gutachten für die Textgestaltung hergestellt. Durch den Kriegsausbruch gerieten alle weiteren Vorarbeiten ins Stocken. Ende 1916 wurde vom Verlag Geheimrat Prof. Dr. Johannes Bolte in Berlin zur Gesamtleitung der Fischartausgabe betraut, zu meiner größten Befriedigung, da die von ihm so vortrefflich besorgte Ausgabe von Wickrams Werken als ein gutes Vorzeichen für die Fischartausgabe angesehen werden muß. Auf seinen Wunsch sagte ich ihm meine Mitwirkung zu, vor allem, wozu ich mich schon früher verpflichtet hatte, für den 1. Band eine Gesamtwürdigung Fischarts beizusteuern, wofür jetzt mein Werk eingetreten ist, sowie eine Bibliographie. Nach dem Wunsche des Verlegers sollte der 1. Band dieser Ausgabe schon 1923 erscheinen, aber da kam der unglückselige Marksturz. Die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" wollte einen Zuschuß nur zu einer Auswahl von Fischarts Werken bewilligen. Auf diesen Vorschlag gingen Bolte und ich nicht ein und ersuchten um vorläufigen Aufschub der Entscheidung.

Noch wäre darauf hinzuweisen, daß der „Verband Elsaß-Lothringer Studentenbünde" mit dem Sitze in Berlin folgendes Buch im Verlag von W. Ehrig in Heidelberg 1922 herausgegeben hat: „Deutsche Wurzeln der elsässischen Kultur" mit bedeutsamen Aufsätzen von Geheimrat von Schubert, „Die Entstehung und die Weiterentwicklung der alten Straßburger Hochschule", Prof. Dr. Pollaczek, „Die nationalen Ursprünge elsässischen Kunstschaffens", Karl Walter, Das „elsässische Volkslied" u. a. Die Geschäftsstelle dieses Verbandes hat unter der Leitung von Dr. Robert Ernst einen Katalog zusammengestellt von Schriften über Elsaß-Lothringen und von Büchern Elsaß-Lothringischer Verfasser.

Am 6. Juli 1906 wurde die „Straßburger wissenschaftliche Gesellschaft" gegründet. Sie umfaßte Vertreter aller Zweige der Wissenschaft und gab von Anfang an in zwangloser Folge Hefte mit wissenschaftlichen Darstellungen aus verschiedenen Wissensgebieten und von ungleichem Umfange heraus. Von diesen Schriften erschienen bis 1919, bis zur Verlegung des Sitzes dieser Gesellschaft nach Heidelberg, 37 Hefte, von denen sich nur zwei auf das Elsaß beziehen: Heft 23 „Elsässische Urkunden, vornehmlich des 13. Jahrhunderts", herausgegeben von A. Hessel 1915 und Heft 28 „Die Ergebnisse der geologischen Forschungen in Elsaß-

Lothringen und ihre Verwendung zu Kriegszwecken", Vortrag von L. von Weröke 1916.

Im Jahre 1920 wurde eine neue Reihe begründet, wo zu dem früheren Titel der Gesellschaft hinzugefügt wurde: „in Heidelberg". Von dieser Reihe erschienen bis jetzt sechs Hefte, von denen nur das letzte hier kurz besprochen werden soll:

Franz Schultz, Steinmar im Straßburger Münster. Ein Beitrag zur Geschichte des Naturalismus im 13. Jahrhundert. Mit einer Tafel in Lichtdruck. Berlin und Leipzig. Walter de Gruyter & Co. 1922, 15 S.

Schultz versucht in dieser Schrift einem Kleinrelief das Geheimnis seiner Entstehung abzulauschen und seine Bedeutung für die deutsche Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts ins richtige Licht zu stellen. Es handelt sich um den Schweizer Minnesänger Berthold Steinmar, einen Ritter aus Klingnau, von dem 14 Lieder aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts überliefert sind. Wahrscheinlich wurde Steinmar vor 1270 hier in Stein abkonterfeit. Naturalistisch ist die überaus scharfe Charakterisierung des Gesichts, die Behandlung des Faltenwurfes in der bewegten Haltung. Es ist eines der seltenen naturalistischen Bildnisse mit beabsichtigter Ähnlichkeit in der Gotik dieser Zeit. Es wäre danach das erste belegte Bildnis eines deutschen Dichters, das einzige bekannte gleichzeitige Bildnis eines mittelhochdeutschen Dichters überhaupt. Steinmar müßte danach ein Zechkumpan des unbekannten Bildhauers gewesen sein und ein tüchtiger Trinker, was mit seinem Herbstlied übereinstimmt. In diesem Bildwerk, folgert Schultz weiter, sei eine Vollnatur dargestellt. Seine Lyrik wäre also ein Ausfluß von Steinmars Persönlichkeit und Lebensführung. Das ist eine verlockende Ausführung, aber schließlich doch nur eine unbewiesene Annahme. Edward Schröder lehnt sie entschieden ab (Anzeiger für deutsches Altertum 42, 81 f.) und meint, daß das erwähnte Relief ein Selbstbildnis des Steinmetzen sei, zumal der Name Steimar im Elsaß häufig ist. Er ist dargestellt in einer Ruhepause, wo er Wein trinkt. Schröder meint auch noch, die Tracht eines Wanderers oder Kunsthandwerkers mit nackten Beinen eigne sich nicht für einen Ritter von Klingnau.

Meine Darstellung zeigt, wie viel die Gesellschaft für elsässische Literatur und ihr Nachfolger, das Institut für die wissenschaftliche Erforschung der heimatlichen Kultur trotz allen Hemmnissen des Weltkrieges und der in mancher Richtung noch ärgern Nachkriegszeit geleistet hat. Es ist darum aufrichtig zu wünschen, daß „das wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich" seine weitausschauenden Pläne verwirklichen möge.

‚Der Schlaftrunk' von Lessing.

Von Konrad Zwierzina in Graz.

I.

Zu dem genannten Lustspiel Lessings, Fragment bis 2. Aufzug, 7. Auftritt Mitte und daran anschließender Planskizze Akt II, Szene 8 bis Akt III, Szene 6, äußert sich Erich Schmidt I³ 597 seiner Lessingbiographie: ‚Samuel Richard ist ebenso eigensinnig wie vergeßlich. Er verliert seine Gedanken noch während er sie ausspricht, geht aus dem Befehl zu Fragen über, schlingt umsonst Knoten auf Knoten ins Schnupftuch und muß an alles erinnert werden. Wenn ihn nur niemand daran mahnt, daß morgen der letzte Termin für einen Prozeß ist, den er mit seinem alten Freund Berthold führt, sonst steht es schlimm um Bertholds Sohn [Karl] und die Nichte Richards [Charlotte]. Außer der typischen Finette eilt diesem farblosen Liebespaar Lucinde Berthold, ein lebhaftes, witziges Mädchen zu Hilfe. Der Intrigant ist Samuels heruntergekommener Bruder Philipp, der das Zöschen in seine Spekulationen auf die Erbschaft hineinzuziehen sucht. Der Alte kehrt nachts angesäuselt heim, und der Witz des Ganzen sollte schließlich wohl darauf hinauslaufen, daß es eines von den jungen Verschworenen beschafften Schlaftrunks gar nicht bedarf: Samuel hat den Termin verpaßt; Philipp, dem man am Vorabend tüchtig mit Champagner zusetzte, kommt zu spät; Versöhnung und Verlobung.'

Auch der ‚Verfasser der Jugendgeschichte Karl und Sophie' (J. J. C. v. Reck), der 1785 das Lustspiel Lessings zu Ende dichtet und ‚für das Theater brauchbar macht', sagt im Vorbericht, ‚daß vom Schlaftrunk, wovon das Stück den Namen hat, kein Gebrauch gemacht wird, ist nach dem Plan sowohl als der Veranlassung zu diesem Stück', d. h. der Wette, von der noch die Rede sein wird, ‚Lessings Absicht gewesen'. Um dies durchzuführen, muß er aber dieselbe Veränderung an dem hinterlassenen ‚Plan' Lessings vornehmen, die auch E. Schmidt in seine eben zitierte Analyse schmuggelt: ‚Philipp, dem man am Vorabend tüchtig mit Champagner zusetzte, kommt zu spät.' Reck erfindet zu diesem Behufe das Motiv hinzu, daß der junge Liebhaber, Karl, bei dem Gelage, auf das Lessings Skizze II_9, L(achmann)-M(uncker) 3, 412, 30 f. hinweist, Philipps Uhr verstellen will (Reck III_2) und verstellt hat (Reck III_6), eine Erfindung, die sich auch der andere Fortsetzer, Dr. Eckstein (E. Levin Sander), 1787 anders gewendet aneignet; denn auch bei ihm muß Philipp als rechtzeitiger Mahner im 3. Akt ausgeschaltet werden[1]).

Dieses Zuspätkommen des Mahners aber streitet mit Lessings ‚Plan' aperta fronte. Nach diesem erscheint Philipp, zwar noch trunken von dem bei Lessing II_9 angedeuteten Gelage, doch mit ausdrücklicher Absicht Samuel nicht vergessen zu lassen in aller Herrgottsfrühe bei seinem Bruder III_4: dieser ist noch nicht aufgestanden (III_1 ‚schläft noch alles im Hause' L.-M.

[1]) S. zu diesen Fortsetzungen Danzel-Guhrauer ²II 120 Anm., Goedeke IV³ 1, 404, 102; 640; V² 362. Ich habe sie nach den Exemplaren der Wiener (Dr. Eckstein), resp. Münchner (Reck) Staatsbibliothek benützt.

413, 16), Finette bereitet ihm gerade das Frühstück, Anton reinigt seines Herren Kleider. Und III$_6$, mit welcher Szene der Plan abbricht, nicht schließt, hat zwar Samuel vor Ärger über seines Bruders Lärmen ‚den Termin vergessen'; aber dieser Bruder steht auf der Szene und ist gekommen, ihn zu erinnern (L.-M. 414, 6—8). Warum soll er ihn nun nicht erinnern und der Schlaftrunk so durch die Vergeßlichkeit dessen, dem er bestimmt ist, entbehrlich bleiben? Wahrhaftig, die Wette, die er nach der Anekdote, die E. Schmidt a. a. O. ‚bestbeglaubigt' nennt und dort nach Dörings Bericht im Journal von und für Deutschland vom Jahre 1784, I 255 erzählt, hätte Lessing nicht gewonnen, wenn das Stück geendet hätte, wie E. Schmidt und der Fortsetzer vom Jahre 1785 meinen: die Wette nämlich, ein Lustspiel zu machen, ‚wo ein Schlaftrunk die Katastrophe ist' und es danach zu benennen s. Karl Lessing, Theatral. Nachlaß I, S. XV; Boxberger, Hempelausg. XI$_2$, 690 f.; L.-M. 3, 414 Anm. Also gerade ‚nach der Veranlassung zu dem Stück' darf der Schlaftrunk nicht blindes Motiv bleiben. Schal und pointenlos wäre ‚der Witz des Ganzen', auf den es nach E. Schmidt hinauslaufen soll, wenn der Schlaftrunk, der den Titel hergibt, dessen Bereitung III$_3$ bereits in Szene gesetzt wird, am Schluß des Stückes auf dem Tisch der Szene nun kalt steht, unnütz erfunden nicht nur von den ‚jungen Verschworenen', sondern unnütz auch vom Dichter, der selbst vergeßlich schiene wie Samuel, sein vergeßlicher Held. Als ‚Witz' nur möglich, wenn Übereifer der Ränkeschmiede, welcher Entwicklung zu gutem Ende nur aufhält, der Gegenstand des Lustspiels wäre und die Grundlage der Verspottung, etwa wie in Molières L'étourdi. Dazu findet sich aber nirgend, weder in der Ausarbeitung von I$_1$—II$_7$ noch in der Skizze von II$_8$—III$_6$ (L.-M. 413 f.) der geringste Ansatz.

Freilich drängt sich uns die Frage auf: liegt es in der Logik des Motivs vom Schlaftrunk, der verabreicht wird, damit einer einen Termin verpasse, zu diesem Schlaftrunk gerade den ‚Vergeßlichen' als Objekt hinzuzuerfinden? Der Vergeßliche, der ohnehin alles vergißt und auch den Termin III$_6$ vergessen hat, bedarf unter allen erdenklichen Menschenkindern am wenigsten des Schlaftrunkes, um zu vergessen. Und dieser Vergeßliche ist die Zentralgestalt des Lustspiels, seine Vergeßlichkeit wird nach allen Seiten ins Licht gestellt, ob er nun auf der Bühne steht oder ob von ihm gesprochen wird (s. II$_7$; L.-M. 435, 23 ff. u. ö.); sie wird exemplifiziert an allen möglichen Zügen, die nach Lessings Art öfter aus dem Charakter logisch deduziert sind als am Charakter beobachtet; oft fein, immer bewußt; oft Lebenserfahrung, meist Lebenskonstruktion; bühnenwirksam gemacht durch die Schlagkraft deutlicher Vorführung des Ereignisses und unmittelbar folgender Vorführung des Vergessenhabens dessen, was doch der Zuschauer soeben mit angesehen hat, durch derbes Auftragen und durch indirekte Selbstverspottung: Samuel rühmt sein Gedächtnis, das er täglich beschwert durchs Lesen schnell vergessener Geschichten; er schilt die andern vergeßlich; er jubelt, wenn einmal die andern, die sich nur nicht erinnern wollen, zu vergessen scheinen woran er denkt, und mißtraut seiner Erinnerung dann wieder doch. Und für diesen Mann wird Lethe bestimmt? An dieser, zum mindesten scheinbaren, inneren Widersetzlichkeit vom Motiv zum Träger

desſelben liegt es, daß Reck und E. Schmidt das Luſtſpiel ‚Der Schlaftrunk' zum Luſtſpiel ‚Kein Schlaftrunk' umdichteten.

Aber ‚der' Schlaftrunk muß getrunken werden. Man ſieht, wohin das zunächſt hinaus will. Nicht Samuel, der ohnehin ‚den Termin vergeſſen' hat, ſondern Philipp, der ihn zu erinnern daſteht, iſt den Liebenden gefährlich. Er trinkt den Schlaftrunk, den Finette in der Frühſtückſchokolade Samuel zu bereiten III_3 abgegangen iſt.

Wie wäre dieſes in Leſſings Ausführung von I_1—II_7 und dem anſchließenden Szenar von II_8—III_6 vorbereitet? Philipp betrachtet ſich als Erben des Bruders, Samuels Nichte Charlotte mißtraut er (I_2; L.-M. 419, 17. 21. 420, 1 f. nö. II_7; 437, 25), ſie iſt nach ihm die nächſte und Samuel ſelbſt droht ihm mit einem Teſtament, das ihn enterben könnte (I_2; L.-M. 419, 30 f.) Er lauert auf ſeines Bruders Tod und unverſchämt, wie er iſt, macht er kein Hehl daraus. Das erſte Wort ſeines Entrees iſt ‚Wie ſteht's Bruder? noch geſund? noch friſch?', und Samuel antwortet ‚Geſunder und friſcher als ihr wünſcht', und dann Philipp: ‚Du kamſt 20 Jahre früher in die Welt als ich, du mußt 20 Jahre früher wieder heraus' uſſ. (I_2; L.-M. 419, 10. 420, 8 f.). In ſeiner zweiten großen Szene II_7, der umfangreichſten des Stückes, in den Mittelpunkt des mittleren Akts geſtellt, ſchmiedet er mit Finette, die ſich verſtellt, die ſeine Feindin iſt, der er mißtraut (ſ. II_7; L.-M. 436, 33. III_5; L.-M. 414, 2 f.), die er aber im Rauſch glaubt für ſich gewonnen zu haben, einen Anſchlag, der ihm Samuels Erbſchaft ſichern ſoll, und zwar bald (L.-M. 437, 21. 26 f.; ‚Tempo!' 438, 21. 29 ff.). Leider bricht der ausgeführte Teil in dieſer 7. Szene ab vor Schluß. Das entſcheidende Wort, der ‚Vorſatz' iſt von Philipp noch nicht deutlich ausgeſprochen. Aber es ſollte geſprochen werden. Denn II_8 der Planſkizze ſchließt an: ‚Lucinde, Charlotte, [die verborgen haben alles mit anhören müſſen], Finette. [Finette:] Verdient der Kerl nicht das Rad, bloß ſeines Vorſatzes [d. i. ‚Vorſchlag, Propoſition'] wegen. Haben ſie ihn gehört? Lucinde droht ihn zu denuncieren' (L.-M. 412, 23). Da war alſo von einem Gifttrank die Rede. ‚Oder . . ., vermutet ſchon Karl Leſſing, Theatr. Nachlaß I, S. XVIII (ſ. Hempelausg. XI_2, 691), ‚beredt Philipp Finetten, ſeinen Bruder Samuel mit guter Manier aus der Welt zu ſchaffen'. Nicht umſonſt fordert Philipp, halb in der Weinlaune, halb in böſe Gedanken verſponnen, als Finette ihm den Becher kredenzt: ‚Es könnte Gift ſein; du mußt alſo mit koſten' (L.-M. 436, 33). Wenn er Finetten ſeinen ‚Vorſatz' macht, ſollte ſich Philipp wohl des Euphemismus ‚Schlaftrunk' bedienen, wie dies auch Dr. Eckſtein in ſeiner Fortführung der von Leſſing abgebrochenen Szene II_7 richtig getan hat: ‚Wir wollen ihm einen Schlaftrunk bereiten, der ihm baß bekommen ſoll, als mir der Burgunder' S. 62, deutlicher freilich ſchon früher S. 61: ‚O es gibt Mittel, Mädchen, die ſo einen alten ausgedienten Schächer ſanfter hinüberbringen, als es jemals eine Krankheit tut.' Natürlich, wir ſind im Luſtſpiel. Philipps Vorſatz iſt nicht ganz ernſt gemeint, nur der Wein führt ſeine Wünſche bis an den ‚Vorſatz'. Aber das eine iſt klar: dieſe Szene und II_8 müſſen im Stücke noch ihre luſtſpielgemäße Auswirkung finden und in dieſer mag viel eher ‚der ganze Witz' des Schlaftrunkes liegen. Finette werden alſo im zweiten Akt zwei

Anschläge auf Samuel zugemutet: von Philipp der Gifttrank (II_7), von Karl der Schlaftrunk (II_9). Diese müssen doch jedenfalls im weiteren Verlauf, Akt III, miteinander in Beziehung treten.

Auf all das nimmt E. Schmidt nicht Rücksicht. Bei ihm folgt auf III_6, womit die erhaltene Skizze, wie gesagt, abbricht, nur noch ‚Versöhnung und Verlobung'. Auch Reck und Dr. Eckstein wissen den hier so vernehmlich angeschlagenen Ton im 3. Akt nicht ausklingen zu lassen, nur daß Finette durch die Drohung mit der Entdeckung des vor Zeugen gemachten Vorschlags dem schimpfenden und Samuel verhetzenden Philipp das Maul stopft (Reck III_8, Dr. Eckstein III_{10}, S. 102 f.).

Man würde also meinen, an III_6 schloß sich als III_7 an: Finette bringt die Schokolade mit dem Schlaftrunk. Der ist für Samuel bestimmt, aber dieser hat vergessen. Ihm wird, im weiteren Verlauf, eingeredet, er habe schon gefrühstückt. Darum I_5 Samuel zu Finette, die ihm eine Tasse Kaffee reicht: ‚Die wievielte Tasse ist das, die ich trinke?' Finette: ‚Die erste.' L.-M. 424, 29, und zu Finetten, die ihm die zweite Tasse reicht: ‚Die wievielte Tasse ist das, Finette?' Finette: ‚Wieder die erste.' 426, 7. Doch Philipp ist ebenso gefräßig (s. I_4: Finette: ‚Einen [Krammetsvogel]? Das wäre soviel, als eine Mücke für einen hungrigen Wolf. Bruder Philipp muß auf jeden Zahn einen haben L.-M. 432, 9; II_6: ‚Wahrhaftig, er hat die Krammetsvögel über die Straße gerochen' 435, 2) wie trinklustig (II_6; 434, 31 und II_7 passim). Er leert Samuels Tasse (‚Ein volles Glas nicht austrinken. Auch eine große Sünde!' II_7; 438, 7) und Finette bedeutet ihm, daß diese Samuels Schlaftrunk enthalten habe, den verabredeten Trunk, von dem er II_7 im Rausch gefaselt hat. Nun müßte (III_8) Lucinde heran. Denn ihr und ihren Scherzen, die den 2. Akt beherrschen, muß auch im 3. Akt Raum und Folge zuteil werden. Sie war Zeugin seines Komplotts mit Finette, das er von Finette nun ernst genommen zu glauben hat. Sie quält ihn, der sich einschlafen fühlt und zu sterben glaubt. Er büßt seine Schuftigkeit durch eine Todesangst, die alle nur lächert: Mitspieler und Zuschauer. Büßt auch dadurch, daß er dann schläft, als alles sich zu seinen Ungunsten, was für die Liebenden und die Zuschauer das gute Ende ist, wendet. Philipp enterbt (Samuel erfährt wohl von seines Bruders veritas in vino), Charlotte und Karl beglückt, Samuel versöhnt mit Freund Berthold, der das im Prozeß gewonnene Geld zurückgibt. (Darauf hingedeutet schon I_5: Berthold: ‚Wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, so werde ich wissen was ich zu tun habe' 427, 3; I_6: Karl zu Samuel: ‚Sie verlieren nichts, wenn Sie den Prozeß verlieren' 428, 11; s. auch am Schluß des ersten Plans, von dem gleich unten die Rede sein wird, III_4: ‚Das Geld läßt er ihm, damit er es seiner Tochter mitgebe' 411, 6). Das verlobte Paar, die versöhnten Freunde, die zwei lachenden Mädchen, und vereinsamt der schlafende Philipp bilden das Schlußtableau. Vorher aber hat Lucinde noch eine Aufgabe im Stück: Karl mit Charlotte zu versöhnen. Auch das Thema von der Eifersucht Charlottens auf Karl und Finette, welche Lucinde in Spaß und Übermut schürt, war schon II_1 (s. besonders 431, 9 ff.) und II_9 (‚Sein Anschlag mit dem Schlaftrunke, den er [Karl] Finetten heimlich entdeckt. Charlottens Unruhe über diese Vertraulichkeit und Lucindens Hetzerei' 413, 1 f.) an-

gebrochen worden und muß nun vor dem glücklichen Schluß noch die Retardierung bringen und ausgetragen werden.

Der Schlaftrunk als vermeintlicher Gifttrank, der erwirkte Schlaf als vermeintlicher Tod, daß der unrechte den vermeintlichen Giftbecher leert, wie der zu sterben glaubt einschlafend sich gebärdet, was komisch wirkt sobald man weiß, daß der Tod nicht folgt — all das ist uraltes Mimusthema, sowie das Erbschleichermotiv, mit dem es hier wie öfter verknüpft scheint. S. Reich[1] I 587 ff.; v. Winterfeld, Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters S. 506 f. Auf Apuleius Metam. X, Plutarch De sollertia animae IX_7, Hrothsviths Legenden, die Viten des h. Germanus und des Basilius wird ebenda verwiesen. Vgl. ferner die Drusiana der Johannesakten, Königin von Saba, Cligès, Romeo und Julie, die Babylonica des Jamblichus, Heliodors Aethiopica, Zesens Sophonisbe (s. Cholevius S. 31), Anton Ulrichs Octavia (s. Cholevius S. 272), diese bunte ernste Reihe kann verlängert werden. Aber Holbergs Jeppe von Berge stellt den vermeintlich vergifteten auf die Bühne und bringt uns zum Lachen, ebenso den am Schlaftrunk verstorbenen Bauer schon Hans Sachsens 42. Fastnachtspiel vom Jahre 1552 (Nr. 3944) nach Decamerone 8, 3. In meiner Jugend wurde ein Einakter ‚Er ist nicht eifersüchtig' von Elz (Reclam Nr. 4398) von Schauspielern und von Dilettanten gern über die Bretter geführt, worin sich der Eifersüchtige vergiftet glaubt und seiner Angst vor dem bösen Trank im Leibe zu possenhafter Wirkung verhilft.

II.

Ein Dreiakter nach Lessings Plan könnte kaum anders zu Ende gebracht werden, als wie eben angedeutet worden ist. Wir wollen, aus Gründen die sich gleich weisen werden, auf dem inneren Widerspruch vom Motiv des Vergessenheitstranks zum Vergeßlichen als Träger derselben (s. oben S. 64) dabei gar nicht insistieren. Es hätte ja im 3. Akt die Einschläferung Samuels, sein Schlaf und sein Wiedererwachen, ohne welches der Schluß: ‚Versöhnung und Verlobung' unmöglich ist, nicht Raum; notabene alles erst nach der 6. Szene. Philipp kann am Schluß des Stückes schlafen, Samuel muß in ihm mitwirken: er muß sich mit Berthold versöhnen und er muß zu Charlottens Verbindung seine Zustimmung geben. Dr. Eckstein hat in seiner Fortführung des ‚Lustspiels in drei Aufzügen' 1787 diese Schwierigkeit meistern wollen: er läßt Samuel im 8. Auftritt einschlafen (S. 96) und im 13. Auftritt (S. 115) ausgeschlafen wiederauftreten. Aber man braucht diese Szenierung nur auf sich wirken zu lassen, um einzusehen, daß sie unmöglich ist. Sonst ist Dr. Ecksteins Fortsetzung der von Reck ja weit überlegen und seine Nachahmung von Lessings Tonfall und Diktion im Dialog ist oft meisterlich.

Aber war Lessings Ausführung von $I_1 - II_7$ und sein an diese anschließendes Szenar von $II_8 — III_6$ für einen Dreiakter berechnet? In Karl Lessings Theatral. Nachlaß wird das Gedruckte als ‚Ein Lustspiel in drei Aufzügen' bezeichnet. Der Bruder bringt die drei Bogen Ausführung (d. i. $I_1 — II_7$), die in Lessing-Bodes Verlag schon ausgedruckt waren. Aber

dort doch wohl noch ohne Titelblatt und ohne Perſonenverzeichnis. Dieſer Dreibogendruck iſt verloren. In des Dichters Breslauer Papieren aber befindet ſich ein vollſtändiges Manuſkript des ausgeführten erſten Aktes, welches das Stück als ‚Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen' bezeichnet, ſ. L.-M. 3, 415 Anm. Sollte der Dichter ſich da verſchrieben haben? Wenn der Bruder zum Titel, wie man vermuten dürfte, ſelbſtändig ‚Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen' zuſetzt, ſo kann er dadurch dazu verleitet worden ſein, daß er ein viel älteres Szenar eines ganz anderen Stadiums des Luſtſpielplanes in Händen hatte, das das Stück als Dreiakter tatſächlich bezeichnet, ſ. über dieſes zuerſt Danzel[1] I, S. 507, ferner Borberger, Hempelausg. XI_2, 692; vollſtändiger abgedruckt erſt L.-M. 3, 409—411[1]). Dieſe **Skizze 1** bringt das Stück mit Szene III_4 deutlich zu Ende. Sie beginnt am Morgen des Termintages (I_1: ‚Finette-Dorant. Früh. 3ter Termin. Geſtern dran gedacht und alle Leute gebeten, ihn zu erinnern' 409, 11). Samuel, der hier Berthold heißt, iſt alſo ſchon ‚der Vergeßliche'. Dorant beredet mit Finette die Schlaftrunkliſt. Dieſe Szene I_1 entſpricht alſo III_2 der **Skizze 3**, jener, die ab II_8 erhalten ſich direkt an den bis II_7 ausgeführten Teil anſchließt und von der bisher, im erſten Abſchnitt, ausſchließlich die Rede war. Das heißt alſo der Anfang des erſten Aktes des erſten, ſicher dreiaktigen Planes zeigt die Situation vom Anfang des dritten Aktes des Planes 3. Dieſer letztere reicht nur bis III_6 und war ſicher unvollſtändig: mit III_6 konnte das Stück nicht ſchließen, ſelbſt wenn man ſich mit E. Schmidt auf die Ergänzung von ‚Verſöhnung und Verlobung' beſchränkt. Der Fortſetzer Reck hat noch 3 Auftritte, Eckſtein ſogar noch 10 hinzudichten müſſen, um zum dürftigſten Abſchluß zu kommen. Auch ſahen wir oben, wie viel angeſponnene Fäden im Stück nach Plan 3 hinter III_6 noch hätten verfolgt werden müſſen. Hatten überhaupt nur die oben ſchon genannten Motive noch Platz in einer zweiten Hälfte des dritten Aktes eines Stückes, deſſen erſte beiden, ganz und halb ausgeführten Akte ſehr kurz (9 und 10 Auftritte) und ſehr wenig gefüllt waren? Und zu den zu Ende zu bringenden, bereits eingeleiteten Motiven kommen vielleicht noch einige hinzu, auf die oben in meinem Ergänzungsvorſchlag für den Dreiakter noch keine Rückſicht genommen wurde. Samuels Diener, Anton, hat im erſten und im zweiten Aufzug von Plan 3 nur ganz kurze, unweſentliche Auftritte (I_8 und II_{10}; I_1 iſt von ihm die Rede); aber im dritten Aufzug wird ihm eine Soloſzene eingeräumt: III_4 ‚Anton, der dem Herrn ſeine Kleider auskehrt, die er gelegentlich viſitiert. Er räumt ihm die Tabaksdoſe leer und ſucht ihm die kleinen Geldmarken aus der Schnupftabaksdoſe.' Außerdem ſteht er III_3 mit Finette, III_5 mit Philipp, III_6 mit Samuel und Philipp auf der Szene. Er will den Herrn zur Unzeit wecken, er bittet ſich auch eine Taſſe von der Schokolade aus, die Finette zum Schlaftrunk machen will (III_3). Er hat ſeine Szenen, ſeine Rolle muß er erſt bekommen. Samuel, der vergeßliche, weiß nicht, wo

[1]) Das Szenar des Blattes für Akt I iſt im weſentlichen nur Perſonenſzenar, iſt mit Tinte geſchrieben, die Fortſetzung für Akt II und III ſind Inhaltsſzenare und ſind mit Bleiſtift geſchrieben. Ich glaube daher nicht, daß Blatt 1 und Blatt 2/3 zum gleichen Szenarium gehören; aber dem gleichen Stadium der Dispoſition dürften ſie angehören.

die Quittungen über die an Berthold geleisteten Zahlungen hingekommen sind (l_1; 418, 16). Er will schwören, daß er gezahlt habe, und beteuert: ‚keinen falschen Schwur' (l_1; 418, 26). Berthold prozessiert mit ihm nur aus Sonderlingsfreude am Prozessieren an sich, weil eben Samuel die Quittungen nicht hat. Er will ihm nach erfochtenem Sportsieg das Geld zurückgeben (l_5; 425, 11. 23 ff., s. besonders: Samuel: ‚Und ich bezahlte dich noch einmal?' d. h. nach versäumtem Termin, und Berthold leugnet nicht die bereits erfolgte Bezahlung, sondern antwortet: ‚Das würde sich zeigen'; dann zum Sohne: ‚Karl, du weißt, was ich dir gesagt habe.' 426, 26 f.). Die Quittungen waren also einmal da. Und, meine ich, Anton muß sie finden bei einer seiner Taschenvisitationen. Und so heißt es nun schon Skizze 1, Akt III_2 ‚Die Quittung wird ihm von seinem Bedienten eingehändigt', und zwar nachdem sein Herr aus dem unfreiwilligen Schlaf schon erwacht und der Termin schon versäumt ist.

Bleiben wir nun bei dieser ersten Skizze. Sie bezeichnet die Personen noch mit den konventionellen Namen der französischen Komödie, von denen nur der der Finette später beibehalten wurde: Charlotte der Ausführung heißt hier Celiante, Berthold heißt Lysidor, sein Sohn nicht Karl, sondern Dorant, Anton ist noch unbenannt. Samuel trägt in dieser Skizze 1 den Namen seines Prozeßgegners in der Ausführung (und Skizze 3): Berthold[1]). Ferner sagte ich schon: dieses älteste Szenar beginnt den ersten Akt, wo in der späteren Ausführung der dritte Akt beginnen sollte: Finette und der Liebende beraten früh morgens am Tage des Termins im Hause des Vergeßlichen die Schlaftrunklist. Diesem ersten Plan fehlen gänzlich die beiden Personen, die Spiel und Gegenspiel in der endgültigen Fassung führen und denen die angeführten Szenen einen großen Teil ihrer Färbigkeit und Lebendigkeit und vor allem ihrer Theaterwirksamkeit danken: Samuels Bruder Philipp und Karl Bertholds Schwester Lucinde. Damit Bruder Erbschleicher im so veränderten spätern Plan (= Ausführung I_1—II_7 + Szenar 3) seine Rolle als selbstverständlicher Gewinner im Todesfall Samuels spielen kann, wird aus Samuels **Tochter** Celiante, die doch auch Erbtochter wäre, nun die **Nichte** Charlotte. Nun erst wird das Spiel um den Termin zum Streit der Parteien um das arme Gedächtnis Samuels: die Liebenden und ihre Helferinnen, die typische Finette und die neu erfundene und origineller charakterisierte Lucinde wollen ihn vergessen lassen; Philipp will ihn erinnern, denn er hält das Geld des Bruders, das auf der Wage liegt, schon für das seine.

Um diese neu hinzugekommenen Personen und ihre Intrigen zu exponieren und zugleich Samuels Vergeßlichkeit theatralisch zu machen, wurden von Lessing nun den drei Akten des ersten Planes die zwei Akte vorgeschoben, die wir in der Ausführung kennen, die er aber zuerst in

[1]) Samuel-Berthold ist von Anfang an ‚der Vergeßliche', also die einzige originell charakterisierte Person, so hat er von Anfang an auch keinen typischen, sondern einen besonderen Namen. Die anderen Personen sind dem ersten Entwurf nach wohl nur Typen, so haben sie typische Namen. Diesen behält die auch in der weiteren Ausführung typisch bleibende Finette. Als aber durch die Hinzuerfindung der stark individualisierten Figuren, Philipp und Lucinde, das ganze Lustspiel aus der Typisierung herausgehoben und verheimatlicht wird, bekommt auch das Liebespaar und der zweite Alte, sowie später der Diener, heimische, untypische Namen.

einer **Skizze** 2 (auch mit Bleiſtift auf abgeriſſenen Blättern) ſkizziert hat, die nach Boxberger a. a. O. S. 693 ‚zwiſchen dieſer (der gedruckten Faſſung + Szenar 3) und der erſten (Faſſung der Skizze 1) in der Mitte zu ſtehen ſcheint' und die aus den Breslauer Papieren zuerſt Muncker hervorgezogen, entziffert und ediert hat (L.-M. 3, 411, 7—412, 19). Dieſe beiden Akte ſpielen am Vortage des Termins, ſowie Akt I und II der Ausführung, denen ſie entſprechen. Berthold, Celiante, Lyſidor, Dorant tragen noch ihre alten Namen, der ‚Bruder' und ‚Dorants Schweſter' ſind noch unbenannt. Der Bruder erſcheint, wie in der Ausführung, zuerſt I_2 auf der Bühne, die Schweſter II_1. Aber am Schluß des erſten Aktes dieſes Szenars 2 hat Samuel (reſpektive hier noch Berthold) nicht den Bruder, ſondern Dorant und Dorants Schweſter zum Abendeſſen geladen und dabei ſeine anderweitige Verabredung für den Klub vergeſſen. So fehlt Philipps Antreten zum erhofften Abendeſſen im zweiten Akt und damit die große Szene II_7: die ganze Giftmiſcherverwicklung iſt für Szenar 2 noch nicht erfunden. Sonſt reicht dieſer zweite Akt von Szenar 2 mit ſeinen vier Szenen ſo weit wie der zweite Aufzug der Ausführung, reſpektive des Planes 3, mit ſeinen zehn Auftritten, d. h. alſo: Szenar 2 mündet dort, wo ſowohl der erſte Akt von Szenar 1 als auch der dritte Akt von Szenar 3 beginnt: ‚Früh. 3ter Termin'.

So wäre alſo Leſſings Luſtſpiel (ſchon im Stadium von Szenar 2) fünfaktig geworden. War es das, ſo darf Richard neben Lucinde und Finette für den vierten und fünften Akt nicht fehlen: Samuel ſchläft, nicht er. Dann hat Leſſing wirklich die Logik des Motivs zerbrochen und den Vergeſſenheitstrank den Vergeßlichen trinken laſſen. Und daß das mindeſtens urſprünglich ſeine Abſicht war, das geht ja aus Akt II/III der Skizze 1 evident hervor (ſ. L.-M. 3, 410 f.). Es entſpricht alſo dann Akt III bis V des Fünfakters genau den Akten I—III des dreiaktigen Szenars 1, Akt I und II ſind dieſen bloß vorgeſchoben, und den Verlauf von Akt IV/V dieſes Fünfakters, von dem die gedruckten Teile I_1—II_7 den Anfang und Plan 3 von II_8—III_6 die Fortſetzung überliefern, können wir im großen und ganzen konform mit Akt II/III der erſten Skizze zum Dreiakter erwarten. III_7 ſollte dann alſo, wenn wir Plan 3 jetzt fortſetzen wollen, der von Philipp gemahnte Samuel Finettens Schlaftrunk trinken. Samuel ſchläft ein; vielleicht zuſammen mit Anton, der ihm gerade die in der Rocktaſche gefundenen Quittungen bringen wollte, ſ. drittes Szenar III_3 ‚Er [Anton] bittet ſich [von Finette] auch eine Taſſe davon aus.' Dieſer Anton mag ſich vergiftet glauben, da er in die Auseinanderſetzung zwiſchen Finette und Philipp über Samuels Schlaftrunk hineingeplatzt war. Das böte den wirkſamen Aktſchluß[1]). Im vierten Akt ſchläft nun Samuel im Nebenraum. Sein langes Schlafen erregt die Angſt der nicht eingeweihten Charlotte (ſowie II_3 und II_5 des Szenars 1). Lucinde beſchuldigt den ohnehin über die Folgen des unbedachten ‚Vorſatzes' ſeiner Trunkenheit beſtürzten Philipp des Mordes und des Komplotts mit Finette. Sie hat alles gehört, ſie droht mit ‚Denunziation' und Juſtiz. Finette, in alles

[1]) Auch Dr. Eckſteins Fortſetzung läßt Anton den Schlaftrunk mit ſeinem Herrn teilen (III_4, S. 97). Das Motiv mit den Quittungen iſt da aber nicht mit verwendet.

eingeweiht, macht ſcheinbar ein reuiges Geſtändnis. Philipps Angſt wirkt komiſch, er büßt ſeine Schuftigkeit. Samuels Eintritt am Schluß des Aufzugs löſt die Spannung. Zwiſchendurch ſpielt Charlottens Angſt um den Oheim, ihre Eiferſucht auf Karl und Finette und ihre Verſöhnung mit jenem durch Lucinde.

Dieſer vierte Akt wäre beherrſcht von Philipp und den drei Mädchen; und zwar die luſtige Lucinde und Finette im Mittelpunkt, Philipp auf der einen, die ſchmollende Charlotte auf der anderen Seite. Am Schluß Auftreten Samuels. Er wäre darin konform dem zum Teil ausgeführten zweiten, wogegen wiederum Akt I und Akt III korreſpondierten: in dieſen beiden iſt Vergeſſen oder Nichtvergeſſen des Termins die Sache, um die ſichs dreht. Darum ſteht da Samuel und ſeine Vergeßlichkeit im Mittelpunkt, auf der einen Seite Philipp, der ihn erinnern, auf der andern Finette (reſpektive Charlotte), die ihn ablenken will. Lucinde ſpielt nicht mit. Am Schluß Abgang des Samuel.

Für den fünften Akt endlich bleibt der Inhalt des dritten nach Skizze 1. Antons (auch er erſt wieder erwacht?) Mitteilung über die Entdeckung der Quittungen. Samuel hatte nach ſeinem Schlaf den Termin wieder vergeſſen. Dieſer aber iſt nun längſt verſäumt. Berthold als Sieger im Prozeß erweiſt ſich befriedigt in ſeinem Eigenſinn und ehrlich durch die Rückgabe des erprozeſſierten Geldes. Verſöhnung und Verlobung: Philipp ſteht als blamierter Miſſetäter abſeits oder hat ſich davongeſchlichen. Alle Fäden ſind zu Ende geſponnen. Der fünfte und der dritte Akt korreſpondieren durch die Rolle, die Anton in beiden, und nur in den beiden ſpielt.

Der ausgeführte Teil des Luſtſpiels, I_1—II_7, der alſo bis über die Mitte des zweiten Aktes hinausreicht, nimmt in der Hempelausgabe XI_2 23 Seiten ein. Für drei Akte berechnet, ergäbe das einen Text von höchſtens 45 Seiten. Die ‚Minna von Barnhelm', zeitlich unſerm Entwurf am nächſten ſtehend, hält im 7. Auftritt des zweiten Aufzugs (Hempel II, S. 31) auf der 27. Seite des Textes und hat fünf Aufzüge. Auch ein Argument gegen die Dreiaktigkeit des letzten Schlaftrunkentwurfes. Freilich iſt es nicht zwingend. Denn Leſſing könnte bei dieſer leichteren Ware zu einer Technik ſeiner älteren Luſtſpiele zurückgekehrt ſein: die ‚alte Jungfer' füllt nur 33 Seiten, der ‚Miſogyne' nur 38 Seiten der Hempelausgabe, beide mit drei Aufzügen. Dagegen umfaßt der ebenfalls dreiaktige ‚Junge Gelehrte' 86 Seiten, ſowie die fünfaktige ‚Minna' deren 85. Rechnen wir für die Ausführung des Abſchluſſes von II_7 des Schlaftrunks und der drei übrigen, nicht allzu kurzen Auftritte des zweiten Aktes nach Plan 3 zu den obengenannten 23 noch 10 Seiten hinzu, ſo erhalten wir 33 Seiten für Akt I + II und bei mit I, reſpektive II gleicher Länge des dritten und eines vierten und fünften Aktes etwa 83 für das ganze Stück; alſo ungefähr den Umfang der Minna für den Schlaftrunk als ‚Luſtſpiel in fünf Aufzügen'. Dieſes wird repräſentiert durch Skizze 2, L.-M. 411 f. (= Akt I/II) + Skizze 1, L.-M. 409—411 (Akt I—III = III—V). Es liegt ausgeführt vor im Fragment, L.-M. 415—439, (Akt I und Akt II 1—7) und ab II_8 eingehender neu ſkizziert in Skizze 3, L.-M. 412—414, die aber mit der 6. Szene des 3. Aktes abbricht. Von I_1 und $II_{1/2}$ haben wir

außerdem noch Lessingsche Reinschriften einer nur wenig abweichenden, älteren Ausführung erhalten, s. M.-L. 415 Anm., 430 Anm., welche aber für unsere Zwecke nichts hergeben.

Die Einheiten sollten strenge gewahrt sein, strenger als in der ‚Minna': Das Stück begann am Nachmittag eines 16. September und sollte um die Mittagszeit des folgenden Tages enden. Alle fünf Aufzüge sollten den gleichen Schauplatz haben: die ‚Wohnstube' im Hause Samuel Richards.

Die Überlieferung des Wieland'schen Combabus.

Von Karl Polheim in Graz.

Die Textgeschichte des Kombabus ist an folgenden Phasen erkennbar[1]).

H Die Handschrift wurde im Oktober 1922 von der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin aus dem Baltenland erworben *(Acc. ms. 1922. 61. — Ms. Germ. oct. 632)*. Sie trägt als Bücherzeichen ein vom russischen Doppeladler gekröntes Wappen mit der Umschrift *Bibliotheca Suchtelen.* und dem Spruch *Aequa mente.* Ein Besitzer schenkte sie weiter: Meinem guten Freunde Lüder — E. Suchtelen. Petersburg d. 10./22. December 1857. (In Oettingers Moniteur des Dates 1869 ist ein Graf Jan Pieter Suchtelen verzeichnet: russischer General und Gesandter am schwedischen Hofe, geb. 1759 in Holland, gest. 1836 zu Stockholm.) Dem Bändchen lag ein Bildnis Wielands bei und ein Efeublatt, das wohl von Wielands Grab stammen mag. Die Handschrift wurde ohne Zweifel nach ihrem Werte gewürdigt; die Deckel sind mit braunem geflammten Papier überzogen, am braunen Lederrücken steht in Golddruck: *Combabus M. S. Autogr. de Wieland.* S. 2^{r} der Titel: *Combabus* | Mit Varianten, eigenhändiges | (Manuskript von Wieland.) die mittlere Zeile ist späterer Zusatz. Format 12·5 × 19·5 cm, Papiergröße 11·2 × 19. — 32 Blatt, davon 31 mit Bleistift gezählt. Bl. 0—1 und ab 26 von gröberem Papier ohne Wasserzeichen; Bl. 2—25 in Lagen von je vier Blättern, mit Wasserzeichen in Wappenform und der Unterschrift C + ? Honig. Reklamanten von Wielands Hand auf S. 5^{v}, 9^{v}, 13^{v}, von andrer Hand mit Bleistift S. 17^{v} und 21^{v}, auf S. 1^{r} steht die Dedikation, auf S. 2^{r} der Titel, wie oben; S. 3^{r} bis 24^{r} der Text, durchschnittlich 18 abgesetzte Verse auf der Seite, mit Majuskeln beginnend. Die erste Fassung (H) ist wiederholt korrigiert (H$^{\alpha}$..), außerdem, meist am untern Rande, einmal vereinzelt auf S. 25^{v} oben, gelegentliche Entwürfe für Änderungen, deren Text noch nicht gestaltet ist, die Wörter oft abgekürzt oder angedeutet. — Die Entstehungszeit der Handschrift weiß ich nicht zu erschließen. Wielands Angabe im Vorbericht zu C: ‚Dieses Gedicht war die Frucht einiger genialischen Stunden im Jahre 1771'. kann nicht richtig sein, da der

[1]) Siglen und Nummern nach Bernhard Seuffert, Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe (Abhandl. d. Preuß. Akad. d. Wiss.) Berlin 1904 ff.

Kombabus zur Jubilatemesse 1770 erschien (Buchner, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1871, S. 44).

E (Seuffert Nr. 164). Combabus. Eine Erzählung. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1770. Milchsack (Centralbl. f. Bibliothekswesen 13. Lpzg. 1896. S. 564) kannte drei Doppeldrucke, W. Kurrelmeyer (Abh. d. Preuß. Akad., Berlin 1913, S. 12f.) kennt vier, deren gegenseitiges Verhältnis richtig dargestellt ist. Unter neun Exemplaren, die mir zur Zeit zugänglich sind, befinden sich zwei E^a, ein E^b, vier E^c, zwei E^d.

E^a ist die echte Originalausgabe, sorgfältig gesetzt, mit wenigen Fehlern, die alle auf E^{bcd} vererbt werden: **296** Punkt statt Komma, **332** errathen statt erachten (Reim!). Sonderstellung: ein Satzversehen **628** from men ohne Bindestrich und **623** eine seither verlorene Interpunktion: Königin! E^{b-d} haben statt des Rufzeichens einen Punkt, BC ein Fragezeichen. — E^a war Druckvorlage für E^b, dieses für E^c. Daher dieser beiden gemeinsame Fehler: **120** Lockt keinen Blick durch ſeinen Scherz ihm ab] durch keinen . .; **249** um außer Furcht zu ſeyn E^{ad}] und außer . . E^{bc}; veränderte Interpunktion 66, 164, 177, 195, sinnstörend 153 und 527. Orthographisches **15** zuviel] zu viel; **361** u. **406** Göttinn] Göttin. Eine Sonderstellung nimmt E^b lediglich durch einen Druckfehler ein **529** minbſten (mindsten). — E^c, von E^b abgesetzt, vermehrt die Druckfehler sehr, namentlich durch falsche Buchstaben (›Fische‹); diese Fehler finden sich nur in E^c: **6** ins] in E^b; **214** Ehr'] Chr'; **246** ihr] iht; **267** nichts] nichts usf. 320, 376, 417, 501, 533; **502** Worinn] Woran, trotz des richtigen Reklamanten. Falsche, oft sinnwidrige Interpunktion, fehlende Apostrophe u. a., im ganzen noch 16 Fälle. — E^d bleibt von diesen Fehlern frei, es geht also unzweifelhaft auf E^a zurück, unmittelbar oder, was neue Funde erweisen könnten, mittelbar. Doch entwickelt es sich selbständig weiter, wird in Orthographie und Interpunktion moderner, in der Durchführung des Sperrdrucks konsequenter. E^d schreibt meist Name, hole, verloren, verliert, ſchwer (E^{abc} Nahme, hohle ..); unbegränzt, nämlich (nehmlich); erkaufen (erkauffen), weis, dieß (weiß, dies), büßen, Füßen (büſſen), Krone (Crone). Neue Kommata neunmal, Apostrophe eingeführt mach', theu'r, erinn're, kleine statt großer Anfangsbuchstaben u. a. Falsche Interpunktion 213, 480, 707. **83** ge-geſchehn! **210** hälfen (statt halfen). Sperrdruck wird folgerichtig sechsmal neu eingeführt. Mit E^c hat es nichts gemein, ein Fall **555** kann E^{ab}] kann, E^{cd} bedeutet nichts. Die fortschrittliche Orthographie ist indes nicht bewußt durchgeführt, der Setzer scheint zwischen Vorlage und Gebrauch zu schwanken. Man vergleiche zu dem bisher gesagten die gemeinsame Orthographie von E^{a-c}, um deren Uneinheitlichkeit zu erkennen: **41** Punkt, **79** Punct; **383** Göttinn, **402** Königinn; **393** weiß, **561** dies, **711** Füſſen; **575** ächtes; **392** verlohren, **607** einzuholen usw. — Die Zeilenbrechung in den vier Drucken ist vielfach verschieden: E^a steht zweimal allein, je dreimal E^{ab} gegen E^{cd} und E^{ad} gegen E^{bc}, in 13 Fällen steht E^d allein, das die Silbentrennung überhaupt lieber vermeidet. Vers 740 wird abgeteilt in E^{ab} ein Op- || fer, E^c ein || Opfer, E^d ein Opfer || brachte. Drucktechnische Einzelheiten müssen unerwähnt bleiben.

B^5 stimmt teils mit E^{bc}, teils mit E^d. Die Übereinstimmungen mit

E^d, das wohl zeitlich am spätesten gedruckt wurde, können selbständige Fortschritte sein (Orthographie, Interpunktion, Sperrdruck). Für E^c als Druckvorlage führt Kurrelmeyer an **320 Entreißt Aſtarte ſich itzt ſeinen Abſchiedsküſſen** E^{abd}] **ſich ſeinen** E^c, das in B^5 wegen der fehlenden Silbe zu 'nun ſich ſeinen' geworden sei. Die Beobachtung ist richtig, der Schluß aber nicht zwingend, da der Mißklang an sich zur Änderung mahnen mußte; doch kommen Einzelheiten unbedeutender Art hinzu, Übereinstimmung im Fehlen von Apostrophen u. ä., besonders **210 läßt!** (E^{abd} Fragezeichen), die darauf deuten, daß E^c, der schlechteste Druck, von Wieland für B^5 korrigiert wurde, obwohl sich von seinen Fehlern nichts vererbt hat.

e^2 (Seuffert Nr. 314.) **Combabus. Eine Erzählung. Leipzig 1775.** Nach dem Katalog 138 von Zahn und Jaensch in Dresden. Der Druck ist nicht nachweisbar; wahrscheinlich ebenso ein Druckfehler der Jahreszahl im Antiquariatskatalog wie e^3 (Seuffert, Anm. zu 566) Leipzig 1779, im Katalog 266 von Baer in Frankfurt a. M.

B^5 (Seuffert Nr. 837.) **Wielands Auserleſene Gedichte. Zweyter Band. Jena, gedrukt und in Commiſſion bey Joh. M. Mauke 1784.** oder: **Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich 1784.** Beide Ausgaben zeigen genau gleiches Satzbild mit Übereinstimmung aller Druckzufälligkeiten, vermutlich ist nur die Verlagsbezeichnung neu gesetzt; Doppeldrucke sind nicht bekannt. — Die Bezeichnung 'Neue, verbeſſerte Auflage' trifft auf den Combabus in reichem Maße zu, der S. 109—146 unter dem Sammeltitel 'Griechiſche Erzählungen' abgedruckt ist.

b^5 (Seuffert Nr. 986.) **Comiſche Erzählungen. o. O. 1789,** darin der Combabus S. 143—176. 'Vielleicht Nachdruck', sicher ohne Belang für die Textgeschichte und auszuscheiden: ein Abdruck von B^5 ohne Eingreifen des Autors. Beweisbar aus seinem Verhältnis zu $B^{5,6}$: Die Orthographie von B^5 ist im allgemeinen beibehalten, doch sind die Majuskeln eingeführt; der Versbeginn bedingt die Majuskel nicht. Die Schreibung von **â, ê** ist beseitigt: **Scham, Seele**; langes **o**: **hole, wiewol** gegen **hohle** $B^{5,6}$. Abhängigkeit von B^5 ohne Fortschritt zeigt sich in Ungleichmäßigkeiten **2 weis, 588 weiß** u. a. — Interpunktion: b^5 liebt es, Kommata ans Versende zu setzen, auch ohne Grund und Sinn: **116 Sein königlich Gehirne, | arbeitet,** u. ö. 40 Fälle gegen $B^{5,6}$, 4 Fälle mit B^6. Auch im Versinnern wird reichlicher interpungiert, manchmal mit B^6, das Nebensätze häufiger zwischen Kommata einschließt als B^5. Die Interpunktion am Satzschluß wird nicht selten, auch unnötig oder sinnlos, geändert **257 gethan, zum** B^{5-6}] **gethan? Zum** b^5; **289 auszuſprechen, allein** B^5] **auszuſprechen. Allein** b^5. — Einzelnes. **49 euren** B] **euern** b^5; **186 willt**] **willſt**; **530 Spröden**] **Spröde**; **532 von der Obern Sphäre** B^5] **von der obern Sphäre** b^5; **von den obern Sphären** B^6; u. a. — Die Druckeinrichtung in b^5 ist sparsamer: keine Zeilenspatien bei Absätzen (die 64 u. 579 fehlen); bei Raumnot wird n durch ~ ersetzt, z. B. **kañ, ſchwarzẽ.** — Druckfehler werden mit B^{5-6} beibehalten **31 des lebensweg; 607 vermochte; 681 rieht;** oder gegen $B^{5,6}$ korrigiert **57 glük? — B] Glük; — b^5** (C: Glück —); **152 Günſtlich**] **Günſtling.** Druckfehler von B^5, mit B^6 verbessert, können die Bewertung von b^5 nicht beeinflußen: **80 freylich** B^5|

feyrlich b^5; fey'rlich B^6 (heilig C); 588 Dem] Der; 656, 9 miſsgeſtallt, erſchalt] miſsgeſtalt, erſchallt. Druckfehler von $B^5 = b^5$ werden in B^6 korrigiert 727 von boden auf B^5, b^5] vom B^6. Neuerdings fehlt b^5 204 bliebſt B] bleibſt.

B^6 (Seuffert Nr. 1010.) Wieland Auserleſene Gedichte, Zweyter Band. Leipzig, in der Weidmannſchen Buchhandlung. 1790. Die wenigen Verbesserungen rechtfertigen immerhin die Bezeichnung 'Neue, nochmahls verbeſſerte Ausgabe'; im übrigen ist B^6 trotz dieser Veränderungen ein seiten- und zeilengetreuer Abdruck von B^5, der nur im Vers 393 gestört wird, wo eine Erweiterung eine Zeilenbrechung erforderte. — B^5 und B^6 verwenden die Majuskel nur bei Satzbeginn und zur Auszeichnung, B^5 ist mehr dazu geneigt. B^6 interpungiert reichlicher und ist in der Interpunktion am Satzschlusse gelegentlich glücklicher (ohne daß C folgt), z. B. 192 an deinem umgang. — Nach und nach B^5] umgang; nach B^6 (C Umgang — Nach); 372 verzeyhn. $B^5 = C$, B^6 hat Doppelpunkt.

Wieland hat bei der endgültigen Gestaltung des Textes B^6 nicht vor sich gehabt. Es geht daher B^6 in einigen Lesarten über C hinaus und enthält für diese Verse eine bessere Fassung; es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Wieland diese übernommen hätte, wenn ihm B^6 zur Hand gelegen wäre. Er selbst überschreibt in C den ersten Anhang 'Varianten in der Ausgabe von 1784', das ist B^5! — Unberücksichtigt bleibt B^6 in folgenden Fällen ($B^5 = C$): 119 Sogar der Favorit von ſeinen Kammeraffen H; Der Günſtling ſelbſt aus ſeinen K. EB^5; Der witzigſte ſogar von ſeinen k. B^6: es ist aller Grund vorhanden, das Wort Günſtling in diesem Zusammenhang zu vermeiden, das sonst gern von Kombab gebraucht wird. — 236 Und mercket wohl, HB^5] und, wohl gemerkt! B^6. — 239 Combab, der nur ein armer Syrer war H; E führt einen Gedankenstrich vor Syrer ein, den B^5 wieder fallen läßt, überzeugend in B^6 der nur ein armer heide war — 505—6 Dies, ſpricht die Königin, indem ſie ſeinen Küſſen | Sich endlich ſanft entzieht, — .. HE; dies ſpricht ſie, da ſie endlich ſeinen küſſen | ſich ſanft entzieht, .. B^5] .. da ſie ſeinen küſſen | ſich endlich ſanft entzieht, .. B^6. — In den andern Fällen war Wielands Gefühl wach geblieben, er ändert die Stelle, die ihn schon vordem zur Korrektur veranlaßt hatte, neuerdings, ohne daß sich indes die Fassung letzter Hand, C, mit B^6 deckte: 101 (Denn die von ſeiner Art genieren ſonſt ſich wenig) HB^5; (denn die genieren .. B^6; (Die Herren ſeiner Art genieren ..) C. — 390 Madam HB^5; die Königin B^6; ihr Blick C: im Reimband mit 392 ſey es nun daß Ehrfurcht oder Schaam | Ihn blöde macht. Er weiß doch ſonſt zu leben! HB^5; ſey es nun, furcht oder eigenſinn | was ihn ſo blöde macht. — Er .. B^6; „Wunderbar! Was hält ihn noch zurück? | Er weiß doch ſonſt ſo gut zu leben .. C. — 415 Nach ſolchen Proben läßt ſich wohl nichts anders ſchließen H; an ihrem Platz was kann ſie anders ſchlieſſen EB^5; an ihrem platz was wird ſie denken müſſen B^6; An ihrem Platz was kann ſie ſchließen C. — 532 von den obern Sphären HE; von der Obern Sphäre B^5; von den obern Sphären B^6; von den höchſten Sfären C. — 639 abzuhören HB^5; anzuhören B^6; zu verhören C. — In einem einzigen Fall (da die Modernisierung 703 ſtund HB^5, ſtand B^6 = C kaum ins Gewicht fällt) trifft Wieland

dasselbe B^6 = C: 716 Sehr rührend, ſehr beredt als wie ein Demoſthen H; Sehr rührend, und beredt . . E; Beredt als wie ein Demoſthen B^5; Beredter als ein Demoſthen B^6C.

C (Seuffert 1153.) C. M. Wielands Sämmtliche Werke. Zehnter Band. Leipzig. Bey Georg Joachim Göſchen. 1795. C^1 S. 241—302, C^2 S. 249 bis 310, C^3 S. 245—302, C^4 S. 165—204: Kombabus oder Was iſt Tugend? Eine Erzählung. (Der Untertitel ist neu.) Dazu voraus: 'Vorbericht', anhangsweise 'Varianten' und 'Anmerkungen'.

C^1 Kurrelmeyer (S. 28f.) kennt vier Drucke $C^{1a, b, c, f}$; unter den mir zur Zeit zugänglichen Exemplaren ist nur C^{1a} und ^{b} vertreten. C^{1a} steht der Druckvorlage B^5 noch in manchem Vers näher, es ist eine Mittelstufe, die für C^{2-4} nochmals, nicht ganz unbedeutend, korrigiert wurde: 1 die — Weiſen C^{1a}] die alten Weiſen C^{2-4}; 3 Dem Kunſt] Dem einen Kunſt; 58 Der Venus Jugend] Cytherens J.; 68 das ſie zu einer Reiſe] wodurch ſie ſich zur Reiſe; 127 Kombab, ſein Liebling, kann (in dieſem Fall) allein] Kombab, ſo denkt er, kann in dieſem Fall allein; 593 Wir Kleinen haben ſie troz unſer Kleinheit gern.] Die Kleinen . . ihrer . . gern. Ebenso in Einzelheiten: 233 Dom Robert] Don R.; 609 Den alten König zu berichten] Dem . .; 636 vollgeſchöpfter] voll geſchöpfter. Bedeutende Veränderung der Interpunktion, die kaum einem Setzer zuzuschreiben ist. 210 läſst] läſst? u. ä. 296, 320, 341, 455, 514, 607, 692, 704, 730, unbedeutendere, wie Einführung (447, 581, 705) oder Weglassung (497, 514, 560, 575, 600, 657) eines Kommas. Majuskeln 487, 619. Sperrung 353. Apostroph 325. Absatz fehlt 683 Der König winkt. In allen diesen Fällen, unter denen sich sämtliche Korrekturen von Belang befinden, geht C^{1b} mit C^{2-4}. Die Verszählung am Kopfe der Seite ist in C^{1a} fehlerhaft S. 252—3; 'V. 71—87.' 'V. 88—104.' (statt 86. 87) und S. 260 'V. 211—262' (statt 226); das ist in C^{1b} richtig gestellt, dagegen neuerdings ein Fehler gemacht S. 289 'V. 739—748' (das Gedicht hat 747 Verse). Neue Fehler in C^{1b} 142 deine Seele] dieſe S. C^{1b}; 446 Mann.] Mann,. — Da ist es nun merkwürdig, daß C^{1b} in zwei nicht ganz geschlossenen Versgruppen mit C^{1a} gegen C^{2-4} übereinstimmt, und zwar lediglich in Kleinigkeiten; 92 Komma fehlt; 101 ſchenieren $C^{1a, b}$] genieren C^{2-4}; 117 und 128 fehlen die Apostrophe; 545, 570 Kommata; 575 ächtes] echtes; 607 einzuhohlen,] einzuhohlen;. Das ist ein Siebentel aller Fälle, in denen C^{1-4} voneinander abweichen. In Vorbericht, Varianten und Anmerkungen steht C^{1a} achtmal gegen C^{2-4}; C^{1b} folgt teils C^{2-4} nach, teils C^{1a}, diesem immer, wenn sonst eine geänderte Zeilenbrechnung nötig würde.

Als Druckvorlage für C^{1b} scheidet C^4 von vornherein aus, mit C^2 hat es keine der freilich geringfügigen Abweichungen gemein. Da es mit C^{1a} durchaus und ohne Ausnahme zeilengleich ist, so muß C^{1a} seine Druckvorlage gewesen sein, mit dem es ja auch auf zwei fast geschlossene Strecken in allerlei Beiwerk übereinstimmt. Den größern Anteil solchen Beiwerks aber, den auch ein korrigiertes Exemplar kaum so genau bieten konnte, und alle wesentlichen Neuerungen hat es aus C^3, das offenbar die Vorlage für den Text war, wie C^{1a} für das Satzbild. (Für die Anmerkungen usw. konnte das anders sein.) Eine Betrachtung des ganzen Bandes wird dieses Ergebnis, das ja nur aus dem Kombabustext gezogen

ist, vielleicht schärfer formulieren lassen, doch bleibt die für die Textkritik wichtige Folge bestehen: C^{1b} scheidet aus der Überlieferung aus, und mit ihm wohl auch alle folgenden Doppeldrucke, deren Lesarten Kurrelmeyer (S. 21) für wertlos erklärt hat. Daß C^{1b} als Vorlage für C^{2-4} von vornherein nicht in Betracht kommen kann, also auszuscheiden ist, muß sich zudem aus einer einfachen Erwägung ergeben: C^{1b} und jeder Doppeldruck kann doch erst nach einer gewissen Zeit notwendig geworden sein, unterdes war aber C^{2-4} schon gedruckt, die ja noch im gleichen Jahre erschienen. Liegen bei einem andern Bande die Zeitverhältnisse anders, so wird man die Doppeldrucke einsehen müssen, wozu Kurrelmeyers sorgfältige und verdienstliche Untersuchung alle Handhaben gibt.

$C^{2,3}$ Doppeldrucke sind nicht nachgewiesen; doch ist es, soweit ich sehe, noch unbekannt, daß C^2 auch auf minderem Papier gedruckt wurde, was das Exemplar der National-Bibliothek (früher kaiserlichen königlichen Hofbibliothek) in Wien beweist (Signatur 55. M. 1.). Sonderstellung von C^2: 13 im Traume nur $C^{1,3,4}$] im Traume nur C^2; 167 Monolog;] Monolog!; 442 ſpielt'] ſpielt. Ebenda Druckversehen 442 Aurora⁵)] Aurora), Bogen ohne Ziffer. — Sonderstellung von C^3: 26 Fehlen des Absatzes; Druckfehler in den Anmerkungen, z. B. Craſſiſtratus, *arrangemens*, denen C^{1b} nicht folgt.

C^4 Keine Doppeldrucke. Die Sonderstellung von C^4 beweist neuerliche sorgfältige Durchsicht, an der Wieland nicht unbeteiligt sein kann. 32 Probikus C^{1-3}] Probikus C^4; 53 Herr'n] Herrn; 187 Verhüten willſt du ihn!] . . ihn?; 313 gönn] gönn'; 234 Punkt] Komma; besonders in den Anmerkungen: A. 3. . . klar genug, daſs die Rede hier . . die Rede ſeyn müſſe] . . daſs hier . . die Rede ſeyn müſſe; A. 6. ohne das geringſte Bedenken] ohne Bedenken.

In einigen Fällen ergeben sich im Gesamtbilde von C besondere Kombinationen: 97 $C^{1,4}$ Komma fehlt, $C^{2,3}$ Komma. In den Anmerkungen steht $C^{1a,2}$ zweimal gegen $C^{3,4,1b}$ z. B. *emeut*] *émeut;* einmal, was Zufall sein kann, stimmt C^2 mit C^4: 676 ſchwurſt $C^{1,3}$] ſchworſt $C^{2,4}$. — Es war also C^{1a} die Druckvorlage für C^2, dieses für C^3 und C^4.

Ergebnis. H ist, einschließlich seiner letzten Schicht, nur eine Vorstufe für E. E^a ist der echte Druck; sein fehlerreichster Nachfahre E^c wurde von Wieland zur Unterlage genommen, als er das Gedicht für B^5 überarbeitete. B^5 wurde verbessert für B^6. Bei der endgültigen Gestaltung des Textes vergaß Wieland diese Fassung und überarbeitete B^5 neuerdings, diesmal energischer, für die Ausgabe letzter Hand, von der erst C^{1a} gedruckt wurde. Dieses wurde für C^2 und C^3 abermals korrigiert, für C^4 wurden Text und Anmerkungen nochmals durchgesehen. — Für die kritische Ausgabe ist der Text von C^4 verbindlich, sofern man bedauernd die besseren Lesarten von B^6 vernachlässigen muß.

*

Die Lesarten vollständig aufzuzeichnen, muß der kritischen Ausgabe vorbehalten bleiben. Hier soll auf kargem Raume versucht werden, an

Proben darzustellen, wie Wieland, 'unermüdet zum bessern arbeitend', sein Gedicht von Ausgabe zu Ausgabe verändert hat, im einzelnen und in größeren Zusammenhängen, nach Darstellung und Form, Rhythmus und Sprache, an Wörtern und Versen feilend, ganze Versreihen ausscheidend oder einfügend. Um dabei einen Einblick in des Dichters Arbeitsweise zu bekommen, mußte das Material einigermaßen geordnet werden. Freilich wird man die mannigfachen und oft sehr umfänglichen Varianten ohne Gewalttätigkeit niemals restlos klassifizieren können. Allzu verschiedenartige Gründe waren maßgebend, oder konnten es gewesen sein, und kreuzen einander; oft genug läßt sich die Ursache einer Korrektur überhaupt nicht mit Sicherheit feststellen, auch wenn der flüssigere Vers, die bessere Klangwirkung ins Ohr fällt. Vielfach war ja auch die Stimmung der Stunde von Einfluß, sonst wäre Wieland nicht so manches Mal zu einer früheren Fassung zurückgekehrt. — Die wenigen Beispiele sind so ausführlich zitiert, daß man ihnen folgen kann, ohne die schwer zugänglichen Ausgaben zur Hand zu nehmen.

Allein um des Reimes willen ist verhältnismäßig wenig geändert. Ein halbdutzendmal mußte zu einem neuen Reimwort das andere gefunden werden; im ganzen aber sind außer in zahlreichen Einzelfällen auch in gründlich veränderten Versgruppen die alten Reimwörter verblieben. Daß Wieland auf reine Reime bedacht war, aber gelegentlich mit Reimschwierigkeiten kämpfte, besagt die Anmerkung zu Vers 700 in C: 'Wird ist kein tauglicher Reim auf gerührt und balsamiert . . oder ist vielmehr gar kein Reim; und bloß die Unmöglichkeit, dieses wird durch eine andere ungezwungene und schickliche Wendung wegzubringen, hat mich genöthigt, die ganze Stelle zu lassen, wie sie war.' Dieselbe Erwägung war vermutlich der Grund, eine andere Reimverbindung von kurz auf lang i zu beseitigen **466** übergießt: **467** schließt: **469** Platonist; C schiebt **468** ein ist ein und bessert gleichzeitig die syntaktische Verbindung: der zweite Teil eines unterbrochenen Satzkörpers wird bereichert und ein besseres Gleichgewicht hergestellt **464** Und als Astart' aus einer Ekstasie, — (**465**–**67** Einschub) — **469** Sich wiederfand, entdeckt der arme Platonist H] Und wie Astart'. . — (. .) — **468** In seinem Arm zurückgekommen ist, | **469** Erzählt . . C. — **260** Herrn und Freund H] Freund und Herrn H" C (:gern) könnte auf einen nicht ganz feststehenden Text (Urschrift) schließen lassen, kann aber auch Schreibversehen sein. — Eine Waise (**432** . . aufzulösen H) ist durch den Einschub einer Sentenz (**431** Ein Pastor fido ist das blödste aller Wesen. EC) beseitigt, eine andere (**439**^{h} . . Welt HE) verschwand mit der ganzen Stelle. Seit der ersten handschriftlichen bis in die letzte Fassung bleiben vier reimlose Verse bestehen: 163, 170, 609, 661.

Ob die Verslänge Anlaß zu Veränderungen bot, ist nicht recht auszumachen. Verlängerung auffällig kurzer Verse: 164—5 Nichts' kan mich retten! — Ach! Nichts, als was Dolch und Gift | An Grauen übertrift. — HE] . . was jeden tod an g. ü.! B. — 2 Verse von HE werden in B zu einem, 259, vereinigt und 257 eingeschoben, um das dadurch verlorne Reimband zu ersetzen: **258**f. Zum Unglück schlägt der Rath in unserm Fall nicht an. | Dem armen jungen Mann | Verwehrt die Pflicht zu

fliehen, HE] 257ff. Gut, das ist leicht gesagt: doch, wärs auch leicht gethan, | zum unglük .. an. | Dem ... fliehen, B.

Aus rhythmischen Gründen werden holperige Verse geglättet: 24 So fallt ihr wenigstens nicht so tief wie Ikarus H] Was thut's? Ihr fallt doch nicht .. E; ein betontes Wort wird in die Hebung gerückt: 78 Nein, liebster Gemahl, ich muß den Grundstein legen HE] Nein, liebster Ehgemal! Ich .. B; C schreibt Ich. Einsilbige Wörter treten an Stelle von zweisilbigen 308 Er fällt dem König zu fuß B] .. dem Herrn C; 20 Sonne E] licht B. Aus euphonischen Gründen wird 661 Traurgerüste H zu Blutgerüste E, u. a.; eben deshalb wird der Vers durch Epitheta bereichert 61 zu Philipps Sohn E] zu Ph. grossem sohn B, aber auch um des Inhalts willen 42 ein Bidermann HB] ein echter Biedermann C.

Zwischenglieder werden eingeschoben, die den logischen Zusammenhang klarer herausbringen: Das Volk fordert .. 681 Des Kästchens Gegenwart. Allein was drinnen sey | Das ließ sich keine Seele träumen H] .. Gegenwart. Man rieth was drinnen sey, | Allein die Wahrheit ließ sich .. E; C ändert noch: Allein das Wahre .. — Oder: Nie stund .. Ein Mann betrofner da als seine Majestät, 705 Combab erräth | Was ihm gebricht, und macht vorm Augenschein | Die .. Zweifel schweigen .. H] .. Majestät. | Und dennoch fehlt noch was ihn ganz zu überzeugen. | Combab erräths, und macht .. E. Eine solche bedeutende Erweiterung sind die Verse 85 bis 90 C, die in B noch fehlen. Größere Ausführlichkeit arbeitet Einzelheiten aus: Combab darf 735–8 bey Tag und Nacht, mit andern und allein, | Ja auf dem Sopha selbst, ihr Zeitvertreiber seyn. H] bey Tag und Nacht, bey Mond- und Kerzen-Schein, | Mit fremden Zeugen und allein, | Im Cabinet, im Garten, und im Hayn, | Ja .. E.

Schärfere Formulierung, die dem Tatsächlichen gerechter wird. Die Einleitung, die den späteren Untertitel 'Was ist Tugend?' beantwortet und Theorien aneinanderreiht, beginnt: 1–2 Die Tugend ist, wenn wir die Weisen fragen, | Ich weiß nicht was, — ihr müßt sie selber fragen. H. Der rührende Reim war nicht unerwünscht, sondern gewiß Absicht; aber dem Leser wird zugemutet, um etwas zu fragen, was Wieland doch eben im Begriffe ist, unbefragt auseinanderzusetzen. Also: Sie sollen's selber sagen! H^{α}; sie mögen's selber sagen! EB; endgültig, die verschiedenen Lehrmeinungen trefflich einleitend: Laßt's euch von ihnen selber sagen! C, das auch korrekt einengt: die alten Weisen. — Im folgenden hebt H durch Unterstreichen die Sachwörter hervor; indes war diese Auszeichnung nicht durchzuführen und ist in H vom 9. Vers ab, in E überhaupt aufgegeben worden: es werden nur mehr die Eigennamen gesperrt. Dieser äußerlich veränderte Standpunkt wird beibehalten und fortgeführt, nicht ohne gelegentliche Rückkehr zum alten Prinzip im auszeichnungsfreudigen C, das im 3. Vers auch wieder auf die alte Fassung zurückkommt: 3 Dem einen Kunst, dem andern Wissenschaft H] Dem eine Kunst, dem eine W. E; Dem eine Kunst, dem eine W. B; Dem einen K., dem andern W. C. — Unter den angeführten Zeugen stand erst auch Arrian: 11 Ja wohl, prahlt Arrian H; Ja wohl, (stimmt Arrian | Um eine Note höher an) H^{α}, dann durchstrichen.

Schärfere Formulierung in einzelnen Wendungen. Deutlicher ab-

lehnend 21 Glück auf die Reise! H] Ich danke meines Orts! E; klarer durch Konkreta 153 Mit Wonne im Gesicht des Herzens Kummer schmincken H] Mit Lächeln im Gesicht E; Mit Lächeln heuchlerisch des C; 312 *In petto* H] Durch Blicke E; in C gesperrt. Durch Zusätze 96 Ein Mann, und sollt er König sein H B] .. und sollt' er zehnmal König sein C. Mißverständlichkeit wird ausgeschaltet 105 Nur der Gedancke macht erblassen! H] Schon der .. C. Partikeln spielen eine wichtige Rolle 442–3 Aurora .. spielte völlig | Die nehmliche Person, allein mit besserm Glück H] .. Person, wiewohl mit E; Aurora .. spielt' einst völlig | Astartens rolle, nur mit besserm glük. B; nur mit etwas besserm Glück. C. Einfügung eines 183 nur B; 271 freilich C; 567 auch nur C usw. Präpositionen 686 In jedes Hertz H] Durch E usw. Ein itzo fällt aus E 428; vgl. V. 320 (s. oben S. 74).

Fehlerhafter Satzbau wird korrigiert 295 ff. Ihr, die ein rascher Schwur verpflichtet | Die schönste Sünderin begierlos anzusehn | Weil der besagte Zeug in eurer Brust euch richtet, | So schweig' ich. Solltet ihr gestehn H] 297–8 Seht, welchen Zoll Combab der Tugend hier entrichtet! | Und solltet ihr euch selbst gestehn E; 298 Und müsset ihr euch selbst gestehn, C. — Falsche Beziehung des Pronomens wird verbessert. Die Linie *AB* (d. i. der Mittelweg) .. 17 f. Sie ist der Tugendpfad; | Dort hasche sie wer will; nur hütet euch vorm Fallen H; das erste 'Sie' meint die Linie *AB*, das zweite 'sie' aber die Tugend, daher dies ist der nächste Pfad | Zu ihrem Zauberschloß! E; B schreibt wieder sie ist ... Die nicht ganz einwandfreie Beziehung von 'ihrem' bleibt unverändert. — Die Beziehung des Pronomens erhält allmählich andern Inhalt: Man wird vertraut .. | 197 Der Freundschaft öfnet sich sogar das Schlafgemach | 198 Man scheut sie nicht. Kein Ort und keine Zeit | 199 Ist ihr versagt; denn kein Gedanck ans Laster | 200 Stört ihrer Unschuld Sicherheit. H] .. nicht; ihr ist kein Ort und keine Zeit 200 versagt; kein Argwohn stört der Unschuld Sicherheit. H^{a}. Dieser Voranstellung des Pronomens folgt E, B stellt auch in 198 das Pronomen voran: sie scheut man nicht; vermutlich um den Bezug auf 'Freundschaft' zu verschärfen. C aber, das einen Reim auf 'Dingen' (196 statt Zoroaster) benötigt, verwischt diese Beziehung, die nunmehr auf 'Königin' überzugehen scheint: 198 ff. Man braucht sich nicht vor ihr zu zwingen, | Ihr ist kein Ort und keine Zeit | Versagt; ..

Gründlich umgestaltet wurden die Reden und Monologe. Die Szene, in der uns Wieland den überlegenden Kombab belauschen läßt, besteht in H aus einer charakteristischen Folge kurzer, oft abbrechender Sätze, deren äußeres Merkmal zahlreiche Gedankenstriche sind. Bei fortschreitender Umformung werden allmählich mehr Verbindungen angebracht, das Aufgeregte wird gemildert, dagegen die logische Überlegung des Grübelnden deutlicher gemacht, die alle Wege erwägt aber ungangbar findet und schließlich nur den einen offen sieht, den Kombab dann einschlägt. Dafür ein zusammenhängendes Beispiel: 174 Dann fuhr er auf: — „Und wie, wenn ich zu schüchtern wäre? 175 Ich kenne mich; ich bin ein Mann von Ehre! 176 Die Tugend liebt' ich stets. — Warum 177 Mir selbst so wenig zuzutrauen? 178 Gut! — Aber dann — die Königin! — 179 Sie ist — O, was ihr wollt; von allen möglichen Frauen 180 Die

Beſte, fromm und keuſch wie eine Prieſterin, 180ª Ganz Unſchuld, — Aber doch! — (mir ſelber im Vertrauen 181 geſagt) ſtets eine Frau, und eine Königin! H] 174 Doch wie, ſo denkt er fort, wenn . . E; 175–6 Ehre, | Und Tugend C; 178ff. Gut! — aber auch der Königin? | Sie iſt ja wohl die beſte aller frauen, | iſt fromm und keuſch wie eine prieſterin; | doch immer eine Frau, und eine Königin! B. — So ist das Gerede der Höflinge und Kammerfrauen 554 ff. wesentlich verändert usw.

Um ein Beispiel zu geben, wie H, streichend und bessernd, Entwurf an Entwurf reiht, wird die erste Verteidigungsrede Kombabs abgedruckt. Erste Fassung (**H**): 664 Wofern ich ſchuldig bin, ſpricht mit gelaßnem Muth 665 Combab, ſo ſoll und will ich ſterben; (667) Und du, mein König, wirſt alsdann (669) Was meine Unſchuld dir allein beweiſen kan (670) In meinem Käſtchen erben. (671) Erinnre dich, o Herr, des Gutes, das Combab (672) Im Reiſekleid dir ſcheidend übergab. (675) Dein Siegel drückteſt du mit eigner Hand darauf, (676) Und ſchwurſt bey deinem theuren Leben 677 Mir, wenn ich wiederkäm, es ſo zurückzugeben! 678 Winck es herbey, und ſchließ es auf. 678ª Und wirſt du mich alsdann nicht ſchuldloß ſprechen, 678ᵇ So mag Combab mit ſeinem Blut dich rächen! — Diese erste Fassung wurde von Grund aus umgestaltet; es stehen die neuen Verse 664—70 zwischen und neben dem laufenden Text, 671—73 am untern Rand derselben S. 22ʳ, 674—78 abseits, auf S. 25ᵛ oben. Um die Lesbarkeit und Verständlichkeit zu fördern, sind die Abkürzungen aufgelöst, und die Entwürfe, wie sie einander ablösen, ohne die Streichungen nachzubilden, so abgedruckt, wie sie gedacht sind. Die einzelnen Phasen sind durch Doppelstriche || getrennt. H$^{ff.}$: 664 Der Schein iſt gegen mich, ſpricht mit gelaßnem Muth 665 Combab, was kan ich thun als ſchweigen 666 Wiewohl ich ſchuldloß || Doch daß ich ſchuldloß bin || Doch ſchuldloß leid || Doch ſchuldloß ſterb ich hier! || Doch ſchuldloß ſtirbt Combab! Dieß tröſtet mich und du 667 mein König wirſt zu meines Schattens ruh (668 fehlt) 669 (Was)[1]) Dir meine || D || (Was)[1]) Aſtartens Unſchuld dir und meine Redlichkeit 670 beweiſen kan, in meinem Käſtchen finden — 671 Erinnre dich, noch iſt || Daß || Das ich, erinnre dichs, o Herr, im Reiſekleid 672 Dir übergab. Wenn || Dir übergab. Dies wird mich aller Schuld entbinden! || Ruf' || Dir übergab. Ich bin zum Tod bereit 673 Und ſuche mich || Und ſuche nicht aus Furcht mich loßzuwinden! 674 Allein wenn Wort und Schwur den || Allein wenn Wort und Schwur auch einen König binden 675 So iſt es mein! || So wink es her! || So gieb es mir zurük! || Dein Siegel || So iſt || So || So fordr' ich hier Gerechtigkeit 676 Du ſchwurſt bey || Du ſchwurſt es mir bey deinem hohen Leben || Du ſchwurſt es mir bey deinem Leben 677 Es || Das Käſtchen unverſehrt mir einſt zurückzugeben! 678 Winck es herbey! Noch iſt es Zeit. — Besserungen in E: 664 . . iſt wider mich; 665 Das Opfer ſeines Grimms; — was . .; 666 . . Combab! — . . mich! —; 668 Was gegen eine Welt voll Zeugen; 670 . . in jenem Käſtchen . .; 671 . . ich — . . Herr, —; 672 . . übergab. — Ich . .; 675 fodr'; 676 Du ſchwurſt, o Herr, bey deinem Leben; 677 Mein Käſtchen . .;

[1]) Was muß aus H 669 ergänzt werden.

678 Itzt iſt es Zeit! Wink es herbey. — BC ändern nur an der Interpunktion. — Derart wird eine neue Gestaltung bereitet für die Verse 225 bis 28; 353ff.; 563.

Ein Rest des Luzian-Berichtes schimmert vielleicht in 'erben' durch, oben V. 670 H. Mit Berufung auf die Quelle wird V. 55 geändert und in den Varianten gerechtfertigt. — Inhaltlicher Veränderungen sind wenige, alle greifen in das Gebiet der Darstellung hinüber. Astarte verschwindet am Ende völlig aus der Erzählung; auch 660 Man überliefert ihn der rächenden Gewalt HB] Man überlief're ſie der . . C, ist kein großer Fortschritt. — An zwei Stellen ist in H davon die Rede, die Königin 565 ſey bey ihm auch Nächte aufgeſeſſen H, das wird vermindert ſey oft ein wenig lang | Bey ihrem Mentor aufgeſeſſen E, und entsprechend 552 Doch ganze Sommernächte H] Doch halbe H$^{\alpha}$.

Dergestalt wird allerlei Verfängliches zarter ausgedrückt, die Wortwahl wird vorsichtiger. 646–7 Denn freylich giengs nicht an ſo nahe hinzugehen, | Um ihren Zeitvertreib ſo eigentlich zu ſehen: H] Um alles ſehr genau zu ſehen H$^{\alpha}$; dagegen: denn freylich konnte man ſo nah hinzu nicht gehen | um alles auf ein hâr zu ſehen; B. In der gleichen Richtung liegen die Änderungen, die darauf hinauslaufen, die beiden Hauptpersonen zu heben. Ironische Übertreibung wird herabgemindert: 64–5 Schön alſo, wie geſagt, und jung, und mächtig weiſe | War unſers Königs Königin HE] Schön alſo, wie geſagt, war ſeine Königin, | im erſten jugendglanz ſchon weiſe B; Schön, wie geſagt, und gut war . . C. Noch weiter geht 337 allein, ſcharfſichtig wie ſie war, | Wird doch allmählich die Bemerckung | gemacht, HB] allein, da man ſich täglich ſieht, | So macht (wiewohl ſie ſich's zu läugnen ſich bemüht | Ihr Auge doch allmählich die Bemerkung, C. — So wird Kombabs Überlegung, die auf selbstbewußte Eitelkeit schließen lassen könnte, schon im ersten Druck getilgt. 181^{a-c} Und ich? — Was hälfe mirs mich ungeſtalt zu wähnen? | Mein Spiegel ſagt mir, was ich bin. | Aſtart' iſt jung, hat Adern, Nerven, Sehnen, | 182 Und Fleiſch und Blut H. — Sehr hübsch ist die Entwicklung in Vers 499 ff, aus dem nur eine Probe ausgehoben werden möge. Astarte findet, es wäre zu grausam, den Trost der Tränen zu wehren: 499 ſich und ihm H] ihm und ſich EB] ihm C. Dasselbe Bestreben wird in der Bezeichnung der Personen deutlich 106 Madam H] die ſchöne Frau EB; (und wegen 104 eine ſchöne Frau): die Frau C. — 426 Die gute Königin HB] Aſtarte C u. ä.

Die Beobachtungen am Kombabus allein genügten, um festzustellen, daß Wieland seinem künstlerischen Gewissen unbedenklich ganze Reihen seiner Verse zu opfern wußte. Nur stand er nicht auf dem unnahbaren Standpunkt neuerer Dichter, den etwa G. Keller mit dem Verse vertritt: 'Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn', lebte freilich auch in einer Zeit, welche Lesarten als Stufen künstlerischer Entwicklung wohl zu schätzen wußte. So gab er den Lesern der Ausgabe letzter Hand Gelegenheit, sein Gedicht historisch zu betrachten und druckte selbst Varianten ab, verschwindend wenig freilich unter der Menge der geopferten Verse. 'Der Detail in dieſem Gemählde der Schönheit Kombabs ſchien zu den üppigen Schoßen zu gehören, welche Horaz ohne Schonen weggeſchnitten haben will' bemerkt er zum Abdruck der Stelle 339^{a}ff. in den Varianten

von C. Es muß aber festgestellt werden, daß diese Variante ein Gemisch der alten und neuen Fassung ist, willkürlich zusammengearbeitet und selbst, in Einzelheiten noch verbessert, wie z. B. 345 verzeyhenswürdig in HEBC steht. in der Variante aber verzeyhungswürdig. — Mancherlei solcher Schoßen, die sich in HE noch finden, fehlen in B. So die Beschreibung der Gegend, wo der Tempel gebaut wird 326^{a-d}, der Exkurs gegen die Rigoristen, die der Welt viel Schaden tun 439^{a-w} (der unmittelbar vorangehende Ausfall auf die neuere Zeit 434^{a-f} fehlt erst in C), endlich das Lob der Königin, die so willig vom weichen Sofa aufsteht, um zu Platons Amor überzugehen 525^{a-p}. Diese Verse sind mit Anspielungen vollgepfropft, die in H von einer Anmerkung begleitet werden: 'Anspielungen, welche vorausseßen, daß man (leider!) Crebillons *Ah quel Conte!* — Hamiltons *Quatre Facardins*, und den Prinzen Biribinker gelesen habe'. Das 'leider!' ist (ohne Klammer) späterer Zusatz.

Zitate, Symbole, Anspielungen, Bilder und Vergleiche sind des öftern beseitigt oder verändert. Das 'Brustbild' wurde aus E 204 und E 525[1] beseitigt, Masülhim H352^{b} fehlt schon in E. Fortgesetzte Säuberung zeigt 381 ff. . . wofern der Seladon | Sehr dumm ist, oder sehr bescheiden, | (Wie Ariost und schon Homer davon | Exempel hat) wiewohl hier keines von beyden | zu fürchten war. H] So albern ist, als wie Marins Adon | Zu seyn beliebt, Wie schon Homer Exempel hat. H$^{\alpha}$; So albern ist, als wie Marins Adon. | In diesem Stück muß eine Göttin schon | Den Fehler ihres Standes büßen. HEB; . . wofern der Seladon | Vor seinem Glück die Augen zuzuschließen | Beharrt. In . . C. Zur Ausscheidung des Vergleichs, als eines unzutreffenden, ergreift Wieland unter den Varianten das Wort. — Ein Vergleich wird alsbald beseitigt 266–7 Allein Combab, der sich vermutlich kennt | Und nicht vergessen will, daß Stroh am Feuer brennt H] . . vermuthlich fühlt', | Und nicht so viel als ihr auf's Wagen hielt, H$^{\alpha}$; Und nichts auf Wage-Spiele hielt H$^{\beta}$C.

Das beständige Vortreten des Autors, das für Wielands Poesie besonders charakteristisch ist, wird verändert, aber nicht vermindert. 412–3 Wir wissen schon beym Freund Combaben | War dieses nicht der Fall; — Allein . . H] Dies war nun freylich bey Combaben | Die Sache nicht; allein . . E; C fügt wieder ein Urteil ein: Die Sache, leider! nicht; — Mit Glück wird die rhetorische Frage eingeführt 611 Ihr wißt wie Höflinge in solchen Fällen mahlen; H] Wißt ihr wie . . mahlen? EC. — Verallgemeinernde Ausdrücke und Wendungen werden aufs Besondere eingeschränkt, umgekehrt besondere zum Allgemeinen erweitert, z. B. 23 man H] ihr H$^{\alpha}$; 163 kein Fürst E] der Fürst B; 345 Junon E] jede Göttin B; 21 wo die Natur E] wo Natur B; 470 Von seiner Heldenthat H] Von seinem Heldenthum E. Fortschreitend 331 Und gleichwohl schien der Bau von Göttern aufgeführt. HE] schien das werk von . . B; schien's ein Werk von . . C.

Wortwiederholung wird gesucht, nicht vermieden. 252 Das, glaubet mir, ist keine leichte Frage! H] Die Frage, glaubet mir, . . E; 688 Besieht es um und um, und findt's im alten Stand HB] . . und sieht's im . . C. Beweisend ist auch die große Zahl der rührenden Reime, die in dieser Vorliebe für bewußte Wortwiederholung ihre Erklärung finden: Rosen

31, 36; **trennen** 136, 138; **Königin** 178, 181, 185; **Stell'** 229, 232; **ſehen** 422, 425; **dir** 452, 455, **Küſſen** 502, 505; **Sommernächte** 552, 558; **Freund** 580, 582; **verführt** 629, 633.

Gründe vielfältiger Art, manchmal einleuchtend, manchmal unerfindlich, mögen die zahlreichen Korrekturen von Wendungen und Wörtern veranlaßt haben. Farblose Verba werden durch kräftigere Ausdrücke ersetzt 218 **Und könnteſt du noch immer widerſtehn** HB] **hätteſt du noch Kraft zum Widerſtehn** C. — 55–6 .. **wiewohl der Nahme | Zur Sache nichts zu machen ſcheint** H] **wiewohl zuletzt der Nahme | Die Sache nicht zu beſſern ſcheint** E. — Sachlich zutreffender ist 148 **ſeufzend** H] **ſchweigend** E; sinnfälliger: 317 **Der König ſchwört bey ſeines Ahnherrn Bart** H] **bey ſeinem grauen Bart** E; das Fremdwort bezeichnender 51 **Zugehör der Weisheit** E] **der Sapienz** B. Die Masse der Fälle ist schwer einzuordnen oder zu erklären. Kombab stand 131 **wie ohne Seele da** H] **wie angedonnert** E; 543 **in friſchen Roſenlauben** H] **in wilden Sommerlauben** E; 701 **in Neſſeltuch gehüllt** B] **in Byſſus eingehüllt** C, usw. — Wiederholte Korrektur 36 ein Steg .. **voll Dornenhecken ohne Roſen** H] **voll ſtarrer Dornen ohne R.** E; **voll ſtarrer Hecken o. R.** BC. — 125 **Trotz aller Gefahr der Schönheit und der Jugend** HE] .. **allen reitzungen** B; **Lockungen** C. — 128 **Tugend** H] **Unſchuld** H''; **Ehre** E.

Deutlich ist die Neigung, immer mehr das erzählende Präsens durchzuführen; Beispiele in allen Phasen des Textes. Eine Stelle im Zusammenhang 531–3 **Wenn jemand fähig war ihr ſolchen zu gewähren, | So war's Combab. Denn .. | Biß zum Atom herab, war nichts ..** H; die beiden ersten 'war' ändert C in 'iſt', das letzte hatte schon H'' so geändert. — Fremdnamen wird ihre originale Form gegeben. **Diogen** HE wird in zwei Fällen zu **Diogenes** BC; **Demoſthen wird** 716 im Reime belassen. 124 **Narciß, jedoch** HE] **Narciſſus, doch** B; C kehrt zur ersten Lesart zurück. In der Flexion wird 542 **Flora's Arm** HE **zu Florens Arm** B; 573 **Lunas Schein** HB zu **Lunens Schein** C.

Bewunderndes Lob unablässiger, nie ermüdender Selbstkritik wird dem Dichter von niemand versagt werden können. Die Verbesserungen gehen gar nicht so selten durch alle Phasen hindurch, die stufenweise Korrektur, von der Goethe spricht, ist auch im Kombabus allenthalben nachzuweisen. Oft hängt eine Phase so deutlich an der vorangehenden, daß eine an die andere sich kettengleich anreiht. Z. B. Antiochus gab der Königin zu verstehen, 76 **Die Sache könnte ſehr wohl durch fremde Hände gehen** H] .. **Hände geſchehen** E; .. **könnte wohl durch fremden dienſt geſchehen** B; **wohl durch fremde Hand geſchehen** C. — Aus Kombabs Kästchen wird 702 **Ein unverwerflicher Gezeug hervorgezogen.** H] **der unverwerflichſte Gezeug** B; **d. u. Beweis** C. — Nicht ganz selten findet Wieland zu einer älteren oder der ältesten Fassung zurück, H = C: Der König fand das Gelübde ein wenig 74 **ſonderbar** H; **wunderbar** EB; **ſonderbar** C. — So: 58 **Cytherens Jugend und Reitz** H und C, **Der Venus Jugend und Reiz** E und B.

Sonnenbergs „Donatoa"[1]).

Von Sp. Wukadinović in Krakau.

Die früheste Erwähnung des „Donatoa" — in einem Briefe an Müchler vom 4. Januar 1803 — zeigt den Dichter bereits mitten im Schaffen. „Seit lange schon", schreibt er dem neuen Freunde, sei er „mit der ganzen Umarbeitung des Weltendes" beschäftigt, die „hoffentlich der ersten Auflage nicht mehr ähnlich sehen" werde. Über die Stunde der Empfängnis ist also Dunkel gebreitet. Doch gar zu weit können die ersten Ansätze nicht zurückliegen, denn es ist ja nur wenige Monate her, daß Sonnenberg von seiner großen Reise heimgekehrt ist. Und mochte selbst der Plan der Umgestaltung bereits während der Reise entstanden sein, zur Ausführung kam es gewiß erst, als er den Staub der Wanderschaft von seinen Füßen geschüttelt und in Münster wieder ruhigen Halt gewonnen hatte. Aber auch vieles in dem Briefe selbst läßt darauf schließen, daß der Dichter noch in den Anfängen steht. Die ganze Freudigkeit eines durch die ersten Schwierigkeiten noch nicht gedämpften Optimismus spricht aus seiner Ankündigung, daß das fertige Epos, in drei Teile zerlegt, wohl schon „gegen den Herbst" erscheinen werde. Und Sonnenberg spricht überdies ausdrücklich von einem „späteren" Zeitpunkt, — „wenn ich an die letzten Gesänge komme". Ja es läßt sich sogar ziemlich genau feststellen, wo der Dichter bei der Ausarbeitung gerade jetzt hält. Sonnenberg legt nämlich zwei Proben seines neuen Werkes bei. Die eine, „willkürlich aus einer Rede Donatoas genommen", hat Müchler später in der „Georgia" unter dem Titel „Eine Vorweihe. Aus der Rede des Weltgerichtsengels" veröffentlicht. Man wird sie als Ganzes vergebens im „Donatoa" suchen. Nur einzelne Verse daraus sind in spätere Gesänge übergegangen. Der Inhalt — Donatoa verkündet den Todesengeln, daß ihm Erde und Menschengeschlecht von Jehovah übergeben worden seien — weist auf den Beginn des Gedichtes. Die zweite Beilage ist nach Sonnenbergs Mitteilung „ein Versuch, einen Teufel so weit hinauf zu begeistern, daß er mit Entzücken sich als Teufel fühlt". Sie kann nur der Höllenszene zu Beginn des dritten Gesangs entstammen. Eine weitere, wenn auch vielleicht nicht ganz untrügliche Handhabe bietet der Brief an Müchler vom 12. März 1803. Sonnenberg erwähnt dort zwar seinen „Donatoa" nicht ausdrücklich, aber er spricht einen Gedanken aus, den er fast wörtlich im zweiten Gesang seines Epos (V. 1042 ff.) Heroal in den Mund gelegt hat:

> Ich fühl' es, der Zeitgeist
> Hält mich eisern zurück; o die Welt gebar ein Jahrhundert
> Ihr mich zu früh, ein Jahrtausend zu spät!

Und bei der Art wie Sonnenberg mit ganzer Seele in dem Ideenkreis seiner Dichtung lebte, läßt sich wohl annehmen, daß er die Zeilen seines Briefes unter dem frischen Eindruck jener Stelle des „Donatoa" nieder-

[1]) Die vorliegende Abhandlung bildet das neunte Kapitel meiner seit Jahren für den Druck abgeschlossenen Sonnenbergbiographie. Die Zitate, Quellennachweise und Anmerkungen sind hier wegen Raummangels weggefallen.

geschrieben hat. In jedem Fall scheint er zur Zeit seiner Korrespondenz mit Müchler über die Anfänge des dritten Gesangs kaum hinausgekommen zu sein.

In jenem März des Jahres 1803, als der Briefwechsel mit Müchler plötzlich abbrach, schlugen die Flammen der Leidenschaft bereits hoch über dem Dichter zusammen, und die schweren Krisen der Sommermonate mögen seiner Muse kaum günstig gewesen sein. Das erste große Erlebnis seines Daseins, die Liebe und dann der Bruch mit Lida Schücking, verschlangen seine ganze Persönlichkeit. Erst in Göttingen hob ihn die Poesie befreiend wieder über die Erdenschranken empor. Und jetzt begann die Zeit, von der er in der Vorrede seines Epos erzählt, wo er, Pläne bildend und wieder verwerfend, immer von neuem in die Fässer der Danaiden schöpfte und einen Standpunkt im Chaos zu gewinnen suchte. Dann flüchtete er, von Anwandlungen lähmenden Kleinmuts verfolgt, wohl gelegentlich in andere Bezirke der Dichtkunst oder in die weltferne Thule der Wissenschaft; aber es zog ihn dennoch „wie Heimweh nach den Tälern seiner Kindheit" wieder zurück zu seinem Werk, mit dessen Bildern er aufgewachsen war, und das er nun wie eine Schuld der Mitwelt gegenüber auf sich lasten fühlte. Aber kein Brief, keine Aufzeichnung gibt Kunde von dieser wichtigen Phase seines Schöpfungsprozesses. Haben wir ihn uns als ruhige Entwicklung oder nicht viel eher als eine Folge von sprungweisen Eruptionen vorzustellen? Und sollte Sonnenberg, die frische Wunde im Herzen, in jenen Tagen wirklich die Stimmung gefunden haben, in dem Liebesroman Heroals (im fünften und sechsten Gesang) seine eigene Tragödie, die er immer noch als solche schmerzlich empfand, dichterisch zu objektivieren? Fast hat es den Anschein, als ob er, zurückschreckend vor der verzehrenden Glut seiner Leidenschaft, diese Partien abgeklärteren Zeiten vorbehalten hätte. Erst aus Gotha melden wieder Briefe den Fortgang seines Werks. In der Stille einer lauen Sommernacht malt er in einem Zustand ekstatischer Erregung die letzten Zuckungen der Hölle gegen die Allmacht Jehovahs und zweifelt, „ob je ein Gemälde satanischer werden könne". Und von der Wallfahrt nach Weimar schreibt er seiner Münsterer Freundin, der Fürstin Gallitzin (am 2. August 1804) einen Brief, der in den symphonischen Schlußakkord seines Epos ausklingt: „Eine Liebe in Allem, und alle Liebe in Einem!" (Don. XII, 1382). In Drakendorf ist dieser letzte Gesang „nun bald vollendet". „Keiner", schreibt Sonnenberg, „hat mich so viel Zeit, so viel Schwungkraft gekostet wie dieser, aber auch keiner ist so geworden wie er. Wenn ich dagegen einen Gesang aus der ersten Bearbeitung halte (er meint das „Weltende"), so weiß ich keinen Vergleich zu finden, um den Abstand zwischen beiden auszudrücken, es sei denn der Abstand eines Menschen von einer Marionette... Alles löst sich hier durch Ideen, die in mir emporblitzten, als hätte sie die Gottheit in mir unmittelbar erschaffen; alles löst und klärt sich hier in die große Harmonie auf: ‚Gott ist die Liebe!'" Er steht am Ziele.

Doch wie der Wanderer, der den Gipfel mühsam erklommen, das Ziel seiner Sehnsucht nun erst recht in der Ferne erblickt, so sieht auch der Dichter jetzt einen neuen Dornenpfad vor sich. Zwischen jenem Weimarer Schreiben und der Vorrede, die den ersten Teil des „Donatoa" in die

Welt hinausgeleitete, liegt der Zeitraum eines ganzen Jahrs. Und dieses Jahr ist ausgefüllt mit unabläßiger Arbeit an der Umgestaltung seines Gedichts. Immer von neuem legt der Nimmermüde und ewig Unbefriedigte die bessernde Hand an sein Werk, hier an den Versen feilend oder einen Ausdruck anders wendend, dort ganze Seiten unschlüssig mit Varianten bedeckend oder in plötzlicher Eingebung beherzt in den lebendigen Organismus des Gedichtes eingreifend. Und solche gesegnete Augenblicke der Erleuchtung lassen ihn dann die Mühsal unfruchtbarer Stunden leicht vergessen. Die Freude des Schaffens, die hier fast der Freude des Entdeckens gleichkommt, lockt ihn immer tiefer hinein in das Labyrinth seiner Dichtung. Nun sollen die ersten sechs Gesänge noch einmal auf den Ambos gelegt werden. Ganz in sein Gedicht versunken reist er nach Jena. Und hier treiben ihn neue Erlebnisse mit unseliger Gewalt, sein Werk, an das er das künftige Glück seines Lebens knüpft, um jeden Preis zu vollenden. Er vollendet es — um den Preis seines Lebens. Am Ziele seines Ehrgeizes, steht er am Ziele seiner Kräfte. Das übermenschliche Werk hat seinen Schöpfer zum Opfer gefordert. —

Zwischen der Beendigung seines Erstlingsepos und der neuen Bearbeitung des gleichen Stoffes liegt Sonnenbergs große Bildungsreise, die ihm neue Horizonte öffnete und sein Weltbild so gründlich umgestaltete. Damals erblickte, wie er in der Vorrede seines „Donatoa“ bekennt, „eine fromme Kindheit in hohlem Geformel eines klösterlich düstern Katholizismus ihre Religion“, jetzt „herrschte nach langem Selbstkampfe der Geist über den Donnergötzen der Jesuitenschule und erkannte nur in reiner Menschlichkeit Religion“. Das biblische Gemälde der Weltzerstörung erschien dem „Dichter der Menschheit“, als der er sich nunmehr fühlte, rückschrittlich, und in eben der Vorrede, die den Titel „Einiges über den Gesichtspunkt dieses Gedichtes“ führt, legt er die Grundsätze dar, von denen er sich seither leiten läßt. Zwar die Notwendigkeit der christlichen Mythologie, deren Berechtigung er schon in der programmatischen Einleitung seines „Weltende“ ausführlich erörtert hatte, hält er auch hier aufrecht. Wenn schon eine Einwirkung höherer Mächte auf die Erde angenommen und dichterisch dargestellt werden solle, so sei dies doch wohl am ehesten bei ihrer Schöpfung und bei ihrem Untergange der Fall. Und der Dichter der biblischen Überlieferung werde diesen überirdischen Einfluß naturgemäß in das Gewand der christlichen Mythologie kleiden. Ein Wort Voltaires variierend stellt Sonnenberg fest, daß die Religion nur eine, ihre Mythologien unter den Völkern der Erde verschieden seien. Dann aber dürfen sie, die selbständig und gleichwertig als ein historisch Gewordenes nebeneinanderstehen, einer Kritik unterzogen und „was gegen die Religion reiner Menschlichkeit Widerspruch ist“ verworfen werden. Sonnenberg hat also mit seiner einstigen engherzigen Auffassung gebrochen, wonach das religiöse Epos ganz im Geiste der Schrift als der einzigen zulässigen Quelle gehalten sein müsse. Und das war ein gewaltiger Schritt nach vorwärts im Sinne der Freiheit des dichterischen Schaffens. Hatte er früher, als „Dichter seiner Religion“, auch das Mythologische seines Glaubens für unantastbar gehalten, so dringt er jetzt, wenn man so sagen darf, in die Psychologie der Mythologie ein. Nicht mehr um die bloßen Attribute der über- und unterirdischen Figuren,

also um etwas rein Äußerliches, ist es ihm zu tun, sondern ihr Wesen der Umkreis und die Art ihres Wirkens beschäftigen ihn und regen eine Reihe von schwerwiegenden Fragen auf.

Wie haben wir uns vor allem das Eingreifen dieser Wesen in den Gang der epischen Handlung vorzustellen? Nach Sonnenberg ist es für den Epopöendichter oberstes Gesetz, die „Maschinerie" in seinem Gedicht so darzustellen, daß sie aufhöre Maschinerie zu sein. In diesem Fall aber dürfen die Überirdischen nicht als bloße Boten der Allmacht, ohne freien Willen erscheinen, sondern sie müssen frei in den Weltgang eingreifen wie etwa die Götter der Griechen. Doch diese widersprechen unserer monotheistischen Idee des Überirdischen ebensosehr wie nach anderer Richtung die Gestalten des christlichen Mythos, wo „alles niedergedrückte Demut, alles Kreuzträger, alles Passivität" ist. Der Dichter, der „nicht als Dichter der Schule" arbeite — Sonnenberg legt besondern Nachdruck auf diese Klausel —, müsse hier andere Bahnen wählen. Sie ihrer Natur nach unabhängig zu gestalten, verbiete, wie gesagt, der Geist des Christentums. Aber es sei noch eine zweite Art der Freiheit denkbar. Jehovah kann ihnen diese Unabhängigkeit sei es für immer oder für einige Zeit verleihen —, und hier fange die Sphäre des Dichters an. Die Überirdischen sind aber ferner nicht nur freiwollende und freihandelnde, sondern auch endliche Wesen. Als solche sind sie nach den Gesetzen der Endlichkeit des Falls fähig. Endlich in ihrer Vernunft, können sie nicht die unendliche Folgenreihe einer Tat überschauen. Endlich in ihrer Kraft, können sie im Kampf erliegen. Dasselbe gelte von den Unterirdischen: denn — Sonnenberg berührt sich hier ganz auffällig mit Novalis — ein absolut böses Wesen sei Widerspruch. So durfte er freilich erst nach der Beendigung seines Gedichtes schreiben, als er die absolut böse Gestalt seines Satan ins Chaos versinken ließ.

Eine weitere Frage ist die, wie diese Höheren auf die Erdengeschöpfe wirken. Sonnenbergs Antwort lautet: „In rein menschlichem Sinn; in jenem, wie wir ihr Dasein ahnden, ihre Nähe, ihren Einfluß, wenn er ist, zu empfinden glauben". Nur als innere Stimme offenbaren sie sich, etwa in der Art „wie Sokrates seinen Dämon glaubte, wie zu Mahomed die Überirdischen niederstiegen, auf Christus der Geist von oben herabkam, wie der Dichter seinen Genius sieht, hört und mit ihm spricht"; als ernste Stimme des Gewissens Donatoa, als Stimme der Verführung Satan und seine Höllenboten, als Stimme der Mahnung zum Guten die Schutzgeister der Erde. Ihre Gestalt sei dem sterblichen Auge nicht sichtbar. Trotzdem dürfe ihnen eine gewisse Gestalt nicht abgesprochen werden, denn alles Endliche sei verkörpert. Aber Sonnenberg hat — wohl nicht zum Vorteil der poetischen Anschaulichkeit — die anthropomorphischen Vorstellungen seiner Kindheit längst überwunden. Er sucht nach einer Analogie in der Schöpfung und findet sie in den Lichtatmosphären, die die höheren Welten umschließen. Aus dem Licht, dem „Musterstoff alles Seins", baue sich die Gestalt jener zwischen Gott und den Menschen stehenden Wesen auf. So schafft er ein ganz unmögliches Kompromiß zwischen naturphilosophischer Metaphysik und Klopstockscher Angelologie. Nur zu begreiflich, daß er seinen Klopstock bei dieser Gelegenheit gegen den von Schiller erhobenen

bekannten Vorwurf mangelnder Plastik in Schutz nimmt: „Die Überirdischen stehen, unserer Natur gemäß, immer in der Ferne, im Hintergrund des Gedichts; sie zu scharfen Vielseitigkeiten auszubilden, hieße jeden Zauber zerstören und Menschen statt ihrer zeigen. Erscheinend im Hintergrunde, verlieren sie ihre Seiten, wie kantige Türme, aus der Ferne gesehen, alle sich ründen, und nur Umfang und Höhe sie unterscheiden.“

Hatte sich hier Sonnenbergs Standpunkt gegen früher beträchtlich verschoben, so ist seine Wandlung in der Wesensfrage des Epos noch weit radikaler. Er war ja schon früh zur Einsicht gelangt, daß das fehlende Rückgrat einer Handlung die schwächste Seite seines Erstlingswerkes sei, und diese Erkenntnis hatte ihm die weitere Arbeit verleidet. Aber lag nicht die Schwierigkeit im Stoffe selbst? Lag nicht in dem Untergang eines Weltkörpers, werde er nun als planetarische Katastrophe oder als letzte Abrechnung des Himmels betrachtet, etwas Willenloses, Fatalistisches, das dem Geiste des epischen Gedichts zuwiderlief? Der Dichter der „höheren Religion im Menschenherzen“ durfte die Frage unter gewissen Bedingungen verneinen, die den Dichter des Dogmas zur Kapitulation gezwungen hatte. „Physischer Weltuntergang durch blinden Kampf der Elemente“ beleidigt das moderne Empfinden. Aber auch der für jeden biblisch Erzogenen im voraus entschiedene Zweikampf zwischen Ober- und Unterwelt beseitigt das Übel nicht. Soll das Weltende seiner Passivität entkleidet, soll es in Handlung umgesetzt werden, dann — so argumentiert jetzt Sonnenberg — kann es nur „als mißlungener Versuch der Welterhaltung“ geschildert werden. Dann müssen die Waffen zwischen den Schutzgeistern und den Zerstörern der Erde ruhen, und aus ihrem entarteten Schoße selbst muß eine höhere Menschenkraft, ein zweiter Messias gleichsam, geboren werden; und der Dichter müsse ihn so zeichnen, „daß er dem Denker den Ausspruch abzwingt: reißt nicht dieser ein solches Zeitalter auf aus seinem Taumel, dann Lied am Ende“. Nun entstehe freilich die Frage, ob eine so tief gefallene Zeit einen solchen Charakter hervorzubringen vermöge. Hierauf gibt die Geschichte die befriedigende Antwort. Denn immer — Sonnenbergs Lieblingsgedanke — sind es sinkende Epochen gewesen, in denen wie von Gott gesendet ein Genius erstand, das siechende Geschlecht zu neuem Leben zu führen.

Wie der Dichter sich dieser gewiß nicht leichten Aufgabe zu entledigen suchte, zeigt ein Blick auf das Epos selbst. Aber schon der bloße Versuch, den Inhalt in dieser Absicht wiederzugeben, stößt auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Wie der Betrachter des Jüngsten Gerichts in der Sixtina zunächst den Eindruck eines durcheinandergewirrten Knäuels von Menschenleibern empfängt, und es erst eines gewissen Standpunkts der Ferne bedarf, um die Massen in Gruppen zu ordnen und in diesen Gruppen wieder das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, so erweckt Sonnenbergs Gedicht mit seinen nahezu 20.000 Versen beim ersten Lesen die Vorstellung einer undurchdringlichen Wildnis. Erst bei wiederholter Lektüre teilen sich die Nebel, und die Hauptumrisse beginnen sich deutlicher abzuheben. Dabei ist Michelangelos Dies irae das Werk eines vollreifen Künstlers, der zu den Größten aller Zeiten zählt, Sonnenbergs „Donatoa“ der jugendliche Versuch eines Anfängers. Und während bei

jenem das allmähliche Eindringen in die Geheimnisse der genialen künstlerischen Komposition für das erste Gefühl der Ratlosigkeit um so reichlicher entschädigt, kommen die technischen Unzulänglichkeiten dieses nur immer deutlicher zum Bewußtsein. Zu voreilig kühn ist der Griff des jungen Sterblichen nach dem Weltall, der auf der kleinen Erde selbst noch nicht einmal heimisch war. Der gigantische Stoff entgleitet den Händen, die ihn ballen möchten. Wie schwer muß er es auf Schritt und Tritt empfinden, daß das glücklichere Nebeneinander des bildenden Künstlers hier Wirkungen hervorzubringen vermag, die dem Nacheinander des Dichters schlechthin versagt sind. So muß er den erratischen Block seiner Riesenhandlung, deren Schauplatz der ganze unendliche Weltenraum ist, nur ruckweise weiterwälzen. Der Leser aber, an dem die einzelnen Szenen wie im Kinotheater vorüberziehen, merkt die Regisserie, sieht wie der Dichter, bald hier, bald dort zugreifend, immer wieder ein anderes Stück seiner Handlung vorwärtsbringt, und hat nun Mühe, durch das üppig rankende Schlingwerk sich den Weg zu bahnen und den durch zahllose Episoden so oft zerrissenen Ariadnefaden der Haupthandlung wieder zusammenzuknüpfen. Hat er jedoch die Probe, die oft genug zur Geduldprobe wird, glücklich bestanden und mustert rückblickend die Stadien des beschwerlich zurückgelegten Weges, dann stellt sich der Zusammenhang, auf die einzelnen Gesänge verteilt, folgendermaßen dar:

I. Die Welt ist alt geworden und reif für den Untergang. Kriege und Laster sind auf ihr entfesselt, unheilige Herrscher spielen mit dem Leben ihrer Völker, der Mensch sucht seinen Himmel nur im Staube, Liebe und Wahrheit sind ausgestorben. Adami, der Schutzgeist der Erde, fühlt das Leitband seines Schutzkindes seinen Händen entgleiten und sendet die himmlischen Hüter der Völker und Menschen vor den Thron Gottes mit der Bitte, einem höheren Geist die Führung der Erde zu übergeben. Gott steigt hinab in des Allerheiligsten Nacht, wo das Vorgericht über gefallene Welten abgehalten wird. Die Jubelchöre der himmlischen Heerscharen verstummen, Posaunen erdröhnen, und es bebt leise in allen Tiefen des Himmels. Und als nun der Herr den Thron besteigt, da erscheint hoch thronend auf Wettern die Schar der Todescherubim und „in Mitte der Furchtbaren fürchterlich“ Donatoa. Die Erdenengel zeugen voll Wehmut wider die Welt, die Todesengel fordern ihren Untergang. Bange Vorempfindung des Weltgerichts erfaßt den ganzen Himmel. Der Mittler, von den Schutzengeln der Erde um Beistand angerufen, setzt sich zur Seite Gottes. Er bittet nicht um die Erhaltung der Welt in alle Ewigkeit; aber zu früh sei sie gealtert, eh noch die Menschheit ihr Erdenziel erreicht habe. Solang noch ein guter Mensch auf der Erde weile, möge sie erhalten bleiben. Donatoa solle sie übernehmen, wie einst er selbst sie vom Vater übernommen habe, — in voller Freiheit und Verantwortlichkeit. So könne der Menschheit aus ihrem Schoße noch ein Retter erstehen, und wenn nicht, werde sich auch in ihrem Untergang Gottes Liebe noch offenbaren. Donatoa übernimmt Erde und Menschengeschlecht, und Gott verleiht ihm Freiheit des Handelns. Auch die Schlüssel des Abgrunds werden ihm übergeben, denn die Hölle, frei wie der Himmel, werde gewiß gegen ihn aufstehen. Dann schwebt er mit den Todesengeln nieder zum Erdkreis. Michael, der erste unter den Söhnen des Lichts, eilt ihm nach. Er will ihm auf seinen furchtbaren Wegen folgen und nach Rettung für die Erde ausspähen, um so den Weltsturz zu verzögern. Donatoa sendet ihn zu Adami mit der Aufforderung ihm das Leitband der Erde zu übergeben. Er selbst tritt auf einen verwüsteten Stern und stößt ihn wuchtend zur Erde hinab, daß er schmetternd ins Weltmeer stürzt und Todesschauer die Erde durchbeben. Auf einem hoch aus dem Meer aufragenden Trümmerstück läßt sich der Donnerer nieder. Michael, an seinen Busen geschmiegt Adami, nahen dem Schrecklichen und bitten nochmals um Schonung der Erde. Aber voll düstern Ernstes erwidert Donatoa, daß die Welt jetzt selbst zwischen Himmel und Hölle zu wählen habe. Wähle sie die Hölle, dann

falle sie seinem Rachschwert anheim. Weinend schwingt sich der Hüter der Erde zum Himmel empor und entschwebt in die Weite.

II. Die Engel der Erde erscheinen auf Donatoas Geheiß, um Zeugnis wider die Welt abzulegen. Weltuntergang heischend schweben aus den Wolken die Todesengel herab, mit deren Gebet die sieben Jünglinge das ihre vereinigen. Da ergreift der sanfte Dälion, Heroals Schutzgeist, das Wort. Er weiß nichts für noch wider die Welt zu sagen, denn er lebt einzig seinem Schützling. Mit diesem Menschenkind liebt er das Schöne und sieht die Erde nur aus der Ferne, wo alles in Schönheit sich auflöst. Wie nun, wenn dieser reine Jüngling der Retter der entarteten Welt würde? Der Erzengel Michael hinwieder hat von dem Weisen Eliora vernommen, der ihm zu dem erhabenen Rettungswerke berufen scheint. Donatoa beschließt nun selbst die Erde zu durchwandern. Aus den Wolken sieht er nieder auf das lärmende Lebensgewühl. Überall tobt Krieg, werden Feste der Wollust gefeiert. Mit Erdbebenschritt geht der Donnerer vorüber und streut seine Verderben umher. Auch zur Papststadt führt ihn die Wanderung. Die Glut seines Schwertes fährt auf die Hochgetürmte herab, die Erde verschlingt sie, und das Meer des Todes flutet über die Stätte. So durchzieht er die Welt, Vernichtung bezeichnet seinen Weg, und angstvoll forschen die Menschen nach dem Urgrund jener Naturverwirrungen. Dann kehrt er auf seinen Trümmerstern zurück, und Michael eröffnet ihm seinen Plan der Weltrettung. Eine alte Himmelssage verkündet, der Schöpfer werde der Welt dereinst zwei Engel-Menschen zu seiner Verklärung senden. Seien es jene beiden Sterblichen, dann möge Eliora, als Gotteslehrer die Welt durchwandernd, die Menschen wieder zum Bunde der Liebe vereinen. Falle er aber durch die Ränke der Hölle zu früh, dann vollende der kühnere Heroal durch die Tat das begonnene Liebeswerk. Freilich werde es das feurige Herz des Jünglings reizen, voreilig seine Bahn zu beginnen. Darum möge die Liebe zu einer der edelsten Erdentöchter seine Natur sänftigen und zu Göttlichem läutern. Donatoa gibt seine Zustimmung, und Michael läßt durch die Hüter der Erde den Wohnort jener beiden erforschen. Nun begibt er sich zu Eliora und ruft ihn zum Lehrer der Menschheit auf. Zweifelnd an seinen schwachen Kräften folgt der Greis dennoch der Stimme von oben. Nur von Heroal nimmt er noch Abschied, und in der Stille einer Sternennacht tauschen sie bewegte Worte. Der Alte übergibt Heroal seinen kleinen Sohn Zeton in Obhut, daß er ihn seiner Tochter Herkla jenseits des Sees im Gebirge mit des Vaters Abschiedsgrüßen überbringe. Dann scheidet er, um seine göttliche Laufbahn zu beschreiten. — Donatoa läßt indes sinnend die Geschichte der Welt, die ständigen Kämpfe zwischen Himmel und Hölle, an seiner Erinnerung vorüberziehen. Da durchblitzt ihn ein Schöpfergedanke. Er beruft Leli Alphaod, den hoheitsvollsten unter den Todesengeln, zu sich und reicht ihm die Schlüssel des Abgrunds. Satan möge die stygischen Geister von der Erde abberufen, und der Himmel werde ein gleiches tun, „daß frei dastehe die Menschheit“. Dann werde sichs zeigen, ob die Erde aus freien Stücken sich wieder zu Gott wenden wolle. Leli Alphaod, mit Michaels Schwerte gewaffnet und von des Todes ersten Gewalten gefolgt, eilt nach der Unterwelt. Aber Donatoas Vorschlag wird von Satan mit Hohn zurückgewiesen. Unzählig fluten nun die Heere des Abgrunds heran und drängen in wildem Tumult der Brücke des Abgrunds zu, die Unter- und Oberwelt verbindet. Leli Alphaod sucht sie mit seiner kleinen Schar aufzuhalten, muß aber der Übermacht weichen. Der Heerzug Satans stößt an die Erde. An ihrem Rande erhebt sich von neuem gewaltiger Kampf, daß rings die Vesten der Erde erbeben.

III. Donatoa trifft Maßnahmen gegen den Überfall der Hölle. Die Schutzengel verlassen die Erde, und die Todesengel nehmen deren Plätze ein. Nur die Hüter Elioras und Heroals bleiben unter dem Schutze der Todesmächte zurück. Satan versammelt die Höllenfürsten über den Trümmern der versunkenen Papststadt, und in erregter Beratung werden Pläne gegen den Ratschluß des Himmels geschmiedet. Satan flößt dem Tyrannen Abdul im Traum Gelüste nach der Weltherrschaft ein und weckt im Herzen des geizigen Allwil die Lust, mit seinen Schätzen sich die Welt zu kaufen. Der Teufel Abbadon hingegen beredet den in der Einsamkeit sich zu Göttlichem bereitenden Eliora, von seinem Vorhaben abzustehen. Doch Eliora durchschaut die Künste des Verführers. Er tritt nun aus der Wüste in die Welt und lehrt die Völker, aber Spott und Verfolgung ist sein Dank. Nicht besser ergeht es ihm vor den Thronen der Herrscher, die nur ihr eigenes Gesetz anerkennend die Lehren des Träumers mißachten. So besteigt er denn das Schiff und segelt nach dem Osten,

in anderen Weltteilen sein Glück zu versuchen. — Ein Monat war seit jenem denkwürdigen Abendgespräch verstrichen, da macht sich Heroal mit dem Knäblein Zeton und der Wärterin auf den Weg. Das Gerücht des Weltkriegs ist an sein Ohr gedrungen und weckt in ihm unbändigen Tatendrang. Aber die Schönheiten der Natur, die heiteren Erzählungen der Wärterin von Herkla, Dälions besänftigende Worte lenken seinen Geist von den Schrecken der Gegenwart nach der nächsten Zukunft hin und erfüllen sein Herz mit liebender Sehnsucht. Sollte etwa Herkla die Ewiggesuchte sein? Von unnennbarem Drang getrieben, läßt er die ihm Anvertrauten in einem Dörfchen zurück und geht zur nahen Stadt, wo eben ein Volksfest gefeiert wird. Eine Jungfrau zur Seite eines ältlichen Mannes begegnet ihm und nimmt sogleich sein ganzes Sinnen gefangen, — es ist Herkla, die mit ihrem Oheim Egol das Fest besucht. Plötzlich verschwindet sie im Menschengewühl, aber das Glück führt den Suchenden wieder an ihre Seite, und auf den ersten Blick entbrennen sie in gegenseitiger Liebe. Doch das Gefährt des grämlichen Ohms entführt die kaum Gefundene alsbald wieder seinen Blicken. Heroal läßt sich nun über den See zu Herklas Wohnung rudern, und in trautem Arkadien finden sich ihre Herzen. Die anbrechende Nacht trennt die Liebenden, und Heroal eilt mit dem dämmernden Morgen zurück, den Knaben in die Arme der Schwester zu führen.

IV. Heroal kommt mit Zeton und der Wärterin zu Herkla. Immer inniger gestaltet sich die Liebe der beiden. Egol verfolgt sie mit Argwohn, kommt indes dem jungen Manne mit berechnender Freundlichkeit entgegen, so daß dieser, anfänglichen Widerwillen unterdrückend, ihn fast liebgewinnt. In Egols Hause feiert Heroal des abwesenden Eliora Geburtstag. Aber in einsamen Stunden ruft es ihn immer wieder hinaus in die Welt, nach seiner Bestimmung. Herkla bittet ihn, wenigstens bis zum Frühlingsfeste zu bleiben, das mit dem kommenden Mond Allwil in dieser Gegend veranstalten will. Auch Egol lädt ihn aufs freundlichste, und Heroal bleibt. Am Tage des Festes wird Egol von Allwil selbst in dessen goldener Karosse abgeholt, die beiden Liebenden wandern gleichfalls nach der Stadt. Aber erst abseits vom lärmenden Gewühl verleben sie auf einer kleinen Insel selige Stunden. Und dennoch genießt Heroal nicht ungetrübtes Glück. Zweifel quälen ihn, ob nicht die Zeit des Handelns für ihn gekommen sei, indes er tatlos die Tage verbringe. Beelzebub, der sein Verderben beschlossen hat, umschleicht ihn, über finsteren Plänen brütend. Aber die Liebe siegt. Die holde Weiblichkeit Herklas läutert Heroals Wesen und bändigt sein jugendliches Ungestüm. — Indes ist die Hölle nicht müßig gewesen. In Scharen umschwärmt sie die Erde, die Menschen verderbend, und Donatoa muß bald hier, bald dort eingreifen, das Werk der Bösen zu vereiteln. Satan flüstert dem Lehrer Atheor seine Philosophie des Chaos ein, Donatoa wirkt dagegen, und aus beiden Prinzipien bildet sich nun Atheor seine eigene Lehre, die mit jedem Tag neue Anhänger gewinnt. Auf Elioras Fahrt nach den Reichen des Aufgangs entfesseln die Höllendämonen einen Sturm, der das Schiff mit Untergang bedroht. Donatoas schnell herbeigesandte Scharen bringen Rettung. Eliora landet und predigt in den Tempeln, aber die Weisen des Landes reden gegen ihn. Immer weiter zieht er, die Reinheit des Herzens und das Wort Gottes überall verkündend, doch enttäuscht zieht er jedesmal von dannen.

V. Krieg durchtobt die ganze Welt, und Abdul zieht als stolzer Eroberer von Land zu Land. Könige werden entthront, mächtige Völker beugen sich seinem Szepter. Auch in Heroals Vaterland stehen jetzt die feindlichen Heere, und der Schrei des allgemeinen Elends dringt an sein Herz. So steht er zweifelnd zwischen Vaterland und Herkla. Daheim beherrscht Allwil die Seelen des sittlich gesunkenen Volkes, das ihm den Thron anbieten will. Voll verhaltenen Grimms plant Heroal den Sturz des Elenden, der, zur Macht gelangt, sicher der schwärzeste Tyrann werden wird. Er verrät seinen Plan der Geliebten und gewahrt mit Entzücken, daß seine Herkla nicht nur ein liebendes Weib, sondern auch ein stolzes Heldenmädchen ist. Unterdes ist Beelzebubs Vernichtungsplan gegen Heroal zur Vollendung gereift. Abduls Auftreten soll den allzufeurigen Jüngling zu voreiliger Tat verleiten. Vorher aber muß ihm der letzte Halt des Widerstandes entzogen, die Geliebte vom Herzen gerissen werden. Als geeignetes Werkzeug hiefür erscheint ihm Egol. Den aufreizenden Einflüsterungen des Höllengeistes willig Gehör gebend, belauscht dieser die Liebenden, die voneinander Abschied nehmen, da Heroal nun als Lehrer der Liebe die Welt durchziehen will, und erfährt so auch die Geheimsprache, mit der sie einander Kunde geben wollen. Vorsichtig alle Folgen seiner Tat erwägend, kommt er zu dem Entschluß

die Liebenden zu trennen. Diese freilich sehen die schwarzen Gewitterwolken nicht, die sich so bedrohlich über ihren Häuptern zusammenziehen. Der Glanz ätherreiner Seelen, die sich von den höchsten Gefühlen weit über alles Irdische emportragen lassen, erfüllt ihre Gespräche und wandelt die Stätte ihrer Liebe in ein himmlisches Paradies. Da kann den über der Ausführung seines Vorhabens brütenden Egol nichts willkommener treffen als Allwils Einladung, ihn zum Krönungsfeste Abduls zu begleiten. So wird es ihm unauffällig gelingen, die Nichte dem Einfluß Heroals zu entziehen. Heroal wird durch die Nachricht der Abreise aufs tiefste getroffen. Er begleitet die Geliebte zu dem Wagen, der sie entführen soll, und verheißt ihr bald zu folgen. Herkla aber, die an Allwils Anwesenheit beim Feste und an Heroals Plan, ihn zu beseitigen denkt, nimmt ihm das Versprechen ab zu bleiben. Entgeistert blickt Heroal dem entfliehenden Gefährt nach. — Eliora hat indes auch weiter mit Unverstand, Spott und Verfolgung zu kämpfen. Mehrere Male gelingt es ihm, den Häschern zu entfliehen, bis er endlich doch gefangen und vor die Richter geschleppt wird. Man beschließt den harmlosen Träumer zur Belustigung des Volkes umherwandeln zu lassen und erst später zu töten. Aber er entkommt und zieht nach einer andern Zone. — Heroal durchstreift inzwischen, Herkla stets vor Augen, die Lande und lehrt die Religion Elioras. Er sieht und fühlt die Geliebte in der ganzen Natur. Eine heiße Sehnsucht nach ihr erfaßt ihn und verführt ihn beinahe sein gegebenes Wort zu brechen. Aber der stärkere Wille siegt. So bringt er geteilt zwischen Sehnsucht und innern Kampf die Tage hin.

VI. Abdul, von seinen Triumphen berauscht, hat beschlossen sich selbst zum Herrscher der Welt zu krönen. Das Krönungsfest gibt Gelegenheit zu einem grellen Gemälde der für den Untergang reifen Menschheit. Auch Egol und Herkla sind erschienen. Egol selbst wird von dem Herrscher äußerst gnädig empfangen und dadurch in seinem Entschluß bestärkt, die Verbindung Herklas mit dem Schwärmer Heroal, die seinen ehrgeizigen Plänen nur schaden könne, zu hintertreiben. Auf der Rückreise spricht er erst gütlich auf das Mädchen ein, und da dies nichts fruchtet, besteht er darauf, daß sie ohne Einwilligung des Vaters einen solchen Schritt nicht unternehmen dürfe. Der aber werde sie verfluchen, oder der Schreck über die Nachricht werde ihn töten. Verwirrt durch Egols Worte entschlummert Herkla im Wagen und sieht im Traum ihren Vater voll stillen Vorwurfs, daß sie ihm ihr Vertrauen entzogen. Zu Hause angekommen, wird sie von Heroal um das Ja für die Ewigkeit bestürmt, aber verschüchtert weiß sie auf all sein Bitten und Drängen nur die eine Antwort, er möge den Vater fragen. Verzweifelt irrt Heroal umher und kann nicht glauben, daß dies Herklas letztes Wort gewesen sei. Noch einmal will er vor sie treten und sendet Kunde seiner nahen Ankunft an Herkla, die inzwischen beschlossen hat, auch ohne des Vaters Einwilligung die Seine zu werden. Aber Egol fängt den heimkehrenden Boten auf, und von Beelzebub gestachelt beschließt er nun, rasch zu handeln und ein Wiedersehen der beiden um jeden Preis zu verhindern. Er schreibt im Namen Herklas einen Brief an Heroal, dieser möge sich ihren endgültigen Bescheid in Elioras Hütte abholen. Gleichzeitig sendet er den Bescheid selbst, von ihm verfaßt, in Elioras einstige Wohnung. Mit schlimmen Ahnungen faltet Heroal das Blatt auf, eilt in Elioras Hütte und findet dort — die Absage. Nun wird alles Grab für ihn. Er wandert in die Welt, Italiens Himmel umschließt ihn, Eichenwälder umrauschen ihn und wecken Schauer der Vorzeit —, aber Herklas Bild schwebt ständig vor seiner Seele. Er versenkt sich in die Kunst, aber im Schönen erscheint ihm überall Herkla. Er sucht Ablenkung im Strudel des Lebens, in der Freundschaft, in der Wissenschaft — alles vergebens. Daheim aber harrt Herkla hoffend und verzweifelnd des Wiedersehens mit dem Geliebten. — Abdul hat Kunde von einem Aufruhr erhalten und schließt daraus, daß sein Reich noch nicht unerschütterlich fest steht, weil die ganze Welt noch nicht sein ist. Nun soll auch Afrika das Haupt beugen. Ein Reichstag mit Egol an der Spitze wird einberufen, dessen Schilderung Anlaß zu beißender Satire bildet; ein Riesenheer wird ausgerüstet, besteigt aber nur mit Zagen die Schiffe, da Donatoa mit seinen Todesfittigen einen gewaltigen Sturm entfesselt. — Unterdes fühlt Eliora, gebrochen durch Mühsal und Enttäuschung, sein Ende herannahen. Am Stabe schwankend kehrt er in die Heimat zurück, erfährt was vorgefallen und sendet in alle Länder, Heroal zu suchen. Aber schon nach wenigen Tagen rafft ihn der Tod hinweg, und sein Söhnlein Zelon folgt ihm bald darauf. Von allen Lieben verlassen, zieht Herkla in die Welt, den geliebten Heroal wiederzufinden.

VII Düstern Geistes durchzieht Heroal die Länder der Erde. Wie anders erscheint ihm jetzt die Welt, die er bis dahin nur aus der Ferne gesehen! Überall wohin sein Auge blickt, Laster und Entartung. Alles ruft ihn zur Tat, und je heftiger dieser Drang ihn quält, desto tiefer versinkt sein Leid um Herkla. In der Einsamkeit läßt er die Geschichte der Menschen seinem Geiste vorüberziehn und erkennt, daß doch ein Ewiges in der Menschheit schlummere, und daß für sie zu wirken und selbst zu sterben kein eitles Beginnen sei. Ein Traum, von oben gesandt, bestärkt ihn in seinem Vorsatz, warnt ihn aber, sich blindlings aufzuopfern, ehe seine Stunde gekommen sei. — Satan versammelt die Höllenfürsten in der Wüste Babylons und verkündet ihnen seinen Entschluß, die Menschheit dem Himmel zum Trotz zu vernichten. Da erscheint mitten in der Versammlung die Hoheit Leli Alphaods. Im Namen Donatoas gebietet er dem Beherrscher der Unterwelt zum zweitenmal, in den Abgrund zu fliehen, sonst werde das Heer der Himmlischen, das kampfgerüstet die Erde umstellt habe, ihn und seine Helfer vernichten. Schreck und Verwirrung erfassen die Anwesenden. Nur der Höllenerschütterer Satan bleibt gefaßt und nimmt höhnend die Herausforderung an. In dem nun abgehaltenen Kriegsrat erklärt Satan, daß nichts übrigbleibe als das feindliche Heer zu durchbrechen und legt seinen Plan dar, an dessen Ausführung sogleich geschritten wird. Abbadon mit den Riesen des Abgrunds hebt sich, in die Nacht eines Gewitters gehüllt, zum Nordpol, wo, an Ketten gelegt und von einem chaotischen Nachtunwesen gehütet, die Stürme hausen. Den Unhold überlistend, gelingt es ihnen, die Orkane zu entketten, in einen ungeheuern Schlauch aus Wettern zu pressen und die Beute auf beschwerlicher Bahn, teils mitten durch den Schoß der Erde, teils unter der Meeresfläche, vor Satan zu bringen.

VIII. Riesenschlacht zwischen den Todesengeln unter der Führung Alphaods und den Heerscharen Satans. Die stygischen Treffen beginnen zu wanken. Zweikampf zwischen Leli Alphaod und Satan. Da dieser die Überlegenheit des Gegners zu fühlen beginnt, flieht er und greift zu dem letzten Mittel. Der Sturmschlauch wird geöffnet und die entfesselten Elemente auf die Himmlischen losgelassen. Die durch die Überraschung hervorgerufene Verwirrung benutzend, bilden die erlesensten Kämpfer der Hölle einen Keil mit Satan an der Spitze und durchbrechen die feindliche Phalanx.

IX. Donatoa sieht von der Höhe herab das Heer der Engel in wilder Flucht herannahen und bringt durch sein Eingreifen die Schlacht wieder zum Stehen. Noch einmal messen Satan und Leli Alphaod ihre Kräfte, wobei diesmal der Todesseraph vor dem Schwerte Satans weichen muß. Nach wechselndem Ringen wird die Hölle in die Flucht geschlagen, Satan erliegt im Kampfe mit Donatoa, und Alphaod fesselt die Hölle mit den Ketten des Himmels an den Abgrund. — Nur Beelzebub, der an dem Kampfe nicht teilgenommen, und seine schwarze Braut, die Furie des Krieges, herrschen noch auf der Erde, und der dankbare Abdul läßt seinem höllischen Ratgeber allenthalben Altäre errichten. Abduls Flotten landen nun auch in Amerika. Aber während er dort sein Reich erweitert, beginnt es in seinem Rücken, in einem Winkel Asiens, zu gären. Heroal, der bisher unter Michaels Schutz die beschwerliche und gefährliche Bahn Eltoras gewandelt war, wird von der Furie verleitet, sich an die Spitze des Aufruhrs zu stellen. Sieg reiht sich ihm an Sieg, doch die Krone verschmäht er. Er will Freiheit den Völkern, Wahrheit den Menschen bringen, und auf diesen Grundsätzen aufgebaut soll die ganze Welt ein großer Freistaat werden. Aber seine Ideale verschaffen ihm Feinde, und auch seine Anhänger fallen einer nach dem andern ab. Mit einer kleinen Schar Getreuer zieht er sich in die Berge zurück. Abdul eilt selbst mit einem Heere herbei, die Empörer zu strafen, Heroal bleibt indes auch jetzt in mörderischem Kampfe Sieger. Er bietet Abdul einen Vergleich an, wenn dieser das Gesetz, das über den Thronen stehe, ehren wolle. Doch seine Abordnung wird von Abdul bestochen, und in der nun folgenden Schlacht gehen Führer und Truppen zum Feinde über, Heroal zieht sich mit dem Reste der Seinen in einen Engpaß zurück, erliegt aber der Übermacht. Sicher wäre er in die Hände des Feindes gefallen, hätte nicht sein Schutzgeist Dälion seine Schritte nach einem nahen Waldtal gelenkt, wo im Schatten eines Baumes — Herkla eben vom Schlummer erwacht. Diese war, durch das falsche Gerücht seines Untergangs getrieben, über Länder und Meere geirrt, um wenigstens die Stätte seines Todes aufzusuchen. Selig sinken sich nun die Liebenden ans Herz, und in der Verklärung des Wiedersehens hauchen sie in einem gemeinsamen Kusse die Seelen aus. Wie sie aufwärtsschweben zum Vater

der Liebe, zuckt durch die Erde ein Schauer des Todes, Beelzebub und seine Braut fliehen entsetzt vor Michaels Flammenschwert in den Abgrund, den nun Leli Alphaod für alle Ewigkeit verschließt.

X. Nun sind die letzten Guten aus der Welt gegangen, und das Schicksal der Erde hat sich entschieden. Wie ein wandelnder Tod schreitet Donatoa durch die Welt, grauenvolle Gesichte künden Weltuntergang den Menschen, die sich von Gott losgesagt haben. Donatoa begibt sich hinauf in des Allerheiligsten Nacht, alle Himmel erscheinen zur Feier des Weltendes vor dem Richterthron Gottes. Abermals erheben die sieben Jünglinge ihr Gebet um Rache. Der Mittler bittet nun Jehovah mit der Welt zu vollenden. Gott verkündigt den Himmeln den Untergang der Erde und der Menschheit. Donatoa steigt mit seinen Helfern zur Erde nieder. Sonne, Mond und Sterne verlöschen, und die Nacht des Chaos wallt wie ein Grabkleid herab. Das Werk der Zerstörung beginnt. Leli Alphaod erscheint mit der Todesfahne vor dem Thron Donatoas. Dieser weiht die Erde zum Untergang ein und vollendet mit ihr. Dann breitet er die Fahne des Todes als Leichenschleier über sie.

XI. Der Tag des letzten Gerichts über Himmel, Hölle und alle Welten ist angebrochen. Donatoa ruft die Toten der Erde auf, die Gräber öffnen sich, und alle Geburt der Erde, ein unübersehbarer Zug, erscheint. Jehovah in den Schrecken seiner Allmacht steigt mit dem ganzen Himmel zur Erde herab. Donatoa holt aus dem Abgrund die Hölle herauf, die Todesengel führen die anderen Welten herbei. Zuerst wird die Erde gerichtet, dann kommen die Sonne, mit den übrigen Planeten, andere Sonnensysteme, die Kometen und Fixsterne an die Reihe. Auf das Gericht über die Engel des Lebens folgt die Verdammung der Hölle, wobei Satan noch einmal seinen ganzen Haß gegen Jehovah entlädt. Den Schluß bildet das Gericht über die Todesengel. Nun weiht Donatoa die gesamte Schöpfung zum Tode ein. Das Weltall wird ein unendliches Grab. Endlich ruft Gott auch den obersten der Todesengel ins Letztgericht, denn auch er muß sterben. Einsam steht Donatoa vor Gottes Thron, und da die Weltzerstörungen, alle sein Werk, an seinem rückblickenden Geiste vorübergleiten, weint er die erste Träne. Als erster der Geschaffenen hat er die Schöpfung in ihrer Geburt gesehen, jetzt sieht er sie im Grabe und bittet um seinen Tod. Er stirbt, das Haupt in den Schoß der Vaterallmacht gesenkt. Nun ist alles Leben des Universums dahingeschlummert. Über dem Grabe der Natur thront die Urmajestät Jehovahs. Der aber erhebt sich, breitet die Arme aus und ruft in den Tod der Schöpfung sein: Werde!

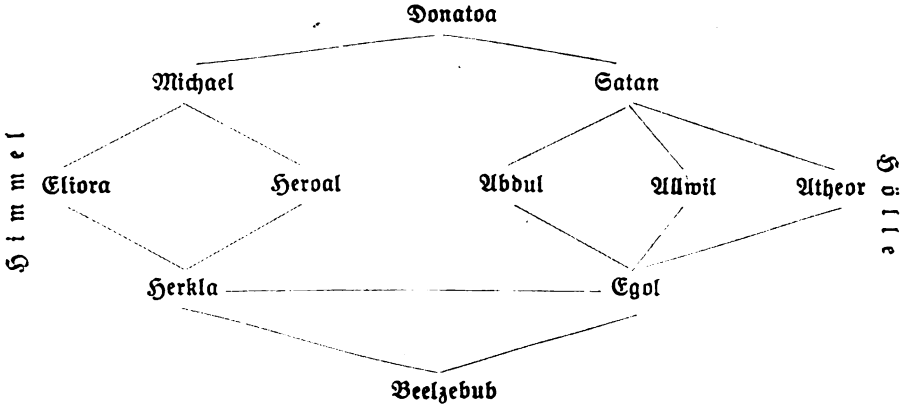
XII. Im Unermeßlichen wogt es und rauscht, ein Ozean von Leben ergießt sich über das Chaos, die Natur steht auf wie eine Braut vom Lager, heißschlagenden Herzens, Engel, Dämonen und Menschengeschlechter erwachen zu neuem Leben. Selbst in den Abgrund der Hölle dringt nun das Licht einer verjüngten, reinen Welt, und voll unendlichen Sehnens blickt sie hinauf in den verlornen Himmel. Wie ein Widerspruch ragt sie in die neue Schöpfung hinein; aber ihre ewig fortwirkende Tat kann nur der zeitliche Tod eines Ewigen ungeschehen machen. Und wie einst sich der Sohn in der Gestalt des Gott-Menschen geopfert hat, um den Fluch der Erbsünde von den Menschen zu tilgen, so nimmt jetzt der Geist die Gestalt des Gott-Seraphs an, um durch seinen Tod die gefallenen Engelgeschlechter zu erlösen. Das Opfer wird vollbracht, der Riß, der durch die Schöpfung ging, sie in Himmel und Hölle teilend, ist verschwunden. Nur Satan bleibt einsam abseits. Er will von dem neuen Golgatha des Himmels nichts wissen und rast gegen Jehovah. Doch während die schwärzesten Flüche von seinen Lippen wüten, wandelt sich die Hölle unter ihm in Eden, und ein Blick Jehovahs tilgt den letzten Empörer hinweg, der im „Urnichts“ verschwindet. Und jetzt tritt Donatoa hervor und gibt Rechenschaft über sein Wirken. Er, der erste der Todesengel, der nur Tod und Grab um sich geschaffen, war und ist auch der Engel der Liebe, denn auch die Zerstörung ist ja Tat des Schöpfers, Werk der allunendlichen Liebe. Nun neigen auch der Sohn und der Ewige Geist sich an das Herz des Schöpfers, um wieder eins mit ihm zu werden, und die ganze Schöpfung ruht liebend an Allvaters Busen und jubelt im Einlaut das neue Gebet der wiedergeborenen Welten:

Unser Vater, der Du im allgegenwärtigen Himmel
Überall bist, nun sind wir endlich vom Übel erlöset,
Hast nun den Fall uns verziehn, wie wir einander verziehen,

O! wir fallen durch alle unendliche Ewigkeit nie mehr,
Hast jetzt allen alles gegeben, Dein Will' ist geschehen,
Wie im Reiche der Engel vordem, in aller Natur jetzt,
Allen gekommen Dein Reich, Dein Nam' in allen geheiligt,
Ewig und überall bist Du im allgegenwärtigen Himmel
Unser Vater! —

So hat es Sonnenberg verstanden, einen von Natur aus handlungsarmen Stoff mit einer Fülle, ja Überfülle von Handlung auszustatten. Schon Michelangelo hatte, obgleich die Gesetze seiner Kunst ihn nicht dazu verhielten, das große Ereignis, das er darstellte, in eine Reihe von Kämpfen aufgelöst, indem er — ganz im Geiste Dantes — einerseits die Verdammten mit den Teufeln ringen läßt, während diese anderseits die zur Seligkeit Erkorenen in ihren Gräbern festzuhalten suchen. Sonnenberg wählt einen anderen Weg. Getreu der Tradition Milton-Klopstock verwandelt er, wie diese den Sündenfall und die Erlösung, auch den Weltuntergang in einen Kampf des Himmels und der Hölle um den Menschen. Damit trieb er allerdings, die Klippe der Handlungslosigkeit für sein Epos vermeidend, einer neuen, nicht minder gefährlichen Klippe zu. Mit Recht hatte man seinen Vorgängern vorgeworfen, daß der Kampf zwischen Jehovah und Satan insofern eines dramatischen Interesses entbehre, als ihm das spannende Moment der Ungewißheit fehle. Denn mag auch ein Dichter noch so weit von der biblischen Überlieferung abweichen — an dem Endresultate des Kampfes, dem Siege Jehovahs über Satan, durfte er nichts ändern. Sonnenberg weiß auch diese Klippe zu umschiffen, indem er Donatoa zum Helden seines Epos macht. Nicht Jehovah selbst ist Satans Gegner, sondern ein diesem Ebenbürtiger, der erste unter den Geistern des Himmels, so wie Satan der erste unter den Dämonen der Hölle ist. Jehovah vermag das verkörperte Prinzip des Bösen mit einem Blick in das Nichts zu stoßen, Donatoa muß seinen Gegner erst in schwerem Kampfe besiegen, und der Ausgang dieses Kampfes ist durchaus nicht von vornherein unzweifelhaft. So bringt der Dichter durch einen geschickten Kunstgriff die Wagschalen des Weltenschicksals in das für seine poetischen Zwecke notwendige Gleichgewicht. Und noch eine Gefahr lag auf dem von Sonnenberg betretenen Wege. Schon Lessing, und später noch entschiedener A. W. Schlegel hatten an Klopstocks „Messias" auszusetzen, daß der Kampf der Über- und Unterirdischen dort bloß ein Scheinkampf sei, daß die Feinde des Messias eigentlich das gleiche Ziel verfolgen wie dieser und durch ihre Machenschaften den Zweck der Erlösung nur befördern. Wie nah es für den Darsteller des Weltuntergangs lag, in den gleichen Fehler zu verfallen, hatte Sonnenberg an seinem Jugendepos selbst erfahren. Aber auch hier hat der Dichter augenscheinlich aus seinen und den Fehlern anderer gelernt. Bei ihm will der Himmel nicht mehr wie noch im „Weltende" dasselbe wie die Hölle, nämlich Weltuntergang um jeden Preis. Im Gegenteil, er versucht das letzte Mittel die Welt zu erretten, und erst als dieses versagt, wird die Zerstörung der Welt beschlossen. Aber in dem Augenblick, da die letzten guten Menschen die Erde verlassen, ist auch die Hölle bereits machtlos, und die Menschheit geht nun durch eigene Schuld und freie Wahl ihrem Verderben entgegen.

Mit jenem gereiften Verständnis, das dem Verfasser des „Weltendes“ noch fehlte, verlegt Sonnenberg den Schwerpunkt seines Gedichtes auf die Erde, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß in der Poesie transzendentale Ereignisse nur dann unsern menschlichen Anteil erregen, wenn sie mit menschlichen Schicksalen eng verknüpft sind. Und die Handlung, die sich der Dichter zurechtlegt, ist — nicht wenn man sie vor den Augen entstehen sieht, denn da merkt man wie gesagt die Unbeholfenheit des Anfängers —, wohl aber als Ganzes, von jenem „Standpunkt der Ferne“ betrachtet, kunstvoll und dabei doch ungezwungen gegliedert, wie das folgende Schema verdeutlichen soll.



Himmel und Hölle stehen gegeneinander im Kampf um die Erde. Michael will sie erretten, Satan sie stürzen. Über den beiden Gegenspielern steht, Michael fördernd, Satan hemmend, Donatoa. Michaels Plan ist, durch Liebe die Welt zu regenerieren. Aber das bloße Wort (Eliora) ist zu schwach, eine entartete Welt wieder aufzurichten. Dazu bedarf es der Propaganda der Tat (Heroal). An dieser Tat hängt das Schicksal der Welt. Geschieht sie zu früh, so ist die Welt verloren. Hier jedoch hat die Macht Michaels eine natürliche Grenze —, die letzte Entscheidung ist in die Brust eines Menschen gelegt. Satan arbeitet den Plänen Michaels entgegen. Durch Herrschsucht (Abdul), Habsucht (Allwil) und Selbstsucht (Atheor) will er der Liebe den Zutritt in die Welt versperren und diese dadurch ins Verderben stürzen. Satans Plan ist wie der Michaels großzügig. Ihn auszuführen bedarf es der Kleinarbeit, und für diese ist Beelzebub in jeder Beziehung das geeignetste Werkzeug. Er besitzt das Genie kleinerer Geister, die persönlichen Schwächen des Gegners auszuspähen und auszunützen. Sofort erkennt er, daß von den beiden Schützlingen des Himmels Heroal der gefährlichere sei, und sieht zugleich klar, wo er anfassen müsse, um das Gebäude Michaels in Trümmer zu legen. Heroals wunder Punkt ist Herkla. Als Tochter Elioras und Geliebte Heroals bildet sie das Bindeglied zwischen diesen beiden. Durch Verwandtschaft mit Egol verknüpft, steht sie durch diesen in Beziehung mit der gegnerischen Gruppe. Denn Egol ist Abduls Günstling, Allwils Freund und

Atheors Schüler. Er ist so auf natürliche Weise der am weitesten vorgeschobene Posten der Hölle wie Herkla des Himmels und steht überdies durch Herkla mit Eliora und Heroal in enger Fühlung. Es ist somit ein feiner Schachzug Beelzebubs, wenn er sich gerade seiner bedient, um durch das Medium Herkla auf sein Opfer Heraol zu wirken. Die Sache wird ihm dadurch noch erleichtert, daß die Aktionen der beiden Parteien nicht streng gesondert nebeneinanderlaufen, sondern überall sich wechselweise durchdringen. Abdul wird Heroals Gegner im Felde, seine Welttyrannei verlockt diesen an dem Aufstande teilzunehmen, der zu seinem Verderben ausschlägt. Gegen Allwil empört sich Heroals Gerechtigkeitsgefühl und läßt ihn Pläne zu dessen Sturze fassen. Atheor, dessen Lehre Heroal haßt, ist zugleich der philosophische Gegenfüßler Elioras und kreuzt wirksam dessen Wege. Egol, der Selbstling und Materialist, steht in ausgesprochenem Gegensatze zu Elioras Lehren und Heroals politischen Anschauungen. Auch die zahlreichen in der obigen Inhaltsangabe fortgelassenen Episoden fügen sich zwanglos in den Organismus des Ganzen ein. So ist Sonnenbergs Dichtung ein Bild auf- und abwogenden Lebens, ein Spiel strebender und widerstreitender Kräfte, eine ungeheure Welt, geboren aus den kühnsten Träumen einer oft freilich ins Phantastische schweifenden Phantasie.

Wie weit diese Phantasie den Dichter über seinen anfänglichen Entwurf hinausgeführt hat, macht eine Vergleichung deutlich. Wie wenig ist es doch, was von dem früheren Torso jetzt vor dem prüfenden Auge des Dichters noch standhält! Und selbst dieses Wenige ist nicht geschlossen in die neue Dichtung übergegangen. Sonnenberg hat nicht auf den alten Fundamenten einfach weitergebaut, sondern er hat sie in Stücke zerschlagen und nur hier und dort einen Stein daraus dem neuen Bau eingefügt. Und auch in diesen Partien ist fast nichts beim alten geblieben. Selbst dort, wo stofflich nichts zu ändern war, verrät sich die bessernde Hand des Dichters, der nun Sprache und Vers zu voller Individualität zu entfalten sucht. Nirgends läßt sich Sonnenbergs Entwicklung zur reinen Form besser studieren als in diesen Einschüben. Am häufigsten sind sie natürlich in den zwei ersten Gesängen. Schon in der Anrufung an die Muse sind einige Verse der alten Fassung stehen geblieben. Die Schilderung des Allerheiligsten, Michaels Flug zur Erde verraten trotz mancher Änderung doch ihren einstigen Ursprung. Der Sternensturz, von dem im „Weltende" erst im sechsten Gesang die Rede ist, wird nun schon an den Schluß des ersten Gesanges gesetzt. Hat hier Sonnenberg zum Vorteile des Ganzen die Handlung straffer zusammengezogen, so verfällt er gleich darauf in unnütze Breite, indem er die endlosen Klagen der Engel und anderer Geister über die Erde sich im zweiten Gesang vor dem Richterthron Donatoas wiederholen läßt. Aber gerade hier zeigen Änderungen, die auf den ersten Blick geringfügig scheinen, den Gesinnungswandel des Dichters. Nicht mehr die mangelnde Liebe zu Gott und die Verachtung seiner Heiligen wird den Menschen zum Vorwurf gemacht wie im „Weltende", sondern der Kantschüler sieht ihr größtes Vergehen darin, daß sie das Dasein Gottes „nicht in dem einigen, ew'gen Gesetz" ahnen, nicht „in dem inneren Rufe der Pflicht" fühlen. Und der einst so eifrige Katholik hält nun selbst Gericht über eine Welt, die seinem Herzen nahe-

gestanden war, wenn er seinen Donatoa die Papststadt in Schutt verwandeln läßt und der Einsinkenden bittere Worte von Götzendienst, Aberglauben und Heuchelei nachsendet. Am wenigsten verändert sind die Höllenszenen des zweiten Gesanges, nur daß hier Leli Alphaod, Sonnenbergs freie Schöpfung, an die Stelle Michaels tritt. Mit dem Schwerte des Erzengels gewaffnet — die Beschreibung des Schwertes stammt fast Wort für Wort aus dem „Weltende“ — überschreitet der Todescherub die Brücke des Abgrunds und öffnet die Höllenpforte, genau so wie im ersten Epos Michael. Nur für das Betreten der Hölle hat der Dichter jetzt mächtigere Töne gefunden. Aber Satans Befehl an die Seinen, sich über den Ruinen der Papststadt zu versammeln, ihr Auszug, die Beschreibung von Satans Gespann und sein Herannahen an die Erde sind wieder aus dem fünften Gesang der Urfassung fast unangetastet herübergeholt. In den folgenden Gesängen wandelt der Dichter Bahnen, die ihn weit ab von seiner ersten Dichtung führen. Nur der Gruß an die Morgenröte wird — abermals mit charakteristischen Änderungen — an die Spitze des vierten Gesanges gestellt, und für den Tod Elioras im sechsten Gesang bietet die Abschiedsszene Celimonas bereits vorhandenes Material. Erst der zehnte Gesang, der den Weltuntergang schildert, deckt sich in seinen Anfängen wieder teilweise mit dem sechsten Gesang des „Weltende“. Wie dort, so thront auch hier Jehovah, sein Vorgericht haltend, im Allerheiligsten, schwebt Donatoa von der Erde zu ihm hinauf, nahen die Jünglinge Edens von neuem mit Rachegebeten. Und noch in das große Halleluja Michaels klingen versprengte Töne aus der Jugenddichtung hinein.

So wird, was in „Weltende“ den Inhalt des Gedichtes ausmachte, hier zum bloßen Rahmen für eine neue Handlung. Und dieser Rahmen war der neuen Handlung vielfach erst anzupassen. Der Dichter mußte vor allem dem Umstande Rechnung tragen, daß der Schwerpunkt seines Epos sich verschoben hatte. Donatoa war nun die Hauptfigur. Er übernimmt einen großen Teil der Richterfunktion Jehovahs und tritt überdies in die Rolle Michaels. Nicht diesem, sondern ihm werden die Schlüssel des Abgrunds übergeben, nicht Michael, sondern Leli Alphaod als Donatoas Abgesandter betritt das finstere Bereich der Unterwelt. Und mit der neuen Grundidee hatte sich auch das Kräfteverhältnis zwischen Himmel und Hölle verschoben. Satan braucht nicht erst von den Ketten gelöst zu werden, um die Menschheit zu verführen, sondern steht frei dem Himmel gegenüber. Aber da die Hölle im Kampf erliegt, wird sie mit den Ketten des Himmels an den Abgrund geschmiedet, und ihre Pforten werden für immer verschlossen. Auch für diese Version hat eine Stelle aus der Offenbarung (20, 1—3) dem Dichter den Weg gewiesen. Und eine andere Andeutung daselbst (12, 7—8) aufgreifend, stellt er der überlieferten Schlacht zwischen Engeln und Teufeln kühn eine zweite gegenüber, deren Schilderung der ganze achte Gesang gewidmet ist. Doch gerade hier, wo des Dichters Phantasie den weitesten Spielraum hatte, steht er völlig im Banne Miltons. Schon zu dem chaotischen Nachtunhold im siebenten Gesange hat Miltons „Anarch“ das deutlich erkennbare Modell geliefert. Und die Schlacht selbst ist mit allen Einzelheiten, ja selbst mit der gelungenen Kriegslist Satans eine vergröberte Kopie der Angelomachie des Eng-

länders. Das ist um so befremdender, als wir sonst den Dichter bemüht sehen, alle Spuren der Abhängigkeit, insbesondere die wörtlichen Anlehnungen an Klopstock sorgsam zu verwischen, weil er es verschmäht „Dichter der Schule" zu sein.

Und Sonnenberg hatte es in der Tat nicht nötig, so eifrig wie einst bei anderen in die Schule zu gehen, denn nun öffnete sich ihm eine neue Quelle, die für den Dichter des „Weltende" noch unergiebig war —, sein eigenes Leben. Das bewegteste Jahr seiner Vergangenheit lebte in seiner Seele weiter wie die Wandelbilder eines aus Gut und Böse gemischten, bunten Traums. Und die Gestalten dieses Traumes heischten nun Einlaß in die neue Dichtung und verdrängten kraft ihrer Herkunft vom wirklichen Leben mühelos die aus der Retorte gebornen Luftgebilde seines Libanonidylls. Lida und ihr strenger Vater tauchen aus der Versenkung auf und wandeln sich in Herkla und Egol, in Celimona-Eliora fährt der Geist des väterlichen Sprickmann, Heroal, der eigentliche Held des Epos, ist der Dichter selbst mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, und das Schicksal, das diese Menschen zusammenführt und wieder auseinanderbringt, sein eigenes Schicksal. Freude und Leid einer das gewöhnliche Maß weit überschreitenden Liebe, die Verzweiflung der Enttäuschung, die trügerische Lethargie nach dem Fieber, unter deren leichter Decke jeden Augenblick neue Paroxysmen emporzüngeln können —, das alles hatte er inzwischen am eignen Leibe erfahren und durfte es mit dem schmerzlichen Rechte des Dichters zu neuem Dasein erwecken. Ja so weit geht er in der Wiedergabe des Erlebten, daß er ganze Stellen seines Tagebuches in Hexameter überträgt und in die neue Dichtung einschaltet. So verschmilzt ihm Leben und Dichtung in eines. Dem Biographen Sonnenbergs aber erschließt sich hier reichste Ausbeute. Freilich wird er mit Vorsicht diese Schätze heben müssen. Licht und Schatten sind aus der Perspektive des Dichters heraus oft ungerecht verteilt, Egol ist zu schwarz gezeichnet, Eliora zu überirdisch gehalten, wenn man sie mit ihren Modellen vergleicht. Herkla ist gewiß nicht Lida Schücking, wie sie leibte und lebte, sondern Sonnenbergs „Urbild". Und das Porträt Heroals ist ein Selbstporträt mit allen Mängeln und Einschränkungen der Subjektivität. Und dennoch — wo hat der Dichter ein getreueres Bild dessen was er dachte und fühlte entworfen? Sein hochfliegender Idealismus, seine Sehnsucht nach dem Großen, sein Zug nach dem Ewigen, seine Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, sein ständiges Schwanken zwischen Entschluß und Tat — nirgends kommen sie deutlicher zum Ausdruck als in diesen poetischen Selbstbekenntnissen, in denen sich sein tiefstes Sein enthüllt. Und — „eine menschliche Seele in ihrer ganzen Denkart zu sehen", sagt Herder einmal — „welch ein reizender Anblick!"

Doch zu dem, was Sonnenbergs ganzes Denken und Fühlen beschäftigte, gehörte noch anderes als der Jammer seines eigenen Herzens. Wie sein Held war auch er geteilt zwischen Liebe und Vaterland. Immer näher drangen die Erfolge der französischen Waffen, und das künftige Schicksal seiner deutschen Heimat bildete des Dichters ständig wachsende Sorge. Schon in Göttingen hatte es ihn gedrängt, diesen Gefühlen poetischen Ausdruck zu geben. Aber suchte er sich damals auch über die Gegen-

wart durch Zukunftsvisionen besserer Tage hinwegzutrösten — zwischen dem Heute und jenem fernen „Auferstehungstag“, von dem er träumte, sah er doch ein Jahrhundert der Knechtschaft vor seinem geistigen Auge. Und am Eingange dieser schwarzen Ära stand der Mann, dessen Stern erst im Aufgehen war, und der doch schon so viel Unheil über Sonnenbergs Vaterland gebracht hatte. Bisher hatte sich der Dichter nur in Gedanken mit ihm beschäftigt. In den politischen Oden der Göttinger Zeit fällt Bonapartes Name nicht, auch dort nicht, wo von seinen Siegen gesprochen wird. Jetzt aber, wo es galt ein für den Untergang reifes Zeitalter in allen Reflexen seiner Entartung darzustellen, da bot sich ihm die Gestalt des korsischen Emporkömmlings gleichsam von selbst an. Abdul trägt unzweifelhaft Züge Napoleons. Die charakteristische Menschenverachtung des Despoten, dessen Gebahren in der Tat von „asiatischem Sultanismus“ (Rotteck) nicht allzu weit entfernt war, wirkt auch in der übertreibenden Darstellung Sonnenbergs noch überzeugend. Die Willfährigkeit charakterloser Generale und Ratgeber, die zu allem Unrecht aus selbstischen Instinkten die Hand boten, sowie die sklavische Unterwürfigkeit der Besiegten und der „Könige von Abduls Gnaden“ bildeten eine würdige und — leider — der Wirklichkeit nachgezeichnete Folie um die Gestalt des Tyrannen. Das unmännliche Verhalten der Reichsdeputation forderte zur Satire förmlich heraus, und für den käuflichen Allwil, der auf Kosten seiner Stammesbrüder durch die Gunst des allmächtigen Eroberers emporzukommen strebt, mag der Dichter um Modelle nicht in Verlegenheit gewesen sein. Bonapartes ägyptisch-syrischer Feldzug, seine pomphafte Kaiserkrönung (wobei der Dichter für die Schilderung der „Hauptstadt“ seine eigenen Pariser Eindrücke zugrundelegen konnte) sind in Sonnenbergs Epos deutlich zu greifen. Und wenn er Abdul sich selbst die Krone aufs Haupt setzen läßt, mochte das noch frisch nachwirkende Ereignis der eigenmächtigen lombardischen Krönung den unmittelbaren Anlaß gegeben haben.

Die Idee, geschichtliche Anspielungen im Faltenwurf des Epos zu verstecken, war nicht neu. Von Sonnenbergs Vorbildern hatte schon Bodmer in der „Noachide“ den Versuch gewagt, die Laster anderer Zeiten auf jene Epoche zu übertragen, und hat mit erstaunlicher Kühnheit die Schreckensherrschaft der Spanier in Amerika, die Bartholomäusnacht und anderes mitten in die antediluvianische Welt hineingestellt. Aber mit dieser Geschmacklosigkeit, die schon von den Zeitgenossen gebührend abgefertigt ward, hat Sonnenbergs Versuch nichts gemein. Sein Abdul wurzelt streng genommen doch in der biblischen Tradition. Indem Sonnenberg ihn als den „Herrscher im Süden“ bezeichnet, weist er auch auf seine Quelle, den Propheten Daniel (11, 5) hin, wo (11, 36 ff.) von jenem König die Rede ist, in dem phantasievolle Exegeten selbst der jüngsten Gegenwart eine Anspielung auf Napoleon haben erkennen wollen. Ja sogar das ägyptische Abenteuer fehlt in der Prophezeiung Daniels nicht und hat dem Dichter die Beziehung auf den Franzosenkaiser gewiß erleichtert. Wenn aber Sonnenberg dem biblischen Urbild Züge gerade dieses Selbstherrschers verliehen hat, so beruht dies auf einem ganz natürlichen psychologischen Prozeß, und er war um so eher dazu berechtigt, als ja sein Gedicht vollkommen

zeitlos war. Und überdies stand es ihm frei in einer Dichtung, die vom Strafgericht über die gefallene Menschheit handelt, zum Satiriker zu werden und den Maßstab seiner Zeit an Ereignisse zu legen, die außerhalb jeder Zeitrechnung stehen.

Diesem Umstande hat auch eine andere Figur in Sonnenbergs Epos ihr Dasein zu verdanken —, der Philosoph Atheor. Daß mit dessen System die moderne Naturphilosophie gemeint ist, die dem Dichter nicht minder naheging als die Eroberpolitik Napoleons, unterliegt keinem Zweifel. Schon in der Vorrede spricht er — wohl auf die Brownsche Reizlehre und ähnliche Hypothesen anspielend — verächtlich von jener Weltansicht, die „alles ... auf Nervenschwingungen zurücksophistisiert“. Von Ritters Galvanismustheorie mochte er wohl kaum besser denken, denn sonst hätte er in Jena den Weg zu ihm gefunden. Galls Auftreten brachte ihn nach Grubers Zeugnis völlig aus der Fassung. Und Schellings Lehre erklärte er demselben Gewährsmann zufolge für „unmoralisch und atheistisch“. Ob ihm bei der Gestalt Atheors eine bestimmte Persönlichkeit vorgeschwebt hat, ist schwer zu sagen. Bei dem Namen ließe sich am ehesten an Fichte und dessen berüchtigten Atheistenstreit denken. Aber Fichtes Philosophie bietet für die in Betracht kommenden Stellen des „Donatoa“ keinen Anhaltspunkt und enthält überdies nichts, was Sonnenbergs Empörung hätte erregen können. Der Lehrberuf Atheors und dessen volle Hörsäle passen auf Fichte so gut wie auf Schelling. Und diesen hat wohl Sonnenberg in erster Linie im Auge, wenn er in der Vorrede von dem „Geist einiger Neuerer“ spricht, „die das Chaos als Gott anbeten“. Auf Schellings Polaritätsgesetz wird an einer Stelle des „Donatoa“ (IV, 234 ff.) sogar ganz deutlich angespielt. Übrigens erging es Sonnenberg mit der romantischen Philosophie nicht viel anders als mit Napoleon, den er bewundernd haßte und hassend bewunderte. Sein Verhältnis zu ihr haben wir uns allem Anschein nach als ein ständig fluktuierendes Anziehen und Abstoßen vorzustellen. Gleichgültig ist er ihr keinen Augenblick gegenübergestanden. Daß er nicht bis in ihre letzten Geheimnisse vorgedrungen ist, war vielleicht schon in seiner Naturanlage begründet. Und daß zum Schluß das abstoßende Prinzip die Oberhand gewann, lag an dem Zeitpunkt, in dem er mit ihr näher bekannt wurde. Der Weg von Kant zur modernen Lehre war für ihn unendlich weiter und beschwerlicher, als es wenige Jahre vorher der Weg vom katholischen Glauben zum kantischen Kritizismus gewesen war. Damals hatte er nur verhältnismäßig leichten Ballast abzuwerfen. Jetzt hätte er die leitende Idee seines Gedichts, oder was dasselbe bedeutete — sich selbst verleugnen und aufgeben müssen.

Denn sein Epos gründete sich auf Ideen, die mit den Anschauungen der Naturphilosophie schlechterdings nicht in Einklang zu bringen waren. Seit er in dem Weltende mehr sah als das Bild einer ewigen Zerstörung ließ die alte Frage nach der Rechtfertigung Gottes gegen das Übel, die seit Leibniz nicht mehr verstummen wollte, auch seine Phantasie nicht ruhen. Daß der „liebende Allunendliche“ zugleich auch der „Letztvergelter“, der „graue Zerstörer“ sein solle, schien ein Widerspruch, aus dem nach Sonnenberg der kurze Blick des Erdenmenschen unmöglich einen Ausweg finden kann. Die Lösung dieses Rätsels ist vielmehr dem letzten

Gericht vorbehalten. Vorbedingung für ein solches aber war die Annahme einer moralischen Verantwortlichkeit und als ihrer Voraussetzung der Willensfreiheit —, und hier war es, wo ihn die neue Philosophie im Stiche ließ, die gerade auf diese Fragen eine ihn befriedigende Antwort schuldig blieb. Wie aber sollte er den unvermeidlichen Widerstreit aus dem Gedichte selbst tilgen? Auch diesmal wies ihm eine Stelle der Apokalypse (21, 1), die auch von Milton wiederholt (X, 638; XI, 900 f.; XII, 548 ff.) aufgegriffen worden war, den Weg ins Freie. Aus den Trümmern der alten Welt wird nach den Verheißungen des Sehers Johannes eine neue Erde und ein neuer Himmel erstehen. Gott, der mit der Erde auch die Hölle schuf, macht durch sein scheinbares Zerstörungswerk nur vollkommeneren Schöpfungen Platz. Der gewaltige Kuppelbau des zwölften Gesanges wölbt sich nun über die Dichtung. Aber jetzt galt es auch, diese Kuppel fest zu verankern, durch Andeutungen im Gedichte selbst auf den Schluß vorzubereiten. Sonnenberg hat es ausgiebig, fast allzu ausgiebig getan. Übereifrige Anwälte schaden auch der besten Sache, und dieses Eindrucks kann man sich nicht erwehren, wenn man schon von den ersten Seiten an immer wieder liest, wie Gott auch dort sei, wo der Mensch die Hölle wähne, wie die Todesengel auch Engel der Liebe seien, daß Gott auch Weltuntergang zum Wohle der Menschheit winke u. dgl. mehr. Im zehnten Gesang werden Donatoas Rede an die Todesengel und Michaels Abschiedsrede an die Erde zu förmlichen philosophischen Abhandlungen über die Theodizee, und zuletzt entschwebt die Gralstaube seiner Phantasie in die Höhen einer Mystik, der wohl nur die wenigsten Leser mit der geforderten Andacht zu folgen vermögen.

So tritt neben die religiöse und politisch-satirische nun auch die philosophische Tendenz in Sonnenbergs Dichtung. Und als ob der Jüngling sein frühes Ende geahnt hätte, trägt er alles in die große Bergestelle zusammen, was er vor dem zeitlichen Untergang retten möchte: die heiligsten Reliquien seines Lebens, die teuersten Schmuckstücke seiner Poesie. Was ihm mit den Jahren ans Herz gewachsen war, der Sehnsuchtsruf nach der Künftiggeliebten, die Ode an Lida, das „Wiegenlied“ aus den Tagen seiner dichterischen Anfänge — der ganze geistige Ertrag eines 25jährigen Lebens wird so in die Dichtung hineinverwoben. Denn mit seinem Werk wächst auch des Dichters Vorstellung von den Zielen seiner Kunst. Sein Ideal, sagt er in der Vorrede, stehe höher als seine Schöpfung, nur ins Unendliche könne er sich ihm nähern. Das Gemälde einer untergehenden Welt fordere in seiner Darstellung — die Welt. Und über ihr stehe „die Individualität des Dichters als ein anderer, regelnder und plastisch formender Prometheus, überall winkend: Das Ganze ist Schöpfung einer Intelligenz“. Hat Sonnenberg hier ein Philosophem Schellings auf die Kunst übertragen, so schließt er sich in seiner Kunstlehre auch sonst den Romantikern an. Schon deshalb ist es töricht, ihn als gedankenlosen Nachtreter Klopstocks zu bezeichnen. Er war weit davon entfernt im „Donatoa“ die überlebte Kunst eines Klopstock eigensinnig zu galvanisieren, sondern er hat so gedichtet, wie Klopstock vielleicht gedichtet hätte, wenn seine Laufbahn ins Zeitalter der Romantik gefallen wäre. Was wußte denn der einseitige Sänger des „Messias“ von der romantischen

Forderung der Universalität in der Poesie? Sonnenberg aber ruft sein Programm in die Welt hinaus: „Das Kunstwerk soll sein wie der Mensch; mit allen kontrastierenden, sich durchkreuzenden, nach allen Seiten mit- und gegeneinanderstrebenden Kräften und Gefühlen, eine Seele — Welt im einen — überall freie Schöpfung, nicht bedeckt mit dem Schweiße ihres Werkmeisters, göttlich, wie aus sich selbst geboren, mit einmal dastehend und die freudige Bewunderung aller Zeiten." Und sein „Donatoa" will sein, was Friedrich Schlegel in dem bekannten Maimanifest des „Athenäums" vom Epos gefordert hatte: „ein Spiegel der umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters".

Mit solchen Anforderungen an die Kunst legt Sonnenberg sein Werk „zwar mit allen Hoffnungen seiner Jugend —, aber seiner Mängel im einzelnen wie im ganzen tiefer bewußt, als sie Kunstrichter auffinden werden —, keine Vergötterung erharrend, gelassen der Nation vor ..., gerechtes, aus den innersten Tiefen der Kunst geschöpftes Urteil erharrend". Und während wie es scheint das „Weltende" ohne jeden öffentlichen Widerhall geblieben war, ließ diesmal die Kritik nicht lange auf sich warten. Der Dichter hat die kritische Fehde nicht mehr erlebt, die sich zu einem unerquicklichen Kampf um die Leiche des Patroklus gestaltete. Den Reigen eröffnete eine lange, hämische Rezension in der Jenaischen Literaturzeitung, deren Verfasser von der bequemen Voraussetzung ausging, daß das Werk eines nach allgemeinem Dafürhalten wahnsinnigen Selbstmörders auch nur eine Ausgeburt des Wahnsinns sein könne. Schiller habe recht gehabt, wenn ihm um den Kopf desjenigen bange war, der imstande sei, Klopstock zu seinem Lieblingsbuche zu machen. Das vorliegende „Produkt" sei der beste Beweis hiefür. Mit welch finsteren Blicken müsse der „kranke Geist" des Dichters die Welt betrachtet haben, bei dem jede Schilderung des Lebens nichts anderes sei als „Fieberphantasie"! Und Sonnenbergs Exzentrizität und Verschrobenheit durch willkürlich herausgerissene Stellen seines Epos zu erhärten, konnte dem Anonymus bei nur einigermaßen bösem Willen nicht schwer fallen. Jetzt war es Pflicht der Besserdenkenden, sich des geschändeten Toten anzunehmen. Gruber, dem das Jenenser kritische Organ seine Spalten verschloß, flüchtete zur Hallischen Konkurrenz und veröffentlichte in der dortigen „Literaturzeitung" eine panegyrische Ehrenrettung des verstorbenen Freundes. Von Sonnenbergs früheren Bekannten ergriff nur noch Garlieb Merkel in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer" das Wort. Der Münsterländer Bernhard Josef Ecker pflanzte im „Unbefangenen" die Fahne des Lokalpatriotismus auf; doch war das Winkelblättchen des kleinen Burgsteinfurt nicht der rechte Resonanzboden für solche Propaganda. Dem böswilligen Rezensenten der Literaturzeitung aber ging eine längere Notiz in Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden" direkt zu Leibe, in der „die schöne, blühende Schöpfung eines trefflichen Genius" auf folgende drastische Art in Schutz genommen wird: „In einem großen, blühenden Garten, angelegt zum reinsten Genuß edler Menschen, hat des Pflanzers beste Sorgfalt nicht verhüten können, daß nicht hin und wieder etwas stehen geblieben wäre, wohin der langgestreckte Rüssel gewisse unreine Tiere zieht. Einem solchen Gergesener wurde — wer weiß wie — eine Hintertüre aufgemacht, und was ist

natürlicher, als daß dieser nun die Blumen zertrampelt, die schönen Beete zerwühlt, um die Lieblingsnahrung für seinen schmutzigen Rüssel herauszuwühlen.“ — Neben diesen spärlichen Stimmen der Kritik geben noch vereinzelte Briefe von der Stimmung der Zeitgenossen Kunde. Gruber hatte das Werk gleich nach seinem Erscheinen an Sprickmann gesandt, und dieser schreibt an Jenny v. Voigts: „Hast du Sonnenbergs Donatoa schon gelesen? es ist doch wahrlich ein herrliches Werk, weit selbst über meine Erwartung, so groß ich Sonnenberg von seiten der Dichtkraft auch kannte und fühlte“. Und Charlotte v. Stein, die das Buch von Goethe zum Geschenk erhalten hatte, fand darin „eine wütende Imagination, aber schöne Stellen“. Dann aber schweigt es im Blätterwald und in den Briefen, — „Donatoa“ ist seinem Schöpfer ins Grab früher Vergessenheit nachgesunken.

Auch die Literaturforschung hat Sonnenbergs Hauptwerk stiefmütterlich behandelt. Die meisten Literaturgeschichten übergehen nicht nur den „Donatoa“, sondern auch den Dichter selbst mit Stillschweigen. Der einzige Heinrich Kurz hat sich in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ mit Liebe in die Dichtung versenkt und über den zahlreichen Schwächen doch auch deren Vorzüge nicht verkannt. Ja, er geht so weit zu behaupten, daß Sonnenberg, der in der Darstellung der übersinnlichen Welt notwendig scheitern mußte, in der Darstellung der sinnlichen Welt sich den größten Dichtern anreihe. Adolf Stern hingegen nennt das Werk „eins der seltsamsten Produkte künstlicher Phantasiereizung, das in die gestaltenreiche und schönheitsvolle Welt der klassischen deutschen Literatur wirklich wie ein Gespenst vergangener Tage hineintrat“, und Franz Muncker sieht „durch das ganze weitschweifige, verkünstelte und verworrene Werk schon das finstere Gespenst des Wahnsinns“ spuken. Ausführlicher, aber doch ohne tieferes Eindringen hat sich Josef Brühl in seiner Säkularstudie über Franz v. Sonnenberg mit dem „Donatoa“ befaßt.

Und doch hat es zu keiner Zeit an solchen gefehlt — und es waren nicht die schlechtesten —, die eine stille Liebe mit dem Dichter und seinem Werke verband. Karl Vogt, der bekannte Naturforscher und Darwinist, berichtet in seinen Erinnerungen, wie er mit dem Naturrechtslehrer Wilhelm Snell in Bern oft bei einem Glase Bieler Seeweins beisammensaß und dieser ihm mit von Schluchzen erstickter Stimme Stellen aus dem „Donatoa“ vorlas. Jakob Minor hat immer mit Schätzung und Anteilnahme von dem Dichter gesprochen, den er zu den interessantesten des 18. Jahrhunderts zählte, und dem er eine würdige Biographie wünschte. Und ein so feinsinniger Kenner der neueren Literatur wie Anton Schönbach konnte alle Schleusen seines übersprudelnden Temperaments öffnen und in helle Begeisterung geraten, wenn man ihm von seiner „Jugendliebe“ Sonnenberg sprach.

Jakob Grimm als Übersetzer serbo-kroatischer Volkslieder.

Von Stjepan Tropsch in Zagreb.

J. Grimms Kleinere Schriften[1]) bringen an verschiedenen Stellen zerstreut — abgesehen von Verdeutschungen einzelner Verse und Versreihen — im ganzen 46 Übertragungen serbo-kroatischer Volkslieder. Da aber M. Murko den Beweis erbracht hat[2]), daß die in der Wiener allgem. Literaturzeitung 1816, S. 314 ff. anonym erschienene Anzeige des zweiten Teils des Vuk Karadžićschen „Volksliederbuches" (Wien 1815) nicht J. Grimm, sondern der bekannte Slavist B. Kopitar geschrieben hat, vermindert sich obige Zahl um 16 in dieser Anzeige mitgeteilte Übertragungen. Kurze Zeit darauf konnte ich nachweisen[3]), daß die zuerst in F. Försters Sängerfahrt (Berlin 1818, S. 206—218) abgedruckten und in Grimms Kl. Schriften IV, 455 ff. wiederholten „Neunzehn serbischen Lieder" ebenfalls Kopitar zum Verfasser haben. Es verbleiben demnach nur noch 11 Übersetzungen, die 9 serbo-kroatische Originale wiedergeben, da zwei Gedichte sowohl in gebundener als in ungebundener Form übertragen sind. Bevor ich aber diese Übersetzungen einer genaueren Betrachtung unterziehe, wird es zweckdienlich sein, Grimms „Übersetzungsgedanken" aus den in Betracht kommenden Jahren zusammenzustellen.

Am Schlusse seiner 1815 in der Wiener allgem. Literaturzeitung erschienenen Anzeige (jetzt Kl. Schriften IV, 427 ff.) des ersten Teils des Vukschen Volksliederbuches sagt Grimm: „Eine einfache, wörtlich treue und fast interlineare prosaische Übersetzung würde in Deutschland willkommen und dem Studium der serbischen Sprache unter uns behülflich sein. Eine schulgerechte Übertragung, die im Sinn der Neueren Inhalt und Form ins Deutsche umwandeln zu können wähnt, möchten wir nicht einmal fordern, weil wir sie an sich selbst für ein Unding erachten." In demselben Jahr schreibt er gelegentlich der Ankündigung alter spanischer Volkslieder (Kl. Schriften IV, 422 ff.), daß es um das Übersetzen insbesondere von Volksliedern „gar ein mißlich Ding" sei; jede Übersetzung müsse „stocken und hapern. Gelingt sie wort- und stellenweise sogar glücklich und getreu, so muß daneben der Gegensatz dessen, was verschroben, gewunden und aus der Fuge gehoben wird, desto lästerlicher vortreten ... Wenn man also abwägt, da, je treuer eine Übertragung metrisch und wörtlich wird, sie am treuen, fließenden Inhalt desto mehr zu sündigen hat, ob man lieber dort als da fahren lassen will, so scheint es mir unbedenklich, daß Göthes Sehnsucht nach einer prosaischen deutschen Übersetzung Homers das Rechte und Wahre trifft. Unter solchen feindseligen Übersetzungsgedanken ist die voranstehende Übersetzung eines sehr einfachen und zarten [spanischen] Originals hingeschrieben worden". Im weiteren Verlaufe sucht Grimm seine Übersetzung dem spanischen Original näher

[1]) 8 Bde., Berlin 1864—1890. Den 1. Bd. zitiere ich nach der 2. Aufl. 1879.
[2]) Euphorion 11, 106 ff.
[3]) Archiv für slav. Phil. 28, 584 ff.

zu bringen, da das aber nicht recht gelingen will, beschließt er den Abschnitt unwillig mit den Worten: „Statt am Übersetzen und Übersetzungsrecensieren von Liedern, die ihrer Kunstlosigkeit halber im Original ausnehmend leicht und weit besser verstanden werden können, Hopfen und Malz zu verlieren, will ich dafür noch einige Bemerkungen zum Inhalt des Gedichts machen."

Denselben Geist atmen auch Grimms in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" 1823 und 1824 veröffentlichten Rezensionen der Leipziger Ausgabe von Vuks Serbischen Volksliedern (jetzt Kl. Schriften IV, 197 ff. und 218 ff). So sagt er S. 203: „Die vom Rec. zur Erläuterung beigefügte Übertragung hält sich bescheiden in Prosa; wer das Metrum nachahmen will, muß die Einfalt der Worte opfern, die im Originale reinlichst ohne alle Ausflickung das Metrum füllen"; ähnlich redet er S. 220 vom „getrübten Medium der Übersetzung". Bezeichnend sind auch Grimms Geleitworte zu seinen zwei an Goethe gesandten Übersetzungen serbo-kroatischer Volkslieder: „Es ist aber kaum thunlich, die vollkommenen Formen dieser [der serbischen] Sprache in unser viel mehr abgeschliffenes Deutsch, dem außerdem der trochäische Silbenfall unbequem ist, zu übertragen und je bekannter man mit den Originalen wird, desto mehr jammert es einen, sie im deutschen Ausdruck zu radbrechen" (Grimms Brief an Goethe vom 1. Okt. 1823. R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm. Berlin 1892, S. 168). Die zweite Stelle steht in Grimms Brief an Goethe vom 8. Mai 1824 (R. Steig, S. 174): „Befriedigende Übertragungen der serbischen, so wie aller Volkslieder überhaupt, werden sich schwerlich geben lassen. Die epischen Formeln, im Original natürliche Wiederhohlungen, bekommen in der Nachbildung etwas Gezwungenes und Schleppendes." Zu vergleichen ist auch folgende Stelle aus Grimms Brief an Vuk vom 2. April 1824[1]): „Čelakowsky[2]) beweist mir die Unübersetzbarkeit der Lieder; schon die Cäsur hat er nicht rein halten können; wir Deutschen vermögens noch weniger."

Bei diesen streng philologischen, eigentlich nur das Original gelten lassenden Ansichten Grimms ist es begreiflich, daß ihn die auch selbständigen Wert beanspruchenden Übersetzungen Talvj's im Grunde nur wenig befriedigen konnten und so sagt er in seiner Besprechung ihrer Übertragungen („Göttingische gelehrte Anzeigen" 1826, S. 1912 = Kl. Schriften IV, 420): „Die serbischen Lieder sind unübersetzlich", besinnt sich aber gleich, daß er mit diesem Ausspruch der wegen ihres hingebungsvollen Eifers auch von ihm hochgeschätzten Übersetzerin keinen Dienst leistet und fügt sofort einschränkend hinzu: „d. h. die glücklichste Übertragung wird immer noch stark zu dem Original hinweisen". Zwischen Lob und Tadel bewegen sich auch die weiteren Ausführungen Grimms, in denen er deutlich an seinen früheren Ansichten vom Übersetzen festhält: „Den Zweck der Arbeit würden wir darin suchen, nicht daß uns ein für sich selbst gültiges deutsches Gedicht, mit gefügen Redensarten gegeben, vielmehr, daß gestrebt werde, die bedeutende Eigenthümlichkeit des Originals auch in scheinbaren Nebendingen durchblicken zu lassen. So wie Zeile für Zeile nachgebildet wird, sollen

---

[1]) Vukova prepiska [= Vuks Briefwechsel] II. Bd., S. 45, Beograd 1908.
[2]) der serbo-kroatische Volkslieder ins Tschechische übertragen hat.

Wahl und Verhältnis der einzelnen Wörter von dem Serbischen möglichst abhängen. Ein wenig Zwang ist hier an der Stelle; die Übertragung darf, damit sie serbischer werde, etwas Undeutsches an sich haben. Hierbei muß freilich eine gewisse Grenze gehalten werden, die auch wieder nach dem Tact und Gefühl jedes Bearbeiters gezogen sein kann." Schließlich sei noch auf Grimms kurze Anzeige der „Serbischen Hochzeitslieder" von E. E. Wesely hingewiesen („Götting. gel. Anzeigen" 1826 = Kl. Schriften IV, 421), worin es heißt: „Die Übersetzung ist gleichfalls wohlgelungen und befolgt das sich näher ans serbische Original haltende Verfahren, welches wir im allgemeinen zu empfehlen nicht umhin gekonnt haben."

Bei diesen so oft und entschieden ausgesprochenen Ansichten muß es einen eigentlich wundern, daß es von Grimm überhaupt Übersetzungen serbo-kroatischer Volkslieder gibt.

In der oben angeführten, 1815 erschienenen Anzeige des ersten Teils von Vuks Volksliederbuch verdeutscht Grimm fünf serbo-kroatische Frauenlieder. Ich werde nun zu beweisen suchen, daß auch diese Übertragungen auf Kopitar zurückgehen, der alle 108 Gedichte der Vukschen Sammlung wortgetreu ins Deutsche übersetzte und am 10. Juni 1815 durch Bertuch an Goethe sandte[1]). Gleich nach seiner Rückkehr aus Paris (15. II. 1815) wußte Kopitar, der sich um die Bekanntmachung der serbo-kroatischen Volkspoesie neben Vuk die allergrößten Verdienste erworben hat, den von Oktober 1814 bis Juni 1815 in Wien weilenden Grimm für dieselbe zu interessieren und da mag er ihm auch eine getreue Abschrift jenes an Goethe gesandten Manuskripts gegeben haben, die nun Grimm seinen fünf Proben zugrunde legte. Daß Grimm nicht etwa die für Goethe bestimmte, jetzt im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar befindliche Handschrift Kopitars, sondern eine vor der Absendung angefertigte Abschrift davon vorgelegen hat, geht aus der weiteren Geschichte dieser Übersetzungen hervor[2]).

Daß die erwähnten, in Grimms Anzeige abgedruckten fünf Volkslieder tatsächlich auf Kopitar zurückgehen, möge folgende Gegenüberstellung zeigen:

Grimm, Kl. Schriften IV, 434:

18.

Wär ich Arme ein kühl Wässerlein
wüste wohl, wo ich entspränge,
entspränge dem Trauten unterm Fenster,
wo sich der Traute auskleide und ankleide.
Ob der Traute wohl aus mir den Durst sich kühlte
ob er mich wohl auf dem Herzen trüge!

Grimm S. 434, Nr. 73:

Schwarzer Berg(wald) voll bist du der Kühle
Herze mein, voll bist du des Leides
schauend gegenüber dir den Lieben,
schauend, aber ihn nicht küssend.

Weimarer (Kopitars) Handschrift Nr. 18.

Des Mädchens Wunsch.

Wäre ich Arme ein kühles Wässerlein,
wüßte ich wohl, wo ich entspränge:
ich entspränge dem Liebsten unterm Fenster
wo der Liebste sich an und auszieht.
Ob vielleicht der Liebste aus mir den Durst sich kühlte,
ob vielleicht er mich auf dem Herzen trüge.

Weimarer Hs. Nr. 73:

Schwarzer Berg, voll bist du der Kühlung
Herze mein, voll bist du des Grames
Sehend gegenüber dir den Lieben,
sehend, aber ihn nicht küssend.

[1]) Vs. a. a. O. S. 584 f.
[2]) Vs. a. a. O. S. 587 f.

Grimm S. 434 f., Nr. 9:

Schien die Morgenröthe und ich noch im Hofe,
Tag vorrückte und ich auf die Jagd gieng,
an den Berg ich, hintern Berg die Sonne,
aber an dem Berge unter grüner Tanne
da war eingeschlafen eine Jungfrau
ihr zu Haupten einen Bündel Klees
in dem Busen ihr zwei weiße Tauben
und im Schooße ein gesprenkelt Hirschlein.
Ich da blieb, Nachtlein zu durchnachten,
band das Pferd an zu der grünen Tanne
und den Falken an den Ast der Tanne
gab dem Pferde hin das Bündel Klees
und dem Falken die zwei weißen Tauben,
meinem Winde das gesprenkelt Hirschlein
und mir selber blieb die schöne Jungfrau.

Weimarer Hs. Nr. 9:

Die beste Jagd.

Angebrochen ist die Morgenröthe, und ich noch im Hofe,
Tag vorgerückt, und ich ging auf die Jagd,
ich ans Gebirge, und die Sonne hinter's Gebirge;
aber im Gebirge, unter grüner Tanne,
da war eingeschlafen ein Mädchen.
Unter dem Kopf ihr ein Gärbchen Klee
im Busen zwey weiße Tauben
und in der Schoß ein gesflecktes Hirschlein.
Ich blieb hier, die Nacht zu durchnachten
band das Roß an die grüne Tanne,
und den Falken an den Tannenast;
dem Pferde gab ich das Gärbchen Klee
und dem Falken die zwey weißen Tauben
meinem Windhund das gesleckte Hirschlein
und mir blieb das schöne Mädchen.

Grimm S. 435, Nr. 99:

Bei Miliza lange Augenwimper
ihr verdeckten sie die rothen Wänglein
Wängelein zusammt dem weißen Antlitz.
Schaut' ich nach ihr hin drei Jahr und Tage
konnte nicht erschauen ihr die Augen
schwarzen Augen noch das weiße Antlitz;
aber ich sammlete einen Jungfraunreihen
und im Reihen Miliza die Jungfrau
ob ich nicht die Augen ihr erschaute.
Wie der Reihen auf dem Rasen tanzte
war es heiter, aber es umwölkte sich
aus den Wolken leuchteten die Blitze;
alle Jungfraun an den Himmel schauten
doch nicht schaute Miliza die Jungfrau
sondern schaute vor sich in den grünen Rasen.
Und die Jungfraun zu ihr stille sprachen:
o Miliza unsere Gespielinn
bist du thöricht oder allzuweise
daß ins grüne Gras du immer schaueſt
und nicht schaueſt mit uns in die Wolken
wo sich Blitze winden in der Wolke? —
Drauf Miliza ihnen das entgegnet:
Bin nicht thöricht und nicht allzuweise
keine Wila bin ich, daß ich Wolken sammle
eine Jungfrau bin ich, daß ich vor mich schaue.

Weimarer Hs. Nr. 99.

Bei Miliza lange Braunen
ihr verdeckten die rothen Wänglein
Wänglein und das weiße Antlitz.
Ich schaute sie 3 Jahre
konnte die Augen ihr nicht ersehen,
die schwarzen Augen, noch das weiße Antlitz.
Aber ich versammelte im Kolo Mädchen
und im Kolo Miliza das Mädchen,
ob ich nicht die Augen ihr könnt' ersehen.
Als das Kolo auf dem Grase tanzte,
war es heiter, und es überzog sich,
in den Wolken erglänzten Blitze,
und die Mädchen alle zum Himmel hinanblickten,
aber nicht blickte Miliza das Mädchen
sondern vor sich hin ins grüne Gras.
Mädchen ihr still sprachen:
O Miliza, unsere Gespielinn,
bist du dumm, oder zu gescheut?
daß du immer schaust in das grüne Gras,
und nicht mit uns in die Wolken,
wo sich Blitze winden in der Wolke.
Miliza ihnen auf das antwortet:
nicht bin ich dumm, noch zu gescheut,
bin keine Vila, daß Wolken ich versammle
sondern ein Mädchen, daß vor mich ich schaue.

Kopitars handschriftliche Übersetzung des fünften Gedichtes endlich habe ich bereits in anderem Zusammenhange im Archiv für slav. Phil. 28, 590 f. mitgeteilt, wo sie zum Vergleich mit Grimms Fassung (S. 432) herangezogen werden kann.

Daß diese bei allen fünf Übersetzungen sofort auffallende, zum großen Teil wörtliche Übereinstimmung des Grimm'schen Textes mit dem Kopitars nicht etwa durch das serbo-kroatische Original bedingt ist, beweisen die zu allen fünf Gedichten vorhandenen Verdeutschungen späterer Übersetzer[1]), deren keiner sich an Kopitar so genau anlehnt wie Grimm.

Um nun Grimms Anteil an den unter seinem Namen gehenden, von allen Forschern, die sich damit beschäftigten, weit überschätzten Übertragungen endgültig festzulegen, soll zunächst einmal Grimms Arbeit von der Kopitars möglichst rein geschieden werden.

Kopitars Fehler kehren bei Grimm wieder: Nr. 9, V. 2 „Tag vorgerückt" (letzteres über durchgestrichenem „kommt heran") Kopitar = „Tag vorrückte" (Grimm), während das «prevaliti» des Originals „vorüber sein" bedeutet. 44, 4: Pl. „Perlentulpen" bei Kopitar und Grimm, während das Original den Sing. bietet; umgekehrt steht 9, 14 die Einzahl „meinem Winde" (Grimm) beziehungsweise „meinem Windhund" (Kopitar), wo der Urtext die Mehrzahl hat[2]). Kopitars richtige Übersetzung verschiebt Grimm, wenn er 44, 10 dessen Text „Oj! bei Gott nein, schönes Mädchen" zu „o bei Gott mein wunderschönes Mägdlein" umgestaltet oder verliest. Am Schlusse desselben Gedichtes gehen die letzten zwei Verse bei Kopitar genau wie im Original auf den Zaum des Pferdes, während sie Grimm irrtümlich auf das Pferd selbst bezieht. Diese Stelle bildet den Übergang zu jenen Beispielen, wo Grimm offenkundige Übersetzungsfehler Kopitars richtig stellt, denn hier hat Kopitar «uzda» des Originals fälschlich mit „Halfter" (als Masc!) übersetzt, während Grimm das richtige „Zaum" dafür einsetzt. Ebenso verbessert Grimm das schon aus dem Zusammenhang als falsch sich erweisende Wort „Braunen" (Kopitar 99, 1 für »trepavice«) mit dem richtigen „Augenwimper". 18, 4 gibt Grimm die Reihenfolge der zwei Verba nach dem Original, während sie in Kopitars Hs. umgestellt sind. Schließlich ist noch zu beachten, daß Grimm 9, 9 ebenfalls in Übereinstimmung mit dem Original „Nachtlein zu durchnachten" schreibt, gegenüber dem Kopitarschen „die Nacht zu durchnachten". Dabei bleibt es allerdings auffallend, daß Grimm in einer Schlußanmerkung zu eben dieser Anzeige, die seine fünf Übersetzungen bringt, fragt: „Wie wollte ein Übersetzer z. B. mit den serbischen, unserer Sprache und unserm Volkston widerstehenden, häufigen Diminutiven: Erdlein, Blütlein verfahren. Sie wollen nichts als das einfache Erde und Blüte sagen." Und so setzt er für Kopitars „Pferdchen" 44, 9, „Pferd" 10, nimmt aber 99, 2 „Wänglein" ruhig herüber usw.

[1]) So übersetzte das erste der oben mitgeteilten Gedichte (Nr. 18) auch Talvj, Volkslieder der Serben 1825—26, 1. Bd., S. 41; in der 2. Aufl. (1853) 2. Bd., S. 60; ferner P. Goetze, Serbische Volkslieder 1827, S. 86 und sehr frei W. Gerhard. Wila 1828, 1. Bd., S. 118. — Nr. 73 übertrugen Talvj 1. Aufl. 2, 61; 2. Aufl. 2, 160 und Goetze 109. — Nr. 9: Talvj 1. Aufl. 1, 8; 2. Aufl. 2, 28; Gerhard 1. Aufl. 1, 104 (sehr frei); 2. Aufl. 217 f. und S. Kapper, Gesänge der Serben 1852, Bd. 2, S. 212. — Nr. 99: Talvj 1. Aufl. 1, 3 f.; 2. Aufl. 2, 23 f.; Goetze 19 f. und Gerhard 1. Aufl. 1, 115 f. (sehr frei); 2. Aufl. 228 f. — Das fünfte Gedicht endlich (Nr. 44) übertrugen auch Talvj 1. Aufl. 1, 15; 2. Aufl. 2, 34; Goetze 9 f.; Gerhard 1. Aufl. 1, 105 f. (sehr frei) und Kapper 2, 192.

[2]) Vgl. aber zu dieser Stelle meine Bemerkung im Rad der südslav. Akademie in Zagreb, Bd. 166, S. 29.

Kopitar, der auch in seinen zahlreichen gedruckten Übersetzungen häufig genug serbo-kroatische Wörter beibehalten hat[1]), läßt auch hier im 99. Gedicht dreimal „Kolo" stehen, während Grimm hiefür jedesmal „Reihen" setzt. Aber in der vorletzten Zeile hat auch Grimm das Wort «Wila», das er mit „weiße Frau, Zauberin, welche Wolken zu sammeln versteht (nubes cogere)" erklärt. Ähnlich bemerkt Kopitar, der ebenfalls «Vila» beibehält: „also sind die slavischen Vile auch νεφελεγερεταί."

Kopitars prosaische Übersetzung hat Grimm in metrische Form gekleidet, ohne freilich immer Zehnsilber wie das Original zu geben (nur die Übertragung des 44. Gedichtes hat lauter Verse zu zehn Silben, in den übrigen kommen auch Acht-, Neun-, Elf- und Zwölfsilber vor). Den trochäischen Rhythmus hat Grimm nicht durchweg streng eingehalten, sondern verfährt hier genau so wie um dieselbe Zeit bei Übersetzung eines altspanischen Volksliedes, wo er sein Verfahren folgendermaßen begründet: „Absichtlich sind die Trochäen nicht durchaus regelmäßig gesetzt, im Text sind sie noch weniger glatt, denn überhaupt dünkt es mir, kann man von Volksweisen wohl sagen, daß sie einem trochäischen Ton folgen, aber nicht, daß sie einen solchen silbenmäßig und Wort für Wort ausmessen. Beim Gesang kommt der rechte Ton schon darüber" (Kl. Schr. IV, 424).

Die für den heroischen Zehnsilber des serbo-kroatischen Volksliedes charakteristische Pause zu Ende des Verses, ebenso den Einschnitt nach der vierten Silbe hat Grimm schon damals richtig erkannt (Kl. Schriften IV, 428), ohne freilich letzteren in der Übersetzung überall genau durchzuführen (vgl. 44, 2; 99, 7; 9, 5).

Die im Urtext gelegentlich sich einstellenden Reime läßt Grimm jetzt unbeachtet; so auch 73, 1 und 2 den Reim lada : jada, den er 1826 in der Anzeige von Talvjs Werk mit der Übersetzung „voll bist du der Kühle: voll bist du der Schwüle" (Kl. Schriften IV, 421) retten möchte.

Da Grimm, festhaltend an seinen Ansichten vom Übersetzen, gar nicht darauf ausging mit diesen Übertragungen etwas Selbständiges, Abgerundetes zu geben, sondern sich nach Beseitigung einiger offenkundigen Fehler (wobei auch wieder Kopitar geholfen haben mag) mit einer rhythmischen Einkleidung des Kopitarschen Textes begnügte, so muß man auch diese fünf Übersetzungen doch eigentlich auf Kopitars Blatt setzen, dies um so mehr, als ja Grimm in seiner Selbstbiographie (Kl. Schriften I, 13) bei Erwähnung seines Wiener Aufenthaltes selbst sagt: „Von besonderm Vortheil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der slavischen Sprache [er meint das Serbo-kroatische, wie sich aus anderem Zusammenhang ergibt] anfieng bekannt zu machen." In den vier Monaten des Zusammenseins mit Kopitar kann er bei seinen sonstigen damaligen Arbeiten in die Sprache nicht allzu tief eingedrungen sein und so sagt er gleich am Anfang seiner Anzeige des Volksliederbuches (Kl. Schriften IV, 427): „Über Sprache und Correctheit [der serbo-kroatischen Volkslieder] maßen wir uns kein Urtheil an." Kopitar hilft auch da nach und sagt in einer Anm. d. Red. „Die Sprache ist höchst correct." Grimm war wohl an der Hand von Kopitars Übersetzung bestrebt in die Sprache des Originals zu

[1]) Vf. im Rad, Bd. 166, S. 20 f.

bringen, wie er ja am Ende seiner Rezension eine „einfache, wörtlich treue und fast interlineare prosaische Übersetzung" deshalb befürwortet, weil eine solche „in Deutschland willkommen und dem Studium der serbischen Sprache unter uns behülflich" sein würde (Kl. Schriften IV, 436). Damit steht keineswegs in Widerspruch die Tatsache, daß er schon damals an der Hand des Originals sehr feinsinnige in der eben erwähnten Anzeige niedergelegte Beobachtungen über Stil und Form des serbo-kroatischen Volksliedes geben konnte.

Wichtig für die ganze Angelegenheit sowie für Grimms weitere Absichten in bezug auf die serbo-kroatischen Volkslieder ist sein Brief an A. von Haxthausen vom 31. August 1816[1]): „Ich säume nicht, Dir auf Dein gestern empfangenes Schreiben mit Bedauern zu antworten, daß ich die serbischen Lieder unlängst an Savigny gesandt habe, der mir durch Wilhelm hatte sagen lassen, daß er sie gern lesen möchte. Ich nahm um so weniger Anstand, das zu thun, als Du mir zwei oder drei Monate nichts ihrentwegen gemeldet hattest und ich nicht weiter glaubte, daß Dein Bruder Werner Gebrauch davon machen wollen würde. Ich will indessen nun nach Berlin schreiben und sie wiederfordern. Er kann ja nur erst den Druck mit den griechischen anheben lassen, so wird Zeit genug seyn; Einleitung, Ausbesserungen und den zweiten Theil kann ich jetzo wahrlich nicht liefern, weil ich über Hals und Kopf in andern Arbeiten stecke ... Das Deutsche in der Übersetzung der serb. Lieder wäre eigentlicher gefüger und besser zu drehen und wenden; den Dienst thust Du wohl den Liedern." Daraus schließe ich folgendes: Grimm besaß eine vollständige Abschrift des deutschen Manuskripts Kopitars, das alle 108 Gedichte des ersten Teils von Vuks Volksliederbuch enthielt. An diesen Übersetzungen Kopitars wollte er „Ausbesserungen" vornehmen, d. h. Kopitars Deutsch „gefüger und besser drehen und wenden", etwa so wie er es in den eben besprochenen fünf Proben getan hatte; dazu wollte er eine „Einleitung" schreiben[2]) und auch einen „zweiten Teil" Übersetzungen geben, d. i. eine Übertragung des 1815 erschienenen zweiten Teils von Vuks Volksliederbuch. Diese Arbeit sollte Werner v. Haxthausen zusammen mit griechischen Volksliedern, von denen ihm auch wieder Kopitar hundert wörtliche Übersetzungen zur Verfügung gestellt hatte[3]), veröffentlichen. Aber Grimm führte sein Vorhaben nicht aus, weder schrieb er die geplante Einleitung, noch konnte er eine Übersetzung des zweiten Volksliederbuches liefern. Die Angelegenheit wurde aber nicht fallen gelassen, denn noch am 5. Dezember 1817 wandten sich Kopitar und Vuk an den serbischen Dichter Lukijan Mušicki mit der Bitte, diesen zweiten Teil wörtlich zu übersetzen[4]), freilich ohne Erfolg. So wie Grimm an A. v. Haxthausen die Aufforderung gerichtet hatte, Kopitars Übertragungen vor der Drucklegung sprachlich zu verbessern, so

[1]) A. Reifferscheid, Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm, Heilbronn 1878, S. 43 f.

[2]) Eine ähnliche Arbeit verlangte — freilich erfolglos — Vuk von Grimm am 18. Feber 1845 (Vuk. prep. II, 55), der die wörtlichen Übersetzungen serbo-kroatischer Volkslieder von Vuks Tochter sprachlich verbessern, einleiten und für das Buch einen Verleger finden sollte.

[3]) R. Steig, S. 161.

[4]) Vuk. prep. II, 202.

wird er denselben Wunsch auch Brentano gegenüber geäußert haben, der die Gedichte von Savigny erhalten und „aus eigener Lust abgeschrieben" hatte und nun Grimm um die Erlaubnis bat, einige davon in Försters „Sängerfahrt" zu veröffentlichen (R. Steig, S. 165). Da Haxthausen mit der Ausführung seines Planes zögerte und ihn schließlich, soweit er die serbo-kroatischen Gedichte betraf, ganz aufgab, sind die „Neunzehn serbischen Lieder" in Försters „Sängerfahrt" die einzigen, die aus Kopitars Hs. (mit Brentanos Korrekturen) veröffentlicht worden sind (Vf. im Archiv für slav. Phil. 28, 587 f.).

Man sieht also, immer steckt hinter den Volksliedern der unermüdliche Kopitar, er treibt den anfangs zögernden Vuk zur Veröffentlichung der ersten zwei Sammlungen, er gewinnt Grimm für diese Poesie, übersetzt die erste Sammlung der Lieder und schickt ein Exemplar an Goethe, von dem er hofft, daß er sie „auf den deutschen Parnaß" verpflanzen werde; ein zweites Exemplar erhält Grimm, damit es ihm bei seiner „ästhetischen Würdigung" dieser Poesie, sowie bei seinem Studium der serbo-kroatischen Sprache behilflich sei. „Die Redaction der slav. Abtheilung" der Wiener allgem. Literaturzeitung (also wieder Kopitar) „wünscht sich Glück, die Anzeige der vorliegenden Sammlung serbischer Volkslieder [d. i. des ersten Teils der Pjesnarica] ... in die Hände eines der größten deutschen Kenner solcher Schätze gelegt zu haben" (Kl. Schriften IV, 427, Anm. 1) und sucht auch eine wortgetreue Übersetzung des zweiten Teils des Volksliederbuches zu beschaffen, den er in der Wiener allgem. Literaturzeitung 1816, S. 314—333 mit 16 Übersetzungsproben, ohne sich zu nennen, angezeigt hatte.

*

Von den nunmehr noch übrig bleibenden sechs Verdeutschungen sandte Grimm die erste („Erbschaftstheilung") mit einem Begleitschreiben vom 1. Okt. 1823 an Goethe. Kurz zuvor war der dritte Band der großen Leipziger Ausgabe von Vuks Volksliedern erschienen und von Grimm in den „Göttinger gel. Anzeigen" 1823, S. 1761 ff. (jetzt Kl. Schriften IV, 197 ff.) anerkennend besprochen worden. Aber auf Anraten Kopitars (Vuk. prep. I, 232) sollte auch Goethe gewonnen und der noch nicht erschienene erste Band der Großfürstin Maria Pawlowna gewidmet werden. In dem erwähnten Empfehlungsschreiben, das Vuk persönlich an Goethe überbrachte, sagt Grimm: „Da ich mich mit der serbischen Sprache beschäftigt habe und mit Hülfe des Wörterbuchs die Lieder ziemlich[!] verstehen kann[1]);

[1]) Dasselbe besagt folgende Stelle aus Grimms Brief an Kopitar vom 10. Okt. 1823: „Die neue Leipz. Ausg. der Lieder hat meine alte Liebe wieder angefacht, wie schön sind diese Poesien! Wenn ich Wörter nachschlagen will und mir Zeit nehme (Geduld habe ich von Natur) so bringe ich das meiste heraus, und mit der Zeit sollte es besser gehen" (Vuk. prep. I, 718); ebenso ist Grimms Brief an Vuk vom 2. April 1824 heranzuziehen: „Nun die Lieder! die sind herrlich, köstlich und sollen mich schon treiben, mich in die Sprache vollends einzulesen ... Ich verstehe alles mit Hilfe des Wörterbuchs, bis auf einzelnes" (Vuk. prep. II, 45). Schwerer ging es mit der Prosa; vgl. Vuks Brief an Kopitar vom 27. Okt. 1823 (in deutscher Übersetzung): „Prosa versteht er [Grimm] nicht gut" (Vuk. prep. I, 239); Grimm hatte nämlich kurz vorher (am 19. Okt.) Vuk gebeten: „Antworten [Sie] mir bald, aber deutsch (denn die serbische Prosa wird mir zehnmal schwerer als die Poesie) und ganz ungezwungen, ich ver-

so bin ich so frei, zur Probe die Übersetzung eines der kürzeren, wie sie in der Geschwindigkeit eben gerathen will, beizufügen" (R. Steig, S. 168). In seinem Dankschreiben vom 19. Okt. 1823 lobt Goethe „die wohlgelungene Übersetzung des schönen Fürsten und Sittenliedes" und sagt, daß er sie sogleich in „Kunst und Altertum" (IV, 3, 66 ff., jetzt Grimms Kl. Schriften I, 413 ff.) habe abdrucken lassen. Über die Entstehung dieser Übersetzung will ich aus besonderen Gründen erst später sprechen.

Den ersten und zweiten Band seiner neuen Ausgabe der Volkslieder sandte Vuk am 2. März 1824 an Grimm, der schon am 28. März eines davon „Die Erbauung von Scutari" in unmetrischer Übersetzung einem Briefe an Fräulein L. und A. v. Haxthausen beischließt (Reifferscheid 92 ff.; Kl. Schriften VII, 544 ff.). Am 8. Mai desselben Jahres sendet Grimm dasselbe Gedicht, aber jetzt in metrischer Übertragung an Goethe, der es in „Kunst und Altertum" V, 2, 24 ff. zum Abdruck bringt (Kl. Schriften VII, 550 ff.). Da muß es zunächst doch auffallen, daß der immer tief in Arbeit steckende Grimm auf die Übersetzung eines umfangreichen Liedes (von 242 Versen) doppelte Mühe verwendet, wobei es sich — abgesehen von der verschiedenen äußeren Einkleidung — beide Male doch nur um eine möglichst wortgetreue Wiedergabe des Originals handelt.

Vergleicht man beide Fassungen miteinander, so fallen folgende Unterschiede auf: Die unmetrische Übersetzung ist überschrieben „Die Erbauung von Scutari", die metrische „Die Aufmauerung Scutaris". Steig (S. 175) meint, diese Änderung rühre „ohne ersichtlichen Grund" von Goethe her, so wie er auch den Vers „Weiter sagt die Wile von dem Berge", da er „ihm den munteren Fortstrom des Liedes zu hemmen schien", fortgelassen haben soll. Nimmt man aber an, daß diese Änderungen erst Goethe vorgenommen habe (Grimms Manuskript hat sich offenbar nicht erhalten), so ist nicht einzusehen, weshalb man nicht auch die übrigen, nicht erst um des Metrums willen getroffenen Änderungen auf Goethes Rechnung setzen dürfte, was doch niemand wird ernstlich behaupten wollen. Ich glaube, alle Abweichungen des bei Goethe abgedruckten Textes rühren von Grimm selbst her. Wenn er das ursprüngliche „Erbauung" durch „Aufmauerung" ersetzt, so will er damit eben nur eine wörtlich treue Übersetzung des serbokroatischen ›zidanje‹ (nach Vuks Wörterbuch von 1818 „das Mauern") geben, das übrigens auch dem Inhalt des Liedes besser entspricht als das farblosere „Erbauung". Diese Änderung, da sie Kenntnis der Originalsprache voraussetzt, kann nicht von Goethe stammen; auch ist es bezeichnend, daß er in seinem Dankschreiben an Grimm das jedenfalls näher liegende Wort „Erbauung" gebraucht. Grimm war eben bestrebt, alle Nuancen des Urtextes, selbst auf Kosten der deutschen Sprache möglichst treu wiederzugeben: So sagt er für ›grad gradila‹ — „burgten Burg", wo die unmetrische Übersetzung „bauten eine Festung" bietet; ebenso für ›večeraše gospodsku večeru‹ — „abendaßen köstlich Abendessen" gegenüber dem „hielten ein herliches Abendmahl" in der unmetrischen Übersetzung u. a.

stehe Ihr Deutsch dennoch" (Vuk. prep. II, 7). Wenn also Grimm noch 1824 die Sprache nicht beherrscht, wie mag es 1815 mit seiner Kenntnis ausgesehen haben? Ein Beweis mehr für meine Behauptung, daß die Übersetzung jener oben besprochenen fünf lyrischen Gedichte auf Kopitar zurückgeht.

Auf diese für das serbo-kroatische Volkslied besonders charakteristische etymologische Figur hat Grimm schon 1815 so nachdrücklich hingewiesen[1]), daß man sich wundern muß, wie er in der an die Schwestern v. Haxthausen geschickten Übersetzung dieses Merkmal verwischt haben soll. Da die metrische Fassung auch sonst die formalen Eigenheiten des Originals treuer bewahrt (z. B. in der Wiederkehr derselben Worte, in der Beibehaltung des Cäsurreimes in der viertletzten Zeile u. a.), glaube ich, daß die erste, dem Brief an die Schwestern v. Haxthausen beigelegte prosaische Übersetzung überhaupt nicht von Grimm, sondern von Vuk herrührt. Am 6. November 1823 schreibt Vuk an Grimm, daß der zweite Band der Leipziger Ausgabe der Volkslieder, der auch den Text des Liedes von der Erbauung Skutaris enthielt (als Nr. 5) gedruckt sei und fährt fort: „Ich habe Ihnen schon auch aus dem II. Band einige [Gedichte] wörtlich übersetzt (aber Sie können besser übersetzen als ich)" und am 6. Dezember meldet er: „Vielleicht diese Woche werde ich Ihnen das[!] II. Bd. sammt einigen Übersetzungen schicken" (Vuk. prep. II, 11 und 21). Grimm erinnert den Freund am 21. Jänner 1824 an sein Versprechen: „Was Sie mir von den Heldenliedern übersetzt haben, schicken Sie mir ja mit [von Grimm unterstrichen]. Es erleichtert mich sehr und Sie erinnern Sich, welchen Bock ich neulich machte, wo ich mich mit dem Regenbogen duga herum schlug und an ein so einfaches und bekanntes Wort wie dug (lang) nicht dachte!"[2]) (Vuk. prep. II, 37). Da aber Vuk auf den noch nicht fertig gedruckten I. Band wartete, konnte die Sendung erst am 2. März an Grimm abgehen. Unter diesen wörtlichen Verdeutschungen muß sich auch die „Erbauung von Scutari" befunden haben, die dann Grimm bald darauf den Schwestern Haxthausen zuschickt: „Um diesem Brief einigen Werth zu geben, schreibe ich Ihnen das wunderschöne serbische Lied von der Erbauung Skutaris her" (Reifferscheid, S. 92). Ohne das Original zu Rate zu ziehen, schrieb Grimm Vuks Übersetzung ab, korrigierte aber dessen damals noch recht mangelhaftes Deutsch, wobei er freilich das zweimalige „auf der Bojana" (Fluß in Albanien), für das er sonst immer „an der B." oder „zur B." setzt, übersah. Für die am 8. Mai desselben Jahres an Goethe gesandte Übertragung diente ihm deutlich Vuks Arbeit zur Grundlage, er vergleicht sie aber jetzt sorgfältig mit dem Orginaltext und kleidet sie in metrische Gestalt. Die Zehnsilber sind genau gebaut, aber der Einschnitt nach der vierten Silbe nicht immer eingehalten. Eine bedeutendere Abweichung ist das schon von Steig bemerkte und gut erklärte Weglassen des 83. Verses, der um so leichter wegbleiben konnte, als ja im Deutschen schon durch den Konjunktiv das Folgende als indirekte Rede der Vila gekennzeichnet wird, während im Original der Indikativ zu Mißverständnissen führen könnte und deshalb der Vers „Weiter sagt die Wile von dem Berge" vorangestellt wurde. Umgekehrt fehlt (durch Vuks oder Grimms Versehen) in der Prosafassung der 195. Vers, der absolut nicht fehlen darf und den Grimm in die metrische

[1]) Kl. Schriften IV, 429: „Nächtlein durchnachten, Nachtmahl nachtmahlen, Gedanken auseinanderdenken, Schlaf einschlafen usw."

[2]) Bezieht sich auf Grimms Anfrage im Brief vom 12. und Vuks Antwort am 21. Dez. 1823 (Vuk. prep. II, 24 und 30).

Übertragung einfügt: „Hub zu flehen an zwey liebe Schwäger". An zwei Stellen weicht Grimm vom Original und der genauen Übersetzung Vuks ab, indem er in V. 100 Vuks „mit der Gattin" durch „zur Gattin" ersetzt und in den Versen 133 und 134 für Vuks richtiges „die jüngere Schwägerin" unnötigerweise „die jüngste Schw." sagt.

Die erste, prosaische Fassung des Liedes ist durchwegs so korrekt, wie sie Grimm damals auch mit Hilfe des Wörterbuchs nicht hätte zustande bringen können. Ich verweise nur auf das Zeitwort »pratiti« in Vers 204, das hier die seltene, in Vuks Wörterbuch fehlende Bedeutung „schicken zu jemand" hat, die aber richtig in beiden Verdeutschungen steht, ferner auf das im Wörterbuch ebenfalls fehlende »dori« (Vers 186 und 191). Mündliche Belehrung ist ausgeschlossen, da weder Vuk noch Kopitar zu der in Frage kommenden Zeit in Kassel waren.

Nun möchte ich noch einen Schritt weiter gehen und behaupte, daß auch die etwas früher erschienene „Erbschaftstheilung" ebenfalls auf eine wortgetreue Übersetzung Vuks zurückgeht. Der Urtext steht in dem zuerst erschienenen III. Bd. der Leipziger Ausgabe; in dem oben erwähnten Brief schreibt Vuk an Grimm, daß er ihm auch aus dem II. Bd. einige Lieder übersetzt habe, also hat er ihm schon früher aus dem dritten einiges übertragen (denn der I. Bd. erschien erst später). Unter diesen früheren Verdeutschungen wird das herrliche Lied von der Erbschaftsteilung nicht gefehlt haben. Jedenfalls entstand die in „Kunst und Altertum" erschienene Übersetzung unter Beihilfe Vuks[1]), der damals in Kassel war und das von Grimm eilig übertragene, für den Druck gar nicht bestimmte Lied an Goethe überbringen sollte. Steig, S. 171 f., macht auf Goethes Änderung des 71. und 72. Verses aufmerksam und sucht sie, freilich ohne rechten Erfolg, zu erklären. Nach Grimms handschriftlicher Übersetzung „Aber nimmer ließ sie [die Ente] sich erblicken Sondern (fassend) fahrend nach dem grauen Falken Brach sie dem den einen rechten Flügel" ist die Situation allerdings nicht ganz klar. Aber im Original lautet der erste Vers „ona mu se ne da ni gledati", wörtlich übersetzt „sie läßt sich ihm nicht einmal schauen", d. h. sie läßt dem Falken, dem ja eben erst die Haube abgenommen wurde, nicht einen Augenblick Zeit, sich zurecht zu finden, sie anzuschauen, sondern fährt sofort auf ihn[2]). Für Grimm, dem ja auch Vuk mündlich Bescheid geben konnte, war der Sinn klar, aber seine Übersetzung ist nicht glücklich; deshalb Goethes Änderung. Steigs Behauptung, daß auch Grimm die Unebenheit empfunden haben muß, weil er in den Götting. gel. Anz. bei Erwähnung dieses Liedes nur von der „zauberhaften" Ente spreche, trifft nicht das richtige, denn die serbokroatische „utva" ist (nach älterer Auffassung) überhaupt eine zauberhafte oder wie Vuks Wörterbuch angibt, eine „mythische" Ente. Grimms Worte beziehen sich also nicht auf die Situation, sondern geben nur eine Übersetzung des serbo-kroatischen „utva".

[1]) Hätte Grimm nur mit Hilfe von Vuks Wörterbuch gearbeitet, so hätte er z. B. das zweimalige „na čast tebi" (in V. 59 und 60) niemals richtig verstanden.

[2]) Talvj trifft mit ihrer Übersetzung „Aber eh' er sie noch konnt' erschauen" (Bd. 1, S. 149) den Sinn des Originals noch am besten. Vgl. auch M. Ćurčin, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur. Leipzig 1905, S. 124.

Auch in dieser Verdeutschung wurden zwei Verse weggelassen (von Goethe oder schon von Grimm?), die allenfalls entbehrlich sind. Es sind die Verse 78 und 98, die in deutscher Übersetzung lauten würden: „Und er fragt den grauen Falken" — „Angelia, meine treue Gattin." Falsch ist die Wiedergabe des 67. Verses: „In des Waldes Grüne einen Weiher" statt „In dem Walde einen grünen W."; nicht glücklich die Übertragung der Verse 59 und 60: „Dir zu Ehren, mein geliebter Schwager, Dir zu Ehren Wein in diesem Becher", die Talvj recht hübsch so verdeutscht: „Diesen Becher weih' ich Dir, mein Schwager! Diesen Becher und den goldnen Wein drinn!"

Auch dieses im übrigen genau übertragene Lied ist in trochäische Zehnsilber mit gelegentlicher Nichtbeachtung der Cäsur nach der vierten Silbe gekleidet.

Alle bisher betrachteten unter Grimms Namen gehenden Übertragungen sind auf fremde wortgetreue Übersetzungen zurückzuführen, wie ja Grimm auch bei seiner Verdeutschung von Buks Grammatik (1824) eine fremde, allerdings mangelhafte Übersetzung vorgelegen hat (Vuk. prep. I, 718; II, 6). Nur dieser Umstand erklärt die auffallende Tatsache, daß sich in den bisher besprochenen Verdeutschungen Grimms weit weniger Fehler und Versehen finden, als in denen des tüchtigen Slavisten Kopitar (Vs. im Rad 116, S. 11 f. und 27 ff.).

*

In der Anzeige der ersten zwei Bände der Leipziger Ausgabe von Buks Volksliedern gab Grimm eine wortgetreue prosaische Übersetzung zweier lyrischer Gedichte (Kl. Schr. IV, 219 f.) von insgesamt 29 Versen. Der Text bot keine Schwierigkeiten und ich glaube, daß Grimm hier ohne fremde Hilfe war. Zehn Jahre später gibt er in seiner Rezension des IV. Vukschen Liederbandes (in den „Götting. gel. Anz." 1834, S. 369 ff., jetzt Kl. Schr. V, 168 ff.) ebenfalls in Prosa eine Übersetzung des 123 Verse zählenden Liedes „Die Frau des reichen Gavan". Von dieser Übersetzung kann man bestimmt behaupten, daß sie ganz ohne fremde Nachhilfe entstanden ist. Aber sie ist mißlungen. Einzelne Wörter, auch solche, worüber Buks Wörterbuch Aufschluß geben konnte, sind falsch übersetzt; z. B. „guslice" (die charakteristische Ahorngeige der Bettler und Sänger) mit „Harfe"; „božjaci" (Bettler) dreimal mit „Engel", zweimal „die Göttlichen"; „Balatino jezero" (der Balaton oder Plattensee) mit „tiefer See" u. a. Auf argem Mißverständnis beruht die Wiedergabe und die daran sich schließende Erläuterung der gerade den wesentlichsten Teil des Liedes ausmachenden Verse 43—52: „Und es trug Jelena, die stolze Herrin, einen Feuerbrand unter die Brote, die Freitags geteigt, Samstags gebacken, Sonntags herausgenommen werden. Da gab nicht Jelena (Almosen), wie es der Herr liebte, sondern es warf Jelena vom rechten Fuß ihren Schuh." Der Urtext besagt aber etwas ganz anderes: Jelena nimmt ein Stück ringsherum angebrannten, schlecht (weil sich die Zubereitung durch drei Tage hinzog) zubereiteten Brotes, spendet es nicht wie Gott befiehlt, sondern legt es auf den Schuh ihres rechten Fußes und schleudert es den Bettlern zu.

Diese Übersetzung Grimms ist für die Beurteilung seiner Kenntnis des Serbo-kroatischen wichtig: Er kannte die Sprache soweit, daß er sie bei seinen grammatischen Arbeiten mit bestem Erfolg vergleichsweise heranziehen konnte, aber seine Kenntnis reichte nicht aus, ihn vor gelegentlichen groben Mißverständnissen zu schützen.

*

Das Gesagte zusammenfassend ergibt sich, daß Grimm ohne fremden Beistand nur drei prosaische Übersetzungen serbo-kroatischer Volkslieder von insgesamt nur 152 Versen geliefert hat. Er hält an seiner bereits 1815 ausgesprochenen Meinung fest, daß diese Lieder eigentlich unübersetzbar und daher nur im Originaltext zu genießen seien. Aber gedrängt von Kopitar und Vuk bringt er, um der Sache zu dienen, in seinen aufschlußreichen Anzeigen der Vukschen Sammlungen auch Verdeutschungen einiger Gedichte, zwei andere schickt er (wohl auf Vuks Betreiben) an Goethe, von dem Kopitar und Vuk noch immer Nachdichtungen in der Weise des „Klaggesanges von der edlen Frauen des Asan Aga" erhofften und ihn daher mit wortgetreuen Übersetzungen serbo-kroatischer Volkslieder reichlich versahen. Auch von der Widmung an Maria Pawlowna versprach man sich das beste und so schreibt am 20. September 1823 Kopitar an Vuk, wird die Widmung angenommen, so werde Goethe „selbst und sein junger und alter Anhang sich über unsre pjesnarica [Volksliederbuch] hermachen, anzeigen, übersetzen" (Vuk. prep. I, 232). Im Brief vom 25. Oktober 1823 fragt er Vuk, was er bei Goethe ausgerichtet habe[1]) und fährt in seiner national-patriotischen Begeisterung fort: „Wahrlich eine Übersetzung der

[1]) Über den Besuch bei Goethe berichtet Vuks Brief an Kopitar vom 23. Okt. 1823 (Vuk. prep. I, 235 ff.), dessen bedeutendste Stellen ich hier in deutscher Übertragung mitteilen will: „In Weimar war ich acht Tage und ich kann sagen, daß es die herrlichsten Tage meines bisherigen Lebens waren. An Goethe hatte ich ein Empfehlungsschreiben von Grimm, worin er ihm eine deutsche Übersetzung des Liedes von der Erbschaftsteilung der Jakšiće schickte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Grimm in diesem Briefe unsere Lieder lobte ... Diesen Brief habe ich am Abend Goethes Kammerdiener übergeben, gerade als Goethe irgendwohin ausfahren wollte. Nachdem ihm der Diener den Brief überreicht hatte, meldete er mir, Seine Exzellenz habe gesagt, es werde ihm besonders lieb sein, wenn ich ihn morgen um 11 Uhr besuchen wollte. Als ich am nächsten Tage kam [nach Steig (Weim. Goethe-Ausg. III, 9 Lesarten zu 128_{25}) d. 13. Okt.; nach E. v. d. Hagen, Goethe als Herausgeber von Kunst und Alterthum und seine Mitarbeiter, Berlin 1912, S 126 Anm. aber schon am 7. oder 8. Okt.], erwartete mich Goethe inmitten des Zimmers und nachdem wir uns nach vielen Komplimenten auf das Sofa niedergelassen hatten, worauf Grimms auseinander gefalteter Brief, die Übersetzung der Erbschaftsteilung und ein aufgeschlagener Band Zeitungen lagen, sagte Goethe zu mir, indem er mit der Hand auf den Zeitungsband wies: ‚Sehen Sie, daß Sie heute nicht zum erstenmal in meinem Zimmer sind; Sie sind schon lange hier bei mir.' Als ich einen Blick auf die Zeitung warf, sah ich, daß es die Rezensionen meiner ersten Serbischen Grammatik waren! [1814 erschienen, rezensiert in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung 1815 Nr. 46]. Bedenken Sie selbst, was für ein Triumph das für mich war! Darauf haben wir viel über unsere Volkslieder gesprochen, auch las er mir die Erbschaftsteilung vor und fragte mich um einzelne Verse, wie sie im Original lauten und sagte, daß er [von Vuk unterstrichen] sie [die Übersetzung] werde drucken lassen; auch bat er mich, daß ich ihm einige Lieder wörtlich übersetze und zusende ꝛc." Weiter berichtet Vuk über seinen Besuch bei der Großfürstin und bei Riemer.

pjesme [der Volkslieder] würde ihm selbst mehr Ehre ꝛc. bringen als der ganze westöstliche Divan!" (Vuk. prep. I, 240). Vuk versucht es mit Grimm und fragt ihn am 13. Jänner 1824: „Könnten Sie nicht ein Büchlein serbischer Lieder deutsch herausgeben? Das könnte niemand besser machen als Sie, nur wenn Sie Zeit hätten" (Vuk. prep. II, 34). Aber Grimm antwortet am 21. Jänner ausweichend: „Kommt Zeit, kommt Rath; jetzt kann ich nicht dran denken, ein Bändchen zu übersetzen. Vielleicht erweckt die Grammatik [die von Grimm 1824 verdeutschte Gram. Vuks] Freunde und solche, die mehr Muße und Beruf zum Übersetzen, als ich, haben" (Vuk. prep. II, 38). Der immer rührige Kopitar hatte auch mit dieser Eventualität gerechnet und schrieb noch am 27. September 1823 an Vuk: „So könnten Sie auch, wenn Grimm und Riemer und Göthe nicht dran wollen, ebenfalls einem empfänglichen Studenten helfen, einige Gesänge zum Muster zu übersetzen" (Vuk. prep. I, 233) und einen Monat später (am 29. Oktober) fragt er ihn: „Könnten Sie nicht einen Verleger finden für eine teutsche Übersetzung der pjesme?" die noch gar nicht vorhanden war (Vuk. prep. I, 241).

Aus dieser Not half den Freunden Therese v. Jakob (Talvj), die beste Übersetzerin serbo-kroatischer Volkslieder[1]).

*

Wenn auch das Grimms Verdeutschungen bisher (zuweilen sogar überschwenglich) gespendete Lob einer wesentlichen Einschränkung bedarf, so bleiben doch seine sonstigen großen und unvergänglichen Verdienste um das serbo-kroatische Volkslied unangetastet bestehen. Ich will nur noch auf folgendes aufmerksam machen. Miklosich behauptet[2]), daß „das metrische Gesetz des serbischen Heldenliedes [d. i. „zehn Silben mit einem Ruhepunkt nach der vierten und nach der zehnten Silbe, welche zehn Silben im Gesange fünf Trochäen bilden" S. 452] erst im Jahre 1824 von Vuk dargelegt, vor ihm von niemand auch nur geahnt worden ist" (S. 453). Diese Behauptung ist nicht richtig, da Grimm bereits 1815 in seiner Anzeige des ersten Vukschen Volksliederbuches auf den metrischen Bau des Zehnsilbers aufmerksam gemacht hat: „Bei unserem serbischen Trochaismus macht ... den Hauptfall aus (den Rec. wenigstens, wo er recht gezählt, in 64 Liedern der ganzen Sammlung und zwar durchgehends den größeren und epischeren ungetrübt wieder findet), daß zehn Silben zum Satz gehören und ihre Ruhe nach den vier ersten (wo fast jedesmal Wort, häufig Sinn schließt) einlegen" (Kl. Schr. IV, 428). Noch bestimmter formuliert Grimm seine Beobachtung 1823 in der Besprechung des III. Bandes von Vuks Leipziger Liedersammlung: „[Das Metrum] ist durchweg in den Liedern dieses Bandes und in den Heldenliedern überhaupt trochäisch, den Vers zu fünf Füssen oder zehn Silben gerechnet mit regelmäßig aus-

[1]) Vgl. meine philolog. und ästhetische Würdigung ihrer Übersetzungen im Rad 166, S. 34 ff. M. Ćurčins ungerechtes Urteil über sie (in seiner sonst recht brauchbaren Diss. „Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur", Leipzig 1905, S. 130 ff.) wird neuerdings im Goethe-Handbuch III, 391 f. wiederholt.

[2]) „Über Goethes Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie Bd. 103, S. 413 ff.

gehaltenem Einschnitt nach dem zweiten Fuß" (Kl. Schr. IV, 203). Grimms Anzeige erschien am 5. November 1823; Vuk aber spricht über den metrischen Bau der serbo-kroatischen Volkslieder in dem „Weihnacht 1823" datierten Vorwort zu seinem zuletzt erschienenen I. Band. Natürlich ist Vuk nicht erst durch Grimm auf den Bau des heroischen Zehnsilbers aufmerksam gemacht worden, aber es ist Tatsache, daß Grimm bereits zweimal über das Metrum der Heldenlieder gesprochen hatte, bevor Vuk (S. LIII) das Gesetz über den Bau des Zehnsilbers so formulierte (in deutscher Übersetzung): „Alle unsere Heldenlieder haben zehn Silben oder fünf trochäische Füße und nach dem zweiten Fuß einen odmor (Cäsur, Einschnitt)" [1]). Während aber Vuk im weiteren Verlaufe seines Vorworts auch alle übrigen in den serbo-kroatischen Liedern vorkommenden Versmaße bespricht, erwähnt Grimm 1815 nur noch die Verse zu 8, 6, 12 und 11 Silben und sagt, daß zu ihrem genaueren Verständnis die Melodien hätten beigegeben werden müssen. Diesen sowie alle übrigen in den Anzeigen und Briefen Grimms gegebenen Ratschläge befolgt Vuk zum Vorteil seiner Sammlungen aufs gewissenhafteste.

Herder, Feuchtersleben und Stifter.

Von Gustav Wilhelm in Wien.

Es wäre eine verlockende Aufgabe, die Aufnahme und Wirkung der Werke Herders in Österreich zu seinen Lebzeiten und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu verfolgen. Der Nachdruck hatte sich bald seiner bemächtigt. Die Ausgabe der sämtlichen Werke, Tübingen, Cotta 1805—1820 erschien, mit Titelkupfern geziert, als Nachdruck bei Franz Haas, Wien 1813 ff. Vermischte Schriften Herders waren bereits 1801—1804 bei Anton Pichler in 14 Bänden erschienen. Dazu gesellten sich unter anderen noch Ausgaben der Dichtungen aus der Vorwelt, 1816 bei Kaulfuß und Armbruster, der sämtlichen poetischen Werke, Wien 1818 bei B. K. Bauer und der Poesien (Bilder und Träume, Legenden, Gedichte und Reime) Wien 1826 bei Schrämbl gedruckt und verlegt.

Karoline Pichler hat in ihren „Denkwürdigkeiten" bekannt: „Von allen Schriftstellern aus der früheren Periode unserer Litteratur haben Klopstock und Herder den tiefsten Eindruck auf mich gemacht und wenn ich so sagen darf, die Richtung meines Geistes auf mich bestimmt" und das Entstehen ihrer „Gleichnisse" (Wien 1800 bei Anton Pichler) und eines Aufsatzes in Briefform „Über Musik" mit der Lektüre Herders in Zusammenhang gebracht. Karoline Pichler war nicht auf Nachdrucke angewiesen; sie besaß die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit"

[1]) Ich habe diese Beobachtung bereits 1905 in der Zagreber kroatischen Zeitschrift Nastavni vjesnik 13, 364 ff. niedergelegt, da sie aber anscheinend unbeachtet blieb, gestattete ich mir das Wesentlichste daraus hier zu wiederholen.

in der Rigaer Originalausgabe und ebenso die ersten Drucke der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes", der „Zerstreuten Blätter" und der „Adrastea" (vgl. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, hsg. von Emil Blümml, Georg Müller, 1914, Band I, S. 137, 480, 564; II, S. 400).

Die Besprechung der gesellschaftlichen Zustände und der Literatur in den Dreißigerjahren veranlaßt freilich diese Schriftstellerin im Hinblick auf frühere Zeiten zu der Frage: „Wer redet jetzt noch von Wieland, Herder und Klopstock? Was ist aus der hohen Verehrung geworden, welche die gebildete Welt noch vor 20 Jahren für das klassische Altertum hatte?" (ebenda II, S. 384). Es läßt sich aber leicht zeigen, daß wenigstens Herder gerade in der Zeit des Vormärz, wenn auch vielleicht nur in einer kleinen Gemeinde, lebendig und wirksam geblieben ist. Da ist vor allem Ernst Freiherr von Feuchtersleben zu nennen, der sich seiner Veranlagung und Neigung nach zu der naturwissenschaftlich-philosophischen Richtung Herders hingezogen fühlen mußte und ihn 1836 in einem Artikel „Goethe und Schiller" (Blätter für Literatur, Kritik und Kunst hsg. von Kaltenbäck, Nr. 1; Werke hsg. von Fr. Hebbel V, S. 238) neben Goethe stellt: „[Goethes] Wollen und Denken ist den Tieferschauenden nicht fremd geblieben. Auf einsamen Höhen erwarten diese Keime himmlische Befruchtung, mit jenen, welche der prophetische Herder gelegt, den man wohl öfter zitiert als begriffen hat und dessen Wirkung weit über unser Jahrhundert hinausreicht." Diese Verehrung für Herder wie für Goethe und besonders das Interesse an dessen naturwissenschaftlichen Arbeiten teilte er mit seinem Freunde, dem Dichter Johann Mayrhofer, dem er in der Ausgabe einer neuen Sammlung seiner Gedichte (Wien 1853, Verlag von Ignaz Klang) einen biographischen Nachruf gewidmet hat: „... und wenn ich Mayrhofer mit Einem Ausdrucke schildern müßte, so würde ich sagen: er war von allen mir bekannten Menschen derjenige, dem das Leben die größten Resultate gebracht hat. — Ward ihm Goethe auf diesem Wege nützlich, so war dagegen Herder sein eigentlicher Vater und Bruder im Geiste. Alles im Großen und Ganzen anzuschauen, Geschichte als Naturforschung und diese geschichtlich zu behandeln, geflügelte Worte der Ahnung auszusprechen, und zuletzt alle Elemente des Weltlebens in einem Glauben, in einer Religion, versöhnend zu einigen, — was konnte einem Naturelle, wie das unsers Freundes gemäßer sein?" (S. 8).

Wenig später wendet sich der Schriftsteller Andreas Schumacher, der mit Feuchtersleben von der im Theresianum gemeinsam zugebrachten Schulzeit her befreundet war, in den Sonntagsblättern (hsg. von L. A. Frankl, Jahrg. III, Nr. 34, 25. August 1844) mit einem Jubiläumsartikel: „Heute vor 100 Jahren. Herderdenkmal" an die Verehrer Herders mit der Aufforderung, die von einem Münchner Komitee beschlossene Errichtung eines Herderdenkmals in Weimar durch Beiträge zu fördern, und läßt die eingehende Charakteristik des Dichters in die zuversichtliche Gewißheit ausklingen: „Es wird sich zeigen, was Österreich dem großen Herzen Herders zu verdanken glaubt, in welchem Grade Herders Prinzipien hier fruchtbar geworden und dem stillsinnigen und tieffühlenden Gebildeten dieser Länder als Ideale geistiger Richtung gelten. Der Geist

dessen Dichtungen gleich seinen philosophischen und theologischen Studien nur ebenso viele Bestrebungen sind, die Völker der Erde in einem gemeinschaftlichen Gotteshause wie Brüder einer Gemeinde zu vereinen, der Lehrer, dessen sanfte Überzeugungsgewalt alle Seelenkräfte des Menschen zu einem stillen Bunde des Vertrauens in die Bildungsfähigkeit der Einzelnen wie der Gesamtheit, zum Glauben an einen endlichen Sieg des reinen Menschheitsbegriffes vereinigt, ... dieser Dichter muß in Österreich zahlreiche Freunde und glühende Verehrer haben."

Zu diesen Verehrern zählte damals auch Adalbert Stifter, der um die Mitte der Vierzigerjahre auf seine ersten Erfolge zurückblicken konnte. Heinrich Reitzenbeck berichtet in der, wie August Sauer festgestellt hat, auf Mitteilungen des Dichters zurückgehenden biographischen Skizze (Libussa, Jahrbuch für 1853, S. 312), Stifter habe in der Schule Goethe nicht leiden können und Herder auch nicht, gedenkt dann des großen Einflusses von Jean Paul und fährt fort: „Aber endlich kamen auch Goethe und Herder zu ihrem Rechte und Stifter ehrte gerade diese beiden sehr hoch." Die Briefe Stifters enthalten keinen direkten Hinweis auf Herder, aber in einem Briefe an Gustav Heckenast vom 3. August 1847 charakterisiert er die Schriften des ihm befreundeten Anton Ritter v. Spaun ihrem philosophischen Inhalte nach mit dem Zusatze „aber in Herders Art" (Sämtl. Werke, Prag, XVII, S. 245) und zwei Jahre später sagt er in dem ihm gewidmeten Nachrufe: „Mir drangen seine Arbeiten, ehe ich ihn selber persönlich kannte, mit der schönen Ruhe Herderscher Darstellungen ins Gemüth." (Augsburger Allgem. Ztg., Beilage zu Nr. 311 vom 7. November 1849; Flugschriften des Deutschen Volksgesangs-Vereins in Wien, 2. Auflage, Wien 1896, S. 26.)

In Stifters Erzählungen tritt nach meinen Beobachtungen, die ich in der Ausgabe der Werke Stifters (Auswahl in 6 Teilen, Goldene Klassiker-Bibliothek, Bong, 1911) in den Einleitungen und Anmerkungen verwertet habe, zunächst in der „Narrenburg" die Anlehnung an Herder deutlich hervor, und zwar in der Einleitung der Lebensgeschichte des Jodokus: „Jedes Leben ist ein neues, und was der Jüngling fühlt und thut, ist ihm zum ersten Male auf der Welt: ein entzückend Wunderwerk, das nie war und nie mehr sein wird — aber wenn es vorüber ist, legen es die Söhne zu dem andern Trödel der Jahrtausende, und es ist eben nichts, als Trödel; denn Jeder wirkt sich das Wunder seines Lebens auf's Neue" (S. W. II, 98_{99}). Das erinnert an die Betrachtungen, mit denen Herder das 15. Buch der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" eröffnet: „Vorübergehend ist also alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verwesung ... Der kluggewordene Greis geht unter die Erde, damit sein Nachfolger ebenfalls wie ein Kind beginne, die Werke seines Vorgängers vielleicht als ein Thor zerstöre und dem Nachfolger dieselbe nichtige Mühe überlasse, mit der auch Er sein Leben verzehret." Herder beklagt „das Menschengeschlecht, das mit allen seinen Bemühungen an Ixions Rad, an Sisyphus Stein gefesselt und zu einem Tantalischen Sehnen verdammt ist" und knüpft daran die Frage: „Wozu also die unselige Mühe, die Gott dem Menschengeschlecht in seinem kurzen Leben zum Tagwerk gab? wozu die Last,

unter der sich jeder zum Grabe hinabarbeitet?" (Sämtl. Werke, hsg. von Bernhard Suphan, Berlin, Weidmann, XIV, 204 ff.). Ebenso kennzeichnet Jodokus die Nutzlosigkeit des menschlichen Daseins und die vergebliche Mühe aller Menschen: „Aber da rollt die Welt um eine Axe, sie rollt auch geradeaus fort ins Unendliche, und alle Menschenherzen mit, und alles geht fort, fort ... fort ... immer, immer!! wohin? — wir wissen es nicht; aber rollen muß das ungeheure, das unenthüllbare, das unerbittliche Schicksal, das wissen wir, und millionenmal Millionen haben mitgearbeitet, daß es fort rolle, und sie vergingen, sie werden weggelöscht, sie werden ausgetilgt aus dem Gedächtnisse der Jahrtausende." (Erste Fassung: Iris f. 1843, S. 336 ff., vgl. S. W. II, 99_2) Und wenn Jodokus von den riesenhaften und unschuldigen Pflanzen Gottes in Indien spricht (II, 101_{10}) und der Obrist in der „Mappe meines Urgroßvaters" bekennt, daß er die Pflanzen liebt, „weil sie unschuldig den Willen Gottes thun" (II, 173_{14}), so begegnen sie sich mit Herder, der in dem 2. Buche der „Ideen" sagt: „Insonderheit, dünkt mich, demüthiget es den Menschen, daß er mit den süssen Trieben, die er Liebe nennt, und in die er so viel Willkühr setzt, beinah eben so blind wie die Pflanze, den Gesetzen der Natur dienet" (XIII, S. 53). Ebenso scheint die Charakteristik der Chelion in der „Narrenburg" von der in den „Ideen" (vgl. XIII, S. 222, 294 f.) den Indern gewidmeten beeinflußt zu sein und erinnert der Entschluß des Doktor Augustinus in der „Mappe", den von der Natur gebotenen Heilkräften nachzuforschen und sich nicht allein mit Buchgelehrsamkeit abzugeben (II, S. 316_9 ff.) an Herder, der sich in den „Ideen" für dasselbe Heilverfahren einsetzt: „Worauf beruhet die Kunst des Arztes, als eine Dienerin der Natur zu seyn und den tausendfach-arbeitenden Kräften unsrer Organisation zu Hülfe zu eilen?" (XIII, S. 179).

Von den folgenden Erzählungen der „Studien" greife ich noch den „Hagestolz" heraus. Der Oheim verhindert Viktor, in ein Amt einzutreten, das ihm „doch langsam das Leben aus dem Körper frißt", und offenbart ihm seine aus dem eigenen verunglückten Leben geschöpfte Erfahrung: „Jeder ist um sein selbst willen da, aber nur dann ist er da, wenn alle Kräfte, die ihm beschieden worden sind, in Arbeit und Thätigkeit gesetzt werden — denn das ist Leben und Genuß — und wenn er daher dieses Leben ausschöpft bis zum Grunde... Ich sage Dir sogar, daß die Hingabe seiner selbst für Andere — selber in den Tod — wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, gerade nichts Anders ist, als das stärkste Aufplatzen der Blume des eigenen Lebens" (III, S. 374_{26} ff.). Diese Kritik des Staatsdienstes mag uns zunächst daran erinnern, daß Stifter selbst bis in die reifen Mannesjahre jeder Gelegenheit, in den Staatsdienst zu treten, aus dem Wege ging; ihre Begründung ist aber wohl auch durch Herder angeregt, der den Staat als künstliche Anstalt der Gesellschaft betrachtet und durch ihn die Selbstbestimmung des Menschen gefährdet sieht: „Ja endlich, da, wie alle Staatslehrer sagen, jeder wohleingerichtete Staat eine Maschiene seyn muß, die nur der Gedanke Eines regiert; welch größere Glückseligkeit könnte es gewähren, in dieser Maschiene als ein Gedankenloses Glied mitzudienen? Oder vielleicht gar wider besser Wissen und Gefühl, Lebenslang in ihr auf ein Rad Ixions geflochten zu seyn, das dem traurig-verdammten

keinen Troſt läßt, als etwa die letzte Thätigkeit ſeiner ſelbſtbeſtimmenden, freien Seele wie ein geliebtes Kind zu erſticken und in der Unempfindlichkeit einer Maſchiene ſein Glück zu finden?“ (Ideen VIII, Kap. 5, XIII, 340). Aber auch die Forderung der Ausbildung aller Kräfte und die Anerkennung eines naiven, dem Menſchen angeborenen Egoismus übernimmt Stifter von Herder: „Nur auf dem Gebrauch der ganzen Seele, inſonderheit ihrer thätigen Kräfte ruhet der Segen der Geſundheit ... Jedes Lebendige freuet ſich ſeines Lebens; es fragt und grübelt nicht, wozu es da ſei? ſein Daſeyn iſt ihm Zweck und ſein Zweck das Daſeyn .. Da wir unmöglich andre mehr oder anders, als uns ſelbſt lieben können: denn wir lieben ſie nur als Theile unſer ſelbſt oder vielmehr uns ſelbſt in ihnen; ſo iſt allerdings die Seele glücklich, die wie ein höherer Geiſt mit ihrer Wirkſamkeit viel umfaſſet und es in raſtloſer Wohltätigkeit zu ihr Selbſt zählet“ (ebenda S. 336 ff.).

Mit Herder ſtimmt Stifter auch in der Anſicht von der gleichen Bedeutung des Großen und Kleinen in der Natur und in der Menſchengeſchichte und dem Nachweiſe, daß dieſelben Geſetze in beiden wirkſam ſind, überein. In ſeiner durch Hebbels Angriffe veranlaßten Verteidigung dieſer Anſichten in der Einleitung zu den „Bunten Steinen“ (S. W. V$_1$, S. 3 ff.) konnte er ſich durch Herder beſtärkt fühlen, der in der Vorrede zu den „Ideen“ von dem Gedanken ausgeht, daß „vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnegewebes nur Eine Weisheit, Güte und Macht herrſchet“, und in einer den dritten Teil des Werkes abſchließenden Betrachtung erklärt: „Die Regel, die Weltſyſteme erhält und jeden Kryſtall, jedes Würmchen, jede Schneeflocke bildete, bildet und erhält auch mein Geſchlecht“ (XIII, S. 7; XIV, S. 249). Nur müſſen hier zugleich auch Goethe, Jean Paul und Wilhelm v. Humboldt genannt werden, die alle dieſe Anſchauung vertreten haben (vgl. Stifters Werke, Bong, T. V., S. 511 ff.). Wir werden jedoch im folgenden gerade für die der Abfaſſung der „Bunten Steine“ vorausgehenden Jahre eine eingehende Beſchäftigung Stifters mit Herder nachweiſen können und daraus läßt ſich wohl auch eine wörtliche Übereinſtimmung in beiden Vorreden erklären. Herder „rechnet auf einige, vielleicht wenige, gleichgeſtimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre dieſe oder ähnliche Ideen wichtig wurden“ (XII, S. 5) und Stifter will ebenfalls gleichgeſtimmten Freunden eine vergnügte Stunde machen (S. W. V$_1$, S. 4).

Wir haben Feuchtersleben und Stifter aus ihrem literariſchen Wirken im Vormärz als Schüler Herders erkannt. Mit Sicherheit läßt ſich annehmen, daß Feuchtersleben auch in den geiſtig regen Kreiſen, in denen er verkehrte, für den von ihm verehrten Herder eingetreten iſt, und ebenſo liegt die Vermutung ſehr nahe, daß Stifter mit manchen ſeiner Privatſchüler Herder geleſen hat. Es ergibt ſich aber auch, daß beide in ihrer Beurteilung der Revolution von den Anſichten Herders über die Ziele der Menſchheit und die Aufgabe der einzelnen Menſchen und ſeine Selbſtverantwortlichkeit geleitet worden ſind. Stifter ſah ſich durch die Ereigniſſe des März 1848 und ihre Wirkung auf die Preſſe in den Tagen der faſt uneingeſchränkten Zenſurfreiheit veranlaßt, einen Artikel über Stand und

Würde des Schriftstellers in der Constitutionellen Donauzeitung (Nr. 2 und 7 vom 2. und 7. April) zu veröffentlichen, in dem er Begabung, Bildung und Charakter von den Schriftstellern fordert und unter andern die tadelt, die „dem Erwerbe nachgehen und der Menge schmeicheln, damit sie den möglichst größten Absatz haben". Dieselbe Klage und Forderung hat Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" ausgesprochen: „Deßhalb aber wird kein guter Kopf, wenn er es nicht des Bauchs wegen thun muß, sich unwürdig (wie man sagt), zum Publikum herabstimmen, oder einem lüsternen, falschen Geschmack fröhnen. Der Schriftsteller soll das Publikum, nicht dies den Schriftsteller bilden" (XVII, S. 308). Dieselbe Zeitung brachte zwei Wochen später (Nr. 13 und 18, vom 13. und 18. April) einen zweiten Artikel Stifters „Der Staat". Wie Herder in den „Ideen" IX, Kap. 4 (XIII, S. 375) die Familie als die Grundlage der menschlichen Gesellschaft betrachtet und von da auf die Bildung des Staates, den er wie Kant und Wilhelm v. Humboldt nur als Vernunft- und Notstaat gelten läßt, übergeht, so auch Stifter: „In dem Urstande der Menschen .. gibt sich die Ordnung aus den natürlichen Banden der Verwandtschaft .. Jede Familie ist da ein Staat", um damit einen Ausgangspunkt für die Erörterung der verschiedenen Staatssysteme zu bekommen und die Vorteile der eben begründeten konstitutionellen Monarchie zu erweisen.

Das Bedürfnis, aufklärend zu wirken, veranlaßte Feuchtersleben zu dem Artikel Eine Stimme aus dem Volke, der am 2. und 4. Juli 1848 in der Constitutionellen Wiener Zeitung (der Nachfolgerin der Donauzeitung) erschien. Feuchtersleben läßt sich hier auch auf eine eingehende Erörterung des Begriffes Freiheit ein und bekämpft die in der Öffentlichkeit im Umlauf befindlichen Schlagwörter Reaktion, Proletarier und Proletariat, Zensur u. a. Feuchtersleben wurde damals zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Unterrichtes ernannt und damit erschloß sich ihm, der sich schon lange mit Fragen der Reform des medizinischen Unterrichtes und des ganzen Unterrichtswesens getragen hatte, ein fruchtbares Feld für seinen unermüdlichen Arbeitsdrang. In den wenigen Wochen bis zu seinem unmittelbar nach dem Ausbruch der Oktoberrevolution erfolgten freiwilligen Rücktritt bereitete er durch eine große Zahl von Erlässen die im folgenden Jahre durch Franz Exner zum Abschluß gebrachte Reform des Mittelschulunterrichtes vor. Schon am 24. Mai 1848 berichtete die Wiener Abendzeitung, daß von ihm eine große Druckschrift über die gesamte Reform des Unterrichtswesens zu erwarten steht, und tatsächlich besitzt das Archiv des Unterrichtsamtes ein 225 Oktavblätter umfassendes Manuskript Feuchterslebens, das den Titel trägt: „Der öffentliche Unterricht in seinen Gesammtbeziehungen m. besondr. Rücks. auf Oesterr. Unterrichtswesen" [1]), nach den Schulgattungen angeordnet ist, eine Fülle von pädagogischer Literatur teils bloß namhaft macht, teils in Auszügen bietet und vermutlich als Grundlage bei den Beratungen über die Reformen dienen und den Rohstoff für ein Werk bilden sollte. Aus einigen Literaturnachweisen ergibt

[1]) Aus dem Nachlasse Feuchtersleben's. Mitgetheilt von Rudolf v. Payer: Ein Wiener Stammbuch. Carl Glossy .. gewidmet .. Wien 1898. S. 206 ff.

sich, daß Feuchtersleben noch zu Ende des Jahres 1848 damit beschäftigt war, also zu einer Zeit, da er seine Stellung bereits aufgegeben hatte. In diesem Manuskripte ist Herder etwa 40mal zitiert, und zwar besonders seine Schulreden. Wir können auch daraus deutlich erkennen, daß Feuchtersleben sich auch in pädagogischen Fragen an Herder hielt.

Seinem geliebten Herder hat Feuchtersleben aber auch noch in der 10 Bände umfassenden Sammlung „Geist deutscher Klassiker", die erst nach seinem Tode bei Hartleben 1851 erschien, ein Denkmal errichtet und ihn in dem Vorwort zu dem etwa 200 Aussprüche Herders umfassenden Bande als „den prophetischen Denker, den universellsten Geist, den Deutschland je besaß, und dabei den eigentlich Deutschen unter den Schriftstellern gefeiert": „Durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte hat er tief in seine Zeit gewirkt, und Humanität, die Sonne seines Lebens, gießt ihre Strahlen aus seinen Seherworten über alle kommenden Geschlechter aus." Friedrich Hebbel überliefert uns in seiner ergreifenden Schilderung der Todeskrankheit Feuchterslebens als dessen letzten Ausspruch ein echtes Herderwort: „Ich gehe fort auf einen Stern, auf einen helleren!" (Sämtliche Werke VII, S. 322).

Adalbert Stifter hat durch kurze Zeit auch einen tätigen Anteil an der Politik durch Teilnahme an den Vorbesprechungen für die Wahlen in das Frankfurter Parlament genommen, verließ aber anfangs Mai, vermutlich am 6., Wien, jedoch nicht infolge der allerdings mittlerweile eingetretenen Enttäuschung, sondern in Ausführung des schon im Februar gefaßten Entschlusses, den Frühling in Linz zuzubringen. Welchen Anteil er an der Entwicklung der Ereignisse nahm, bezeugen die Briefe an Heckenast. Schon am 26. Juni 1848 fragt er bei ihm an: „Ich habe in freien Stunden eine Reihe Aufsätze über das gesammte Unterrichtswesen begonnen. Wollen Sie dieselben für Ihre Zeitung? oder muß die Athmosphäre noch etwas ruhiger werden?" Vermutlich hat Stifter schon damals die lange Reihe von Aufsätzen begonnen, die im nächsten Jahre in der Zeitschrift „Der Wiener Bote" erschienen sind und die Notwendigkeit besserer Schulen im Zusammenhang mit der inneren Politik, vor allem mit der richtigen Auffassung der Freiheit erörtern. Die Übereinstimmung der drei demselben Probleme geltenden Artikel: Was ist Freiheit?, Wie wird die Freiheit eingeführt?, Wer sind die Feinde der Freiheit? (Wiener Bote, Nr. 82, 83, 86 vom 22., 23. und 26. Mai 1849) mit dem am 2. und 4. Juli 1848 erschienenen Artikel Feuchterslebens „Eine Stimme aus dem Volke" könnte leicht zur Annahme einer Abhängigkeit Stifters führen; aber bereits sein Brief an Heckenast vom 25. Mai 1848 (XVII, S. 285) beschäftigt sich mit dieser Frage in derselben Weise wie die 1 Jahr später erschienenen Aufsätze und daher ergibt sich nur die völlige Übereinstimmung in den Ansichten Stifters und Feuchterslebens. Aber auf Herder muß verwiesen werden, der den Satz: „Was du willst, daß andere dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht; was jene dir thun sollen, thue du auch ihnen" als „das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts" bezeichnet und erklärt: „Ohne strenge Billigkeit und Wahrheit ist keine Vernunft, keine Humanität denkbar" (Ideen, IV, Kap. 6; XIII, S. 160 f.).

Feuchtersleben zitiert dieselben Worte, die sich „gleich passend im Evangelium und in dem Gesetzbuche der französischen Republik von 1795 (Dec. 2)“ finden, zur Erläuterung des Satzes: „Das Recht, das der Andere, gleich mir, am Gesetze hat, legt mir, gleich ihm, die Pflicht auf, es unangetastet zu lassen“ (Eine Stimme aus dem Volke, Werke VII, S. 383) und Stifter sagt: „Darum verlangt gerade die echte Freiheit die meiste Selbstbeherrschung, die Bändigung seiner Begierden, die Gerechtigkeit, daß man dem Andern nicht zu nahe trete“ (Was ist Freiheit?). Auch der Hinweis auf England ist allen dreien gemeinsam. Herder kommt in der Abhandlung „Tithon und Aurora“ (Zerstreute Blätter, 4. Sammlung) auf dem Vorsprung Englands „in einigen Constitutions-, Finanz- und Handelspunkten“ zu sprechen: „Nach mancherlei gewaltsamen Revolutionen, die wie blutige Gewitter-Regen vorübergingen, gelang es eben der friedsamsten, der stillsten Revolution eine neue Wirksamkeit zu erregen, und dadurch das Glück einer lebendigen Verfassung auf Jahrhunderte hin zu gründen.“ (XVI, S. 120). Feuchtersleben bezeichnet in der „Stimme aus dem Volke“ als ein weiteres Erfordernis „ein geregeltes parlamentarisches Verfahren. Geht nach England! lernt dort in den Clubbs ... wie man Besprechungen organisiert .. Diese Form ist so wichtig als das Wesen .. Und vollends in Epochen des constitutionellen Werdens, des Übergangs in den neuen Zustand, wie bei uns, ist gerade dieser der wichtigste Punct: denn er ist — das Gesetz vor dem Gesetze“ (VII, S. 396). Und ebenso sagt Stifter am Schlusse des Artikels „Wie wird die Freiheit eingeführt?“: „In den freiesten Staaten, die wir bisher kennen, ist immer die Achtung vor dem Gesetze am Allergrößten gewesen, ja die Engländer, die sich auf solche Dinge verstehen, gehorchen sogar aus Eigensinn einem dummen Gesetze, so lange es noch besteht, weil das Gesetz heilig ist ...“

Auf diesen Aufsatz Herders konnten sich übrigens alle berufen, die von einer gewaltsamen Umänderung der Zustände kein Heil erwarteten; denn hier bekannte Herder unter dem Eindrucke der Ereignisse in Paris: „Nicht Revolutionen, sondern Evolutionen sind der stille Gang dieser grossen Mutter (der heilenden Natur), dadurch sie schlummernde Kräfte erweckt, Keime entwickelt, das zu frühe Alter verjünget, und oft den scheinbaren Tod in neues Leben verwandelt“ (XVI, S. 117). Auch Feuchtersleben spricht in dem oben genannten Artikel von gerade fortschreitender Entfaltung des konstitutionellen Lebens und von konstitutionellen Entwicklungen (VII, S. 375) und bezeichnet in seinen Tagebuchblättern das Niederreißen als „den schwierigsten, schmerzlichsten und undankbarsten Theil der ganzen Reformaufgabe“ (VII, S. 310). Und ebenso will Stifter „nicht fliken, sondern organisch beleben und beseelend erzeugen“ (an Heckenast, 6. März 1849, XVIII, S. 322), wenn ihm durch eine Anstellung im Unterrichtsfache dazu Gelegenheit gegeben wird. Damit konnte Stifter seit Beginn des Jahres 1849 rechnen; denn er war in den letzten Tagen des Vorjahres nach Wien zu Beratungen berufen worden, die der Einsetzung der Landesschulbehörden galten. Es liegt nahe, zu vermuten, daß er damals auch mit Feuchtersleben zusammentraf, den er gewiß schon lange kannte; denn beide waren mit Betty Paoli befreundet und hatten im Hause der Fürstin Schwarzenberg verkehrt.

Im Frühjahr 1849 verfaßte Stifter auch als Referent das „Gutachten der Vertrauensmänner bezüglich der Errichtung eines provisorischen Landesschulrates für Oberösterreich und Salzburg", dessen Einleitung im Sinne Herders „die Erziehung des menschlichen Geschlechtes als den heiligsten Zweck des Staates" bezeichnet (siehe Hein, Stifter, S. 231 ff.).

Wenden wir uns nun den im „Wiener Boten" veröffentlichten Aufsätzen über das Schulwesen zu, um nur an einigen nachzuweisen, wie sehr auch hier Stifter mit den Ideen Herders arbeitet! Ihre populäre Sprache erklärt sich ebenso aus der Tatsache, daß Stifter sich an die Masse des Volkes wendet, wie anderseits die ihm mangelnde Vertrautheit mit den Einzelheiten des Unterrichtswesens es mit sich brachte, daß er nur wenige bestimmte Vorschläge bietet und allgemeine Erörterungen in den Vordergrund stellt.

In den Wirkungen der Schule („Wiener Bote" Nr. 134 u. 142, 22. Juli und 1. August 1849) geht Stifter von dem Vergleich des Menschen mit den übrigen Geschöpfen aus: „Kein Wesen auf der Welt wird so hülflos geboren als der Mensch." Schon hier tritt uns Herders vergleichende Betrachtungsweise entgegen, der im 4. Buche der „Ideen" sagt: „Das menschliche Kind kommt schwächer auf die Welt, als keins der Tiere" (XIII, S. 143). Und wenn Herder diese Behauptung näher ausführt: „Manche Tiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinahe schon im Augenblick der Geburt ausgebildet" (S. 153), so verweist auch Stifter auf eine Reihe von Tiergattungen, die „bald nach der Geburt oder wenn sie von dem Ei kommen", selbständig sind. Stifter stellt die mit Instinkt begabten Thiere dem „Menschen, der lernen muß und nur einen kleinen Teil des Instinktes hat", gegenüber. Auch Herder sagt, „daß wir beinah ohne Instinkt gebohren, nur durch eine Lebenslange Übung zur Menschheit gebildet werden" (XIII, S. 345) und weist die Tätigkeit des Instinktes an dem Vogel, dem Seidenwurm, der Spinne, der Biene und dem Biber nach (XIII, S. 99, 101, 108), die gleichfalls alle von Stifter als Beispiele angeführt werden. „Dennoch ist der Mensch", sagt Stifter, „das erste und herrlichste der sichtbaren Geschöpfe Gottes", wie auch Herder ihn „als das höchste" bezeichnet, „wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte" (XIII, S. 167). Ebenso stimmt Stifters Ausspruch: „Der Mensch hat, wenn er schon in die Hälfte seiner ihm bestimmten Lebenszeit einrückt, oft noch bei weitem nicht die Erfahrungen, die er eben für dieses Leben braucht ... aber er hat die Vernunft und das Erkennen, derselbe hat eine weite Bahn vor sich" zu dem Herders: „Der Mensch muß am längsten lernen, weil er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigenerlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst ankommt" (XIII, S. 153). Herder und Stifter würdigen die den Menschen verliehene Fähigkeit, das Erlernte zu vererben, und erblicken in ihr die Möglichkeit einer menschlichen Vervollkommnung, die den Tieren versagt ist, die auch in gezähmtem Zustande nur wenig von den Menschen lernen können (vgl. Herder, Briefe z. Bef. d. Humanit., 123, XVIII, S. 298, Ideen, IV, Kap. 4, XIII, S. 144). Im Anschlusse daran erörtert Stifter die Bedeutung der ersten Erfindungen, der Werkzeuge, die der Mensch seinen Zwecken dienstbar gemacht hat, während das Thier auf seine Glieder angewiesen und „fast jedem seine

Waffe angeboren ist. Bloß der Affe nimmt oft einen Stab zum Gehen und Dareinschlagen und wirft Steine und andere Dinge auf seinen Gegner". Auch Herder führt das Beispiel des Affen an, verwertet es aber gerade dazu, die Behauptung zu widerlegen, daß der Mensch wehrlos geschaffen sei: „Es ist nicht also; er hat Waffen der Vertheidigung, wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel und wehret sich mit Sand und Steinen" (XIII, S. 137). Dieser Gegensatz erklärt sich aus der Verschiedenheit der Absicht, der das Beispiel dienen soll. Herder will zeigen, daß die Natur dem Menschen die Möglichkeit einer Vertheidigung mitgegeben hat, Stifter aber hebt die Wichtigkeit der Erfindungen hervor, um damit die Bedeutung der Tradition zu erweisen.

Auch der die Schule des Lebens behandelnde nächste Artikel („Wiener Bote" Nr. 144, 3. August 1849) bot Stifter zufolge des Themas die Möglichkeit eines engen Anschlusses an Herder. Stifter geht von der ersten, mit der Geburt beginnenden Lernzeit des Menschen aus wie Herder in den „Ideen", IV, Kap. 4 (vgl. XIII, S. 142 und Briefe zur Bef. d. Humanität, 25, XVII, S. 115). Der Mensch dehnt seine Wirksamkeit über die Familie hinaus auf sein Dorf, seine Stadt, das Vaterland, die Menschheit überhaupt aus. So führt auch Herders Weg von dem einzelnen Menschen und den Bedingungen seines Daseins zu der die Völker beglückenden Humanität (vgl. Briefe, 57, XVII, S. 312 ff.) und denselben Weg verfolgt auch Feuchtersleben mit ausdrücklicher Berufung auf Herder: „Sind wir, nach Jahrhunderten der Zivilisation, noch nicht so weit, zu wissen, wo Nationalität anfängt, wo sie aufhört? ... hat Herder umsonst gelebt. Als Einzelwesen beginnt der Mensch zu leben ..." (Eine Stimme aus dem Volke, VII, S. 389). Stifter mahnt die Menschen, die Freuden der Welt mit Maß zu genießen und führt diesen Gedanken wieder im Anschluß an Herders Lehre von dem in der Natur und in der Geschichte waltenden Maße aus, die er in der Abhandlung „Nemesis, Ein lehrendes Sinnbild" (Zerstreute Blätter, 1786, XV, S. 395) verkündete und gleichzeitig in den „Ideen" (XIV, S. 227) mit den Worten: „Jeder einzelne Mensch trägt also, wie in der Gestalt seines Körpers so auch in den Anlagen seiner Seele, das Ebenmaß, zu welchem er gebildet ist und sich selbst ausbilden soll", die auch Feuchtersleben in der „Diätetik der Seele" zitiert. Diese Lehre fand Widerhall in der Weltanschauung Stifters, der sich durch Leidenschaften hindurch zur Leidenschaftslosigkeit geläutert hatte und sich in einem Briefe an Heckenast als „Mann des Maßes und der Freiheit" bezeichnet (25. Mai 1838, XVII, S. 284). Wieder in Übereinstimmung mit Herder betrachtet Stifter als Ursache, weshalb die Menschen in der Schule des Lebens lernten, die Not, führt als Beispiel die Römer und die Phönizier und deren Erfindungen, das Glas und die Buchstaben, an (vgl. Ideen, XII, Kap. 4, XIV, S. 67, 69) und kommt in diesem Zusammenhang auf die Bedingtheit der Organisation und der Leistungen des Menschen durch das Klima zu sprechen, also auf ein von Herder mit besonderer Vorliebe behandeltes Gebiet (vgl. das VI. Buch der „Ideen", bes. XIII, S. 209, 215, 226). Ein daran anschließender Artikel „Die Schule der Familie" leitet zu der Besprechung der von Stifter aufgestellten vier Schularten, der Land-, Bürger-, Wissenschafts- und Kunstschule, über.

Am längsten verweilt Stifter bei der Landschule („Wiener Bote", Nr. 147, 152, 156, 7., 12., 17. August 1848); er tritt mit Nachdruck für die Besserung der Stellung der Lehrer ein, die Feuchtersleben als erste Forderung bezeichnet hatte, holt aber auch hier wieder weit aus, indem er auf die Wichtigkeit der Sprache, der Schrift und des Buchdruckes eingeht (vgl. „Ideen", IV, Kap. 3, XIII, S. 141) und den Beweis, daß Unterricht und Erziehung die einzige Grundlage des Staates sind, unter Berufung auf die Spartaner, die Athener, die olympischen Spiele und Karl den Großen führt, durchaus Beispiele, die Herder ihm bot (vgl. XIII, Kap. 4; XVIII, Kap. 3, XIV, S. 115, 121, 371). Stifter streift aber nur die mit Schrift und Buchdruck verbundenen Nachteile, die Herder zufolge seiner Abneigung gegen tote Gelehrsamkeit ausführlich erörtert, indem er zugibt, „daß einige Nachtheile mit den Büchern in die Welt gekommen sind", und hebt die Bedenken sofort mit dem Gegenargument auf: „Sie sprechen nicht gegen sie, so wenig man das Messer verwerfen wird, weil man sich schneiden kann", das Herder an anderer Stelle bei Erörterung der Frage, ob durch die Künste und Erfindungen die wahre Kultur und Glückseligkeit erhöht wurde, gebraucht hat: „Das scharfe Messer in der Hand des Kindes verletzt dasselbe; deßhalb ist aber die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste" (XIV, S. 241). Aber auch in den bestimmten, weitgehenden Forderungen, die Stifter an die Landschule stellte, tritt die Übereinstimmung mit Herder und den von Feuchtersleben ein halbes Jahr früher vertretenen Vorschlägen zutage. „Daher muß Alles, was jedem Menschen und gehöre er dem untersten Stande an, zum menschlichen Leben unentbehrlich ist, in der Landschule gelehrt werden und zwar nicht bloß gelehrt, sondern es muß so in die Menschen geprägt werden, daß es dieselben nicht mehr verläßt." Das sind Lehren des Comenius, die Herder in den Humanitätsbriefen mitgeteilt hat: „Seine Grundsätze: Kinder müßten mit Worten zugleich Sachen lernen; nicht das Gedächtnis allein, sondern auch der Verstand und Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müßten von Kindheit auf gebessert werden; und hiezu sei Klarheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit des Umganges vor Allem nöthig", diese Grundsätze sind so einleuchtend, daß jeder sie in Worten vorgiebt, ob er sie gleich nicht in Comenius Geist und Sinne befolget (XVII, S. 278). Ebenso hat Herder in der Rede „Von Schulübungen" den »stupor scholasticus« darauf zurückgeführt, daß „oft das leere, trockne Wortgedächtniß der hinkende Bothe seyn muß, der die Stelle aller lebendigen, wirksamen Seelenkräfte, der Einbildungskraft, des Urtheils, der Neigungen und eigner Bestrebsamkeit vertreten soll (XXX, S. 62). Auch Stifter verlangt, „daß der Lehrer lebendig, klar und dauernd machen muß, was im Buche todt und unfruchtbar ist; der Umgang muß die heiligste Wirkung thun". In diesem Sinne war ein Ministerialerlaß vom 2. September 1848 gehalten. In ihm forderte Feuchtersleben „an Stelle des leidigen Mechanismus eine Geist und Herz bildende Unterrichtsmethode, welche in die Sache selbst gründlich eindringt und sie für das Leben nutzbringend macht". Auch darin stimmt Stifter mit Feuchtersleben überein, daß er eine Unterweisung in Staatskenntnissen verlangt; denn Feuchtersleben hat nicht nur seinen Tagebuchblättern

diese Erkenntnis anvertraut: „Vor allem müßte die Wissenschaft vom Staate gehörig gelehrt werden“ (VII, S. 308), sondern auch in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ den Mangel an geschichtlichen Kenntnissen und den irrigen und oberflächlichen Gebrauch politischer Ausdrücke beklagt (VII, S. 378 ff.). Von einer Hebung der Landschulen erwartet sich Stifter eine Erhöhung der Sittlichkeit und eine Steigerung des materiellen Wohles des Volkes. Wenn er hiebei in dem Artikel „Nutzen der Landschule“ (Nr. 156, 17. August) ausführt: „Nicht der Arme, der oft mit vielen Kindern gesegnet ist, hat den Nutzen, wenn sie in der Schule gut erzogen werden, sondern der Reiche, zu dem sie in Dienst gehen“, so berührt er sich mit Herders Auszügen aus der Schrift von Berens: „Reichthümer sind die, welche durch größere Cultur des Landes entstehen und im Lande genossen werden. Auch war bei den Mitteln zur Bildung des Volks nicht die direkte Bereicherung der Herrschaft die Absicht, wenn gleich die Vermehrung der Einkünfte eine Folge ihrer Auslagen bei dieser Bildung seyn würde ... Und es ist billig, daß die, welche Güter erben, die darauf haftenden Schulden bezahlen. Briefe zur Bef. d. Humanit. 77, XVII, S. 394 ff.).

Tritt in den nächsten Artikeln, die den einzelnen Schulgattungen gelten, der Anschluß an Herder naturgemäß zurück, so läßt er sich desto klarer an dem „Schlußwort über die Schule“ („Wiener Bote“, Nr. 174, 7. September 1829) nachweisen, das zum Teil die bereits in den einleitenden Aufsätzen geäußerten Ansichten und Forderungen wieder aufnimmt. Stifter geht von dem Satze aus: „Kein Weltgeist, kein Dämon regiert die Welt. Was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht.“ Derselbe optimistische Glauben hatte Herder veranlaßt, sich in den „Briefen“ gegen die Annahme einer „radicalen bösen Grundkraft im menschlichen Gemüth und Willen“ zu wenden: „Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen Unart unsres Geschlechts, nicht seine Natur und Art“ (XVIII, S. 296 f.).

Stifter fährt fort: „Gott gab uns die mächtigste der Waffen, das weitreichendste aller Werkzeuge, die Vernunft, und sagte: ‚Besitze nun damit die ganze Welt.‘ Wir sind daher die Gründer unseres Glückes oder die Gründer unseres Elendes.“ Diese Lehre von der Selbstbestimmbarkeit und Selbstverantwortung ist der Leitgedanke der „Ideen“ Herders: „Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, lasset uns bedenken, was in den großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt“ (XIII, S. 146). „Die Gottheit hilft uns nur durch unsern Fleiß, durch unsern Verstand, durch unsre Kräfte. Als sie die Erde und alle Vernunftlosen Geschöpfe derselben geschaffen hatte, formte sie den Menschen und sprach zu ihm: ‚sei mein Bild, ein Gott auf Erden! herrsche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beistehn, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen‘“ (XIV, S. 213). Hier fällt auch die beiden gemeinsame Apostrophierung des Menschen auf (vgl. außerdem XIV, S. 245, 252). Dieser Glaube war auch in Feuchtersleben lebendig. In dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ fügt er seinen Erwartungen und Warnungen

„das Eine wichtigste Wort" hinzu: „ein rechtlicher Charakter und ein besonnenes Denken — das sind die Grundbedingungen, ohne welche das große Werk, an dem unser Vaterland baut, nicht vollendet werden kann, oder, im Innern morsch, wieder zerfallen würde. Auf den Menschen beruht alles Menschliche; wie sie sind, so wird ihr Werk werden, in ihrem Charakter liegt das Loos der Erde" (VII, S. 401).

Herder liebt es, sich in einen Zustand der menschlichen Vollkommenheit hineinzuträumen; denn es ist ja ein Grundgedanke der „Ideen", zu zeigen, daß die Menschheit sich durch alle Irrungen und Hemmungen hindurch diesem Ideale nähert: „Es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden: glücklich, nicht durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechtes" (XIV, 249). Dieselben Ziele hat auch Feuchtersleben als Erzieher und Politiker ins Auge gefaßt: „Regierung jedes Einzelnen durch sich selbst ist — auf der niedrigsten Stufe — Anarchie; — auf der höchsten — Ideal; ein Ideal, vor welchem selbst der Begriff von Staaten verschwindet und die reine verklärte Menschheit sich selbst wieder gegeben würde ... Soll die Hoffnung, die Zuversicht auf eine vollendetere Menschheit ein schaaler Traum gutmüthiger Philosophen gewesen sein? soll es nicht die Bestimmung unseres Geschlechtes sein, sich aus Elternliebe zur Genossen-Freundschaft, aus dieser zum Gemeingeist, aus diesem zum Patriotismus, aus diesem zum Weltbürgerthum zu entwickeln, zu erheben? Nein, diese Bestimmung ist kein Traum — wenn nicht die Menschheit selbst eine Lüge, unser innerstes Gefühl und Bedürfniß ein jammervoller Hohn sein soll!" (VII, S. 388, 390). Ganz ähnlich sagt Stifter in seinem Schlußwort: „Wenn die Menschheit einmal auf dem Punkte der aufrichtigsten Religiosität, der schönsten Empfänglichkeit für die Kunst, der größten Redlichkeit in Handel und Wandel und der klarsten Einsicht in alle Dinge stände: dann wäre der Himmel auf Erden, das Glück Aller wäre gegründet, und das Traurigste der Dinge, die Schande für vernünftige Wesen, der Krieg, wäre verschwunden." So leben die Ideale Herders und sein Glauben an eine Vervollkommnung der Menschheit in Feuchtersleben und Stifter wieder auf. Das Verdammungsurteil über den Krieg hat Stifter während der Kämpfe in Ungarn niedergeschrieben. „Wie der Kampf in Ungarn in mein Gemüth schnitt, können Sie nicht glauben; ein jeder Kanonenschuß ging ja eigentlich in Österreichs Herz selber." So schrieb Stifter am 4. September 1849 seinem Verleger (XVII, S. 10) und am 7. erschien das Schlußwort im „Wiener Boten". Aber auch diesen Abscheu vor dem Kriege teilt Stifter mit Herder. „Mitten in dem unseligsten Kriege" nahm der Verkündiger der Humanität in seine „Briefe" einen „Entwurf zum ewigen Frieden" auf und erklärte in dem ersten „Abscheu gegen den Krieg" betitelten Kapitel: „Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstvertheidigung, sondern ein toller Angriff auf eine ruhige, benachbarte Nation ist, ist ein unmenschliches, ärger als thierisches Beginnen" (XVIII, S. 268).

Stifter schließt diesen Artikel mit der Wiederholung seiner Forderung an den Staat, „die Erziehung seiner Bürger, die sogenannte Menschwerdung der Menschen in die Hand zu nehmen" und hiemit „seine erste

und heiligste Pflicht" zu erfüllen. Das Bewußtsein, daß der Staat diese Aufgabe derzeit noch nicht übernehmen kann, veranlaßt ihn zu dem Vorschlage, der Staat solle die Fürsorge für die Schulen einstweilen den Kronländern anheimstellen und diese nur durch die Ernennung geeigneter Persönlichkeiten unterstützen, dann „würde der Staat mit Befriedigung den erwachten Gemeinsinn und das eigentlich edle constitutionelle Wesen erkennen, das ja eben darin liegt, daß Alle dem Ganzen dienen, nicht sich selbst auf Unkosten des Ganzen. Wer Das nicht sieht, der kehre in die absolute Regierung zurück, wo er gezwungen wird, zum Ganzen beizusteuern, und wo er es immer mit Widerwillen thut." Diese Charakteristik der wahren Konstitution entspricht völlig der Überzeugung Feuchterslebens: „Nicht Erweiterung von Einzel-Interessen, sondern Aufopferung derselben an das Gesammt-Interesse des Ganzen — das ist Freiheit, das höchste der irdischen Güter; das ist die Mission der Völker ... Der Einzelne muß sich der Gemeinde, diese dem Staate, dieser der Menschheit allmälig anschließen und aufopfern lernen" (VII, S. 383). Auch hier mag Herder ihr Führer gewesen sein, der in dem vorletzten der Humanitätsbriefe das Losungswort geprägt hat: „Die Tendenz der Menschennatur fasset ein Universum in sich, dessen Aufschrift ist: ‚Keiner für sich allein, jeder für Alle; so seyd ihr alle euch einander werth und glücklich'" (XVIII, S. 300).

Aus den daran anschließenden 7 Artikeln über die „Bildung des Lehrkörpers", die den Abschluß der ganzen Reihe bilden, sei hier nur hervorgehoben, daß Stifter sich nochmals gegen das Auswendiglernen wendet und in dem 4. Artikel („Wiener Bote", Nr. 191, vom 27. September 1849) die Bedeutung eines guten mündlichen Vortrages eingehend würdigt, auch darin an Herder erinnernd, dessen Rede „Von Schulübungen" die Erhaltung der Aufmerksamkeit als erste und notwendigste Schulübung erklärt: „Beim Lehrer wirds ein muntrer Vortrag, eine Gegenwart seines Geistes gleichsam in Mitte seiner Klasse auf alle und über alle seyn, die ihn hören: denn Flamme steckt Flamme an, Gegenwart des Geistes erweckt Gegenwart des Geistes" (XXX, S. 62). Und noch in einer Forderung an den Lehrer, die er mit den Worten: „höchste Liebe zum Amte" ausspricht, berührt sich Stifter mit Herder, wie dessen Rede „Von der Scheu und Achtung der Lehrer und Eltern gegen ihre Schüler und Kinder, und der Ehrerbietung der Kinder und Schüler gegen ihre Eltern und Lehrer" bezeugt: „Wer seines Standes oder Geschäfts müde ist, wer sein Amt, mit der Jugend umzugehen, als eine beschwerliche Last träget, dem ist der schönste Segen entnommen, den uns die Vorsehung zutheilen kann, nämlich, an unsrer täglichen Arbeit Freude zu haben, und an ihr immer selbst als Jünglinge zu lernen. Dies ist der gute Geist, den jener König im Psalm sich erbittet, der freudige gewiße Geist des Lebens" (XXX, S. 166).

Stifters Vorliebe für Herder zeigt sich auch in dem von ihm und J. Aprent herausgegebenen „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen". Pesth, 1854, Gustav Heckenast, das bekanntlich nicht die Approbation des Unterrichtsministeriums erhielt. Herder ist hier außer einem Dutzend Epigramme mit 24 Stücken vertreten: einem Bruchstück aus dem „Cid", vielen in den „Blättern der Vorzeit" enthaltenen Prosa-

dichtungen aus der morgenländischen Sage, Gedichten und Liedern, der Eduard-Ballade und dem Fabellied und zwei größeren Prosastücken, einem aus dem 2. Kapitel des IX. Buches der „Ideen", von den Herausgebern „Werth und Wirken der Sprache" betitelt, und einem Stück aus der Abhandlung „Über die menschliche Unsterblichkeit" (Zerstreute Blätter, 4. Sammlung, 1792) unter dem Titel „Der Mensch im Verbande der Menschheit". Diese Bevorzugung Herders ist für Stifter ebenso charakteristisch wie der große Anteil, den er Wilhelm v. Humboldts „Briefen an eine Freundin" gewährt hat, die mit 33 ein Dutzend Seiten füllenden Betrachtungen vertreten sind.

Wenige Jahre später hat Stifter in dem 1857 erschienenen „Nachsommer" Herder seinen Dank gleichsam öffentlich ausgesprochen. Unter den Dichtern und Schriftstellern, die Heinrich, der Held des Romanes, in der Bibliothek des Freiherrn v. Risach vorfindet, werden an erster Stelle Bände von Herder genannt (VI, S. 56). Übrigens steht auch dieses Werk noch unter seinem Zeichen. Der Vater Mathildens bekennt sich zu der Anschauung: „Erziehung ist wohl nichts, als Umgang ... Der Unterricht ist viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen, um es mittheilen können, zur Erziehung muß man etwas sein" (VIII, S. 108). Auch der Rat, den Heinrich von dem Freiherrn erhält: „Ihr solltet zu Eurem Wesen eine breitere Grundlage legen. Wenn die Kräfte des allgemeinen Lebens zugleich in allen oder vielen Richtungen thätig sind, so wird der Mensch, eben weil alle Kräfte wirksam sind, weit eher befriedigt und erfüllt, als wenn eine Kraft nach einer einzigen Richtung zielt" (VII, S. 40) ist ganz in Herders Sinne erteilt (vgl. oben S. 121). Daß auch die Urteile über den Faltenwurf in der antiken Kunst sich mit Herders „Plastik" berühren, hat Franz Hüller in seiner Einleitung zu dem „Nachsommer" (VI, S. LXII und LXVI) überzeugend dargelegt und damit eine Richtung gewiesen, die vielleicht noch manchen Aufschluß über Stifters Roman gewähren wird. Noch einmal sei aber am Ende dieser einem Dreigestirn geltenden Darlegung auf Feuchtersleben verwiesen, der in seiner „Rhapsodie über Monumente" (VII, S. 25), Herders „Plastik" und zwar gerade zu dem oben genannten Thema heranzieht: „Die Plastik hat denn auch zur erwähnten Absicht die rechte Bekleidung. Eigentlich, nach Herders wahrer Bemerkung, kann sie gar nicht bekleiden. Denn offenbar verhüllt sie gleich unter dem Kleide. ‚Es ist', wie er es ausdrückte, ‚nicht mehr ein menschlicher Körper, es ist ein langbekleideter Block.' — Was die Griechen überwarfen, war nur gleichsam ein Kleid."

Über soziale Elemente in Grillparzers Dramen.

Von Edwin Rollett in Wien.

Daß Grillparzer die Probleme seiner Dramen aus unmittelbarer Lebenserfahrung schöpfte und oft sogar wie ein bildender Künstler direkte Modellstudien machte, geht mit unbezweifelbarer Deutlichkeit aus einer reichen Menge von Aufzeichnungen hervor, die teils als Vorarbeiten zu den einzelnen Dramen, teils verstreut und unzusammenhängend in dem Schatz seiner Erinnerungsblätter enthalten sind. Die Einleitung zum „armen Spielmann" läßt einen tiefen Blick in diese Arbeitsweise tun: „Von dem Wortwechsel weinerhitzter Karrenschieber spinnt sich ein unsichtbarer, aber ununterbrochener Faden bis zum Zwist der Göttersöhne, und in der jungen Magd, die, halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühle der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Didos und die Medeen" (VIII, 152)[1]).

Es waren aber nicht allein die psychologischen Seiten des Lebens, diese gleiche Grundlage, auf der sich „der immerwährende Wechsel" vollzieht (XI, 58, 155 und XIII, 3), auch das kompliziertere Bild der Gesellschaftsform floß mit diesen rein menschlichen Elementen in die Stoffe ein, die sich seiner Subjektivität als gemäße Ausdrucksmöglichkeiten boten. Das ausgesprochene Durchdringen von Verstand und Gefühl, das er selbst an sich beobachtete, läßt ein Auftauchen der aus Zeitereignissen und Zeitgeschichte gewonnenen Erfahrungen seines lebhaften, alles beobachtenden Geistes in der Form des Gemütes und der Phantasie mehr als begründet erscheinen, auch wenn sie rein verstandesmäßig waren. Ja, er geht einmal so weit, schlechthin den inhaltlichen Unterschied von poetischer und philosophischer Wahrheit zu leugnen. Die poetische Wahrheit ist ihm die gleiche, wie die des Verstandes, „aber in dem Kleid, der Form, der Gestalt, die sie im Gemüte annimmt .... Ihre Grundlage ist ebenso objektiv wie die andere ... Man würde sie am besten die symbolische Wahrheit nennen" (XII, 30, 36), so daß alles, was durch den Verstand zum innersten Überzeugungsgut geworden ist, zumindestens als Material dem Bau der Dichtung dienen kann, und ein Widerspruch eigentlich unmöglich ist. Natürlich finden sich zahlreiche Übereinstimmungen sozialer Gedankengänge aus den Studien mit Stellen und Problemstellungen der Dramen. Er kommt z. B. bei einer seiner Lieblingsideen, der Gesetzmäßigkeit des historischen Geschehens, trotz des Unterschiedes zwischen den alten und neuen Völkern, bei deren letzteren „die Individualität in dem bürgerlichen Verbande beinahe untergeht" (XI, 60, 159 und Wiener Ausg. II. Bd. 8, 1383) so weit, zwischen der Völkerwanderung und dem Kommunismus eine direkte Parallele herzustellen (XI, 121, 238), was dann im „Bruderzwist" wiederkehrt (1257/1266 und 1278/1286).

[1]) Die Ziffern beziehen sich, soweit nicht anderes beigefügt ist, auf: Grillparzers Werke in 16 Teilen, herausgegeben von Stefan Hock. Soweit sie vorliegt, ist daneben nach der im Auftrag der Gemeinde Wien von August Sauer herausgegebenen kritischen Ausgabe (Wiener Ausg.) zitiert.

Daneben sind aus der täglichen Erfahrung gewisse gemeinsame Standesmerkmale seiner Zeitgenossen in seiner Erinnerung geblieben, die dann auf die Gestalten der Dramen eingewirkt haben und wohl einwirken mußten. Berufsklassen werden in seinen Aufzeichnungen charakterisiert, wenn er etwa 1839 Metternich als den Typus des Diplomaten schildert, ungefähr mit denselben Worten, die er fünf Jahre zuvor exzerpiert hatte (XI, 108, 222 und 54, 140, Wiener Ausg. II. Bd. 9, 2136 b) oder in der Selbstbiographie an jener Stelle, die berichtet, Graf Wurmbrand habe „als ehemaliger Militär" von seinem Knochenbruch, „als von einer wenig bedeutenden Sache" gesprochen (XIV, 81).

Es wird sich nun im folgenden darum handeln, einige Probleme aufzudecken, die neben ihrem psychologischen auch einen speziell sozialen Gehalt bergen, wobei kaum eine reinliche Trennung der beiden durchführbar ist.

Anderseits wird die Analyse der Charaktere neben individuellen Eigenschaften eine Reihe von Zügen aufweisen, die der Standesgruppe oder dem Berufe ihre Trägers nach Grillparzers Anschauung gemeinsam sind und damit sein sozial-psychologisches Weltbild ungefähr umschreiben. Bei beiden ist zu berücksichtigen, daß der dichterische Horizont veränderlich, einer Entwicklung unterworfen ist und für die einzelnen Perioden des langen Dichterlebens nicht in allen Teilen derselbe bleiben kann. Es werden sich aber doch bleibende Strömungen feststellen lassen, innerhalb derer wohl das Tempo und die Intensität, nicht aber die Richtung wechselt.

I.

Zentral, wenn auch nicht allein ausschlaggebend, stehen soziale Probleme eigentlich nur in den zwei Altersdramen „Libussa" und „Ein Bruderzwist in Habsburg" und in „König Ottokars Glück und Ende", das als eine Art gedanklicher Vorläufer dieser Werke gelten kann. In allen drei Werken ist es die Stellung des Individuums zur Gesamtheit, ja im engeren Sinne zum Staat, die den Kern der Idee ausmacht, in allen dreien hat Grillparzer sein Glaubensbekenntnis abgelegt „in der Form, die es im Gemüt annahm".

Es ist dabei grundsätzlich festzustellen, daß Grillparzer seinem innersten Wesen nach strengster Individualist gewesen ist, daß ihm also die Gemeinschaftlichkeit, das Aufgehen in einer Gesamtheit nie die letzte Vollendung sein konnte[1]). Auch dort, wo das große Individuum durch den naturgewaltigen Gang seiner Zeit überwunden wird und die Gemeinschaft triumphiert, ist es ihm von Anfang an immer um die Tragödie des großen Einzelnen und nicht um eine Apotheose der Gemeinsamkeit zu

[1]) „Es ist lächerlich wenn man behauptet: der Mensch sei von Natur zum gesellschaftlichen Zustand bestimmt. Wenn die Natur das gewollt, so hätte sie uns als Teilwesen gebildet, mit einzelnen Fähigkeiten und Kräften, aus deren Vereinigung erst ein Zustand der Fortdauer und des Genusses möglich wäre. Das hat sie aber nicht getan, sondern jeder Mensch steht als ein Ganzes da, mit allen Vermögen seines Bruders begabt, nur dem Grade nach verschieden. Jeder Mensch kann als Einzelwesen existieren . . . ." (XI, 50, 125, Wiener Ausg. II. Bd. 8. 1320). Dazu „Libussa" V. 2328—2336, vgl. auch Volkelt: Grillparzer als Dichter des Tragischen, S. 123 ff.

tun. Wenn trotzdem die große Kontrastierung des individualistischen Böhmenkönigs und des Vertreters eines sozialen Prinzips, dessen Bekenntnis in den Worten gipfelt: „Die Welt ist da, damit wir alle leben" (Ottokar 1912) — wenn trotzdem diese Kontrastierung mit einer so völligen Bekehrung des Individualisten endet, daß seine körperliche Vernichtung nur mehr als äußere Gestalt des seelischen Niederbruches erscheint und überdies ein bei dem bühnenkundigen Dichter gewiß nicht absichtslos angefügter Jubelruf auf den Gegenspieler die ganze, „bis ins Kleinste berechnete" Tragödie beschließt, so wird man darin einen eigenartigen Widerspruch erkennen[1]).

Sapphos Tod, Medeens Buße scheinen als Tribut an die Welt unerläßlich. Der Dichter bleibt aber bis zum letzten Augenblick auf ihrer Seite stehen. In „König Ottokars Glück und Ende" wird zum erstenmal in seinem Schaffen diese Schwenkung vollzogen, die geradezu im Widerspruch mit manchen früheren Plänen steht. Fragmente wie „Die Pazzi" oder „Friedrich der Streitbare" kontrastieren ähnlich wie „König Ottokar" den Mann im Schatten mit dem Günstling des Glücks (Reich, Franz Grillparzers Dramen, 3. Aufl., S. 117), bei keinem dieser Pläne aber war eine Verherrlichung des Zurückgesetzten als Schluß gedacht, in keinem war dieser aber auch aus den Grenzen individualistischer Lebensauffassung herausgehoben, in keinem zum Träger eines Prinzipes geworden. Wohl ist aber das einzigemal, wo ein von sozialen Gedanken beherrschter Charakter gestaltet werden soll, in dem Freiheitsdrama „Alfred der Große", dieser nur anfänglich, nur äußerlich in den Schatten gestellt durch die lächerliche Königsgestalt, die ihm bald gänzlich das Feld räumt, und alle Lichter der Charakterisierung sind auf ihn vereinigt.

Es ergibt sich also die scheinbar widerspruchsvolle Situation, daß der individualistische Dichter die Träger des sozialen Prinzipes trotz seiner Vorliebe für das große Individuum erhebt, genau derselbe Widerstreit, den die Selbstbiographie beim Napoleonerlebnis schildert: „Ich selbst war kein geringerer Franzosenhasser als mein Vater und demungeachtet zog Napoleon mich mit magischer Gewalt an" (XIV, S. 44). Das Bildungserlebnis, die Erkenntnis sozialer Gebundenheit nimmt, wie auch aus der Gleichstellung der dichterischen mit der philosophischen Wahrheit hervorgeht, den gleichen Rang mit der ursprünglichen Naturveranlagung, der Liebe zum großen Individuum, ein. Der Dichter sucht nach einem Ausweg, einer Vereinigung der beiden widerstrebenden Richtungen und dieser ergibt sich in dem Ausgestalten des Trägers der sozialen Gedanken zum persönlich großen Helden, der trotzdem gebunden bleibt.

Mit diesem Kompromiß ist der Dichter aber auf halbem Wege stehen geblieben. Die zweite Hälfte, nämlich die Fortsetzung dieser Steigerung bis dort hin, wo sie wieder zum Individualismus führen und nach dem vergeblichen Lösungsversuch mit der Erkenntnis des unlösbaren Konfliktes zwischen Individuum und Welt in den Pessimismus einmünden muß, wie es in den Altersdramen dann faktisch geschieht, ist erst den

[1]) Auf O. E. Lessing: Grillparzer und das neue Drama. München und Leipzig 1905, sei ein- für allemal hingewiesen, mit dessen Ausführungen sich die vorliegenden Beobachtungen vielfach berühren.

späteren Lebensjahren vorbehalten. Im König Ottokar glaubt der Dichter noch an die Möglichkeit einer Vereinbarung, ja noch mehr, er glaubt an ihre Verwirklichung in einer höchst konkreten Form: Als Sieger in dem Kampfe der individualistischen und der sozialen Gewalt geht die Idee des patriarchalischen Staates, die habsburgische Regierungsform, hervor, wie sie der Sohn des eingefleischten Josephiners Wenzel Grillparzer von Kindheit an schätzen gelernt, wie sie aus dem Kampf gegen den großen Napoleon auch in der Wirklichkeit — der Zeit entsprechend —, als Siegerin hervorgegangen war. Damit erweist sich das Bildungserlebnis als das stärkere. Ja, die Pflichtgebundenheit wird geradezu zum Lieblingsgedanken in den Zwanzigerjahren, und während sich in der „Melusina" nur ganz leise und schwach der Pessimismus der späteren „Libussa" ankündigt, beherrscht die Arbeiten bis zu „Weh dem, der lügt!" hauptsächlich das Problem der Pflicht, in der im Ottokar begonnenen Behandlungsform. Bancban und Leon, so verschieden sie sonst sind, tragen jeder eine auferlegte Pflicht, der erstere sogar eine ausgesprochen soziale. Das aus den biblischen Spielen übernommene Motiv der gestellten Aufgabe lebt in diesen Dramen auf (Enzinger). Rustan ordnet sich dem beschränkten Kreise seiner Pflichten unter, die stärker sind als er. Elga erleidet für das freie Nachgeben ihrer Wünsche die Strafe und Starschensky büßt — eine männliche und gewandelte Medea — seine Selbstgerechtigkeit unheimlich und schwer. Einzig Hero zerschellt im eigentlichen Sinne schuldlos an den Schranken ihrer Pflicht[1]). Janthes Schlußworte enthalten eine deutliche Absage an das irdische Pflichtprinzip und kündigen damit die künftige furchtbare Prophezeiung Libussas deutlich an. Das Nebeneinandergehen dieser zwei verschiedenen Richtungen in der ganzen Entwicklung des Dichters, der sich sowohl mit Bancban als mit Hero identifizieren konnte, veranschaulicht den ungeheuren Kampf, der in die trüben, hoffnungsarmen Mollakkorde der Altersdramen mündet.

König Ottokar, Kaiser Rudolf II. und Libussa stehen alle als Individuen im Gegensatze zu den sie umgebenden sozialen Regungen und Bestrebungen. Aber während der Dichter in den Zwanzigerjahren noch einen ihn befriedigenden Ausweg, eine Form der Vereinbarung zu finden glaubt, fehlt in den Altersdramen eine so eigentliche, so positive Lösung. Die schärfere Ausbildung und intensivere Gestaltung der eigenen Individualität hatte ihn einerseits von den Hemmungen des ihn doch nie restlos befriedigenden sozialen Gedankenkreises erlöst, anderseits das Einsame seiner Natur stärker hervortreten lassen. Dies bestimmt seine Stellung gegenüber der Zeitrichtung, aus der auch damals, wie früher aus dem Napoleonischen Zeitalter, der Hebel zur Gestaltung der Dramen emportauchte, dem Konstitutionalismus und den Emanzipationsbestrebungen, die im Jahre 1848 zur Explosion kamen.

Alter, scheuer, einsamer geworden, selbst ein Gipfelpunkt der Kultur, von dem immerwährenden Bestreben nach Sammlung erfüllt, mußte Grillparzer wohl in den umstürzlerischen Bestrebungen zunächst das Niederreißende in die Augen fallen. In die Gestalten Kaiser Rudolfs II. und

[1]) Vgl. O. E. Lessing, S. 47.

Libussas, die er beide schon lange mit sich herumtrug, aber früher nie hatte gestalten können, ist ungleich mehr von seiner persönlichen Eigenart hineingeflossen als in König Ottokar oder gar in den schließlich siegenden und überwiegenden Rudolf von Habsburg. Die Entwicklung in Grillparzer hat ihren Fortgang genommen. Der patriarchalische Herrscher, ursprünglich der Träger des sozialen Gedankens, aufgehend in eine allgemeine Aufgabe, hat sich zu einer individualistischen Persönlichkeit fortentwickelt, obwohl der sachliche Kern seiner Prinzipien der gleiche geblieben ist. An Stelle des Wahlspruchs Rudolfs im König Ottokar: „Die Welt ist da, damit wir alle leben", der die eine Seite der sozialen Gemeinschaft betont, steht in der entsprechenden, die Mitte des Bruderzwist ausfüllenden großen Rede der Satz: „Gott aber hat die Ordnung eingesetzt" (1276) die Betonung der anderen Seite, als Glaubensbekenntnis des wortführenden Helden. Die Stellung, mag sie auch, absolut genommen, die gleiche geblieben sein, hat sich relativ geändert, ja geradezu in ihr Gegenteil verwandelt, entsprechend der Entwicklung, die rings um den Dichter vor sich gegangen ist. Die neue Zeit, deren Herannahen im „Bruderzwist" und in der „Libussa" mit so düsteren Farben geschildert ist, deren Kommen der „stille Kaiser" als einziger fühlt, deren Schreckgespenst ihn vor jeder Tat erschauern läßt, hat das patriarchalische Herrschertum in die gleiche Stellung gedrängt, die ursprünglich der Gewaltherr inne hatte. Und ganz ähnlich wie der Rudolf im „König Ottokar" der Träger, ist der Rudolf im „Bruderzwist" der Gegner des sozialen Gedankens. Nicht ein Zyklus Habsburgischer Königsdramen, sondern eine Abfolge sozialer Problemdramen sind die beiden Historienstücke aus der österreichischen Geschichte geworden, eine Folge, die zwei einander fortsetzende Fragen der sozialen Entwicklung behandelt, wie sie trotz ihres weiten Abstandes zufällig der Gang der deutschen Geschichte in einem halben Jahrhundert, während der Dauer eines Menschenalters aufwarf.

Fehlt aber Rudolf II. im „Bruderzwist" der eigentliche konstitutionelle Gegenspieler, wird in diesem Drama noch von der neuen Zeit immer nur gesprochen — denn auch die böhmischen Stände und der Oberst Wallenstein sind nur Übergangserscheinungen und nicht Repräsentanten — so bringt die „Libussa" diesen in optima forma. König Ottokar — Libussa, Rudolf von Habsburg — Primislaus wären die Parallelen[1]) und ihre Stellung zueinander ist genau die gleiche bis auf den Schluß. In der psychologischen Entwicklung Libussas ist ebenso ein Glück und Ende enthalten, wie in der Ottokars. Dem restlosen Höhepunkt ihrer Persönlichkeit, dem starken Hervortreten und dem Erfolg ihrer Artung schließt sich nach den, den Rang eines Vorspiels einnehmenden ersten Szenen (Reich, S. 286 und Werke, VII, S. 25), die das erste Problem kurz resumieren und der sachlichen Exposition, die zuversichtliche Einnahme der Herrschergewalt an, von der der Weg über die Warnung (Margarethe — die Schwestern) zum Volksjubel (Ottokar 783 ff., Libussa 423 f.) emporführt. Darauf folgt, wie im König Ottokar, im zweiten Akt eine breite Schilderung der Widerstände, die sich der Erfüllung der übernommenen Aufgabe

[1]) Ich befinde mich hier in bewußtem Gegensatz zu Volkelt, Grillparzer als Dichter des Tragischen, S. 123 ff.

entgegenstellen. In beiden Stücken gehört der Anfang dieses Aktes den Unzufriedenen, — nur entsprechend der Technik im Ottokar deutlicher (Zawisch, Seyfried), in der Libussa verhüllter, gedanklicher und innerlicher (der Alte, die Wladiken). — Ihre widerstrebenden Bemühungen werden beim Erscheinen des Helden scheinbar gebrochen. Beide zweiten Akte bringen die Ausführung des Regierungssystems (Ottokar 1026—1033, 1070—1091 und 1130—1144, Libussa viel breiter ausgesponnen der ganze Anfang des Aktes bis 645) und damit die Begründung und Berechtigung der Widerstände zur Anschauung, führen zu einer ersten Auseinandersetzung mit den Vorläufern des eigentlichen Gegenspielers, noch nicht mit diesem selbst (die Abgesandten des Reiches 1156—1197, die Wladiken 646—684). Vor allem der Schluß dieser Stelle ist überzeugend. Unmittelbar danach greift der Gegenspieler selbst ein, der seit dem ersten Akt verschwunden geblieben war — im Ottokar indirekt, durch die Botschaft des Kanzlers, in der Libussa persönlich durch den Tausch von Kette und Kleinod — und den Schluß bildet eine zweite dezidiertere Auseinandersetzung mit direkten Boten dieses Gegenspielers (die zweite Reichstagsgesandtschaft, die Wladiken mit dem gefundenen Kleinod), mit der ein nochmaliges Auftauchen und Lautwerden erstarkter Widerstände und das erste Versagen des eingeschlagenen Systems verknüpft ist. Die Parallele ist bis ins einzelne zu verfolgen (so entsprechen die Verse Ottokar 1210—1220, 1261—1278 gedanklich genau den Versen in der Libussa 889—915 und 931 ff. und die Nennung des Namens Rudolf in unmittelbarer Nähe der Äußerung von Unzufriedenheit [Ottokar 1280—1284] nimmt dieselbe Stellung ein wie der Wunsch nach „einem Mann, der entscheidet", der unter Libussas Gefolge laut wird, 957—960). Die dritten Akte weisen in ihrer äußeren Technik genaue, in der inneren ungefähre Parallelen auf. Durch eine Szene aus dem Kreise des Gegenspielers (Mehrenberg — die Gesandtschaft bei Primislaus), in der das Auftauchen des „neuen Gestirnes" (Ottokar 1352) verdeutlicht ist, eröffnet, werden sie durch Ottokars Entschluß zu Verhandlungen beziehungsweise Libussas Versuch zur Rückkehr, also eigene Zweifel an der Sendung, fortgesetzt und gipfeln je in einer, der ersten größten Auseinandersetzung zwischen den beiden Gegenspielern, die dort die Überlegenheit Rudolfs, hier die Primislaus' bekundet. Ottokars Knien vor Rudolf und Libussas Schlußworte: „Der Kopf, das Herz, so wie der Tisch von Eisen", die dem Gegenspieler gerade die Eigenschaft zugestehen, die ihr fehlt, stellen ungefähr die gleiche innere Situation her.

Die deutliche Gleichstellung von Held und Gegenspieler bis zu diesem Punkte kann für die Ähnlichkeit der zugrunde liegenden Idee und die gleiche Stellungnahme Grillparzers zu dieser Idee angeführt werden. Sie allein wäre allerdings ebenso zwanglos daraus zu erklären, daß diese Partien des Dramas bereits in den Zwanzigerjahren durchgedacht und die Bewältigung des Stoffes in einer noch aus der Entstehungszeit des „König Ottokar" nachgebliebenen Technik versucht wurde, die dann für die entgültige Behandlung beibehalten worden ist. Diese Möglichkeit muß offen bleiben. Tatsächlich weicht die technische Führung der vierten Akte stark voneinander ab.

Die Entwicklung der Charaktere geht aber dessen ungeachtet in der

gleichen Richtung und gleichen Weise vor sich. Der Zwiespalt mit sich selbst ist in beide Helden eingekehrt. Erst hier äußert Ottokar (Vers 2390, 2397 f. 2409, 2411—2421, 2444 ff., 2454—57, 2510—13) Gedanken, die aus dem Gesichtskreise Rudolfs stammen. Und mag sich auch Libussa am Schlusse des Aktes noch zum letzten Mal den jungfräulichen, königlichen Gürtel umlegen lassen, so wie Ottokar noch einmal in den Krieg zieht, in ihrer beider Herzen ist, bei Libussa klar ausgesprochen, bei Ottokar auf anderem Wege kaum weniger deutlich gemacht, das Gefühl der Unterlegenheit vorhanden, das seelische Fiasko und der Niederbruch des Systems vollzogen. Der Sieg der widerstrebenden Richtung ist mit dem Ende des vierten Aktes erreicht und der fünfte bringt nur mehr die letzte Erfüllung, das Gestaltwerden dieser abgeschlossenen Entwicklung. Primislaus' Stellung ist dabei genau dieselbe, wie die Kaiser Rudolfs. Durchdrungen von seiner Sendung übt er Rücksicht wie dieser Großmut gegen das anders geartete Individuum. Die Auseinandersetzungen, die Entwicklung seines Programms, hier die Erbauung der Stadt, wie dort die Sicherung des Reichs und Gründung der Hausmacht sind vorhanden. Libussas Bekenntnisse der Resignation können als Gegenstück zu Ottokars Gebet an Margarethens Sarg gelten und sogar der Anfang ihrer Prophezeiung, das Resumé der Tätigkeit ihres Lebens (V. 2314—2319) findet im großen Monolog unmittelbar vor Ottokars Tod (V. 2818—2874) seine Entsprechung.

Damit gelangt die Handlung der „Libussa" ohne die Zukunftsprophezeiung ebenso weit, wie die des „König Ottokar", abgerechnet die letzte Szene mit der letzten großen Rede Rudolfs, der Belehnung und der Schlußovation. Bleiben die Prophezeiung und die Schlußworte Kaschas aus der Libussa aus — und sie können wegbleiben, ohne daß der Organismus der Tragödie zerrissen würde — so hat man es weit deutlicher als im Bruderzwist mit einer sozialen Problemstellung zu tun, die ganz so wie im König Ottokar zu einer einheitlichen Lösung gebracht wird. Wie der Dichter dort für das patriarchalische Herrschertum eintritt, dessen typischer Vertreter den Sieg erlangt, so hat er in der Libussa den Träger der konstitutionellen Idee zum Triumpf über die Vertreterin des Patriarchalismus geführt, und ist damit vollständig den Ideen seiner Zeit gefolgt.

Die Vision Libussas erfordert gesonderte Betrachtung. Ohne Zweifel nimmt diese letzte Szene wie schon wiederholt und von den verschiedensten Forschern festgestellt wurde, ebenso wie die erste des Dramas eine Sonderstellung ein. Die Technik des sich selbst umrahmenden Dramas des „Schauspiels im Schauspiele", die Grillparzer aus dem Volksstück übernommen und wiederholt gebraucht hat, findet auch hier Verwendung[1]).

[1]) Darauf hat Sauer oftmals hingewiesen, daneben Minor Jahrbuch III/60, Hock: „Der Traum ein Leben", literarhistorische Untersuchung, Stuttgart und Berlin 1904 bei Cotta, Seite 41 und 166 teilt mit, daß schon in den ersten Notizen zum „Traum ein Leben", also vor 1817, die Rahmenhandlung feststeht. Das dritte Stück des „Goldenen Vließes" zeigt Ansätze zu derselben Technik (Hock, „Traum ein Leben", S. 98). Die Aufzeichnung eines Traumes gibt uns Kenntnis davon, daß ein Vorspiel zu der bereits fertigen „Medea" des Dichters Phantasie beschäftigt hat (XV, 97, 81, Wiener Ausg. II. Bd. 7, 931). Voll ausgeführt findet sich diese Technik im „Treuen Diener seines Herrn" und in „Weh' dem der lügt!", wo der Rahmen durch das Auftreten einer bedeutenden Person scharf markiert ist, dort des Königs,

Der Zweck dieser umrahmenden Handlung ist im großen und ganzen immer derselbe, mag sich auch je nach dem Stück eine Reihe von Variationen in Form und Verwendung ergeben. Der Rahmen trägt das Problem deutlich ausgesprochen in sich, als dessen Erläuterung oder bestätigendes Beispiel die innere, zweite Handlung anzusehen ist. Er ist das Allgemeine, das die Verbindung der sinnlich ausgeführten Handlung mit dem gedanklichen Gesamtweltbild herstellt, er ist Vorwurf im ersten, Moral im zweiten Teil, die gedankliche Wurzel und der gedankliche Abschluß, die subjektive, geistige Ausdeutung des sinnlichen Stückes durch den Dichter.

Nun findet sich unter den ersten Entwürfen zu „König Ottokars Glück und Ende" der Plan einer ersten Szene, die deutlich den Charakter eines Vorspieles trägt und mit dem Epilog Rudolfs an Ottokars Leiche einen ebenso deutlichen Rahmen abgegeben hätte, wie der manchen anderen Stückes geworden ist.

Grillparzer schreibt: „Die erste Szene soll sein im Zelt Rudolfs vor Tagesanbruch, eine düstere Lampe auf dem Tisch. Rudolf schlafend auf einem Feldbette, im Vordergrund ein Pilger, der sich beim Aufziehen des Vorhangs emporrichtet. Rudolf hat ihn am vorigen Tage vor Beute suchenden Nachzüglern gerettet und in seinem Zelte schlafen lassen. Es ist derselbe Priester, dem Rudolf einst auf der Jagd sein Pferd überlassen, er ist als vertrauter Geheimschreiber dem Erzbischof von Mainz auf jener italienischen Reise gefolgt, auf der Rudolf jenem das Geleite gab. Auf der Rückreise trennte er sich auf seines Herrn Geheiß von dessen Gefolge, um den König von Böhmen und zugleich jenen Rudolf von Habsburg in der Nähe zu beobachten, von welchem letzteren er seinem Gebieter soviel Rühmliches gesprochen, und der diesem selbst schon früher so vorteilhaft bekannt geworden war." Dieser Priester segnet den schlafenden Rudolf für seine dreifache Guttat und prophezeit seine künftige Größe. Nach dem Abgang des Priesters erwacht Rudolf, greift ans Haupt, auf dem er eine Krone zu fühlen glaubt, wundert sich über das Verschwinden des Priesters, der ihm als Kronenspender erschienen und dann wie ein lichter Engel davon geflogen ist, und deutet die Vision mit folgenden Versen:

„Die Krone, nu, wenns nicht die ew'ge ist,
Die käme mir um meiner Kinder willen
Ein wenig noch zu früh — im Übrigen
Nehm ich die Vorbedeutung an. Ein Fürstenhut
ist auch 'ne Krone und der Graf zu Habsburg
Wär einer Fürstenkrone Manns genug[1])."

Der Traum einer Krone in diesem Anfang, und das Ablegen des Königsmantels in der Schlußszene, die Verwendung dieser zwei stark wirksamen, sinnfälligen Symbole, ergibt vollständige Symmetrie. Beide symbolische Handlungen in diesem nur halb ausgeführten Rahmen tragen den Kern des Problems in sich, in dem das soziale Element schon stark hervortritt. Die „Guttat", die Hilfsbereitschaft, das Gemeinsamkeitsgefühl,

---

hier des Bischofs, gerade der Person, die die Aufgabe gestellt hat und das Urteil über ihre Lösung spricht (Minor, Jahrbuch III/60).

[1]) Klaar: König Ottokars Glück und Ende, Leipzig 1885 bei Freytag, S. 8.

die Rudolfs Charakter bezeichnen, sind es, um derentwillen ihm die Krone zuteil werden soll. Oder mit Worten ausgedrückt, die Grillparzer wahrscheinlich auch eine „Fiakeridee" genannt hätte: Die Letzten werden die Ersten sein — vielleicht auch: Ub immer Treu und Redlichkeit — oder dgl. Die symbolische Handlung des Epilogs deutet das Drama noch selber aus. Durch die bald darauf folgende Mahnung Rudolfs an seine Söhne, die Schlußmoral des Stückes:

„Doch solltet ihr je übermütig werden,
Mit Stolz erheben euren Herrscherblick,
So denkt an den Gewaltigen zurück,
Der jetzt nur fiel in Gottes starke Hände,
An Ottokar, sein Glück und an sein Ende!" (Vers 2978—2982.)

Bemerkenswert ist, daß sowohl das später in das Stück selbst hineingearbeitete Vorspiel (V. 742—759, 1225 f. und 1242—1245), als auch der Epilog den Helden des Dramas beiseite lassen oder ihn nur als Motiv nicht als Bestandteil des Themas erfassen, während Rudolf im Mittelpunkte beider steht. Daraus ist leicht zu erschließen, daß dieser eben mehr als der bloße Gegenspieler, daß er, der vom Dichter selbst ausersehene Wortführer seiner subjektiven Meinung ist, wie König Andreas[1]) oder Bischof Gregor. Vor allem wichtig aber erscheint, daß sich dieser Rahmen in seiner Gänze mit Ereignissen beschäftigt, die zeitlich vom eigentlichen Stücke abliegen und das in diesem behandelte Problem nach vor- und rückwärts ergänzen. Wie das Vorspiel die Grundlage und Ursache von Rudolfs Aufstieg bewältigt, so weist der Epilog in die Zukunft und verbindet dadurch das Stück mit dem anschließenden Problem.

In der „Libussa" ist analog wie in der „Medea" oder dem „Traum ein Leben" die Heldin des Stückes gleichzeitig die Trägerin der umrahmenden Szenen und die maßgebenden Worte kommen ausschließlich aus ihrem Munde. Wie Medea im einleitenden Gespräch auf den Untergang der Ihren hinweist (V. 17) und damit die Verbindung mit der in diesem Falle bekannten Vergangenheit herstellt, so deuten Libussas erste Worte:

Hier bin ich, und verwandelt, wie du siehst.
Des Bauern Kleider hüllen minder warm nicht
Als eines Fürsten Rock; insoweit merk ich,
Sind sie sich gleich. (V. 17—20.)

das Problem an, das dem im Drama behandelten vorausgeht. In aller Kürze ist die Wandlung von der exklusiven zur patriarchalischen Herrschergestalt damit bezeichnet. Der zweite Teil des Rahmens, die Prophezeiung, ist nicht so deutlich vom eigentlichen Thema des Stücks zu trennen, dem der faktische Tod der Heldin ebenso zuzurechnen sein wird, wie der entsprechende Ottokars, während die Prophezeiung aber bereits darüber hinausführt. Als Entsprechung zum Vorspiel bringt nun die Doppelvision die Vorausdeutung der kommenden, der sich an den Schluß anfügenden späteren Probleme. Der Dichter hat also mit dieser merkwürdigen

[1]) Hier wäre auch an die Stelle über die Unsittlichkeit („treuer Diener" 1920 bis 1926) zu erinnern.

Schlußmoral, die ganz im Widerspruch zu der Lösung des Problems des Stückes steht, den ersten und einzigen Schritt über das Thema hinausgetan, dessen eindeutige Lösung ihn nicht mehr zufriedenstellt. Die Unüberbrückbarkeit der Kluft, die das Individuum von der gebundenen Allgemeinheit trennt, wird entgegen dem Gang des Stückes mit vollster, greller Deutlichkeit hervorgehoben. Während er im König Ottokar noch bedenkenlos und uneingeschränkt die große Persönlichkeit um des patriarchalischen Prinzipes willen hingeben konnte, vermag er das Kompromiß auf das nur irdische konstitutionelle Dogma, in dessen Bereich dem Gefühl als drittem neben Wissen und Nutzen kein Raum gegeben ist, nicht gleich bedingungslos auszudehnen und muß, mag er auch in der eigentlichen Lösung des Problems mit der Richtung seiner Zeit übereinstimmen, die Hoffnungslosigkeit zur Gestalt werden lassen, die den Individualisten gegenüber dieser Weltordnung erfüllen mußte[1]).

Gleich seiner Heldin hat auch der Dichter sich zum Verfechter eines Prinzips gemacht, dem wohl sein Verstand nicht aber sein Gemüt Gefolgschaft zu leisten imstande war. Wie sie mußte eine Reaktion gegen den selbst auferlegten Zwang auch ihn entlasten und den innersten Wünschen Geltung verschaffen (Libussa 2205 f. und 2223). Und wie zur Erklärung, ja Entschuldigung dieser Umkehr im letzten Augenblick stehen in dem Drama die Verse, die die Gerechtigkeit für das schwerste in der Welt erklären (1442/47). Und, wie im Bruderzwist, wie in der Jüdin von Toledo führt der Schluß der Libussa eigentlich ins große Nichts. Der Segen, der zum Fluche wird, bezeichnet deutlicher als irgend ein anderes Wort oder ein anderer Vers des Dichters den starken Skeptizismus, ja den Pessimismus der Neuerung gegenüber, die er doch selbst vertreten hat. Der ungelöste und unlösbare Kampf seines Lebens, der Widerstreit zwischen den sozialen und den individualistischen Mächten in ihm, der sich in seinem ganzen Schaffen in so vielerlei Gestalten immer wieder ausdrückt, wirkt sich in diesem kurzen Epilog in der grandiosesten Weise aus. Wenn die zweite Hälfte der Vision auch einen Lichtstrahl in dieses Dunkel zu senden scheint, so ist damit doch wieder nur die Ablehnung der herrschenden und sich immer verstärkenden sozialen Form erhärtet. Denn der Dichter sieht, nachdem er im ersten Teil der Vision die Mängel und Schäden dieser so stark hervorgehoben, das für eine späte Zukunft erwartete Gute erst unter der Voraussetzung einer völligen Umwandlung und teilweisen Umkehr, die nach seinen ausdrücklichen Worten (V. 2470, 2474 und 2482):

> Doch an die Grenzen seiner Macht gelangt, ...
> Wird er die Leere fühlen seines Innern ...
> Dann kommt die Zeit, die jetzt vorübergeht ...

erst erfolgen kann, wenn sich die bestehende selbst ad absurdum geführt hat. So ist mit diesem zweiten Teil der Prophezeiung nur jener Überzeugung dichterische Gestalt gegeben, die er im Jahre 1834 niederschrieb: „Des Menschen unabweisliches Streben ist, sich mit der Welt in Übereinstimmung zu setzen. Wo das nicht gehen will, sucht die Philosophie am

[1]) Vgl. Petsch, Euphorion XIV, S. 176 f.

Menschen zu bessern, die Poesie kehrt es um und ändert die Welt." (XII, 29, 33, Wiener Ausg. II. Bd. 9, 2147.) Libussas harte Worte: „... ich geb euch auf von heut" (2327) werden dadurch aber nur wenig eingeschränkt und als das Wesentliche des Schlusses werden doch die Verse:

Doch soll's nicht sein, die Nacht liegt schwer am Boden
Und bis zum Morgen ist noch lange Zeit. (2492 f.)

gelten müssen und die bedeutsamen letzten Worte des Stückes, die das Symbol der Krone und damit die Würde und Stellung des Herrscheramtes betreffen (2512 f.):

Aus diesem Gold laßt eine Krone schmieden,
Das Hohe schied, sein Zeichen sei hienieden.

II.

Die Krone als Symbol des Höchsten zu betrachten, ist natürlich keine Eigentümlichkeit von Grillparzers Altersdramen. Im Gegenteil, die Errungenschaft dieser Zeit ist eine kritischere Stellung gegenüber dem Herrschertum. Verse, wie das Bekenntnis Primislaus':

Den Kranz der Ähren, die der Fluren Krone
Und minder nicht von Gold als Fürstenschmuck. (Libussa 1258 f.)

Oder:

Im König selbst der Mensch zuletzt das Beste. (Libussa 1397.)

wären schwerlich in einem anderen der Dramen so gut am Platze wie hier, wo selbst die wunderkundige Kascha den Rat gibt:

Kennt einen Weisern sie im Volk als sich,
So steige sie vom Stuhl und gönn ihn jenem. (Libussa 1167 f.)

Hier und in der „Jüdin von Toledo", die das Herrscheramt auch durchaus irdisch betrachtet, ja vom Willen des Untertanen abhängig macht (V. 1890 ff. und 1902), sind die Ideen einer demokratischen Aristarchie neu. Noch bis in den „Bruderzwist in Habsburg" herrscht (zwar neben einem gelegentlichen Hervortreten solcher Ideen V. 1215—1225) die Vorstellung vom Gottesgnadentum des Herrscherberufes in den verschiedensten Gestalten unbedingt vor und ist meistens auch als faktische Tatsache zur Gestalt gemacht. Denn abgesehen von Heinrich I. (in „Robert von der Normandie"), der noch ein landläufiger Theaterbösewicht und überdies ja auch der Usurpator der Krone ist, und Attes, der als Stammeshäuptling geradezu den Kontrast zu König Kreon abgeben soll, findet sich keine Herrschergestalt, der große Eigenschaften oder Charakterzüge fehlen würden, keine, die nicht entweder eine Sendung zu erfüllen hat oder doch davon überzeugt ist, eine zu haben. Sogar der gewiß nicht als intelligent geschilderte König Andreas (Ein treuer Diener seines Herrn) oder der König von Samarkand (Traum ein Leben), der noch in der 1825—1826 entstandenen zweiten Fassung des Manuskripts manchen Zug von den guten

Märchenkönigen hat, „geschwätzig, außerordentlich warm und begeistert“ ist und Rustans Ruhm ebenso laut verkündet, wie er unvermittelt Verdacht schöpft (Hock, Der Traum ein Leben, S. 53 f. und 165, 167) weisen in ihrer endgültigen Gestalt solche königliche Züge auf. Auch Pedro (Blanka von Kastilien) wird trotz der Abneigung der Jugend gegen Toleranz nach Möglichkeit entlastet, als Schwächling charakterisiert, der von seiner eigensüchtigen Umgebung zum Bösen getrieben wird, ohne selbst eigentlich böse zu sein. Auch ihn wie die vielen anderen Könige, die ihm folgen, erfüllt die Überzeugung von seiner Würde und seinem Recht. Dabei steht aber nicht nur er allein, sondern auch der Dichter deutlich auf diesem Standpunkt und rechnet es dem als Mensch gewiß wertvolleren Fedriko als großes, arges Verbrechen an, daß er sich zu seinen Gegnern gesellen will. Auch sonst stellt sich der Dichter, wenn je die Frage nach dem Recht von König oder Untertan auftaucht, bedenkenlos und meist auch uneingeschränkt auf die Seite des ersteren, nicht weil er immer der größere und bessere Mensch wäre, sondern weil er der König ist. Nicht die Person, der gegenüber er oftmals sogar sehr kritisch ist, sondern die Einrichtung erscheint ihm unantastbar, von Gott gewollt.

> Was sterblich war, ich hab es ausgezogen
> Und bin der Kaiser nur, der niemals stirbt. (Ottokar 1789 f.)

Mit diesen Worten trennt Rudolf von Habsburg die Person von der Würde und dem Amt des Herrschers, dessen Heiligkeit wiederum Libussas weise Schwestern als Urwahrheit des Lebens verkünden:

> Daß einer herrsche, ist des Himmels Ruf,
> Weil zum Gehorchen er die Menschen schuf. (Libussa 1193 f.)

Irdischer erklärt sich das Verhältnis in manchen anderen Stellen der Altersdramen. Die menschliche Unvollkommenheit, die Gewohnheit, das Vorurteil rechtfertigen die Machtstellung des Königtums, wenn Wlasta erklärt:

> Mir widert der Befehl aus niederm Mund ...
> Doch sieht man gern, wenn Hoheit heischt den Dienst.
> (Libussa 1833 und 1835.)

Und noch deutlicher urteilt der Pförtner in der „Esther“, dessen Worte den Gedanken der früher zitierten Worte Kaschas von der anderen Seite her erfassen:

> Wohl recht! Man ist geboren, zu gehorchen;
> Doch gern gehorcht man seinem Bessern nur,
> Bestimmt schon in der Wiege zu befehlen. (773 ff.)
>
> ... Bei neuen Herrn forscht man nach Recht und Grund,
> Die alten aber sind wie Wind und Regen:
> Er bläst, er näßt, und niemand frägt warum. (780 ff.)

Die zum Gehorchen Erschaffenen sind auf jeden Fall durch eine tiefe, meist unüberbrückbare Kluft von jenem getrennt. Die Rosenberge (König Ottokar) und Rustan (Traum ein Leben) bezahlen ihr Streben nach der Herrscherstelle schwer und wieder wird erst in den Altersdramen die Über-

zeugung durchbrochen, wenn Primislaus dem Stolz der Fürstin den des Pflügers entgegensetzt (V. 1522 f.) oder wenn Manrique Laras Entgegnung auf König Alfonsos Urteil „denn alle seid ihr schuldig!" — wenn dieses starke, männliche: „Und ihr nicht auch" (Jüdin 1865 f.) nach einer Pause des Überlegens vom König mit einem schonungslosen Bekenntnis: „Der Mann hat recht; ich auch" beantwortet wird, das dann den ganzen Schluß des Dramas als selbstverständliche Folge nach sich zieht.

Hat Grillparzer die Könige durchaus mit einer Gloriole geschmückt und sie mit einer gewissen Ehrfurcht behandelt, so dehnt sich dieses Wohlwollen aber keineswegs auch auf die Umgebung des Herrschers aus. Im Gegenteil, diese ist, wie zum Kontrast mit recht unvorteilhaften Farben gemalt. Die Prinzen von Ekbert (Alfred d. G.), der nach dem Modell eines damals eben recht unbeliebten Habsburgischen Erzherzogs geformt ist, bis zu Don Cäsar und den Erzherzogen im Bruderzwist sind nur recht selten ohne sehr erhebliche Charakterdefekte dargestellt und vollends die Höflinge, wobei man gar nicht an Rodrigo de Padilla (Blanka von Kastilien) zu denken braucht, sind eine Auslese von üblen, widerlichen Exemplaren. Selbst an dem treuen Rumpf (Bruderzwist) ist des Dichters boshafter Jugendaphorismus zur Gestalt geworden: „Mit Monarchen ist's wie mit der Sonne; die Menschen, die ihr am nächsten sind, sind auch die schwärzesten." (XI, 54, 138, Wiener Ausg. II. Bd. 7, 141 und 165.) Merklich besser dagegen sind die Beamten behandelt. Wohl ist in den Fragmenten und Satiren reichlich Spott über den ungeliebten eigenen Stand des Dichters ausgegossen. Auch Haman (Esther), der viel vom Beamten an sich hat, ist nicht eben liebevoll angefaßt. Dagegen leuchten zwei Gestalten aus dem Reigen der Dramenfiguren stark hervor, die, der eine deutlich ausgesprochen, der andere seiner Charakterisierung nach[1]) unter die Beamten zu rechnen sind: König Ottokars Kanzler und Bancbanus. Die Pflichttreue, die in den Satiren übertrieben, zur Pedanterie gesteigert und zum Vorwurf wird, ist bei diesen zwei Gestalten zur vornehmsten auszeichnendsten Eigenschaft erhoben.

Der Adel nimmt einen breiten Raum in den Dramen ein und ist sehr mannigfaltig gezeichnet, sein Auftreten ist dort, wo er als Vasall erscheint, meist nicht eben günstig. Die Rosenberge, die Wladiken, die spanischen Aristokraten in der „Jüdin", die böhmischen Stände im „Bruderzwist", zum Teil auch Ernys Verwandte sind ehrgeizig, ichsüchtig, ränkevoll, intrigant und falsch oder zum wenigsten unbotmäßig und gewalttätig und stellen den Zerfallsprozeß, den Kaiser Rudolf im Bruderzwist schildert (1249 ff.) in leibhaftiger Gestalt vor Augen. Ihre Stellung dem Volk gegenüber bleibt aber immer unangetastet. Selbst Primislaus, der gewiß an Stolz nicht Mangel leidet, der sich „als niedrig weiß, obgleich nicht fühlt" (Libussa 1270), anerkennt die Wladiken ausdrücklich als des Landes Beste und Höchste. Aus ihrem Kreise aber, und nicht immer aus reinen Motiven, keimen Aufruhr, Verschwörung und Krieg hervor und nur selten steht der Dichter billigend ihren Übergriffen gegenüber, wie in der „Jüdin von Toledo". Dagegen gehört der Landedelmann zu den freundlichsten und

[1]) Sauer, Jahrbuch III, 24.

ansprechendsten Erscheinungen in Grillparzers Gesellschaftsbild. Der biedere Ritter Mehrenberg und noch deutlicher Graf Borotin, ein charakteristischer Vertreter braven Aristokratentums, den die Zumutung, ein Genosse von Räubern zu sein, höchst schmerzlich trifft, und der „gebeugt und hilflos" doch mit auf der Räuber Spur zieht, sind Typen dieser Klasse. Auch Primislaus, dessen „Haus seine Burg" ist, trägt ihre Züge und nicht einmal dem Grafen Kattwald oder Galomir wird ein schlechter Charakterzug nachzusagen sein, obwohl Grillparzer hier naturgemäß die Schwächen besonders herausheben mußte. Vor allem kriegerische Tugenden sind ihnen nicht abzusprechen.

Als Soldat bewährt sich der Edelmann bei Grillparzer überhaupt. Schon die Gestalten im „Robert von der Normandie" verraten eine gewisse Größe. Zahlreiche verschiedene Charakterabstufungen vom groben Krieger Milota oder Rußworm bis zum geschmeidigen Offizier Zawisch oder Garceran belegen dies. Auch Jason, Milo und Absyrtus werden hieher zu rechnen sein. Wagemut, Unerschrockenheit und Unternehmungslust zeichnen die adeligen Heerführer aus. Ebenso sind die verschiedenen Hauptleute, die, mit mehr und minder Bedeutung ausgestattet, auftreten, zwar oft als rohe, aber immer mindestens als korrekte, pflichtbewußte Menschen geschildert. In der Soldateska dagegen gibt es nur sehr wenige, denen ein abträglicher Charakterzug erspart bleibt.

Eine nicht geringe Anzahl von Priestern findet sich in Grillparzers Dramen und alle könnten Jesuiten sein. Kein anderer Stand ist so konsequent gezeichnet, wie sie. Der erbärmliche Bischof in „Alfred dem Großen" eröffnet ihren Reigen und bereits seine ersten Worte: „Der Christ scheut nicht den Tod, doch sucht er ihn auch nicht" (X, S. 161, 16 f.) enthalten den ersten Jesuitismus. Der Pfarrer in demselben Fragment wird dann sein leiser Abklatsch. Dort, wo eine politische Aufgabe in den Händen eines Priesters liegt, ist es immer eine nicht ganz saubere Spezialmission, so besonders deutlich bei Klesel (Bruderzwist); aber auch der Kanzler des Erzbischofs von Mainz (Ottokar), der der Wahlgesandtschaft beigestellt ist, um zu „hören, wo die andern reden" (745) und das Gehörte dann so wohl zu benützen weiß (1242/45) ist nicht ganz frei von diesem Makel. Daneben stehen die beiden Eiferer Bischof Gregor und der Oberpriester in der Hero, denen sich als dritter vielleicht der flüchtig vorüberhuschende Abt im „Kloster bei Sendomir" gesellen kann.

Des Dichters eigene Gesellschaftsklasse, der Bürgerstand, tritt in den Dramen sehr zurück. Die fragmentarisch erhaltenen Lustspiele und die Jugendwerke sind reicher an bürgerlichen Typen und dort sollten auch speziellere Fragen des geselligen Lebens zur Unterlage von Handlung und Charakteren dienen. Ein bürgerliches Trauerspiel im eigentlichen Sinne hat Grillparzer nie zu schreiben versucht. Wo sonst, etwa im dritten Akt des König Ottokar oder in der Lukrezia-Handlung im Bruderzwist, das Bürgertum als solches eingeführt ist, trägt es die Züge der Bühnentradition und seine Charakterisierung beschränkt sich auf Kleinmalerei und kurze Episoden. Enge, Spießbürgerlichkeit und Komik vermischt mit manchem rührenden Zug sind seine bezeichnenden Eigenschaften. Nur einmal, im Höhepunkt seines Lebens, in seinem innigsten Werk, hat Grillparzer auch eine gewisse Milieutreue beibehalten. Hero trägt die Züge des Bürger-

mädchens und vollends ihr Elternhaus, der beschränkte gemütliche Vater, die stilldulbende Mutter und der nebenbei genannte wüste Bruder zählen diesem Stande zu. Außer ihnen werden aber auch Nauklerus und Leander als Typen des übermütigen lebenstüchtigen und des gefühlreichen, wertvollen aber untüchtigen, nicht nur Menschen, sondern speziell Bürgers gelten können. Irgend ein Hinweis auf eine Einwirkung sozialer Formen fehlt indes auch hier.

Ebenso wie der Bürgerstand sind die Bauern nicht eigentlich ernst genommen. Köstliche Typen von Schelmerei und Verschmitztheit birgt das Alfred-Fragment. Selbst dort, wo der Volksaufstand zu schildern unternommen wird, ist kein einziger Großer, nur ein Jähzorniger unter ihnen. Nicht minder ärmlich sieht es im zweiten Akt der Libussa aus. Durchaus unmündige kleinliche Menschen ohne eigentliche Physiognomie bilden „das Volk". Während aber in der Hero dem Bürgerstande einigermaßen sein Recht widerfährt, wird wohl der Idyllenrahmen des Traum ein Leben kaum als Bauernstück, sondern unbedingt nur als Märchen anzusprechen sein.

Den ganzen Reichtum seiner erfindenden Phantasie hat der Dichter aber über den Stand der dienenden Personen ausgegossen. So hart im Bruderzwist über „das Scheusal aus der untersten der Tiefen" abgeurteilt ist, so liebevoll hat Grillparzer immer wieder diese einzigen Vertreter des proletarischen Standes ausgestaltet. Von der schnurrigen Dummheit der Amme im Spartakus über den ergrauten Kastellan im Schlosse Borotin, den treuen Rhamnes — auch Melittas Lieblichkeit zählt zum Teil in diese Reihe — die schauerumwobene Gora, den spaßhaften Troll, Banchans geschwätzigen Bedienten, den Tempelhüter mit seinen demokratischen Anwandlungen (1278/82) und Janthes Lebensfrische führt der Weg zu Zanga, dem Dämon, zum Küchenjungen Leon und den waffen- und sternenkundigen Dienerinnen Libussas und ihrer Schwestern, zu dem verschmitzten Pförtner vor Ahasverus' Schloß, dem schwarzen Hiram und dem doppelzüngigen Rumpf. Es ist aber immer nur der Stand der Dienstboten, nie ein anderer, der durch die betreffende Gestalt repräsentiert wird. Das einzige Mal, wo der Titel Arbeiter überhaupt gebraucht wird (Bruderzwist 2215), ist er als Tätigkeits- und nicht als Standesname verwendet. Andere Enterbte des Lebens, wie die Gladiatoren im Spartakus, die Räuber in der Ahnfrau oder gar Don Cäsar hieher zu zählen, wäre gewaltsam. König Alfonso in der „Jüdin" spricht zwar einmal von „der Arbeit Kindern und der harten Mühn" (1640), die er gegen die übermütigen Großen aufzubieten gedenkt, auch damit ist aber nur die bäuerliche Bevölkerung gemeint. Das Problem des Proletariats begann sich in jener Zeit eben erst anzukündigen und fand in dem Gesellschaftsbilde des Dichters nur als Prophezeiung und Vision seinen Platz.

Aber nicht nur sie, auch Standesgruppen und Berufszweige, die in der Lebensepoche des Dichters von Bedeutung waren und auch in seinem Leben ihre Rolle zu spielen hatten, fehlen in dem Gesellschaftsbild der Dramen gänzlich. Kein Arzt, kein Kaufmann, auch niemand, dessen Horizont dem dieser Berufe entsprechen würde, tritt auf. Der Gelehrtenstand ist nur durch Libussas Schwestern angedeutet. Außer Sappho und Ottokar von Hornek fehlen auch Künstler.

So stellt sich das Gesellschaftsbild von Grillparzers Dramen zwar nicht als ein realistisch getreues, immerhin aber als ein vereinfachtes, stilisiertes Abbild seiner Zeit dar, das des Dichters subjektive Anschauungen trotz oftmaliger Modellähnlichkeit in einer von den Schlacken der Tagesereignisse und der Kleinlichkeiten des Erlebens gereinigten Form enthält.

Das Weltbild von Spittelers „Olympischen Frühling“.

Von Otto Rommel in Wien.

Es ist Gottfried Kellers Verdienst, die Eigenart Karl Spittelers aus seinen ersten Anfängen erkannt zu haben, ein Verdienst, das um so höher bewertet werden muß, als der knorrige Alte, befangen in ganz anders gearteten künstlerischen Erlebnissen, die Anerkennung Spittelers seinem Gerechtigkeitsgefühl nur mühsam abgewann; freilich war es ihm nicht möglich, zu loben, ohne in grollenden Worten mit dem Lobe zugleich seinen Ärger über die vermeintliche Verirrung eines so großen Talentes immer von neuem wieder auszudrücken. Zwei Merkmale schienen Gottfried Keller an Spitteler verhängnisvoll: erstens daß Spitteler sich beharrlich weigere, das „wirkliche, nicht verallegorisierte Leben zu seinem Gegenstand zu machen“ und zweitens — nach seiner Auffassung offenbar eine Folge des Ersten — seine eigenwillige Vereinzelung. In beiden Belangen ist Gottfried Keller selbst unerhört beglückt gewesen. Seine individuelle Art des dichterischen Erlebens fand er, als er darüber zu reflektieren begann, bestätigt durch die Lehre seines philosophischen Führers und diese Übereinstimmung zwischen individueller Veranlagung und Zeitgeist machte es ihm leicht, die Welt zu bejahen.

Rückhaltlos hat Gottfried Keller die große Begabung Spittelers anerkannt. Er fand sein Erstlingswerk von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten; er bewunderte die grandiose Bildungskraft seiner Phantasie und spürte auch dort, wo er sich über „Dunkelheiten“ ärgerte, „die tiefe Poesie“. Zwar mußte er nach seiner ganzen Einstellung unter dem Eindruck der Lektüre der „Extramundana“, die Spitteler seither selbst abgelehnt hat, zu einem Verwerfungsurteile kommen, aber vorher war ihm bei der Lektüre von „Prometheus und Epimetheus“ das volle Verständnis für das innerste Wesen der dichterischen Produktion Spittelers aufgegangen. „Die Sache kommt mir“, schreibt er am 27. Jänner 1881 an Widmann, „beinahe so vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen, und doch schon Vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte.“

Dieses Urteil trifft in der Tat das innerste Wesen der Kunst Spittelers. Hierin wurzelt seine Größe und seine Vereinsamung. Aus

diesem Gesichtspunkte verstehen sich seine außerordentlichen Leistungen und manche Seltsamkeiten, durch die sich normalisierende Geister auch heute noch, da die ganze Entwicklung des Dichters klar vor unseren Augen liegt, zu Verwerfungsurteilen berechtigt fühlen. Man wird Spitteler nie gerecht werden, wenn man für möglich hält, er habe sein Weltgefühl auch in Novellen in der Art Gottfried Kellers ausdrücken können, und meint, er habe diesen einzig möglichen und richtigen Weg nur aus Mangel an Einsicht verfehlt. Mag eine solche Annahme in den Achtzigerjahren noch als denkbar erscheinen, so wird sie absurd, angesichts der säkularen Leistung seines „Olympischen Frühlings“.

Es ist nicht schwer, die Ursache der tragischen Vereinsamung Karl Spittelers einzusehen. Inmitten eines Zeitalters intensivster Wirklichkeitsdichtung, die in der expressionistischen Skizze und in Milieu-Studien ihr Bestes geleistet hat, ersteht plötzlich ein Phantasie-Riese, der in trotziger Selbstherrlichkeit ungeheure Visionen vom Weltgeschehen aufleuchten läßt, Bild auf Bild mit unfaßbarer Kraft des Schauens produziert, in einer entgötterten Zeit ein Getümmel von Heroen zum Leben erweckt und ein echtes heroisches Epos schafft, aller Literaturgeschichte zum Trotz, die nichts so sicher zu wissen glaubte, als daß das Epos tot sei, weil die von ihr historisch beschriebenen Bedingungen der Verbreitung des Epos — nicht der Entstehung des Epos — nicht mehr gegeben sind. Die ganze Art der Dichtung Spittelers steht im Gegensatz zu der landläufigen Auffassung, die von der darstellenden Dichtung verlangt oder wenigstens noch bis vor kurzem verlangte, daß sie ein Stück Leben wiedergebe. Man konnte und kann durch Finden eines neuen Stoffes, eines neuen Milieus, neuer Nuancen in der Darstellung eines psychologischen Verlaufes berühmt werden. Der Hang zur Analyse ist neben dem Verismus das kennzeichnende Merkmal der Literatur der letzten fünfzig Jahre, wenn man sie in ihrer ganz unermeßlichen Breite abzuschätzen versucht. Diesen charakteristischen Eigentümlichkeiten gegenüber sinken die Strömungen des Symbolismus und Expressionismus zu der Bedeutung kurzlebiger Reaktionserscheinungen zusammen, die man deswegen nicht überschätzen darf, weil feinere Geister, angeekelt vom trostlosen Gesamtbilde, sich ihnen mit besonderer Leidenschaft hingeben, Milieu-Schilderungen, Darstellungen individuell geschauter Ausschnitte aus dem Leben, Bekenntnisse individuellen Erlebens, psychologische Analysen, das sind die Formen, unter die sich die überwältigende Mehrheit aller darstellenden Dichtungen der Gegenwart einreihen läßt. Die Hauptwerke Karl Spittelers aber — ich zähle in erster Linie „Prometheus und Epimetheus“, „Extramundana“, „Olympischer Frühling“ und „Imago“ hieher — widerstreben dieser Einteilung. In keinem — „Imago“ mag als besonderer Fall in diesem Zusammenhange beiseite bleiben — handelt es sich um die Gestaltung eines entweder durch die Tradition oder durch äußeres Erlebnis gegebenen Stoffes. In einem Zeitalter, dessen Literatur vom Geiste der Analyse beherrscht ist, tritt ein Künstler auf, der seine seelischen Erlebnisse nicht analysieren, sondern zu einem objektiven Bild der Welt verdichten will, dem es nicht auf die scharfe Erfassung von Nuancen, sondern auf die Gestaltung eines Gesamtbildes ankommt. Gewiß, auch Gottfried Kellers

Dichtung ist Gestaltung und nicht Analyse. Aber seine Dichtung blieb stets mit dem Erlebnisstoff verwachsen und wiederholt die Wirklichkeit, an die seine Seele sich mit klammernden Organen festsaugt. Ganz anders ist Spittelers Verhältnis zur Wirklichkeit. Seine Seele haftet nicht am historisch gegebenen stofflichen Erlebnis, sein Blick ist auf das Ganze der Welt gerichtet. Die Problemhaftigkeit alles Seins ist das Zentralerlebnis, das Spitteler gestalten muß. Und da er durch und durch ein Künstler ist, nicht etwa ein verkleideter Philosoph, der in Begriffen denkt und dann seine auf logischem Wege gefundenen Gedanken in Bilder hüllt, so entsteht nicht ein philosophisches System, sondern eine Welt von plastisch geschauten Bildern, in denen sich das All spiegelt, so entsteht im Lichte der Gegenwart das Urphänomen des Mythos.

Die Deutung des Begriffes Mythos ist von Mißverständnissen förmlich umlagert. Leicht ist es, festzustellen, daß der Mythos nicht eine historisch abgeschlossene, vorzeitliche, etwa gar stofflich determinierte Art des Ausdruckes sei, deren Gegenwartsbedeutung sich darin erschöpfe, daß ihre Trümmer als Rohmaterial oder Halbfabrikate bei den Kunstbauten neuerer Dichtung Verwendung finden können. Die Menschheit ist nicht alt genug, als daß wir das Recht hätten, irgend eine Funktion des menschlichen Seelenlebens als erloschen zu betrachten. Die Kräfte, die einstmals die griechischen oder germanischen oder indischen Göttersagen schufen, sind auch heute noch gegeben; die ihnen entsprechenden Triebe treiben auch heute noch und aufklärungsbedürftig ist eigentlich nicht so sehr die Existenz als die Seltenheit von Produkten mythenschaffender Poesie. Eine zweite Gefahr bei der Betrachtung des Problems des Mythos ist die Möglichkeit, daß sie sich in eine Kontrastierung der Begriffe Symbol und Allegorie verwickelt. Diese Spezialfrage kann ohne eine eingehende Auseinandersetzung darüber, wie weit rationale und irrationale Elemente sich im Kunstwerk durchdringen, überhaupt nicht gelöst werden. Für unsere Zwecke mag es genügen, als entscheidendes Kriterium die Frage zu stellen, ob die Vision — das Wort im weiteren Sinne als in dem des bloß Visuellen genommen — das Primäre ist oder die Reflexion.

Fragen wir, was von diesem Gesichtspunkte aus den Mythos vor anderen dichterischen Formen charakterisiert, so ergibt sich wohl die Tatsache, daß die innere Erschütterung des künstlerischen Menschen, der ein Mythos seine Entstehung verdankt, nicht von einem Einzelerlebnis, sondern sozusagen vom Lebensgefühle selbst ausgeht. Der Mythos kündet vom Leben selbst, nicht von einem Einzelerleben. Das Ganze des Lebens will er packen und in eine schaubare Vision fassen. Die Mythenschöpfer sind visuelle Genies, deren inneres Auge gerade auf das Antlitz des Lebens gerichtet ist. Das Leben erschüttert und ängstigt sie. Diese Empfindung könnte sehr gut auch z. B. in einer Melodie Ausdruck finden. Beim Augenkünstler aber befreit sie sich, indem sie Bilder dichtet. Sind diese Bilder zwingend, so werden sie in naiven Zeiten zur Religion und können dogmatisch erstarren; dann bemächtigt sich ihrer der Ordnungssinn der nicht künstlerischen Menschen und sucht zwischen den Visionen Übereinstimmung und System herzustellen. Dann verblassen sie und sind reif zur Kodifizierung.

Der Hymnus scheint die ursprüngliche und adäquate Form des mythischen Schaffens gewesen zu sein. Ein mythisches Epos hat die Frühkultur nicht hervorgebracht. Einzelne Mythen wurden in die großen Teppiche der Heldenepen verwoben, die ihre Entstehung schon einer ganz anderen Lebensstimmung verdanken als die Mythen, nämlich der Freude am Glanze des irdischen Lebens.

Die echte Bedeutung des Mythos haben die Romantiker zuerst erkannt. Friedrich Schlegel träumte von der Entstehung einer neuen Mythologie, die das Weltbild seiner Zeit formen sollte, wie die griechische Mythologie das Weltbild der griechischen Frühzeit geformt hatte. Die Epoche schien ihm reif zu sein, denn sichtlich erwies sich das mechanistische Weltbild des Aufklärungszeitalters als eine unzulängliche Vordergrundskonstruktion. Die Entdeckung neuer, wunderbarer Naturkräfte und Seelenzustände eröffnete magische Perspektiven. Der Jüngling Novalis schien zum Schöpfer des neuen Mythos berufen, aber seine seherischen Augen schlossen sich allzufrüh. Der kühne Mut des neuen Geschlechts erlahmte rasch und die Sehnsucht nach dem Mythos unserer Zeit erstickte im Historizismus, dem die Nachdichtung mittelalterlicher Sagen und Legenden Genüge tat. Freilich entbehrt keine dieser historizistischen Mythendichtungen — man mag an Grillparzers „Libussa“ oder Hebbels „Nibelungen“ oder Richard Wagners Tondramen denken — einzelner echter Mythenschöpfungen. Es spricht noch nicht gegen ihre Bedeutung, daß die mythenbildenden Kräfte sich an der Umdichtung historisch gegebener Mythen betätigen. Das ist auch bei Spitteler der Fall. Stärker aber sind diese Dichter dadurch gebunden, daß sie auf eine bestimmte Philosophie eingeschworen sind, die reflektierende, nicht schauende Geister vor ihnen begrifflich formuliert haben. Ein begrifflich formulierbares und schon formuliertes Weltbild will in diesen Dichtungen gleichsam noch einmal geboren werden. Es will werden, wie der Homunkulus in Goethes „Faust“ werden will. Spitteler dagegen wurzelt nicht in einer bestimmten Philosophie, nicht in einem bestimmten System. Ein Künstler von unerhörter Bildkraft betrachtet die Welt. Erschüttert von der Größe und Sinnlosigkeit des Phänomens, zerfließt seine Seele doch nicht in gestaltloser Ergriffenheit; sein Genie reagiert aktiv, seine Phantasie produziert unaufhörlich Bilder, in denen das Weltgefühl des Dichters Gestalt annimmt, und ein überlegener Kunstverstand ordnet diese Bilder zu einem Ganzen, in dem die Mannigfaltigkeit der sinnlich wahrnehmbaren Welt sich spiegelt. Eine Analyse des reifsten Werkes des Dichters, des „Olympischen Frühlings“, möge die Art seines Schaffens dartun.

Vom „Olympischen Frühling“ sind nach Spittelers eigener Angabe[1]) zuerst die Mythengesänge entstanden, die jetzt das Mittelstück des Epos bilden und unter dem Titel „Die hohe Zeit“ zusammengefaßt sind. Eines hellen Mittags seien die Visionen bildhaft vor seiner Seele gestanden, assoziiert nicht nach Ideen oder Stoffen, sondern nach ihrer Farbigkeit. Der stolze Flug Apollons nach Metakosmos sei blau leuchtend vor seiner Seele gestanden. Das zauberhafte Idyll von Hylas, von Kaleidusa trug

[1]) Persönliche Mitteilung des Dichters.

die Farbe frischgrünender Laubwälder; die abenteuerliche Fahrt Aphroditens ins Menschenland erglänzte in der Farbe rosigen Fleisches. Mühelos hoben sich die leuchtenden Visionen ans Licht und der Dichter hätte sie mit Leichtigkeit auf das Doppelte und Dreifache der jetzigen Zahl bringen können.

Der erste Akt der Schöpfung war also die Hervorbringung einer Reihe von Bildern, bei deren Schöpfung dem Dichter nichts bewußt war, als die Beseligung des Schauens. Diese Visionen entsprangen dem Gefühl, das der Titel „Die hohe Zeit“ festhält, und konnten nachträglich zu einer ideellen Einheit geordnet werden. Sie reden von Göttern, aber diese Götter sind Menschen mit menschlichen Leidenschaften und menschlichen Leidensmöglichkeiten; Menschen, denen der Dichter nichts erspart hat als die Not der materiellen Lebensfürsorge. So ergeben die Mythen der „Hohen Zeit“ zusammen ein machtvolles Bild gehobenen Menschentums und haben Wert für sich. Erst nachträglich schob der Dichter die motivierende Erzählung von der Auffahrt der Götter und ihren Kämpfen um die Erdenkönigin Hera vor und ließ Schlußgesänge nachfolgen, welche die Schatten drohenden Untergangs auf die „Hohe Zeit“ fallen lassen und so das Weltenjahr des „Olympischen Frühlings“ abschließen.

Diese wundervoll geschlossene Komposition ist der äußere Ausdruck für die innere Einheit der Dichtung. Sie beruht nicht auf einer logischen Verkettung der zugrunde liegenden Ideen, nicht auf einem System, sondern auf der Einheitlichkeit der Weltanschauung, genauer gesagt, auf der Einheitlichkeit der erkenntnistheoretischen Grundlagen der Weltbetrachtung. Wohl bietet sich die Welt, äußerlich betrachtet, von jedem Standpunkte aus anders dar, aber die Betrachtung führt immer zu demselben Grundproblem. Jeder Mythus gibt daher ein anderes Bild der Welt, aber jeder zielt nach demselben dunklen Kern, demselben unenträtselbaren Sinn des Lebens; um das gleiche dunkle Problem kreisen alle Gestalten seiner Dichtung, keine wiederkehrend und jede doch wiederum in neuer Gestalt Menschentum verkörpernd, dem gleichen Ziele zustrebend, dasselbe Schicksal auf andere Weise erfüllend. So entsteht, ohne daß eine zusammenhängende Handlung konstruiert zu werden braucht, was nie ohne Künstlichkeit abgeht, ein innerer Zusammenhang, es entsteht eine geistige Spannung, die auf das Welträtsel unmittelbar gerichtet ist, kurz, es entsteht eine wahrhaft philosophische Dichtung.

Die Weltanschauung des Dichters ist die der modernen Wissenschaft. Aber die These der Naturwissenschaft ist dem Dichter zum Bilde geworden und das Antlitz der Welt enthüllt unter dem forschenden Blick des schauenden, nicht bloß reflektierenden Dichters medusenhafte Züge. Alles Weltgeschehen vollzieht sich nach Gesetzen, konstatiert die Wissenschaft. Diese Lehre, die in abstrakter Formulierung tröstlich wirkt, weil sie Willkür verneint, wird den Dichter zur Anschauung, zur Vision von Ananke, dem gezwungenen Zwang, dem Automaten als letztem Weltgrund. Fühllos zermalmt das entsetzliche Räderwerk der Naturgesetzmäßigkeit die leidenden Individuen, die Objekte dieser Gesetzmäßigkeit, die ihr Bewußtsein wohl befähigt, zu leiden und über das Leiden zu reflektieren, nicht aber, es zu verstehen und abzuwehren. Wohin der Blick

des Dichters fällt, sieht er Schmerzen und Leiden. Der Menschen wissend Weh, der Tiere dumpfe Not vereinigt sich zu einem einzigen Choral der Klage. Vor seinem schauerlichen Klang erbebt das Herz des Dichters. Götter, Menschen, Tiere, eine einzige Leidensgemeinschaft, durch die Fähigkeit des Leidens verbunden, ohnmächtig ausgeliefert dem fühllosen Walten der Naturgesetze; den gequälten Gehirnen der Leidenden wird Ananke, die Inkarnation des Naturgesetzes, zum fluchwürdigen Dämon, nach dessen Vernichtung die Erlösungssehnsucht aller Wesen schreit. Aus dieser Weltanschauung erwuchsen dem Dichter die grandiosen Visionen von der schauerlichen Grotte Tod und Leben, vom Weltenklagebuch und der Mythos von dem Rachefeldzug, zu dem Alastor alle lebenden und toten Wesen sammelt. Aus dieser Weltanschauung erblühen aber auch die verheißungsvollen Mythen vom Weltenheiland, der jenseits des Meeres Nirwana im Lande Meon zum Kampfe gegen Ananke heranwächst, von Auroſa, der Verkörperung der Menschenseele, welche mit kundigen Fingern an den Erscheinungen der bösen Welt Anankes die Zeichenschrift des gefangenen Gottessohnes abliest, und von Psyche, dem stummen Hirtenkinde, das mit hoffender Seele die Wallfahrt nach dem Wunderwasser Lyson antritt, das aus Schmerzen gewonnen wird und das allein den kranken Königssohn Kosmos retten kann. Aus dieser Weltanschauung erwächst schließlich der heroische Trotz des Himmelskönigs Uranos und des Zeussohnes Herakles, die mit dem Wahlspruch: „Mein Herz heißt Dennoch!“ den Krieg der Guten mit den Bösen kämpfen.

Als echter Künstler und Epiker setzt Spitteler seine Weltanschauung in ein Geschehen um. Ein Weltenjahr ist wieder vorüber. Eine neue Welle des unendlich flutenden Seins hebt sich empor. Die Göttergeneration des Kronos ist dem Gesetze des ewigen Wechsels erlegen. Eine neue Götterschar wird ans Licht gehoben. Schwer lösen sich die jungen Götter aus der traumlosen Lethargie des Nichtsseins, doch Hades, der Fürst der Unterwelt, lockt sie, „von Freiheit flüsternd und vom Glück im Sonnenschein“. Fröstelnd stehen sie in der Halle der Sibyllen, um den Wahrspruch zu empfangen, der ihr Dasein bestimmen soll. Ihnen ist verhängt, um Hera, die sterbliche Königin des olympischen Reiches, durch Kampfspiele zu werben. Die Symbolik ist deutlich. Die Unsterblichen, die Götter, müssen, um zu „werden“, um eine Sterbliche kämpfen und sich so dem Irdischen vermählen und dessen Schicksal teilen. Sie müssen selbst irdisch werden, sich in Gier und Schuld verstricken, ihr Herz ans Vergängliche hängen, um einst, wenn ihre Zeit gekommen ist, den Schmerz des Verlustes ihres schwer errungenen Glückes zu fühlen. Von Hades geleitet und vor den lebenhemmenden Mächten beschützt, die sich ihrer Auffahrt zum Lichte entgegenstellen, gelangen sie zur Brunnenstube am Fuße des Morgenberges, der zur oberen Welt führt. Dort erwartet sie Hebe, das Götterkind, und geleitet sie zu den Flügelrossen, die sie in brausendem Fluge durch die Lüfte auf die Burg des Uranos führen, zur ersten Schau auf die Welt, die sie beherrschen sollen.

Rasch und zielbewußt schreitet die Handlung des epischen Gedichtes vorwärts; da aber nicht die Erzählung einer Handlung, sondern eine allseitige Schau auf die Welt die Absicht des Dichters ist, so rankt sich um

die strengen Linien der Komposition ein üppiges Gewirr anmutiger und tiefsinniger Mythen, die das Weltproblem immer von neuen Seiten beleuchten. Nicht alle Bilder sind zur gleichen Klarheit gediehen, manche bedürfen der erläuternden, nachfühlenden Reflexion. So sind z. B. die sieben erebinischen Gefahren: die Lästervögel, die ohne Grund den Wanderer anfallen, der fürchterliche Wels „Gewesen“, dem man die Barten streichen muß, damit er nicht erwache, die Rochen der Wahrheit, der tückische Hund Cerberus, das Thaumastal, in dessen fürchterlichem, geisterhaftem Schweigen jeder von unerklärlichem Seelengrausen gepackt wird, die Furien auf der Gletscherlücke, die man nur dadurch versöhnen kann, daß man sich traurig stellt, und die Propheten auf der Lalalogenbrücke, deren betörendes Reden solche Gewalt haben, daß man mit sehenden Augen in den Abgrund taumelt, nicht ohneweiters als die Verkörperung der lebenshemmenden Gewalten (Bosheit, Grauen vor der Macht der Tradition, Wirklichkeitsscheu, Tücke, Angst vor der Rätselhaftigkeit des Lebens, Neid, betörende Kraft der Spekulation) zu erkennen, weil die Bilder sozusagen nicht ganz ausgereift sind. Von prachtvoller Anschaulichkeit sind dagegen die Gestalten des dionysischen Menschen Orpheus, der individuelles Leiden überwindet, weil er es im Trance-Zustand als einen Teil des Weltenleidens erkennt, und des apollonischen Menschen Prometheus, der dem Verderben den Stolz seines Denkens entgegensetzt, und grandios schließt der Todessturz des Kronos die Weltherrschaft der untergehenden Göttergeneration ab, ein tragisches Bild der Übermacht Anankes über den Widerstand des Einzelwillens, dem in dem Märchen vom schlauen Hirten Utis ein heiteres Gegenbild zur Seite gestellt wird. Drei weitere Bilder, der tragische Weltentstehungsmythos vom ersten Gott, der Mythos von der Sexualverknechtung des Geistmenschen und die Vision von der Grotte „Tod und Leben“ geben den jungen Göttern einen ersten Vorschmack des Lebens und bereiten sie für die großartige Schau auf die letzten Dinge vor, die Uranos, der Himmelskönig, ihnen gewährt, um sie für die Fahrt zur Erdherrschaft zu stärken. Ein tiefsinniger eschatologischer Mythos entrollt sich vor unseren Augen.

Uranos geleitet die Götter auf geheimnisvollen Wegen an die Grenze der Macht Anankes. Hier dehnt sich das Meer Nirwana, dessen Ufer nicht zu erkennen sind,

> Doch Jenseits in den Wolken grüßt ein Widerschein,
> Als könnt ein weltenfernes Land dahinten sein.

und Uranos belehrt sie:

> Man glaubt von einem Lande Meon, daß es wäre,
> Die Hoffnung betet, daß der Glaube sich bewähre.

Am Felsen Eschaton, dem Ende der sichtbaren Welt, vorbei, führt Uranos die Götter zu einem Kirchlein, das vom Baume Thateron beschattet wird. Dort empfangen sie aus dem Munde eines träumenden Engels, der „Wahrheit“ heißt und „Hoffnung“ zubenannt wird, die Weisfagung vom Weltenheiland, der am Tage der Schöpfung vom Felsen

Eschaton sich über das Meer Nirwana in das Land Meon rettete und von dort einst kommen wird, um der Zwingherrschaft Anankes ein Ende zu machen. Unendliche Sehnsucht befällt die Götter. In ihrem Namen fragt Uranos nach dem Vorzeichen der Erlösung. Der Engel nennt sie:

„Wenn ihr vom Lande Meon hört die Hähne krähn,
Wenn in Nirwanas Meer die Mähder Schwaden mähn,
Das ist der Tag . . .“

Da wollen sie auf dem Felsen Eschaton sitzen bleiben und nach dem Lande Meon ausspähen.

Wer weiß, ob heute nicht vielleicht der Hahn noch kräht,
Die Welt ist alt und der Erlöser ist schon spät.“

Doch Uranos, der Erfahrene, Weise, warnt sie, sich tatenloser Hoffnung hinzugeben.

„Man mag die Welt auch ohne euch zu lösen,
Uns aber trifft der Krieg der Guten mit den Bösen.“

Der Mythos von den letzten Dingen ist an und für sich vollkommen verständlich. Er gewinnt aber eine tiefere Bedeutung, wenn man die Namen, die Spitteler aus dem Bedürfnis nach höchster Anschaulichkeit ersann, auf ihren Sinn prüft. Leicht erkennt man sie als Termini der platonischen Philosophie. Das Land Meon, ist das nicht seiende Land τὸ μὴ ὄν. Freilich hätte Platon Spittelers Land Meon als das τὸ ὄντως ὄν bezeichnet, denn für ihn ist es eben das Seiende, was für den Positivisten Spitteler das Nichtseiende ist.

Nirwana und Eschaton erklären sich von selbst. Aber auch der Baum Thateron, der das Kirchlein beschattet, in welchem der wahrheitskundige Engel träumt, hat seinen Namen aus Platons „Timaios“ und bezeichnet ein Gemenge von Ideellen und Materiellen, aus dem der Demiurgos die Welt aufbaut, denn nur aus dem dualistischen Charakter der Phänomene erwächst die Hoffnung auf die Möglichkeit der Erkenntnis des wahrhaft Seienden.

Auf der Burg des Uranos in Gesellschaft seiner zauberhaft schönen Töchter, der sieben Amaschpand, verleben die Götter eine Zeit wunschloser Seligkeit. Aber Ananke duldet kein Glück. Er erweckt in ihrer Seele die Lebensgier, sie reißen sich los und auf brausendem Wolkenschiff stürmen sie zum Olymp. Die Einfahrt ist von unvergeßlicher Plastik. Zu ihren Füßen enthüllt sich das Hochgebirge des Olympos, wälderprangend, Städte, Schlösser, Gärten. Fluggondeln umschwirren das Götterschiff, schwimmende Mänaden halten sich an seinem Borde fest und Melissa, der Mänaden schönste, ersteigt den Mastkorb, löst das rotgoldene, perlengeschmückte Haar, streut Geschmeide und Gürtel jauchzend hinter sich und, in der üppigen Schönheit ihres nackten Leibes prangend, ruft sie den Göttern die Worte zu:

Hajih, ich will euch Symbolon und Banner sein,
In diesem Zeichen fahret zum Olympos ein,
Stark ist Ananke, aber stärker ist die Gier,
Die Erde unter euch, doch Schönheit über dir.

Im Zeichen der Gier ziehen sie ein zum Kampfe um die Weltherrschaft und die Gier beherrscht das Ringen um Hera. Der Sieger ist Apollon, der Beste, der Edelste, untadelig im Denken und Handeln. Aber nicht er wird der Weltenkönig, sondern Zeus, der böse ist und hart. Ihn weiht im Namen Anankes die Schicksalsgöttin Moira und drückt ihm das Siegel der Größe auf. Fortan weiß er nichts von eigenen Wünschen und vom eigenen Leid, der Welt und ihren Nöten ist er geweiht. In diesem Sinne schließt er mit Apollon, der sich grollend in die Einsamkeit zurückgezogen hat, einen Fürstenbund. Zwar Apollon bedarf seiner nicht, aber „der Welt, von Übeln krank, vom Blute rot, tut Geist und Schönheit, tut ein Flecklein Himmel not“. Versöhnt scheiden sie, er, der die Welt beherrscht, und er, der sie verschönt.

Der Kampf um Hera ist ein kleines Epos für sich. In den Wettkämpfen der Sage, des Wettlaufes, des Wagenrennens, der Traumdeutung und der Herrscherkunst müssen sich die Götter messen. Im Wettkampf des Gesanges und der Sage halten Apollon und Hermes sich das Gleichgewicht. Apollon erzählt den tiefsinnigen Mythos vom Kosmos, dem Sohne des Weltenkönigs. Rätselhafte Krankheit lähmt ihn, es fröstelt ihn in heißer Mittagsglut, obwohl der König ihm den königlichen Mantel, darauf Mond und Sonne prangen und das Sternenheer, um die Schultern legt; aber aus Mond und Sternenglanz blickt traurig der Kranke, ein erschütterndes Bild des Weltleides. Der Kranke kann nur geheilt werden, wenn das Marmorbecken im Badesaale vom Wunderwasser Lyson (τὸ λῦσον = das, was lösen wird) überquillt. Das Wunderwasser aber träuft einzig im Hause des Todes und aus tausend Todesqualen jedes Weltenjahr ein Tröpflein nur. Aber unverzagt macht Psyche, das stumme Hirtenkind, das im stillen Waldsee das Antlitz des leidenden Königssohnes erblickt hat, sich auf die Fahrt nach dem Wunderwasser. Nur aus der Kraft der Seele kann unter tausend Schmerzen die Heilung kommen. Hermes aber erzählt vom Tal Elysion, wo die Abbilder aller Dinge ausgestellt sind, deren Anblick die abgeschiedenen Seelen wieder ins Leben zurücktreibt, um abermals zu leben und aus rohem Weh, aus gröblichem Erfahren Erinnerungsmut zu gewinnen. Im Wettlauf siegt Apollon über Hermes und im Wagenrennen über Poseidon. Die Schilderung des Wagenrennens ist ein ganz großes Meisterwerk für sich, das mit höchster Anschaulichkeit den Sieg der Besonnenheit über tollen Wagemut und wilde Kraft darstellt. Der Wettkampf der Traumdeutung ist ein Zweikampf zwischen Apollon und Hera, Mann und Weib. Hera hat in Apollon sogleich beim ersten Zusammentreffen die männliche Überlegenheit erkannt und gehaßt. Sie sieht seinen Sieg voraus und haßt ihn wegen seiner Überlegenheit. Die Größe Apollons überwindet sie, sie unterwirft sich ihm, aber nur, um ihn zu verraten, denn inzwischen hat Zeus, seinen Herrscherberuf durch eine Gewalttat erweisend, sich der Götterburg bemächtigt. Grollend zieht Apollon sich zurück. Alle Götter unterwerfen sich Zeus.

Nun beginnt die „Hohe Zeit“. Welcher Art die Welt ist, hat der Kampf um die Weltherrschaft gezeigt. Ein fühlloses Getriebe, vom Standpunkt des Individuums gesehen, absolut sinnlos und voll des Leides.

Aber im Kampfe gegen Ananke erwachsen die überindividuellen Werte, welche die Menschen schaffen. Es ist der große Sinn der stolzen Mythenreihe „Die hohe Zeit“, daß der Dichter diese überindividuellen Werte prüft, nicht indem er sie kritisiert, sondern indem er sie gestaltet. In zwölf grandiosen Bildern umspannt der Dichter den Sinn alles Lebens, auf engem Raum eine unfaßliche Fülle der Gesichte, die keine Inhaltsangabe auch nur flüchtig umreißen kann. Der Eingangsgesang „Moiras Gnade“ malt das Phänomen des Glücks. Es hat keine Ursache, kommt ungerufen, ein kindisch Knäblein, eintönigen Singsang singend, ein Puppenfahrzeug hinter sich herschleifend, beladen mit Nichts, mit Schein und Schemen. Aber alle Völker eilen herbei, mit feuchten Augen, „seufzend nach dem seltenen Kinde“, und alle Herzen lösen sich in Sehnsucht und Güte. Dann folgen die Erzählungen „Boreas mit der Geißel“, „Ajax und die Giganten“ und „Aktaion, der wilde Jäger“. Sie bilden eine Einheit und variieren dasselbe Thema, das Thema vom Glück, das in der Ausübung der Gewalt liegt. Dann folgen die Gesänge von Apollon, dem Entdecker, und Dionysos, dem Seher; sie gestalten die Kraft der Erhebung, die von der Sehnsucht nach dem Metaphysischen ausgeht, und umrahmen in der Erzählung von „Poseidon mit dem Donner“ ein humoristisches Zwischenspiel, eine köstliche Groteske auf die robuste Mittelmäßigkeit, die sich als Genie aufspielt und es mit allem Lärm nur zu ungefügigen Banalitäten bringt. Die darauffolgenden Mythen „Hyphaist, der Zwerg“ und „Hylas und Kaleidusa über Berg und Tal“ handeln von den ästhetischen Werten, von Form und Schein, der erste von der Form, die der Mensch zu schaffen vermag, der zweite, tiefsinnigere, von dem schönen Schein über den Dingen. Die Mythen von „Hermes, der Erlöser“ und „Pallas und der Pelarg“ setzen sich mit dem Begriff der geoffenbarten, historisch gewordenen Religion auseinander. Abgeschlossen wird „Die hohe Zeit“ durch den Gesang „Apollon, der Held“. Der sieghafte Kampf des Edlen mit der Gemeinheit gibt das beglückende Gefühl, das Apollon ausspricht in dem Jubelruf:

„Wohl mir, wie sind auf Erden noch der Edlen viel,
Kommt alle, alle! Keiner fehle, nie zu viel!“

Mit der absoluten Gerechtigkeit des bloß Schauenden, nicht Beurteilenden werden die menschlichen Werte gewogen. Alle — das Glück der Herrscherübermacht sowohl als die Beseeligung, die aus dem Denken über das Wesen der Dinge und aus der Betrachtung des schönen Scheins der Dinge hervorgeht, bergen in sich auch Tragik. Sich an sie hinzugeben, ist ein Wagnis, für das man nur aus der eigenen Seele — Spitteler sagt: durch seinen Dämon — den Mut finden kann. Darin aber liegt für Spitteler das wahre Menschentum. Deshalb weist der Prometheus seiner Jugend das „Gewissen“ zurück, das ihm der Engel Gottes an seiner Seele statt geben will, „daß er ihn lehre, ‚Heit‘ und ‚Keit‘ und jegliches gerechte Wesen“, und dient nur seiner Seele, seiner strengen Herrin, die ihm „Entbehrung, Kränkung verheißt und die ungelöschte Gier und das erstickte Würgen in den stummen Nächten“. Spittelers Dichtung ist erfüllt vom Heroismus seelischer Größe.

Mit einer ganz unerhörten Energie des geistigen Schauens durchdringt Spittelers Dichtung seine Probleme. Es wäre verlockend, seiner Phantasie in alle feinsten Verästelungen ihrer Gebilde zu folgen, doch die Enge des zur Verfügung stehenden Raumes gebietet Beschränkung auf das Wesentlichste. Insbesondere ist es nicht möglich, mehr als andeutungsweise auf die reizvollen Geheimnisse der Namendichtung Spittelers einzugehen.

Die drei Gesänge von „Boreas mit der Geißel“, „Ajax und die Giganten“ und „Aktaion, der wilde Jäger“ bilden eine geschlossene Einheit, eine Art Triptychon, für sich. Der erste Gesang stellt die Gewalt sozusagen als ein Urphänomen dar. Die Sturmgötter Boreas und Harpalyke verbünden sich zu einer Beutefahrt über die Erde, die alles vor sich her niederreißt. Die wilde Hetze ist ohne Ziel und Zweck, aber nicht ohne Funktion, denn die Peitsche der Sturmgötter jagt die Welt der Troglodyten, die, in „Brauch und Sitte“ erstarrt, in Mißmut und Langeweile dahin vegetieren und „vor tausendjährigem Unsinn Ehrerbietung rutschen“, zum Leben auf, unbekümmert um ihr Tugendkrächzen und Sittjoschreien, und erfährt ihre letzte Berechtigung vor dem Bilde der unerforschlichen tiefen Gattin Ma, die sich selbst in den Fuß beißt und über den selbstverursachten Schmerz sich, von Philosophen bewundert, in tiefsinnigen Grübeln zerquält, einem köstlichen Symbole lebensfremder Spekulation. In der Erzählung „Ajax und die Giganten“ erscheint die Gewalt dargestellt als automatische Reaktion auf Übermut und Gewalttat. Seine Krönung findet der Zyklus aber in dem herrlichen Mythos von Aktaion, dem Drachentöter, der in einer Lage, da nichts mehr zu helfen scheint als Gewalt, Gewalt übt zu edlem Zwecke, sie planvoll und überlegt übt, auch nicht unzugänglich ist der Stimme des Mitleides, die des wehrlos gewordenen, todwunden Gegners sich erbarmt, der aber der entfesselten Wut seiner Helfer erliegt, die er gerufen hat und nicht mehr beherrschen kann, da sie Blut geschmeckt haben. Die Gewalt in ihrer Größe und Herrlichkeit und wieder in ihrer tiefsten Tragik findet in Aktaions Heldentum und Untergang ihre schönste Verkörperung, nicht Verklärung, sondern, wie überall bei Spitteler, absolut adäquate, erschöpfende Gestaltung. Das heilsame Werk der Gewalt ist getan, aber der menschliche Held und die Menschlichkeit, für die er kämpfte, bleiben auf der Walstatt.

Ins Gebiet der Unschaubaren wagt sich die Phantasie des Dichters, da sie es unternimmt, die Fahrt Apollons in das Reich Metakosmos zu schildern. Was schaubar gestaltet werden kann, ist gelungen: die Vogelschau auf die Erde, der Vorstoß in die beklemmende Einsamkeit der wolkenleeren Strahlenwüste, die geheimnisvolle Lockung des Küstennebelmeeres, das die Welt Metakosmos verhüllt, die letzte gewaltige Seelenanspannung, welche dem kühnen Wanderer nach dem Jenseits die Schau auf das metaphysische Land erschließt, das alles wird gestaltet. Die Erfüllung aber ist seliges Schweigen und ahnungsvolles Schauen: auf die Gegenfelsen „War“ und „Wäre“, auf „den bösen Bruch, von wo die Welt entfiel“, auf „die Höhle, die der Dinge Musterbild enthält“, auf den tiefen Waldsee der Erinnerung und „auf das Tal Eidophane zuletzt . . . wo,

der Fessel ledig, leibentsetzt, vor deinem Blick lustwandelt dein enthülltes Ich“.

Das gleiche Thema, die Sehnsucht nach dem Überirdischen gestaltet, gleichsam auf einer niedrigeren Ebene der Gesang von „Dionysos, dem Seher“. Der Knabe Dionysos, schaut im Traume die strahlende Sternengöttin Astraia und verläßt Eltern und Braut, um die hohe Herrin zu suchen. Nicht ein Gott, nur ein armes Menschenkind, dringt er nicht bis zum Lande des Metakosmischen vor, er erliegt seiner Sehnsucht und ein mißverstehender Kultus seines Erdenwaltens heiligt nicht, sondern höhnt seine Angedenken.

Der Gesang von Hyphaist, dem kunstreichen Zwerge, den sein Künstlertum über alle Not und alle Niedrigkeit hinaushebt in die Leidlosigkeit eines geistigen Lebens, bedarf keiner näheren Erklärung. Der lockende Reiz des Geheimnisvollen liegt jedoch über dem lieblichen Idyll von „Hylas und Kaleidusa über Berg und Tal“, dem Mythos von dem schönen Schein über den Dingen. Täglich, bevor die Sonne aufleuchtet, eilt Hylas, des Hermes jugendzarter Bruder, in die waldigen Täler der Erde, wo ihn die Nymphe Kaleidusa erwartet. Dann durchstreifen sie in wunschloser Seeligkeit die durchsonnten Täler und „schöpfen sich ins Herz den reichen, farbigen Tag“. Dann kommt der Abend. Auf waldesschattenübertuschtem Rain erscheinen die leisen Töchter Pans, Morpho (Gestalt) und Pantaphile (die mit gleicher Liebe alles Umfassende) und vergnügen ihr Herz im Verwandlungsspiele. Dann kehren sie heim und Pan, der Gott der gestaltlosen Alleinen, hüllt die schönglänzenden Erscheinungen in formloses Dunkel. Lange währt das liebliche Idyll, aber nicht ewig, denn in Anankes Welt hat nichts Bestand. Unterm Zauberbaume träumt Kaleidusa, daß Hylas fremd an ihr vorübergehe. Da will sie sterben. Aber Götter können nicht sterben, sie können sich nur verwandeln. Eine lange bange Nacht grübelt sie darüber nach, in welch zartes, duftiges Ding sie sich verwandeln könnte, aber erst als der Feuervogel Phönix in trunkenem Liede die Welt der Erscheinungen als Gottes geheimnisreiche Zeichenschrift preist, und schon des Hylas Lockruf erschallt, ruft sie Vater Pan und begehrt den Verwandlungstod. Sie will ein schöner Lichtstrahl werden, daß „von allen Enden Hylas, den Trauten, grüßt sein Schein“. Pan warnt, dann aber umarmt er sie und zwingt ihr in peinlichem Ringen die Seele aus dem Leibe. Vergebens ruft Hylas nach der Geliebten und kann sie nicht finden. Da kommen Pans Töchter, ihm zu helfen. Morpho (Gestalt) hält ihm die Hände gefesselt und Pantaphile (die alles Liebende) macht ihm durch Küsse auf seine geschlossenen Augen allsehend. Da erkennt er Kaleidusa (die schön Scheinende) am schönen Scheine der Dinge, kann sie aber nicht fassen und jubelnd ruft Kaleidusa, im Gaukelspiele lächelnd:

O Wonne, sieh, jetzt ist das Bündnis enger schier,
Als da wir wegten durch die Wälder, er mit mir.

So deutet der Dichter die Gewalt des Schönen in den Dinge über Berg und Tal in einem Mythus, der an Tiefsinn und Schönheit nur mit den mythischen Dichtungen Platons verglichen werden kann: Wer einmal das Schöne sah, sucht es in allen Dingen.

Im Stolze auf die eigene Kraft, in der Fähigkeit der Hingabe an das Schöne, in der Ahnung metaphysischer Welten erblickt der Dichter die höchsten Werte des Lebens. Er verabscheut das stumpfe Leben im Materiellen. Aber diese Werte müssen echte, d. h. gefühlte Werte sein, nicht — und darin unterscheidet er sich scharf von der vorangegangenen Generation der Romantiker und ihrer Epigonen — Werte der Tradition. Verächtlich und gefährlich erscheint ihm der forcierte Glaube an das abgestorbene Geistige, an die toten Gehäuse, die einmal seelische Werte bargen, jetzt aber leere Formen geworden sind. Dieser Abscheu ist die Grundempfindung seines Erstlingswerkes „Prometheus und Epimetheus“. Im „Olympischen Frühling“ folgen auf Gesänge, welche die Hingabe an die geistigen Werte als höchsten Sinn des Lebens preisen, die warnenden Mythen „Hermes, der Erlöser“ und „Pallas und der Pelarg“. Der erste lehrt die Überwindung des Schmerzes um das Gewesene im Namen des Lebens. Hermes erlöst Maja von der fruchtlosen Trauer um den toten Gemahl Pluton und gewinnt sie dem Leben wieder, indem er ihr Knäblein Mellon (die Zukunft) befreit, das heuchlerische Priester der Vergangenheit unter einem gewaltigen Mausoleum zu Ehren Plutons begraben haben, um an seinerstatt Majas Königreich zu beherrschen. In dem Mythos von „Pallas und der Pelarg“ gestaltet der Dichter das grandiose Bild von der abgestorbenen, sinnlos gewordenen Religion, die, ein Gegenstand des Grauens, nicht leben und nicht sterben kann und, vom Blute lebender Menschen ein Scheindasein fristend, entsetzlich ins warme Leben hineinragt. „Pelarg“ kann man mit „Wundertäter“ oder „Wunderding“ übersetzen. Pallas ist bei Spitteler, wie bei den Griechen, die helläugige Göttin des klaren Verstandes. Auf einer Abenteuerfahrt gerät sie in ein ödes Tal, das durch einen mächtigen Felsenberg von nacktem Kalkstein abgeschlossen wird. Es naht ein Wallfahrerzug, eine blühende Jungfrau soll dem Pelarg im „Berg des Schweigens“ geopfert werden. Pallas versucht, das arme Schlachtopfer zu befreien, muß aber von dem wütenden Fanatismus des Wahngläubigen weichen. Da holt sie Hermes zu Hilfe und aus Majas Munde erfährt sie die Sage vor dem tausendjährigen Pelarg, genannt der Hieraus. Was er in jungen Tagen einst erlebt und verrichtet, weiß niemand mehr, jetzt ist er ein kraftloser, hilflos lallender Greis, der schon lange tot wäre, wenn nicht seine Tochter Hagia (Pietät), die den Vater göttlich ehrt, ihn künstlich am Leben erhielte. Im Berge des Schweigens hält sie ihn vor jedem Lüftchen verborgen. Den Zugang bewacht der Riese Olim und der Drache Hypokrisis. Ihre Kinderfrömmigkeit hat unter den Menschen einen Glauben angezündet, so daß sie dem schrecklichen Greise ihre Kinder opfern, da nur Menschenblut sein Leben fristen kann. Pallas und Hermes wagen den Kampf gegen den Pelarg. Sie entdecken den Zugang zur Höhle im Berg des Schweigens, sie fällen den Riesen Olim (Tradition), sie finden die drei Wörtlein „Leben“, „Tag“ und „Mut“, vor welchen der unüberwindliche Drache Hypokrisis (Einbildung) in Schleim zerfällt. Aber furchtbar wäre Hermes fast der Anblick des Pelarg selbst geworden. Wohl hat ihn Maja darauf vorbereitet, daß kein Mann den Anblick des Pelarg ertragen könne, weil

„Seine Runzelstirne Erinnerung entriegelt,
Weil sich in seinem blöden Blick die Vorwelt spiegelt.“

Wohl hat der Anblick von Hagias Schlächterkammer sein innerstes Herz empört, aber vor dem Antlitz des greisen kranken Hieraus vergißt er alles und Pallas muß den tötlichen Stoß tun: Denn

„Den trüben Greisenblick verklärten Widerlichter
Von einstiger Jugend und Erinnerungsgesichter
Vergangner Dinge. Eine Ahnenwelt genas,
Darin des Hermes Seherauge brünstig las,
Heißdurstig, einer fremdem Vorzeit Urgeschichten
Zu schlürfen, die ihm eine zweite Schöpfung dichten.“

Tiefsinnig malen die Verse den Zauber, der von alten Religionen ausgeht und ihnen über ihre geschichtliche Dauer hinaus eine verhängnisvolle Kraft gibt.

„Die hohen Zeit Ende“ naht. Aphrodite (Gier) bricht den Frieden der Welt und weckt Ananke. Das Eheglück des Götterkönigs geht durch Heras Schuld in Brüche, die grüne Fahne Olbia (Glück) fällt vom Turme der königlichen Burg. Der Mythus vom Leiden der Tiere (Koras Verwandlung, Alastor), Aphroditens Erdenfahrt und Zwiegespräch mit Pan, Heras Flucht vor dem Tode, die schreckliche Vision des Zeus lassen uns die Weltentragik noch einmal erschütternd zum Bewußtsein kommen. Doch entläßt uns der Dichter nicht in Trostlosigkeit. Wir begleiten den Menschen Herakles, den Zeus zu seinem Wahlsohn gewählt, weil er in ihm eine starke, aufrechte Seele fand, auf seiner Erdenfahrt. Alle Götter beschenken den Liebling des Zeus und weihen ihn zu Ruhm und Größe. Aber am Tor der Straße, die vom Olymp zur Erde führt, lauert Hera, die sich für die Angst vor dem Tode, dem sie nicht entrinnen kann, zum voraus dadurch entschädigt, daß sie Böses stiftet, solange der Tod ihr noch Frist läßt. Sie beraubt ihn aller Gaben der Götter und verflucht ihn zur Glücklosigkeit. Niemand soll ihn verstehen. Wichte sollen sich lustig machen dürfen über ihn und zu allem Überfluß soll sein Herz weich sein, ein Spielball für die Herzlosen, die spotten dürfen über den Sohn des Zeus in der Narrenmütze. Das trifft ihn ins Herz, aber bricht nicht seinen Mut:

„Mein Herz heißt ‚Dennoch‘! Herakles bedarf nicht Dank.
Auch mit verhärmten Wangen geht sich's ohne Wank.
Er rief's, warf sein Trotz voraus die Erdenstraße
Und folgte festen Trittes nach mit Ruh und Maße.“

Mit so mutig stolzen Worten schließt die weltumspannende Dichtung des großen Dichters.

Spitteler gehört — es wäre töricht, das jetzt noch verkennen zu wollen — der Weltliteratur an. Auch unter den Wenigen, die dieses Ruhmes teilhaftig werden, wird er immer noch einen besonderen Rang einnehmen durch seine unerhörte Fähigkeit des inneren Schauens, durch die nicht minder unerhörte Kraft, mit der er seine Gesichte plastisch gestaltet, und schließlich durch die reine Wahrhaftigkeit seines Blickes auf die Dinge,

durch die Tiefe seiner Weltauffassung, die weder in Rationalismus verflacht noch sich in erlogenen Mystizismus verliert. Es wird der Urteilskraft unseres Zeitalters nicht zur Ehre gereichen, daß sein größter Dichter fast völlig vereinsamt bleiben konnte.

Grundlinien im Werke Hugo v. Hofmannsthals[1]).

Von Walther Brecht in Wien.

Es ist schon früher gelegentlich beobachtet worden[2]), eine wie große Rolle im Jugendwerke Hugo v. Hofmannsthals das „Sein in allen Dingen" spielt, die Fähigkeit und Gewohnheit der Seele, mit und in allen Dingen dieser Welt mitzuleben, sie in sich und sich in ihnen zu fühlen: „Das Ich als Universum". Diese Rolle ist in der Tat eine außerordentliche; sie geht nicht nur an Umfang über das bisher beobachtete hinaus, sondern auch an Bedeutung. Sie findet sich auch nicht nur in dem Jugendwerke Hofmannsthals (wenn auch dort am stärksten), sie geht vielmehr von da auch in die spätere Produktion über. Sie ist der gewiesene Ausgangspunkt für eine tiefere Erfassung des Dichters.

Gehen wir zunächst von der Jugendlyrik aus, so drängen sich die Manifestationen dieses Allgefühls. Es gibt kaum ein Gedicht, in dem das gefühlsmäßige Problem der Grenzen des Subjekts gegenüber der Außenwelt in Raum und Zeit nicht eine sehr bedeutende Rolle spielte. Die darin liegende Frage bleibt entweder beim Erstaunen stehen, oder sie wird mit Bangen empfunden, oder endlich, der gefühlsmäßige Kern dieser Frage, „verliere ich mich bei dieser festgestellten Beinah-Identität von Welt und Ich an die Welt, oder bejahe ich nicht vielmehr mein Ich dabei erst recht, indem ich ungeheure Kräfte aus dem mir wesensgleichen Universum ziehe?" wird in diesem letzten, positiven Sinn entschieden. Und dies ist sehr häufig:

Gute Stunde.

Hier lieg' ich, mich dünkt es der Gipfel der Welt,
Hier hab' ich kein Haus, und hier hab' ich kein Zelt!

Die Wege der Menschen sind um mich her,
Hinauf zu den Bergen und wieder zum Meer:

Sie tragen die Ware, die ihnen gefällt,
Unwissend, daß jede mein Leben enthält.

[1]) Bei einigen der vorliegenden Ausführungen sind, wie schon in gelegentlichen Vorträgen der Jahre 1919 und 1920, private Notizen des Dichters mit herangezogen worden. Ich behalte mir vor, auf den Gegenstand, der hier nur umrissen werden kann, mit größerer Ausführlichkeit und in weiterem Zusammenhang zurückzukommen.

[2]) So von S. Lublinski in seinem „Ausgang der Moderne" (1909), S. 84, aber mit höchst einseitiger, weil voreingenommener Deutung. Die neue Schrift von Berendsohn ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Sie bringen in Schwingen aus Binsen und Gras
Die Früchte, von denen ich lange nicht aß:

Die Feige erkenn' ich, nun spür' ich den Ort,
Doch lebte der lange Vergessene fort!

Und war mir das Leben, das schöne, entwandt,
Es hielt sich im Meer, und es hielt sich im Land!

Die eigene Vergangenheit ist immer noch da. Aber das gefühlsmäßige Widerspiel fehlt nicht, ja es ist manchmal gleichzeitig da; in dieser Sphäre schwingt der Pendel der Empfindung leicht von Pol zu Pol, weil dies jugendliche Weltgefühl durchaus polar ist.

Terzinen über Vergänglichkeit.

I.

Noch spür' ich ihren Atem auf den Wangen:
Wie kann das sein, daß diese nahen Tage
Fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?

Dies ist ein Ding, das keiner voll ausinnt,
Und viel zu grauenvoll, als daß man klage:
Daß alles gleitet und vorüberrinnt

Und daß mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
Herüberglitt aus einem kleinen Kind
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

Dann: daß ich auch vor hundert Jahren war
Und meine Ahnen, die im Totenhemd,
Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,

So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

Die unheimliche Empfindung erleichtert sich zu einer schicksalhaft-stillen, fast lebensentbundenen:

II.

Die Stunden! wo wir auf das helle Blauen
Des Meeres starren und den Tod verstehn,
So leicht und feierlich und ohne Grauen,

Wie kleine Mädchen, die sehr blaß aussehn,
Mit großen Augen, und die immer frieren,
An einem Abend stumm vor sich hinsehn

Und wissen, daß das Leben jetzt aus ihren
Schlaftrunknen Gliedern still hinüberfließt
In Bäum und Gras, und sich matt lächelnd zieren

Wie eine Heilige, die ihr Blut vergießt.

Und zuletzt beruhigt sich die Stimmung in der gefühlsmäßigen Einsicht in die Identität alles Lebenden, die Wesenlosigkeit der Zeit und das Traumhafte alles Menschlichen; aber diese Träume bringen ins Wesenhafte der Welt, weil sie ihm irgendwie verwandt sind.

III.

Wir sind aus solchem Zeug, wie das zu Träumen,
Und Träume schlagen so die Augen auf
Wie kleine Kinder unter Kirschenbäumen,

Aus deren Krone den blaßgoldnen Lauf
Der Vollmond anhebt durch die große Nacht.
... Nicht anders tauchen unsre Träume auf,

Sind da und leben wie ein Kind, das lacht,
Nicht minder groß im Auf- und Niederschweben
Als Vollmond, aus Baumkronen aufgewacht.

Das Innerste ist offen ihrem Weben,
Wie Geisterhände in versperrtem Raum
Sind sie in uns und haben immer Leben.

Und drei sind Eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum.

Die eigene Vergangenheit ist immer noch da. Aber auch die Vergangenheit aller Kulturen, das innerste Wesen unzähliger Einzelleben ist immer lebendig für das dichterische Subjekt, dessen Wesen mit diesem Leben und mit dieser Dichtkunst nicht beschlossen ist; Zeit- und Raumform sind für ihn aufgehoben:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
Durcheinander spielt sie alle das Dasein,
Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
Schlanke Flamme oder schmale Leier.

Ja ihre gefühlsmäßige Beherrschung, die Beherrschung eines gesamten, reichen Kulturerbes gehört mit zu den lebendigen Schätzen, die die Fähigkeit des Seins in allen Dingen dem „Erben" mühelos verschafft. Am meisten, wenn er ein Dichter ist. Ihm ist die Welt untertan, denn er beherrscht sie kraft seines geheimnisvollen Einsseins mit ihr. In positivster Stimmung schwillt dieses Lebensgefühl zum Triumphgesang, in dem immer mißverstandenen

Lebenslied.

Den Erben laß verschwenden
An Adler, Lamm und Pfau
Das Salböl aus den Händen
Der toten alten Frau!

Der Erbe darf alle Kulturschätze aus den Händen der Vergangenheit an die Symbole seiner kühnen Gedanken, seiner zarten und seiner glänzenden Stimmungen verschwenden: seinem mystisch entbundenen Gesamtgefühl ist das Fernste so nah wie das Nächste, wie die Schönheitsreize des gegenwärtigen Moments:

Die Toten, die entgleiten,
Die Wipfel in dem Weiten —
Ihm sind sie wie das Schreiten
Der Tänzerinnen wert!

Die Sicherheit und Allmacht des Beherrschers aller Dinge, weil er sich mit ihnen eines Wesens fühlt, wird wahrhaft triumphierend geschildert:

Er geht wie den kein Walten
Vom Rücken her bedroht.
Er lächelt, wenn die Falten
Des Lebens flüstern: Tod!
Ihm bietet jede Stelle
Geheimnisvoll die Schwelle;
Es gibt sich jeder Welle
Der Heimatlose hin.

Der Schwarm von wilden Bienen
Nimmt seine Seele mit;
Das Singen von Delphinen
Beflügelt seinen Schritt:
Ihn tragen alle Erden
Mit mächtigen Gebärden.
Der Flüsse Dunkelwerden
Begrenzt den Hirtentag.

Nur die sinkende Sonne setzt dem gewaltigen Schweifen ein Ende.

Das Salböl aus den Händen
Der toten alten Frau
Laß lächelnd ihn verschwenden
An Adler, Lamm und Pfau:
Er lächelt der Gefährten —
Die schwebend unbeschwerten
Abgründe und die Gärten
Des Lebens tragen ihn.

Alles muß seinem königlichen Wandel dienen: auch die steilen Abgründe des Lebens sind aufgehoben für ihn, weil er sein innerstes Wesen mit dem ihren rätselhaft, aber bestimmtest verbunden fühlt. Denn das „Weltgeheimnis" steckt im eignen Innern, im tiefsten Ich — nur kann es jetzt fast niemand mehr deuten:

Der tiefe Brunnen weiß es wohl,
Einst waren alle tief und stumm,
Und alle wußten drum.

Wie Zauberworte, nachgelallt
Und nicht begriffen in den Grund,
So geht es jetzt von Mund zu Mund.

Der tiefe Brunnen weiß es wohl;
In den gebückt, begriffs ein Mann,
Begriff es und verlor es dann — — —

In unsern Worten liegt es drin,
So tritt des Bettlers Fuß den Kies,
Der eines Edelsteins Verlies.

Der tiefe Brunnen weiß es wohl,
Einst aber wußten alle drum,
Nun zuckt im Kreis ein Traum herum.

Der tiefe Brunnen ist das eigne Ich, das noch mit der Natur, dem Urgrund aller Dinge eng zusammenhängt. Mit dem Eintritt ins reale Leben beginnt die Entfernung und Entfremdung von den Urmächten. Der Weg zum wahren Ich muß wiedergefunden werden.

Nur dem Begnadeten, am ersten wohl dem Dichter, ist das Wesen der Dinge noch heute geheimnisvoll-offenbar; dadurch wird er zum wahren Beherrscher auch des Lebens. Solchem „großen Magier" ist nichts unmöglich:

In seinen Augen aber war die Ruh
Von schlafend- doch lebendgen Edelsteinen.
Er setzte sich und sprach ein solches Du

Zu Tagen, die uns ganz vergangen scheinen,
Daß sie herkamen trauervoll und groß:
Das freute ihn zu lachen und zu weinen.

Er fühlte traumhaft aller Menschen Los,
So wie er seine eignen Glieder fühlte.
Ihm war nichts nah und fern, nichts klein und groß.

Und wie tief unten sich die Erde kühlte,
Das Dunkel aus den Tiefen aufwärts drang,
Die Nacht das Laue aus den Wipfeln wühlte,

Genoß er alles Lebens großen Gang
So sehr — daß er in großer Trunkenheit
So wie ein Löwe über Klippen sprang.
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist Shakespeare, das ist Goethe, das ist Calderon, das ist Sophokles; das sind alle großen Welt- und Menschenkünder; das ist der Gesamtgeist alles höchsten Dichter- und Künstlertums. Seine Heimstatt ist nicht die Erde, nur ein Abglanz fällt in die, doch wesensgleichen, Dichter; und dennoch sind sie ihm ganz nah:

Cherub und hoher Herr ist unser Geist —
Wohnt nicht in uns, und in die obern Sterne
Setzt er den Stuhl und läßt uns viel verwaist:

Doch Er ist Feuer uns im tiefsten Kerne
— So ahnte mir, da ich den Traum da fand —
Und redet mit den Feuern jener Ferne

Und lebt in mir, wie ich in meiner Hand.
(„Ein Traum von großer Magie.")

Feuer der Erde und hohe Sternenfeuer sind von einerlei Art — Menschengeist kann darum den höchsten Weltengeist erfühlen, seinen Abglanz gestalten. Und einen Abglanz ewigen gegenseitigen Allverständnisses spürt der Dichter noch im Begrenztesten, Zufälligen, Heitersten: der gesellschaftlichen Sphäre.

Einen hellen Widerschein
Sehe ich im Kreise wandern:
Spürt auch jeder sich allein,
Spürt sich doch in allen andern.
(Der „Dichter" in „Gesellschaft".)

Von ungeborenen dichterischen Gestalten schwillt ihm die Landschaft: aus den Rändern des Waldes treten sie hervor:

„Mit leichten Armen teilen sie das Laub:
Gestalten! Und sie unterreden sich.
O wüßt' ich nur, wovon! Ein Schicksal ist's,
Und irgendwie bin ich dareinverwebt."

Aber auch die Weingärten, die Hecken, der Fluß sind voll von ihnen, ihr Innerstes muß dem Dichter verfallen sein, denn er ist eines Blutes mit dem Zentrum der Welt: so muß es ihm gelingen, den heißen Wunsch in den Hörern zu entzünden:

„O wüßt' ich mehr von diesen Abenteuern,
Denn irgendwie bin ich dareinverwebt" [auch sie spüren es]
„Und weiß nicht, wo sich Traum und Leben spalten."

Dieses Lebensgefühl ist es, das der „Dichter" des ganz lyrischen „Kleinen Welttheaters" mit seinem Publikum zu teilen wünschen muß. Und im „Weißen Fächer" (1897) gibt die junge verwitwete Miranda in ratloser Verlassenheit dem Allgefühl, ihrem Zustand gemäß, einmal das negative Vorzeichen (wir sahen schon, wie leicht hier Triumph in Schwermut umschlägt):

„— Wir selber nur der Raum,
Drin tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben wie im Springbrunn Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen;
All unsre Einheit nur ein bunter Schein,
Ich selbst mit meinem eignen Selbst von früher,
Von einer Stunde früher grad so nah,
Vielmehr so fern verwandt, als mit dem Vogel,
Der dort hinflattert.
(sie schaudert)
— Weh, in dieser Welt
Allein zu sein ist übermaßen furchtbar."

Das ist der andre Gegenpol, aber desselben Empfindungskomplexes. Zuweilen erscheint das eigne Individuum nur wie ein, fast unpersönlicher, Durchgangspunkt fremder Kräfte[1]).

[1]) Man vergleiche hiermit die Äußerung Gabriels im Gespräch „Über Gedichte" (gelegentlich des Georgeschen „Jahrs der Seele"):
„Sind nicht die Gefühle, die Halbgefühle, alle die geheimsten und tiefsten Zustände unseres Inneren in der seltsamsten Weise mit einer Landschaft verflochten, mit einer Jahreszeit, mit einer Beschaffenheit der Luft, mit einem Hauch? Eine gewisse Bewegung, mit der du von einem hohen Wagen abspringst; eine schwüle sternlose Sommernacht, der Geruch feuchter Steine in einer Hausflur; das Gefühl eisigen Wassers, das aus einem Laufbrunnen über deine Hände sprüht: an ein paar tausend

Die Auswahl wird genügen um zu zeigen, mit welcher außerordentlichen Variabilität das Grundweltgefühl des Dichters — mindestens von damals — immer wieder ausgedrückt, hin und hergewendet, in hunderten von Stimmungen wechselnd verleiblicht wird.

Ist dies nur bloßes Ästhetentum, wie es manchmal bezeichnet worden ist? Mit nichten. Es ist vielmehr gewisse Ahnung der mütterlichen Einheit alles Lebens. Ein dem religiösen eng verwandtes Grundgefühl, fast ein mystisches Grundwissen. Nicht umsonst hat ein Strahl William Blakes den jungen Hofmannsthal getroffen. Der Dichter schreibt es nicht nur seinem eigenen Typus zu; ihm ist es vor allem das Symptom eines frühen Jugendzustandes, einer Seelenverfassung, wie sie ganz jungen, reinen Menschen vorwiegend eigen ist, in deren Dasein (noch nicht „Wachsein") noch ein Licht herüberschlägt, vielleicht aus einer nicht irdisch, nicht menschlich gelebten Existenz. Ihr dumpfer Zustand aber bewahrt etwas von jenem Wesen, in dem sie dem Kern der Welt noch ganz nah waren, durch die Jahre der Dumpfheit, des allmählichen Innewerdens der Welt bis hin zur wirklichen „Existenz" des tätigen, leidenden, auch Leiden zufügenden Lebens. Alle Helden der Jugendwerke Hofmannsthals zeigen diesen, schier präexistenten, jugendlichen Zustand: für alle handelt es sich darum, volle Existenz zu erreichen, „ins Leben zu kommen", „Schicksal zu gewinnen".

Denn jener jugendliche Zustand (finden wir seine Darstellung nicht bei allen gleichzeitigen ähnlich gerichteten Dichtern, von Georges Ephebengestalten und L. v. Andrian bis zu Borchardt, Vollmoeller und Rilke?) ist „glorreich aber gefährlich". Wer noch teil hat am selig-unbewußten Leben aller Kreatur, am geheimnisvollen Gang der Weltenuhr gleichsam, zeichnet sich durch bestimmte Eigenschaften aus: durch frühe wenn auch sehr gebrechliche Weisheit, die glaubt, das Leben schon irgendwie zu beherrschen, bis die rasche Krisis kommt: Andrea („Gestern" 1891), der prinzipielle Impressionist der Weltanschauung, Claudio, der „Tor", dessen Name nicht umsonst von claudere kommt, nicht grundlos an den Stiefvater Hamlets erinnern soll — denn ist nicht auch Claudio ein Stiefvater seines bessern Selbst? — oder diesmal ironisch angesehen, Fortunio, der junge Witwer, der sich, gegen

solcher Erdendinge ist dein ganzer innerer Besitz geknüpft usw. Wollen wir uns finden, so dürfen wir nicht in unser Inneres hinabsteigen: draußen sind wir zu finden, draußen."

Also anscheinend das genaue Gegenteil jenes ‚Im eigenen Herzen' beim ‚Weltgeheimnis', aber doch nur scheinbar; es ist wieder nur der andere Pol der Empfindung — gerade wie, unabhängig hievon, der ganze Komplex lust- oder unlustbetont sein kann. „Wie der wesenlose Regenbogen spannt sich unsere Seele über den unaufhaltsamen Sturz des Daseins. Wir besitzen unser Selbst nicht — usw. Wir sind nicht mehr als ein Taubenschlag."

„Aber" — derselbe Gabriel konstatiert es kurz darauf — „es ist wundervoll, wie diese Verfassung unseres Daseins der Poesie entgegen kommt: denn nun darf sie, statt in der engen Kammer unseres Herzens, in der ganzen ungeheueren unerschöpflichen Natur wohnen. — — Und aus allen ihren Verwandlungen, allen ihren Abenteuern, aus allen Abgründen und allen Gärten [vgl. auch dieselben Ausdrücke im ‚Lebenslied'] wird sie nichts anderes zurückbringen als den zitternden Hauch der menschlichen Gefühle" usw. Das heißt, sie erst ermöglicht Poesie, die das Universum ausspricht. Das ist die positive, produktive Seite des „Seins in allen Dingen", die S. Lublinski bei seiner einseitigen Polemik gegen Hofmannsthals „mystischen Sensualismus" ganz anders hätte beachten und einschätzen müssen.

seinen Vorsatz, aufs raſcheſte wieder vermählt. Dahin gehört auch die frühreife Sphäre der „Ballade des äußern Lebens“. Auserleſenheit in irgend einem Sinn umwittert dieſe Geſtalten. Sie ſind durchaus Angehörige einer irgendwie höheren oder zumindeſt geheimnisreichen Welt: der Kaiſer von Byzanz („Der Kaiſer und die Hexe“), der Abenteurer, der hierher gehört, weil er nicht alt werden kann („Abenteurer und Sängerin“), der junge Dichter im „Kleinen Welttheater“, das Kind („Verſe auf ein kleines Kind“), das noch ganz in der Einheit der Dinge webt. In einem andern Sinne gehört der uralte abgeſetzte Kaiſer von Byzanz hierher („Der Kaiſer und die Hexe“), der, ſo alt er iſt, die Welt nie recht gekannt hat und nun, geblendet, halb verwildert, einer zweiten Kindheit verfallen iſt, und der Gärtner des „Kleinen Welttheaters“, der, früher auch ein König, freiwillig den falſchen Schein ſeines früheren Daſeins eingetauſcht hat gegen die reineren und wahreren Erkenntniſſe, die ihm ſeine Blumen vermitteln, auch er einer zweiten Jugend teilhaftig, aber einer höheren, die ihn in das, vielleicht ſchon ganz früh von ihm geahnte Herz der Dinge hineinführt. Vor allem aber der, der ſich ſchließlich in den Fluß ſtürzen will, um ins Weltzentrum zu dringen, der junge, vornehme „Wahnſinnige“, Zuſammenfaſſung und Extrem all der „Glücklichen“ vorher im Stück („Das kleine Welttheater oder Die Glücklichen“). Eine gewiſſe geiſtige Souveränität iſt meiſt ihr angeerbter Vorzug: ſie ſehen die Welt von oben. Der Nachteil dabei: ſie ſehen ſie nur im Ganzen, in großen Maſſen, ſie ſehen nur Totalitäten. Sehr gern erſcheinen dieſe Figuren bei unſerem Dichter vervielfältigt. Sie haben gewiſſermaßen die Gabe der Spiegelung (wie denn auf wechſelſeitigen Spiegelungen als einem Grundzug ſeiner Lebensanſicht faſt alle Dramen Hofmannsthals aufgebaut ſind): dem byzantiniſchen Kaiſer entſpricht ſo der junge Kämmerer Tarquinius, dem Dichter im Prolog zum „Tod des Tizian“ auf entzückende Weiſe der Page:

„Schauſpieler deiner ſelbſtgeſchaffnen Träume[1]),
Ich weiß, mein Freund, daß ſie dich Lügner nennen
Und dich verachten, die dich nicht verſtehen,
Doch ich verſteh dich, o mein Zwillingsbruder.“
Und ſeltſam lächelnd ging er leiſe fort,
Und ſpäter hat er mir ſein Stück geſchenkt.

Mir hat's gefallen, zwar iſt's nicht ſo hübſch
Wie Lieder, die das Volk im Sommer ſingt,
Wie hübſche Frauen, wie ein Kind, das lacht.
Und wie Jasmin in einer Delfter Vaſe . . .
Doch mir gefällt's, weil's ähnlich iſt wie ich:
Vom jungen Ahnen hat es ſeine Farben
Und hat den Schmelz der ungelebten Dinge,
Altkluger Weisheit voll und frühen Zweifels,
Mit einer großen Sehnſucht doch, die fragt.

Alle dieſe Figuren, auch wenn ſie, wie der Abenteurer, feſt im realen Leben zu ſtehen ſich einreden, ſtehen irgendwie außerhalb des Lebens, ſind —

[1]) Dieſelbe Wendung bei ganz derſelben äußeren Situation, nach einer ganz hierher gehörigen Schilderung kindlich-traumhafter Lebenseinheit, in Hofmannsthals ‚Victor Hugo‘, S. 13 ff.

noch oder für immer — lebensfremd. Wie lebensfremd er eigentlich immer gewesen, erfährt Claudio, der Tor, erst in der Stunde des Todes. (Das ist nicht Ästhetizismus; vielmehr seine Kritik.) Wieder lebensfremd wird, in einem ganz bestimmten Sinne, der schon ältere Lord Chandos, der Verfasser des „Briefs" (1901), der allzusehr aus der naiven Allverbundenheit mit den Dingen herausgefallen ist, um noch schriftstellern zu können: glaubt er doch, von den Dingen gar nichts mehr aussagen zu können. Den eigentlich dichterischen Zustand, wie er ihm von seiner ersten Produktionszeit her noch vorschwebt, holdes Zurückkehren in das bewußtlose Verschwistertsein mit den Dingen, kennt er nur noch für Momente, ohne den Glauben an die Kraft des Wortes, dieser ungeeigneten menschlichen Erfindung. Und noch völlig außerhalb des Lebens, mit dem heißesten Wunsch, hinein und zu sich selbst zu kommen, steht der 25jährige Kaufmannssohn der „672. Nacht", dem ein nicht ganz zufälliger Zufallstod die Möglichkeit nimmt, die Welt, das rätselhafte Leben, zu erkennen, von dem er eben gerade einen Zipfel aufgehoben hat.

Bangen erfüllt die Angehörigen dieses Typus, und doch gleichzeitig Sehnsucht, diesen glücklichen und doch auch wieder glücklosen, weil dumpfen und unsicheren Zustand zu verlieren. Irgendwie müssen sie sich fest mit dem Leben verknüpfen; irgendwie müssen sie aus dieser Art Vor- und Früherexistenz in die eigentliche Existenz dringen, denn sie fühlen: man kommt zu sich nur wenn man zur Welt kommt. Aber auf welchem Wege? Lockend und drohend zugleich erscheint das reife Dasein. Lockend, weil das bewußt ergriffene, vielleicht gefährliche, aber gerade in seiner Gefahr bestehenswerte Schicksal, das man auf sich nimmt, als das eigentlich Menschliche erscheint, das den Menschen zum Menschen macht. Drohend, weil es herausreißt aus dem Zustand der Verschlungenheit ins All. Das Leben als Drohendes, Dunkles, Verschlungenes, Verwirrendes — so empfindet es der Kaufmannssohn der „672. Nacht". Ähnlich, als Angstbringendes, die griechische Tänzerin des Dialogs „Furcht". Er will dennoch hinein, sie hinaus, weit weg, zu glückseligen Fabelinseln ohne Furcht und ohne Hoffnung (Variation des Themas, wie oft im Gesamtwerk).

Der Weg in das Leben ist ohne Verschuldung schwer denkbar. Das Lockendste ins Leben ist die Süßigkeit in der Verschuldung. Im „Tor und Tod" ist das zum Greifen deutlich. Aber so weit sind wir hier noch nicht. Zur plötzlichen Ahnung der Verschuldung als unerläßlicher Bedingung des Kommens ins Leben gelangt der Jüngling in dem Gedicht „Der Jüngling und die Spinne": Nachdem er eben noch voll Liebestrunkenheit im Gefühl geschwelgt hat, die ganze Welt zu besitzen, herrliche Vergangenheit, herrlichere Gegenwart, herrlichste Zukunft, nachdem er sich schon als gegenwärtig wirkendes Vorbild Jüngerer erkannt hat, muß er im gleichen Augenblick einen kleinen Tod, aber einen gewaltsamen, den eines winzigen Tieres durch eine große Spinne, in aller schrecklichen Anonymität der Vorgänge in der Tierwelt, vor sich sehen. Er stürzt aus allen Illusionen:

„Der großen Träume wundervolle Nähe
Klingt ab, wie irgendwo das ferne Rollen
Von einem Wasserfall, den ich schon ehe
Gehört, da schien er kühn und angeschwollen,

Jetzt sinkt das Rauschen und die hohe Ferne
Wird leer und öd aus einer ahnungsvollen:
Die Welt besitzt sich selber, o ich lerne!"

Und diese Einsicht wird ihm zum Vorsatz:

„Nicht hemme ich die widrige Gestalt
So wenig wie den Lauf der schönen Sterne.
Vor meinen Augen tut sich die Gewalt,
Sie tut sich schmerzlich mir im Herzen innen,
Sie hat an jeder meiner Fibern Halt,
Ich kann ihr — und ich will ihr nicht entrinnen:
Als wären's Wege, die zur Heimat führen,
Reißt es nach vorwärts mich mit allen Sinnen
Ins Ungewisse, und ich kann schon spüren
Ein unbegreiflich riesiges Genügen
Im Vorgefühl: ich werde dies gewinnen:
Schmerzen zu leiden, Schmerzen zuzufügen.
Nun spür' ich schaudernd etwas mich umgeben,
Es türmt sich auf bis an die hohen Sterne,
Und seinen Namen weiß ich nun: das Leben."

Dies geht über alles Bisherige, über alle (romantische) „Identität" hinaus. Hier ist einer, der über Drohendes und Lockendes hinweg die Bestimmung in sich fühlt, voller Mensch zu sein. Abgetrennt von der dumpfseligen Urheimat, eintretend in die harte Klarheit des Bezirkes bedingter und bedingender Tat, brennenden Schmerzes, gefühltester Wonne. So macht er sich gefaßt, den Weg der „Existenz" zu betreten.

Aber noch ohne Schuld. Nicht um Schuld handelt es sich bei diesem ganz jungen Menschen, ebenso wie bei dem Kaufmannssohn und ähnlichen, nur um eine Art Vorgefühl der Verschuldung und eine leise aber bedrückende Furcht davor. Der Anblick von Schuld und Leiden in der Welt kann solche Empfindungen auslösen, wie das symbolisch im „Jüngling und der Spinne" gebracht erscheint. Sie können aber auch frei aus dem eigenen Innern steigen, wie bei dem „jungen Herrn" im „Kleinen Welttheater". Da kommt im Traum von einer Jagd, einem zugleich freudvollen und beklommenen, ein dumpfes Vorgefühl über ihn, irgendwie im Zusammenhang mit seinem alten Vater. Erwacht hat er die erste Jagdbeute erschlagen; und durch diesen ersten „Mord" kommt er sich schon bang verwandelt vor:

„— — — — — und mir war,
Da ich den Kopf erhob, als wär ich um ein Stück
Gealtert in dem Augenblick. Zuweilen kommt,
Wenn ich allein bin, solch ein Zeichen über mich:
Und früher war ich innerlich bedrückt davon
Und dachte, daß in meinem tiefsten Seelengrund
Das Böse läg und dies Vorboten wären, und
Erwartete mit leiser Angst das Kommende."

Nun freilich ist er durch erhofftes Liebesglück aus der Sphäre solcher Angst herausgetreten, und das ganze All scheint ihm geheimnisvoll freundlich.

Oder das junge Menschenkind hört etwas von Lebensleid und -schuld, kann es aber noch gar nicht verstehen, wie das Mädchen des „Welttheaters" das Bänkellied von der alten Frau:

(Die alte Frau:)

„. . Dem Zweiten tat ich Schmerz und Leid
So viel an, als er mir.
Er ist verschollen: Müdigkeit,
Nichts andres blieb bei mir . . ."

(Das Mädchen:)

„Die arme Frau, was die nur meint?
Das ganze Lied ist dumm, mir scheint.
Schlaftrunken bin ich — —"

Sie bringt es noch nicht einmal zu einem Vorgefühl des Lebens. Höchstens zu einer dumpfen Ahnung:

„Wie groß ist doch die Welt!
So viele Sachen sind darin.
Mir käm jetzt manches in den Sinn,
Wenn ich nur nicht so schläfrig wär —
Mir kann doch alles noch geschehn!"

Das sind die Allerfrühesten, Unschuldigsten, noch rein Erwartenden. Noch innerhalb dieses Jugendbezirkes trifft den „Jüngling" jenes Erlebnis, das Ahnung des Lebens erweckt und den wenn auch noch fröstelnden Willen zur Welt, das ist zu voller Existenz.

Gewillt dazu ist auch Claudio, aber erst in dem Moment, da der Tod ihm die Möglichkeit dazu abschneidet: die Tragik des Toren! Claudio hat durch Schuld, die mehr unbewußt als bewußt, mehr ein fortwährendes Unterlassen, und unachtsames Verlassen, als ein Tun war, jenen dumpfen Frühzustand schon halb verloren; jetzt erkennt er, zu spät, daß er gerade dadurch, daß ihm seine Taten nicht zum substanziellen, innern Erlebnis geworden sind, die Möglichkeit, ins wahre Leben des Handelnden zu kommen[1]), verscherzt, mithin sein gesamtes Leben vergeudet hat. Er ist vor allem auch der Dichter, der Künstler noch ohne Werk, herausgefallen aus jener höchsten Welt, deren Bote der Tod ist; aber noch nicht, und nun nie mehr, teilhaft der irdischen Welt. Im „Kaiser und der Hexe" ist die Verknüpfung mit der Welt schon da, aber noch unvollkommen; es handelt sich um den bänglichen Versuch, jene Überwelt mit der irdischen wieder zusammenzubringen. Im „Bergwerk von Falun" wird der Versuch gemacht, tatsächlich wieder hinüberzugelangen. Im „Tod des Tizian" ist jene höchste Welt gefaßt als die Welt der Kunst: das relativ vollkommenste Abbild des unerreichbaren Urbildes der Schönheit, getrennt von der gewöhnlichen Welt wie Tizians Garten von der Welt Venedigs durch die hohen Gitter:

[1]) Er hätte dies sogar durch Schuld erreichen können. Aber nicht darauf kommt es an, ob er sie begangen hat, vielmehr darauf, ob die Schuld für ihn rechtzeitig zum spezifischen Erlebnis geworden ist, das die Kraft gehabt hätte, ihn eben durch Empfindung seiner Taten dem Leben zu vermählen, ihn aufs festeste mit denen zu verbinden, die er achtlos verloren hat: Mutter, Freund, Geliebte. Aber das Erlebnis hat er nicht gehabt. Er hat egoistisch hingedämmert. So hat er nicht gelebt.

„Darum umgeben Gitter, hohe, schlanke,
Den Garten, den der Meister ließ erbauen,
Darum durch üppig blumendes Geranke
Soll man das Außen ahnen mehr als schauen."

Im „Kleinen Welttheater" gehört jeder dieser „Glücklichen" noch irgendwie der höchsten Welt an, am meisten der „Wahnsinnige".

Dies sind meist noch gleichsam schwebende Zwischentypen. Der eigentlichen Wege in das Leben, in die volle irdische Existenz gibt es drei: Den mystischen Weg der Wendung ins eigene Innere; den praktischen Weg des Opfers oder der Tat, die fast nie ohne wahre Verschuldung vor sich geht; und den Weg durch das Werk und das Kind.

Wer sich dem Weg ins Innere anvertraut, um zu seinem wahren Selbst und damit auch zur Welt zu gelangen, oft der Auserwählte, zu einer großen Handlung Bestimmte, gelangt nicht selten an einen Punkt, wo sich Scheidewege auftun. Wird hiebei der Weg des Handelns gewählt, so ist die Möglichkeit stärkster dramatischer Verwicklung da. (Ödipus, Elektra, nur Ansatz bei Elis Fröbom.) Und so tut sich hier der Blick auf in die andere Welt dessen, der durch die Tat ins Leben schreitet. Die reine Introspektion als Weg in die Existenz zeigt am klarsten der Chandos-Brief: es ist die Situation des „Mystikers ohne Mystik". Um auf mystische oder christlich-religiöse Weise volle Einheit mit Gott und Welt zu finden, dazu ist er schon zu sehr nur weltfromm, schon zu rational[1]); um sich der Realität,

[1]) Der ursprüngliche Zustand noch während der Jugendproduktivität: „Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine große Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden, ebensowenig höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft — — — Und in aller Natur fühlte ich mich selber — —. Das eine war wie das andere; keines gab dem andern weder an traumhafter überirdischer Natur noch an leiblicher Gewalt nach, und so gings fort durch die ganze Breite des Lebens, rechter und linker Hand; überall war ich mitten drin, wurde nie ein Scheinhaftes gewahr: oder es ahnte mir, alles wäre Gleichnis und jede Kreatur ein Schlüssel der andern, und ich fühlte mich wohl den, der imstande wäre, eine nach der andern bei der Krone zu packen und mit ihr so viele der andern aufzusperren, als sie aufsperren könnte." Von den religiösen Auffassungen heißt es, sie „haben keine Kraft über mich; sie gehören zu den Spinnennetzen, durch welche meine Gedanken hindurchschießen, hinaus ins Leere, während so viele ihrer Gefährten dort hangen bleiben und zu einer Ruhe kommen. Mir haben sich die Geheimnisse des Glaubens zu einer erhabener Allegorie verdichtet, die über den Feldern meines Lebens steht wie ein leuchtender Regenbogen, in einer stetigen Ferne, immer bereit, zurückzuweichen, wenn ich mir einfallen ließe, hinzueilen und mich in den Saum seines Mantels hüllen zu wollen". Charakteristikum der Krise: „Die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgend welches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze." In bezug auf „Menschen und ihre Handlungen": „es gelang mir nicht mehr, sie mit dem vereinfachenden Blick der Gewohnheit zu erfassen, es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen." [Voller Gegensatz zum „Tiefen Brunnen": „Der tiefe Brunnen weiß es wohl, In den gebückt begriff's ein Mann"] „Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten, und in die ich wieder hineinstarren muß: Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt — — —." Momente der Erhöhung: „Es war viel mehr und viel weniger als Mitleid, ein ungeheures Anteilnehmen, ein Hinüberfließen in jene Geschöpfe oder ein Fühlen, daß ein Fluidum des Lebens und Todes, des Träumens und Wachens für einen Augenblick in sie

in diesem Falle des Schriftstellers, derjenigen der Worte, ganz anzuvertrauen, ist er zu sehr von der Unzulänglichkeit des Menschlichen durchdrungen: und so bleibt ihm nur die sinnende Betrachtung, mit jenen raschen, für die dichterische Hervorbringung wohl zu rasch vorübergehenden Momenten der Erhöhung, wo er in Herz und Kern aller Dinge und Wesen hineinblickt, aber als Schriftsteller ein „anständiges Schweigen".

In diesem Falle also führt das zu sich selbst und damit zur Welt kommen Wollen auf direktem, mystischem Wege nicht voll zum Ziel. Was aber gemeint ist, zeigt uns das Gedicht „Weltgeheimnis". Ursprünglich mußten und konnten das alle, jetzt weiß es nur noch der tiefe Brunnen, und die wahrhaft großen Dichter, für die kraft ihrer „großen Magie" die Schwierigkeiten des Lord Chandos nicht vorhanden sind, die wirklich alles Seiende aus dessen und ihrem eignen Innern zugleich mühelos zu deuten vermögen. Oft auch tritt das Höchste nur in einem besonders glücklichen Moment, einem *Καιρός*, einer Geisterstunde gleichsam heraus: waren es im Brief des Lord Chandos nur einzelne Momente der Erhöhung, so offenbart sich in „Tor und Tod" das Hohe, Unbegreifliche in einer Geisterstunde im eigentlichsten Sinn. Das Element der *Τύχη* gehört dazu.

Verworrener Traum entsteigt der dunklen Schwelle,
Und Glück ist alles, Stunde, Wind und Welle.

Das Kommen zu sich selbst wird gelegentlich auch bloß momentan, blitzartig, aber bedeutsam gefaßt, variiert mit den verschiedensten Vorzeichen, positiven und ironischen. Im „Erlebnis" sieht einer sich selbst

Ein Kind, am Ufer stehn mit Kindesaugen,
Die ängstlich sind und weinen wollen ...

er aber muß weiterfahren auf großem Seeschiff, in sein Leben hinaus:

... Auf dunkelblauem Wasser lautlos gleitend
Mit gelben, fremdgeformten Riesensegeln ...

Oder wie „Vor Tag" einer nach Hause kommt in sein Zimmer, nach erster Liebesnacht, und

hinübergeflossen ist — — —. Diese stummen und manchmal unbelebten Kreaturen heben sich mir in einer solchen Fülle, einer solchen Gegenwart der Liebe entgegen, daß mein beglücktes Auge auch ringsum auf keinen toten Fleck zu fallen vermag ... Es ist mir dann, als bestünde mein Körper aus lauter Chiffern, die mir alles aufschließen. Oder als könnten wir in ein neues, ahnungsvolles Verhältnis zum ganzen Dasein treten, wenn wir anfingen, mit dem Herzen zu denken. Fällt aber diese sonderbare Bezauberung von mir ab, so weiß ich nichts darüber auszusagen ..." Er wird fortan nicht mehr schreiben „weil die Sprache, in welcher nicht nur zu schreiben, sondern auch zu denken mir vielleicht gegeben wäre, weder die lateinische noch die englische noch die italienische und spanische ist, sondern eine Sprache, von deren Worten mir auch nicht eines bekannt ist, eine Sprache, in welcher die stummen Dinge zu mir sprechen, und in welcher ich vielleicht einst im Grabe vor einem unbekannten Richter mich verantworten werde ..." Chandos hat am Schluß nichts mehr als das Gefühl, weil ihm Sprache und Denken keine Realität mehr darstellen: aber dieses Gefühl brauchte vielleicht nur ein kleines Gott-Vorzeichen, um ein religiöses zu sein. (Siehe den Schluß meines Aufsatzes.)

... sieht
Sich im Wandspiegel, und hat plötzlich Angst
Vor diesem blassen, übernächtigen Fremden,
Als hätte dieser selbe heute nacht
Den guten Knaben, der er war, ermordet ...

Schier doppelgängerisch mag sich das Ich begegnen, mit wohlwollendem oder wieder ironischem Blick, sich halb, oder ganz, oder gar nicht erkennend oder ahnend. (Dichter und Page, Abenteurer und Cesarino, Kaiser und Tarquinius.) Geheimnisvolle Spiegelung weist wieder auf den Kern des Lebens.

Der zweite Weg ins Leben und zu den Menschen führt durch Opfer und Tat. Das ist der Fall in der mythischen Welt der Alkestis und des Ödipus. Opfer ist Sichselbstaufgeben, und so ist es nur eine Form der Tat, denn auch Tun ist ein Aufgeben des egoistischen Anspruchs, ein Sichselbstentäußern (in diesem höchsten Sinn des Handelns) und somit Sichhingeben und -läutern, Sich in ein Höheres Verwandeln. Das Alkestis- und Ödipus-Thema erscheint verfeinert in der Elektra (eine Verwandtschaft der Elektra mit Hamlet blitzt auf), wobei das Verhältnis der Elektra zur Tat freilich nicht ohne Ironie behandelt ist (sie hat vergessen, Orest das Beil zu geben). Beispiele der einfachen Tat, die aber immer die Fähigkeit unegoistischer, sittlicher Hingebung voraussetzt, sind der Kapitän und Cristina („Cristinas Heimreise"), Hauptmann Pierre („Das gerettete Venedig"). Entscheidend für die Qualität dessen, der zum Leben durchdringt, ist nicht die Tat an sich, sondern die „Treue", die substantielle, wandellose Gesinnung: „Ich will die Treue lernen, die der Halt von allem Leben ist" nimmt sich der „Tor" — zu spät — vor. Und nicht jeder kann Treue halten. Andrea (in „Gestern") kann es nicht und will es nicht. Ebensowenig können es Fortunio und Miranda im „Weißen Fächer", der Witwer-Tragikomödie. (Motiv der Treue ironisch gewendet.) Treue in diesem Sinne heißt Charakter, und nur der Charakter hat „Schicksal". Andrea, der Lebensimpressionist aus Prinzip, ist notwendig schicksallos, schicksallos im stärksten Sinne ist der Abenteurer, Casanova, der Stehengebliebene, Unreife, schicksallos Claudio.

Schicksal muß man sich verdienen, und nur dadurch kommt man wirklich ins Leben, durch Treue, d. h. durch Solidität, Objektivität, substantielle Ethik, zur Natur geworden, also durch Charakter. Außer dem gibt es kein „Schicksal", kein „Leben", keine „Existenz". Und nur der Charakter kennt Entwicklung. Darum stehen sich durch das ganze Werk Hofmannsthals hin die schicksalhaften und die schicksallosen Figuren gegenüber, die Charaktere und die Windschaffenen, die Steten und die Wechselnden, Sobeïde auf der einen, Andrea, Claudio auf der andern Seite, Vittoria und der Abenteurer, der deutsche Graf und die Rebegonda, Pierre und Jaffier („Das gerettete Venedig"), Kapitän und Florindo, Elektra und Chrysothemis, Helene und Antoinette (im „Schwierigen"). In Variation Ariadne und Zerbinetta („Ariadne auf Naxos"). Dieses letztere Paar ist besonders bezeichnend für die Antinomie von Sein und Werden des Ichs: Zerbinetta, die ewig Wechselnde, ist gleichwohl entwicklungslos; sie erhält darum der wesensgleiche Harlekin; Ariadne, die Stete, sich gleich Bleibende

erweist sich als schicksalvoll-entwicklungsfähig — aber nur wenn Göttin *Τύχη* dazutritt, nur wenn ein Bacchus kommt, den sie einen Augenblick für Theseus, dann zunächst für Thanatos hält, wird sie erlöst: durch Verwandlung — aber mystisch jenseits des Lebens, durch Wiedergeburt in seinen Armen. Nur ein Bacchus kann Ariadne, nur eine Ariadne Bacchus verwandeln, ihn, der der Allesverwandlerin Circe widerstanden hat. Hier zuerst findet sich, seelisch und poetisch bedeutungsschwer, die gegenseitige Verwandlung. Man vergleiche die ganze wundervolle Schlußszene der Oper vom Kommen des Bacchus an; besonders:

Ariadne: Bleibt nichts von Ariadne als ein Hauch?
Bacchus: Ich sage dir, nun hebt sich erst das Leben an
Für dich und mich!
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Ariadne: — — Wie wunder —, wunderbar verwandelst du!
Bacchus: Du! Alles du! ich bin ein anderer, als ich war!
Der Sinn des Gottes ist wach in mir,
Dein herrlich Wesen ganz zu fassen! usw.

Man kann sein Ich auch wieder finden, das wahre oder ganze Ich finden und so ins wahre Leben kommen: so geht der vermeintlich unstete Graf Bühl, der „Schwierige", formelhaft gesprochen, vom Typus, dessen Extrem Florindo ist, zum Typus des Kapitäns über, dem er eigentlich angehört; so tritt der Kaiser der „Frau ohne Schatten" durch seine Buße von den Schicksallosen zu den Schicksalhaften.

Der dritte Weg ins Leben und zur Gesellschaft der Menschen führt endlich durch das Werk und durch das Kind. Wie das Kind ein Werk des Vaters, ist das Werk ein Kind des Dichters: beide Motive werden im ‚Abenteurer' einander gegenübergesetzt in einer Art von Balance oder Kontrapost, und zwar ironisch. Der alte, halb erblindete Musiker Passionei kann sein Werk nicht mehr erkennen, das sie vor ihm spielen, ihm existieren nur die Orangen, die man ihm bietet, wie dem alten Kaiser von Byzanz im „Kaiser und der Hexe"; er ist wieder schicksallos geworden. Schicksallos von vornherein ist der Abenteurer, der halt- und charakterlose Vater Cesarinos, dem Vittoria Venier noch immer unverdiente Treue widmet. Wen sucht Vittoria? Den schicksalvollen Vater ihres Kindes. Und das ist, wie sie erkennen muß, der scheinbar junge, in kläglicher Jugendlichkeit stehengebliebene Wüstling nicht. Tragische Frage ohne Antwort bleibt das Los Vittorias, ihr einziger Seelenausweg ihr Gesang; und nicht umsonst singt sie nach des Abenteurers Abgang gerade

... das große Lied der Ariadne,
Das sie seit Jahren nicht hat singen woll'n!
Die große Arie, wie sie auf dem Wagen
Des Bacchus steht!

Cesarino, der sich für ihren Bruder hält, ist wie eine erhöhte, adlige Spiegelung seines leiblichen Vaters, des Abenteurers — wird er einst Schicksal haben, Schicksal zu entwickeln fähig sein?[1]) Nicht ohne Grund gesteht sich von dem noch immer Geliebten Vittoria in ihrer letzten Rede:

[1]) In diskreterer, mehr indirekter Weise stellt so auch Hofmannsthal die ständige Bewährungs- und Charakterfrage Kellers an seine Figuren.

— — — Wär etwas von dem Erz,
Das in dem Namen „Vater" dröhnt und klingt,
In seines Wesens weichen Lehm gemischt,
So ging er heut nicht so von dieser Schwelle!

Es ist wie eine Vordeutung auf „Die Frau ohne Schatten". In ihr vereinigen sich fast sämtliche früheren Motive, die Hauptsache aber ist der Weg ins Leben, man kann auch sagen die Erlösung, hier ganz sozial gefaßt, durch das Kind; durch die Ungeborenen, diese heimlichen Kaiser des Märchens wie der Oper. Zwei Paare nehmen jedes für sich das Schicksalmotiv auf, treten dann in wechselseitige Verknüpfung, Färber und Färberin, Kaiser und Kaiserin. Färber und Färberin werden schicksalhaft dadurch, daß sie sich im letzten Moment den fruchtbaren Schatten nicht abkaufen lassen, Kaiser und Kaiserin dadurch, daß sie den Fluch des Geisterkönigs auf sich nehmen. Erlöst werden beide Paare zauberhaft-symbolisch — aber wie verständlich — durch die Ungeborenen, ihre künftigen Kinder, wie sie an der schönsten Stelle des Märchens als reizende Phantome in der Dämmerung des Flußufers vor dem hingerissenen Auge der Kaiserin schwanken, wie eine lebendige Blumenhecke. Erhöhte Spiegelbilder ihrer Eltern in jedem Sinne, singen sie am Schluß aus himmlischer Luft herunter:

Vater, dir drohe nichts,
Siehe, es schwindet schon,
Mutter, das Ängstliche,
Das dich beirrte!
Wäre denn je ein Fest,
Wären nicht insgeheim
Wir die Geladenen,
Wir auch die Wirte?

Die Eltern kommen recht ins Leben, da die Kinder zu ihnen kommen; sie finden zu sich selbst, indem die Kinder sich zu ihnen finden.

Es ist wohl die am unmittelbarsten verständliche, allgemein-sympathischste Lösung des Grundproblems. Verherrlichung der Ehe!

Eine Lösung hatte bisher noch immer gefehlt, die umfassendste von allen, ein Weg war nicht unter den vielen Wegen: der religiöse Lord Chandos hatte ihn noch abgelehnt. Jetzt ist er da: im „Salzburger Großen Welttheater". Das schaffende Denken des Dichters hat hier einen Kulminationspunkt erreicht. Aber davon soll hier nicht mehr die Rede sein.

Die hohe Bedeutung des Ethischen bei Hofmannsthal steht außer Zweifel.

Ex ossibus ultor.

Von Auguſt Sauer in Prag.

1.

Während der mehr als 40jährigen Forſchertätigkeit, die wir in naher Gemeinſamkeit zurückgelegt haben, lieber Freund, haben wir Heinrich v. Kleiſt zum bevorzugten Liebling der Literaturgeſchichte emporwachſen ſehen. Preußens Aufſtieg und Preußens Vorherrſchaft im neuen Deutſchen Reich kam auch dem preußiſchen Dichter zugute. Politik und Wiſſenſchaft durchdrangen ſich ausnahmsweiſe einmal in günſtigſter Weiſe. Auch methodiſch iſt es beachtenswert, daß die Auffaſſung ſeines Lebens und ſeiner Dichtungen ſich nicht durch die Großtat eines einzigen, ſondern durch die vielfältigen Bemühungen zahlreicher Einzelner, von Wilbrand und Brahm bis Steſansky und Gundolf gänzlich geändert hat. Auch in unſerem Schülerkreis und in den von uns beiden geleiteten Zeitſchriften haben wir mancherlei Arbeiten über Kleiſt fördern dürfen und welch feinen Zug haben Sie ſelbſt durch einen ſchönen Fund in das Bild dieſes Dichters zeichnen können! Die oft wiederholten Vorleſungen und Übungen über Kleiſt gehören zu meinen liebſten akademiſchen Erinnerungen. Von dieſen Erinnerungen zehre ich heute.

Kleiſts Kriegslyrik iſt ein einziger brünſtiger Racheſchrei. Nirgends ſonſt iſt der Haß gegen den Erbfeind, die Wut gegen den Welttyrannen, der Ingrimm gegen Lauheit und Trägheit des eigenen Volkes, das Aufpeitſchen zur gerechten Rache ſo weit getrieben wie in ſeinen Gedichten, die in eine kurze Spanne des wechſelreichen Jahres 1809 zuſammengepreßt ſind. Der gewaltige Sang „Germania an ihre Kinder“ iſt im Anſchluß an die neugefundenen Handſchriften in letzter Zeit öfter behandelt worden. ‚Das letzte Lied‘ pries man zwar überſchwänglich (Brahm nennt es Kleiſts tiefſtes Gedicht); aber man hat es faſt immer nur umſchrieben ſtatt erklärt.

Arthur Müllers Greifswalder Diſſertation: Heinrich v. Kleiſt als Lyriker kenne ich nur aus dem gedruckten Auszuge (Greifswald 1921); die Maſchinenſchriftſtücke ſind in Greifswald und in Berlin verſchwunden und konnten mir auch mit Ehrismanns Hilfe nicht zugänglich gemacht werden. Nach dem Auszug aber darf man bezweifeln, daß die Arbeit eine Analyſe ſchwer verſtändlicher Stellen enthalte. Es heißt darin: „Nur in ſeinen lyriſchen Gedichten iſt das am wenigſten zu finden, was ſonſt Lyrik heißt. Der Grund davon liegt in ſeiner antipantheiſtiſchen Weltanſchauung. Die ‚niederen Formen‘ von Natur und Leben geben ihm daher nicht ausreichende Anregung; erſt der ‚Staat‘ und das ‚Vaterland‘ vermochten dieſen ‚Großlyriker‘ zum Fluge zu begeiſtern. Trotzdem hat er ſich auch einige Male als Meiſter kleinlyriſcher Formen bewieſen. Doch liegt ſeine Bedeutung auf dieſem Gebiete im weſentlichen darin, daß er das ſeeliſche Fluidum, das lyriſche Rohmaterial erſchuf, aus dem die ſpäteren Freiheitsſänger ihre kleineren Gebilde formten: die prophetiſche Geſte, das Rachegefühl, den zornigen Rhythmus des Schlachtenhymnus, und endlich in den Luiſengedichten, den Typus der vaterländiſchen Madonna.“

2.

Über die Entstehung des Gedichtes ist man jetzt einig; es stammt aus dem Juli 1809; knapp vor dem (allerdings noch immer mythischen) Prager Zusammenbruch ist es niedergeschrieben. Während Brahm noch in der ersten Auflage seines Werkes das Gedicht ins Jahr 1811 versetzte und sein Kapitel „Der Agitator" damit abschloß und noch Erich Schmidt in der Ausgabe diese Datierung abwehrte, stellt er es in der neuen Auflage in den richtigen Zusammenhang. Herzog nutzt dies seinerseits in ähnlicher Weise schriftstellerisch aus, indem er sein Kapitel „Der Krieg von 1809" damit abschließt.

Die Briefe sprechen eine deutliche Sprache. Er hatte sich beim Ausbruch des österreichischen Krieges mit seinem ganzen Gewicht in die Wage der Zeit geworfen. Als er von Teplitz aus in geheimer Mission schweren Gefahren entgegen ging, war er wie immer im Leben aufs Letzte gefaßt: „Lebe inzwischen wohl," schrieb er an Ulrike am 3. Mai, „wir mögen uns wiedersehn oder nicht, dein Name wird das letzte Wort sein, das über meine Lippen geht, und" — fügt er ganz wie sein Homburg hinzu — „mein erster Gedanke, (wenn es erlaubt ist) von jenseits wieder zu dir zurückkehren." (V, 387 f.) Es folgen die Abenteuer mit Dahlmann in Niederösterreich. Er wandert mit dem Freunde über das Schlachtfeld von Aspern. Der Juni in Prag mit dem anregenden Verkehr im dortigen Adelskreis, mit dem Plan zur Zeitschrift „Germania": „es ist nur ein Gegenstand, über den der Deutsche jetzt zu reden hat" (13. Juni an Friedrich Schlegel) zeigt Kleist auf einem Gipfel seiner Hoffnungen. In der Einleitung zu der Zeitschrift taucht dieselbe Vision wieder auf wie in dem Gedicht „Germania an ihre Kinder": „Hoch, auf dem Gipfel der Felsen, soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern ins Tal! Dich, o Vaterland, will sie singen; und deine Heiligkeit und Herrlichkeit; und welch ein Verderben seine Wogen auf dich heranwälzt!"

Den letzten Satz führen V. 5—8 des „Letzten Liedes" mit wörtlichem Anklang weiter aus:

> Und wie ein Strom, geschwellt von Regengüssen,
> Aus seines Ufers Bette heulend stürmt,
> Kommt das Verderben, mit entbundnen Wogen,
> Auf alles, was besteht, herangezogen.

Es ist seine eigene Stimmung vor der Schlacht bei Aspern, die er seiner Göttin verleiht: „Sie will herabsteigen, wenn die Schlacht braust, und sich, mit hochrot glühenden Wangen, unter die Streitenden mischen, und ihren Mut beleben, und ihnen Unerschrockenheit und Ausdauer und des Todes Verachtung ins Herz gießen; — —" und es sind wieder seine eigenen Gedanken, als er über das Schlachtfeld schritt, nachdem der Sieg vermeintlich erfochten war, die er in der Einkleidung der germanischen Vorzeit und des Klopstockischen Bardiets, aus dem so viele seine Fäden in seine „Hermannsschlacht" sich eingesponnen haben, sie aussprechen läßt: „und die Jungfrauen des Landes herbeirufen, wenn der Sieg erfochten ist, daß sie sich niederbeugen, über die, so gesunken sind, und ihnen das Blut aus der Wunde saugen" (IV, 82). Die Schlacht bei Wagram am

5./6. Juli, der Waffenstillstand zu Znaim am 12. Juli, bereitet allen diesen Aussichten auf die Rettung des Vaterlandes, auf politische Einwirkung, auf den neu gewonnenen journalistischen Beruf, auf den dringend notwendigen Verdienst das grausamste Ende[1]). Am 17. Juli hatte er bereits Nachricht von der Umkehrung der Dinge. Er ist vernichtet. Wie immer in solchen Augenblicken des Zusammenbruches hält er gerade den gegenwärtigen Zeitpunkt für den Gipfelpunkt: „Noch niemals ... bin ich so erschüttert gewesen, wie jetzt. Nicht sowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse Weise, vorhersehen; als darüber, daß ich bestimmt war, es zu überleben." Er schildert die Ereignisse der Zwischenzeit, der „schönen" Zeit nach dem 21. und 22. Mai, und faßt zusammen: „So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht soviel, um mir eine frohe Zukunft hoffen zu lassen; und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung — sie vernichten meine ganze Tätigkeit überhaupt. Ich bin gänzlich außer Stand zu sagen, wie ich mich jetzt fassen werde." Seine Dramen auf deren Erträgnis er gerade in letzter Zeit so große Hoffnung gesetzt habe, seien unverkäuflich geworden. Und nun folgt in kahler Prosa der Grundgedanke des Gedichtes, das diesen Tagen angehört: „das ganze Geschäfft des Dichtens ist mir gelegt". Wieder muß er seinen eigentlichen Beruf aufgeben: „Was ich ergreifen werde ... weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde, bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein. — Vielleicht, daß die Bekanntschafften, die ich hier habe, mir zu irgend etwas behülflich sein können" (V, 391 f.). Dieser durch die Ungunst der Zeit und das Unglück des Vaterlandes erzwungenen Abschied vom eingeborenen dichterischen Beruf ist das Thema unseres Gedichtes.

3.

Nicht bloß um der Zensur willen verlegt der Dichter sein Lied in ein anderes Zeitalter und gibt es für eine Nachdichtung nach dem Griechischen aus, wie er sein Gebet zu Beginn der Abendblätter an Zoroaster gerichtet und aus dem Indischen übersetzt sein läßt, sondern er liebt auch die Vergleichung eines Zeitalters mit andern ähnlichen. Wie in dem Fragment „An die Zeitgenossen" wo er den Ungläubigen, der Arndts Prophezeiungen ablehnend gegenüber steht, mit den Worten anredet: „O du der du sprichst, du kömmst mir vor wie etwa ein Grieche, aus dem Zeitalter des Sülla, oder, aus jenem des Titus, ein Israelit" und nun des letzteren Rede anführt: „Was! Dieser mächtige Staat der Juden soll untergehen? Jerusalem, diese Stadt Gottes, von seinem leibhaftigen Cherubime beschützt, sie sollte, Zion, zu Asche versinken? Eulen und Adler sollten in den Trümmern dieses salomonischen Tempels wohnen? Der Tod sollte die ganze Bevölkerung hinwegraffen, Weiber und Kinder in Fesseln hinweggeführt werden, und die Nachkommenschaft, in alle Länder der Welt zerstreut, durch Jahrtausende und wieder Jahrtausende, verworfen,

[1]) Werke V, 391 stiftet eine falsche Monatsangabe Verwirrung. Der Friede zu Wien oder Schönbrunn (wie er auch genannt wird) wurde nicht am 14. Juli, sondern am 14. Oktober geschlossen. Danach wohl der Irrtum bei Herzog, S. 506.

wie dieſer Ananias prophezeit, das Leben der Sklaven führen?“ (IV, 113 f.) Der kundige Berthold Schulze (Preußiſche Jahrbücher 140, 485) erinnert hier an den Schluß von Fichtes dritter Rede an die deutſche Nation, wo dieſer mit erhobener Feierlichkeit auf Heſekiels Geſichte von dem auf Gottes Gebot ſich erneuenden Leben in den Gebeinen der Erſchlagenen zurückgreift: „Und die Gebeine“ — d. h. die der erſchlagenen Juden — „fügten ſich wieder aneinander, ein jegliches an ſeinen Ort, und es wuchſen darauf Adern und Fleiſch, und er überzog ſie mit Haut . . . da kam Odem in ſie, und ſie wurden wieder lebendig und richteten ſich auf ihre Füße, und ihrer war ein ſehr großes Heer“. Der Hinweis auf die Propheten gilt auch für den Dichter ſelbſt. Auch er prophezeit den Untergang von allem was beſteht; auch er ſieht lauter Leichenſteine dort wo früher lautes Leben herrſchte; auch er predigt Ungläubigen und tauben Ohren, und ſo verleiht in dieſem Rügegedicht ein Wort wie Panier (V. 45), das hier ein Zeichen der Mutloſigkeit und der Verzagtheit iſt, dem ganzen einen bibliſch-prophetiſchen Ton. Gut ſagt Max Fiſcher (Heinrich v. Kleiſt, der Dichter des Preußentums 1916, S. 66): „Ein Prophet war er ohne Jünger, ein Dichter, auf deſſen Stimme niemand lauſchte.“

4.

Thront die kaiſerliche Germania auf dem Gipfel der Felſen (IV, 82), ſteht der Ritter, wie ein Cherub, auf dem Felſen (IV, 32), ſo liegt der Krieg wie ein rieſiges ſchwarzes Ungeheuer auf Felſenriſſen ihnen gegenüber, wie der Antichriſt dem Meſſias, wie der Satan dem Engel. Der Anfang von Schillers Macht des Geſanges klingt ihm dabei in den Ohren (Felſenriſſen : Güſſen). Der friedliche Wanderer (V. 4), der daher kommt, ſymboliſiert die friedlichen Völkerſchaften, die dem Verderben wehrlos preisgegeben ſind. V. 29 ſind die Wanderer die ſcheuen Flüchtlinge der einſt herrſchenden Nationen, die den Ihrigen nachtrauern und ihrem Andenken leben.

Hatte Kleiſt in ‚Germania an Ihre Kinder‘ die Wertung für jeden Wiſſenden dadurch verſtärkt, daß er das Versmaß von „Schillers Lied an die Freude“ gewählt hatte, ſo bringt die feierliche Stanze hier breites Schilleriſches Pathos und volltönende Schilleriſche Worte wie ‚Prachtgerüſte‘ mit ſich. Den Sinn der Verſe 5—16 hatte er in anderer Tonart viel knapper und realiſtiſcher in dem Gedichte „An Palafox“ V. 6 ff. zuſammengepreßt:

„des Stromes Wut . . .
Der, ſtinkend wie die Peſt, der Hölle wie entronnen,
Den Bau ſechs feſtlicher Jahrtauſende zerſtört.

Dort keine Anſpielungen auf die klaſſiſche Mythologie wie hier. Leben und Tod, Lärm und Stille, Licht und Finſternis wird in den vier Meiſterverſen 13—16 auch durch den Vokalwechſel für Ohr und Aug gleichmäßig verſinnlicht. Dem Vokal i (ü) auf den die Strophe geſtimmt iſt (ſechsmal im Reim), miſchen ſich nun in Vers 14 die in V. 9 (graues) vorbereiteten au bei:

In tauſend Lichtern jauchzend hat geſpielt.

In Vers 15 erhält das au in lautlos eine ganz entgegengesetzte Wirkung, die durch das dumpfe o verstärkt und durch die l-Alliteration gehoben, zu den beiden ei (Reichen : schleichen) hinüber leitet, die hier den Eindruck des bleichen, farblosen, trägen und wesenlosen wiedergeben sollen, bis Vers 16, in seinem Tongehalt und seinem langsamen Ablauf viel länger wirkend als jeder der vorigen Verse, an sein trauriges Ende schleicht.

Bis hieher ist alles klar und leicht verständlich. Die dritte Strophe übergehe ich zunächst, obwohl sie die wichtigste ist und allein zu diesem Aufsatz den Anlaß bot, und stelle nur fest, daß der Sinn sein muß: das Geschlecht, das darin charakterisiert wird, *singt nicht*, sondern *seufzt* nur. Denn die Zeit der Dichtkunst ist, nach der zweiten Hälfte des Gedichtes, vorüber und der Sänger singt sein letztes Lied. Vom Todespfeil getroffen, sinkt die Poesie, für immer verstummt, ins Grab.

Das „Lied", das V. 24 angesprochen wird, ist nach V. 33—40 zunächst die lyrische Poesie, das Liebes- und Wanderlied (S. 33/34), das Tanzlied (V. 35), das Trinklied (V. 36), die Totenklage, die Nänie (V. 37/40), die in tragischer Ironie die anderen Gattungen schatten- und schemenhaft überlebt. V. 43/44 wird diesen lyrischen Gattungen das patriotische, das Kriegslied als die damals einzig berechtigte, einzig mögliche und denkbare, als die damals notwendige Gattung gegenübergestellt. V. 25—30 aber kann sich nicht bloß auf die Lyrik, sondern muß sich auf die Dichtung überhaupt beziehen, bei dem Dramatiker Kleist ganz selbstverständlich und durch das Epigramm „Die tiefste Erniedrigung" bewiesen:

> Wehe, mein Vaterland, dir! Das *Lied* dir zum Ruhme zu singen,
> Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt!,

das als Motto zur ‚Hermannsschlacht' verwendet wurde. Berthold Schulze (a. a. O. S. 486) geht weiter und sieht darin, wie in Kleists „Menschen" im Fichteschen Sinne den Deutschen, mit Fichte die Prophezeiung auf den völligen Untergang der deutschen Sprache, der deutschen Kultur. Er verweist dazu auf einen Brief an Ulrike aus dem August 1808 (V, 378), wo Kleist aus der Verdrängung des deutschen Theaters durch das französische in Kassel den Schluß zieht: „So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob jemand noch nach hundert Jahren in dieser Gegend deutsch spricht" und auf die Lesart zu der Ode „Germania an ihre Kinder" V. 73 ff.: „Gott und seine Stellvertreter, Und dein Nam', o Vaterland, Freiheit, Stolz der bessern Väter, Sprache, du, dein Zauberband, Wissenschaft, du Himmelferne, Die dem deutschen Genius winkt, Und der Pfad ins Reich der Sterne, Welchen still sein Fittig schwingt."

Schillerisch setzt die letzte Strophe wieder ein („Der Graf von Habsburg": Und der Sänger rasch in die Saiten fällt Und beginnt sie mächtig zu schlagen; „Die Macht des Gesanges"); um so stärker der Gegensatz: sein Ruf schlägt *machtlos* an jedes Ohr. Hölderlinsche Stimmungen überfallen ihn: „Wenns sein muß, so zerbrechen wir unsere unglücklichen Saitenspiele und tun, was die Künstler träumten." Einsam fühlt sich Hölderlin wie Kleist in seiner Zeit.

. . . . . Indeſſen dünket mir öfters
Beſſer zu ſchlafen, wie ſo ohne Genoſſen zu ſein,
So zu harren, und was zu tun indes und zu ſagen
Weiß ich nicht, und wozu Dichter in dürftiger Zeit?
(Brod und Wein V. 119—122.)

Hölderlin aber denkt an der Schwelle der Umnachtung hoffnungsvoller als Kleiſt vor dieſem ſeinem neuen Zuſammenbruch:

. . . . . aber das Irrſal
Hilft, wie Schlummer, und ſtark machet die Not und die Nacht,
Bis daß Helden genug in der ehernen Wiege gewachſen,
Herzen an Kraft, wie ſonſt, ähnlich den Himmliſchen ſind.
(Brod und Wein V. 115—119.)

Dieſe Helden eben ſucht Kleiſts ſehnender Blick vergeblich.

5.

Und damit kehren wir zur dritten Strophe zurück. Wer iſt mit dem neuen Geſchlecht gemeint? Zolling antwortet: „Damit ſind die Franzoſen gemeint.“ Und Albert Fries (Stiliſtiſche und vergleichende Forſchungen zu Kleiſt, Berlin 1906, S. 78) hat ſich dadurch verleiten laſſen, die Schlußverſe der Strophe auf die Naſallaute der franzöſiſchen Sprache zu beziehen, was ſchon Schulze zurückgewieſen hat. Vielmehr: Die Deutſchen müſſen gemeint ſein. Kleiſt vergleicht ſie mit den Erynnien, deren Namen man nicht ausſprechen darf, „dem furchtbaren Geſchlecht der Nacht“ („Kraniche des Ibykus“, V. 128) und es ſcheint, daß er nur mit Erinnerungen an das Schillerſche Gedicht ſich begnügt hat, das auch ſchon auf die zweite Strophe hinüber gewirkt und ſelbſt den Reim beeinflußt hat:

So ſingend, tanzen ſie den Reigen
Und Stille, wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hauſe ſchwer. (V. 136 ff.)

Wie halbgeriſſene Saiten meint man einzelne Schillerſche Verſe nachklingen zu hören: Die zeugete kein ſterblich Haus .. (ganz gleich gebaut: Das iſt geboren nicht, V. 21) Der Fackel düſterrothe Glut ... Und wo die Haare lieblich flattern, Um Menſchenſtirnen freundlich wehn, Da ſieht man Schlangen hier und Nattern Die giftgeſchwollenen Bäuche blähn (von düſterm Haar umflogen, V. 17). Die Viſion führt ihn aufs Schlachtfeld. Germania hatte ihren Kindern zugerufen:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren (der Gegner) Knochen weiß.

Fichte hatte die Propheten beſchworen. In ſeinem Sinne, meint Schulze S. 485 f., hätte Kleiſt ein neues furchtbares Geſchlecht von entſetzlicher Geſtaltung herauſkommen ſehen.

Ganz im Gegenſatz dazu aber ſieht Kleiſt das Geſchlecht der Unterlegenen vielmehr mutlos und düſter, träg und feig aus der Erſchlagenen Knochen ſtieren. War das immer ſo in Augenblicken von Deutſchlands

Niederlage? Hätte das alte Geschlecht, das einst im deutschen Lande regiert, ebenso gehandelt? Der Große Kurfürst soll nach der Unterzeichnung des Friedens von St. Germain-en-Laye die Vergilischen Verse (Aen. 4, 625) ausgerufen haben: Exoriare aliquis ex ossibus ultor! (Büchmann, Geflügelte Worte, 21. Aufl., S. 431). Nach andern ließ er sie auf eine Denkmünze prägen (Ploetz, Auszug aus der alten, mittlern und neueren Geschichte, 17. Aufl., S. 264)[1]) Kleist beschwört also den Schatten des Großen Kurfürsten, den er bald die Bühne beschreiten lassen wird. Riesengroß wächst er empor über das Zwergengeschlecht der Gegenwart, über seine unebenbürtigen Nachkommen. Kleist muß in diesem Augenblick von bitterstem Groll gegen die Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit Friedrich Wilhelm des Dritten erfüllt gewesen sein. Er kann ganz wohl bei seinen Verbindungen mit preußischen Offizieren Nachricht von den Worten des Königs zu Oberst v. Steigentesch (Herzog, S. 504) gehabt haben. Das Gerücht mag sie noch übertrieben oder entstellt haben. Er stellt einen Hohenzoller dem andern entgegen wie Fichte im Machiavell demselben König den Verfasser des Antimachiavell, der sich als Herrscher an diese seine Jugendschrift so wenig gehalten hatte.

Ex ossibus ultor: das ist Kleists Formel, sein Wehr- und Schlachtruf, den er machtlos verklingen hört in der Ohnmacht der Zeiten. Nur klägliche Seufzer hört er als Antwort und nicht „Sprache des Entsetzens" wie Schulze meint, auch kaum das Geheul der wieder in die Barbarei zurückgefallenen Kulturmenschheit, das Fichte in seiner fünften Rede schon heranschallen hört. Anderseits ginge es auch nicht an, V. 23 24, auf süßliche Lieder der Romantiker zu deuten. („Süße Liebe denkt in Tönen.") Ton und Lied ist hier schroff einander entgegengestellt. Damit fällt auch der von anderer Seite vorgebrachte Hinweis auf Bürgerische Verse, etwa Lenore, V. 167 f. „Das Lied war zu vergleichen Dem Unkenruf in Teichen" oder „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain, V. 171: „Am schilfigen Unkengestade", so gut Kleist seinen Bürger gekannt haben mag. Etwas Geisterhaft-Gespenstisches ist in diesen Versen nicht beabsichtigt.

6.

Die unmittelbare Nachwirkung des Liedes in der Dichtung der Freiheitslyrik will ich hier nicht verfolgen; man würde zuerst bei Fouqué zu suchen haben, der es zum ersten Male veröffentlichte. Eichendorff klang es bis in seine letzten Tage in den Ohren. Wie seine späten Epen vielfach Neu- und Nachdichtungen seiner eigenen Jugendwerke sind, so sind sie auch voll von Erinnerungen an die Mitkämpfer seiner Jugend. So heißt es im „Julian" (Leipzig 1853) V. 1142 ff.

[1]) Als ich vor einigen Jahren das Gedicht im Seminar erklären ließ und unbefriedigt die Stunde abschloß, fiel mir beim Verlassen des Hörsaales plötzlich der Vers ein, an den ich seit der Gymnasialzeit nicht gedacht hatte. Als ich dem damaligen Senior des Seminars meine neue Auffassung mitteilte, verwies er mich sofort auf dessen angebliche Verwendung durch den Großen Kurfürsten. Die 26. Auflage des Büchmann bezweifelt die Tatsache stärker als die früheren. Aber wenn es auch Legende wäre, in unserm Zusammenhange ändert das nichts.

Schon sieht der Julian die Römer schwanken
Und wie ein mürbes Wurmgenist
Im Sturm der Weltgeschichte wanken
Der Herrscherlüfte Prachtgerüst.

Und in der Gegenwart, in der Kleist so lebendig ist, wie noch niemals vorher, möchte man da nicht wenigstens seine Art und seinen Geist, wenn nicht seine Nachwirkung, wiedererkennen, wenn es bei Walter Hasenclever „Der Retter", S. 33, heißt: „In den Furchen der Fluren, die sie fröhlich bestellen, grinst die Rache zersprengter Gebeine hervor aus des Winters Schlaf"?

In der Handschrift abgeschlossen am 6. April, im Satz am 16. Mai 1923.

JUL 10 1924

Grimmelshausen-Heft

Euphorion

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Herausgegeben von

Josef Nadler und August Sauer

Siebzehntes Ergänzungsheft

Leipzig und Wien
Verlagsbuchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.
1924

Inhalt.

Unterſuchungen und neue Mitteilungen.

Seite

Grimmelshauſens „Teutſcher Held". Von Julius Peterſen in Berlin 1
I. Stellung der Jupiter-Epiſode innerhalb des Romans 1
II. Möglichkeit eines wirklichen Erlebniſſes 5
III. Geſchichtliche Quellen 8
IV. Literariſche Anregungen 11
V. Ideengehalt 15
VI. Das eigene Bekenntnis 24
VII. Nachwirkungen 29
Bildſymbol und Bildungsidee in Grimmelshauſens „Simplicius Simpliciſſimus". Von Fritz Halfter in Berlin 30
Grimmelshauſen als Kalenderſchriftſteller und die Felßeckerſchen Verlagsunternehmungen. Von Hertha v. Ziegeſar in Berlin 50
Grimmelshauſens Verhältnis zu den Sprachgeſellſchaften und ſein „Teutſcher Michel". Von Felix Scholz in Berlin 79
Zur Seltzamen Traumgeſchicht. Julie Cellarius in Frankfurt a. M. 97

Forſchungsberichte.

Cohn, Egon, Geſellſchaftsideale und Geſellſchaftsroman des 17. Jahrhunderts (Rudolf Klarmann in Frankfurt a. M.) 100
Grimmelshauſen-Literatur (Julius Peterſen in Berlin):
1. Bottacchiari, Rodolfo, Grimmelshausen 107
2. Scholte, J. H., Zonagri, Discurs von Waarſagern 107
3. Borcherdt, Hans Heinrich, Die erſten Ausgaben von Grimmelshauſens Simpliciſſimus 107
4. Grimmelshauſens Werke, hrsg. von H. H. Borcherdt 107
5. Grimmelshauſens Couraſche, hrsg. von J. H. Scholte 107
6. Grimmelshauſen, H. J. Ch., Der ſtolze Melcher, hrsg. von Rudolf Lochner . 107

Verlagsarchiv Nr. 1550.

Buchdruckerei Carl Fromme Geſ. m. b. H., Wien V.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Herausgegeben von

Josef Nadler und August Sauer

Siebzehntes Ergänzungsheft
(Grimmelshausen)

Leipzig und Wien
Verlagsbuchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.
1924

Alle Rechte vorbehalten.

Verlagsarchiv Nr. 1550.

Grimmelshausens „Teutscher Held".

Von Julius Petersen in Berlin.

Das vierte Kapitel im dritten Buch des „Abenteurlichen Simplicissimus" trägt die Überschrift „Von dem Teutschen Helden, der die gantze Welt bezwingen und zwischen allen Völckern Fried stifften wird". Die Prophetie des Irrsinnigen, der sich für den großen Gott Jupiter ausgibt, hat zwar mit der äußeren Handlung und mit dem Schicksal des Helden wenig zu tun, aber diese Einlage ist in dem Aufbau des Romans an einen so bedeutungsvollen Platz gestellt und durch realistische Motivierung anders als die übrigen phantastischen Exkurse so fest in das Gefüge eingebaut, daß man an ihr nicht vorübergehen kann. Das wundersame Zwielicht von Humor und Tragik, das über diese Erscheinung gebreitet ist, übt einen seltsamen Zauber aus und läßt das Rätsel, was der Dichter mit dieser Episode eigentlich bezweckte, zur quälenden Frage werden.

I. Stellung der Jupiter-Episode innerhalb des Romans.

Der Platz ist, äußerlich gemessen, der Höhepunkt im Aufbau der ganzen Erzählung, deren Symmetrie durch die nachträgliche Anfügung des sechsten Buches verschoben worden ist, während der ursprüngliche fünfgliedrige Aufbau die sichere Anwendung einer verblüffend modern wirkenden kontrapunktischen Technik erkennen läßt. Das fünfte Buch leitet durch das Wiederfinden von Knän und Meuder, durch die Aufklärung der Herkunft und durch die Rückkehr ins Einsiedlerleben an den Eingang des ersten Buches zurück. Ebenso bestehen zwischen zweitem und viertem Buch Beziehungen in den erotischen Motiven, in dem Spiel, das mit dem närrischen Knaben in Hölle und Himmel (II, 5, 6) und mit dem beau Alman (IV, 4, 5) im Venusberg getrieben wird, in dem Untertauchen ins niedere Soldatenleben, in der Wiederbegegnung mit Olivier und der Erfüllung von Herzbruders Prophezeiung. Ist in diesen beiden Büchern Simplicius ein willenloses Spielzeug der Lebenswellen, so ist er im dritten Buch auf sich selbst gestellt. Es ist seine eigentliche Aristeia; er gewinnt durch seine Kühnheit Ruhm und Ansehen, und schon erblickt man in ihm einen jungen Johann de Werd (III, 7). So ist er auf dem Wege zu wirklichem Heldentum; aber die Mahnungen des Einsiedlers, sich selbst zu erkennen, böse Gesellschaft zu meiden und beständig zu verbleiben, hat er vergessen, da er mit Fressen und Saufen ein Epicurisch Leben begann. Nur einmal, da ihm zu Bewußtsein kommt, daß er durch seine Taten zwar „gefördtet, hingegen aber destoweniger geliebt" werde, geht er in sich, stellt sein vorig gottlos Leben ab, befleißigt sich allein der Tugend und Frömmigkeit und erzeigt sich „gegen Freunden und Feinden leutselig und discret". Diese Retardation am Eingang des dritten Kapitels leitet die Einführung des großen Gottes Jupiter ein.

Als der Jäger von Soest nicht weit von Dorsten einer Convoy mit etlichen Fuhrleuten auflauert, kommt ihm, fein ehrbar gekleidet, der seltsame Phantast entgegen, der mit einem Meerrohr fechtend monologisiert, er wolle einmal die Welt strafen, wenn das große Numen es zulasse. Der Irre, in dem Simplicius bald einen „Überstudierten, der in der Poeterey gewaltig verstiegen", erkennt, gibt ihm nun Gelegenheit, seine Leutseligkeit zu beweisen. Er geht gutmütig auf die Narrheiten ein und gibt sich selbst zu der Rolle des Ganymedes her. Die Unterhaltung mit dem Gelehrten ist ihm nicht nur Zeitvertreib, sondern reizt seine Wißbegier; er denkt, er könne sich etwas von seinen Gaben zunutze machen. Als er nun der göttlichen Gerechtigkeit den pessimistischen Einwand macht, daß alle ihre Strafen nur die Schlechtigkeit mehrten, daß der Krieg den bösen verwegenen Buben nütze und die Teuerung den Wucherern und das große Sterben den Erbschleichern, so daß die ganze Welt mit Butzen und Stil ausgerottet werden müsse, wenn wirklich die Bosheit gestraft werden solle, da verwandelt sich die strafende Gottheit in einen Weltverbesserer und verkündet den teutschen Helden als ersehnten Friedensbringer, der sein Vaterland retten und die ganze Welt reformieren soll. Vulcanus wird aus den Materialien des Donnerkeils ihm ein Wunderschwert schmieden, mit dem er alle Gottlosen niedermachen wird, ohne Hilfe eines einzigen Soldaten. Festungen, die sonst unüberwindlich waren, werden sich in der ersten Viertelstunde ergeben. So wird der teutsche Held von einer Stadt zur andern ziehen, und wenn der Friede hergestellt ist, „von jeder Statt durch gantz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nemmen, auß denselben ein Parlament machen, die Stätte miteinander auff ewig vereinigen, die Leibeigenschafften sampt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten und Umbgelten durch gantz Teutschland auffheben, und solche Anstalten machen, daß man von keinem Fronen, Wachen, Contribuiren, Gelt geben, Kriegen noch einiger Beschwerung beym Volck mehr wissen, sondern viel seeliger als in den Elysischen Feldern leben wird". Jupiter selbst wird dann mit dem ganzen Choro Deorum zu den Teutschen niedersteigen und ihr Land segnen mit allem Überfluß; er wird die griechische Sprache verschwören und nur noch Teutsch reden. Die Beherrschung der ganzen Welt wird von den Römern zu den Teutschen übergehen. Nachdem Konstantinopel an einem Tag eingenommen, werden „allen Türcken, die sich nicht bekehren oder gehorsamen werden, die Köpff vor den Hindern" gelegt und das oströmische Kaisertum wird wieder aufgerichtet. Die Könige in China, in Persia, der Große Mogol in den Orientalischen Indien, der Große Tartar Chan, der Priester Johann in Afrika und der Große Czar in der Moscau werden so reiche Geschenke schicken, daß die Kunst-Kammer der großen Stadt, die mitten in Teutschland gebaut wird, alle Raritäten der ganzen Welt versammeln kann. Von den christlichen Königen Europas werden sich „der in Engeland, Schweden und Dennemarck, weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens: der in Hispania, Franckreich und Portugall aber, weil die Alte Teutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regiert haben, ihre Kronen, Königreich und incorporirte Länder von der Teutschen Nation auß freyen Stücken zu Lehen empfahen, und alsdann wird, wie zu Augusti Zeiten, ein ewiger beständiger Fried zwischen allen Völckern in der gantzen Welt seyn".

Damit dieser Universalfriede aber wirklich Bestand hat, muß die Ursache des gegenwärtigen Krieges aus der Welt geschafft werden; die hetzerischen Pfaffen sollen keine Gelegenheit mehr zur Entfesselung eines neuen Glaubenskrieges finden. Darum wird der Teutsche Held einen sehr beweglichen Sermon an die Häupter

der Christlichen Völker und unterschiedlichen Kirchen richten und sie zum Wunsche einer allgemeinen Vereinigung überreden. Alsdann wird er „die allergeistreichste, gelährteste und frömmste Theologos von allen Orten und Enden her, auß allen Religionen zusammenbringen und durch sie die rechte, wahre, Heilige und Christliche Religion schrifftlich verfassen lassen. Die ganze Christenheit soll durch Gebet an das größte Numen das Werk dieses Conciliums unterstützen. Wenn die Arbeit nicht vorwärtsgehen will, soll durch Güte, durch Ernst, durch Hunger, ja durch Drohung des Wunderschwertes nachgeholfen werden. Schließlich kann der teutsche Held bei einem großen Jubelfest der ganzen Welt diese geläuterte Religion publizieren, „und welcher alsdann darwider glaubt, den wird er mit Schwefel und Bech martyrisiren, oder einen solchen Ketzer mit Buxbaum bestecken, und dem Plutoni zum Neuen Jahr schencken“.

So lautet Jupiters Prophezeiung — in jedem Zug ein leuchtendes Gegenbild zur schwarzen Wirklichkeit jener Zeit, da Deutschland im Kampf der Glaubensgegensätze sich verblutete und den fremden Fürsten gegenüber seine Selbständigkeit preisgab. Die Kontrastwirkung ist zweifellos beabsichtigt. Nachdem in den vorausgehenden Büchern (namentlich im ersten) das Kriegselend in seiner krassesten Roheit geschildert ist, wird nun gezeigt, mit welchen Mitteln ein anderer Zustand erreicht werden könnte. Diese Utopie mußte den Lesern, die den Dreißigjährigen Krieg erlebt hatten, allerdings geradezu als verkehrte Welt erscheinen.

Ist eine ähnliche Wirkung auch durch die Gegensätzlichkeit zu dem gedankenlosen Heldenleben des Simplicius bezweckt? In welchem Abstand stehen seine Leistungen, die niemandem nützen und das Gesamtwohl schädigen, zu den idealen Zielen der Weltverbesserung durch einen gottgesandten Helden! Wenn solcher moralisierende Gedanke auch nur von ferne anklingen sollte, so mußte er Simplicius selbst zu Bewußtsein gebracht werden. Aber wenn er gerade am Eingang der Episode zur Einkehr geneigt war, so ist jetzt von ernster Nachdenklichkeit keine Rede mehr; vielmehr wandelt sich der Ton zur ausgelassenen Offenbachiade. Ganymedes verliert den bisher geheuchelten Respekt und reizt Jupiter zum Zorn durch Mitteilung der schlechten Nachrede, die er unter den Menschen genieße: er gelte als ein Filtzlausiger, Ehebrecherischer Hurenhengst, der mit seinen andern Göttern, mit dem hinkenden Gauch Vulcanus, der unkeuschen Bettel Venus, dem Dieb und Kuppler Mercurius und dem hirnschälligen Wüterich Hercules nirgends anders als im Augias-Stall logiren solle. In seiner Wut verliert der Gott nun allen Halt und Würde; er zieht vor der ganzen Partey die Hosen herunter ohn einzige Scham und stöbert die Flöhe daraus, „welche ihn, wie man an seiner sprenchlichten Haut wohl sahe, schröcklich tribulirt hatten“. Sein strafender Zorn wendet sich von den Menschen zu den kleinen Schindern, die ihn plagen; er entzieht ihnen das Wohlwollen, das er zugesagt hatte, als sie verfolgt von den Weibern schutzflehend bei ihm sollizitierten.

Damit ist der Nimbus des Gottes völlig zerstört; seine armselige Erscheinung ist herabgezogen auf die Stufe des jungen Simplicius, der unter dem Panzer seines Oberstleutnants von seinen eigenen Jungen verfolgt wurde (II, 28), ehe er im Paradeis sich herausfütterte und einen glatten Balg bekam. Von dem Hochflug der patriotischen Phantasie ist in erbarmungslosem Sturz zu der Niedrigkeit des Erdenlebens zurückgeführt. Der tiefe Eindruck, den die Sehnsuchtsklänge der Utopie machen mußten, ist durch die Ernüchterung eines unerbittlichen Realismus ausgelöscht. Davon, daß die Phantastereien dieses Narren einen Maßstab für die Bewertung des Helden selbst bilden könnten, ist keine Rede mehr; eher

käme man auf den Gedanken, daß in den Irreden des Überstudierten patriotische Verstiegenheiten des Humanismus verspottet werden sollten.

Aber auch diese Einseitigkeit wird durch die weitere Rolle, die Jupiter in dem Roman spielt, ausgeglichen. Er gehört fortan zum Gefolge des Helden, fast wie der Harfner zu dem Wilhelm Meisters, und Simplicius selbst stellt darüber seine Betrachtungen an. Nachdrücklich erklingt hier das Leitmotiv des Romans, das schon in dem Titelbild zum Ausdruck kam und das in dem Motto des sechsten Buches als Lehre des Ganzen zusammengefaßt wird:

Woraus zusehen ist daß Unbeständigkeit
Allein beständig sey, sowohl in Freud als Leid.

Schon hier (III, 8) heißt es: „Also ward ich beyzeiten gewahr, daß nichts beständigers in der Welt ist, als die Unbeständigkeit selbsten." Zu solcher Betrachtung lädt den Helden der Wandel seines Geschickes ein. Vor einem Jahr noch trug Simplicius selbst das Narrengewand, und nun hat er seinen eigenen Narren, ohne sich einen kaufen zu müssen. Vor einem halben Jahr diente er einem schlechten Dragoner als Junge; nun hat er selbst zwei Knechte. Kurz zuvor tribulierten ihn noch die Läuse, und jetzt hat er den Flöhe-Gott in seiner Gewalt. Kann man bei solcher Beziehung zwischen der kindlichen Narrheit des Unstudierten und der Phantastik des Überstudierten auf beide das Motto anwenden, das später allen Kupfern der Ausgabe von 1671 aufgeprägt wird: „Der Wahn betreügt"? Soll es heißen: Kinder und Narren sprechen die Wahrheit? Simplicius selbst hat, da er einen tieferen Sinn in dem Unsinn ahnt, den Verdacht, einem Simulanten gegenüberzustehen, der es ihm koche, so wie er's zu Hanau gemacht. Um ihn zu prüfen, versetzt er ihn in Zorn, und dabei bestätigt sich nun allerdings die vollkommene Unzurechnungsfähigkeit des auf die Probe Gestellten. Aber nachmals merkt Simplicius doch, daß Jupiter zuzeiten sehr subtil rede und etliche Wochen lang findet er ihn gar klug und läßt sich von ihm gute Ratschläge geben (III, 13, 23), die er aber nicht befolgt: nämlich sein Geld wegzugeben und sich Freunde dadurch zu schaffen. Als er ihn dagegen am Schluß des Krieges in Köln nochmals aufsucht (V, 5), findet er ihn wieder ganz hirnschellig und unwillig über das menschliche Geschlecht: durch die Heimsuchung des Krieges sind die Menschen nicht besser geworden; auch den Frieden, den sie jetzt in Münster beraten, suchen sie nur aus Eigennutz. Wenn die Maurer und Zimmerleute ihn wünschen, um beim Aufbau der eingeäscherten Häuser Geld zu verdienen, so sind die Rotgießer mit dem Kriege zufrieden, und alle, die sich im Frieden mit ihrer Handarbeit nicht zu ernähren getrauen, verlangen die Continuation des Krieges, in selbigem zu stehlen.

Jupiter selbst ist jetzt Pessimist geworden; die Menschen sind es nicht wert, daß er ihnen den wolluſtbarlichen göldenen Frieden sendet. Von dem teutschen Helden, den er erwecken will, ist nicht mehr die Rede. Da aber alles das, was er jetzt aus einer niederen Perspektive zur Kritik der Friedensbemühungen sagt, recht vernünftig ist, so fällt von der bitteren Satire des Schlusses aus wieder ein Licht auf den Höhepunkt zurück und gibt der dort verkündeten Utopie als dem Gegenbild der trostlosen Wirklichkeit einen tiefen Sinn.

Die Figur des Jupiter hat also in der Komposition des Romans eine doppelte Bestimmung: in klaren Stunden ist er ein guter Ratgeber von weiser Lebenserfahrung, dessen Mahnungen der Held freilich erst am Schlusse folgt, da er auf die Güter dieser Welt verzichtet und das Einsiedlerleben seines Vaters

wieder aufnimmt. In den Zeiten dagegen, da Jupiter den Mitmenschen als unheilbarer Narr erscheint, ist er der Verkünder einer hohen Idee, die bei aller Verkennung und Entstellung und praktischen Ohnmacht doch Wahrheit im tiefsten Sinne besitzt — eben die Wahrheit einer Idee, der die unvollkommene Wirklichkeit nicht entsprechen kann.

In der ersten Funktion hat Jupiter einen gewissen Anteil an dem Geschick des Helden; er bleibt nicht ganz ohne Einfluß, auch wenn Simplicius den Weg erst spät geht, den er ihm weisen möchte. In der zweiten Funktion könnte er einen solchen Einfluß haben, wenn Simplicius durch die Idee innerlich berührt würde; aber das ist nicht der Fall. Man hat schon oft auf eine durch das Thema des Bildungsromans gegebene Gleichheit mit Wolframs Parzival hingewiesen, wie sie im Waldidyll und den Torenmotiven des Eingangs hervortritt. Auch auf dem Höhepunkt besteht eine solche Gleichung; auch dem Helden Grimmelshausens erscheint ein rätselhaft Leidender, der am Weltschmerz krankt und die Wunde der Menschheit trägt Nun versäumt Simplicius zwar nicht die Frage, zu der ihm sein gutes Herz rät. Aber er läßt sich von dem tieferen Sinn der Antwort, die ihm zuteil wird, nicht ergreifen und hält sich nur an die närrische Außenseite. So entschwindet der Lichtglanz der Idee wie ein Meteor. Auf das persönliche Schicksal des Erzählers Melchior Sternfels v. Fuchshaim hat diese Erscheinung, die einem andern Weltsystem angehört, keinen Einfluß; wohl aber steht sie in dunkler Beziehung zu dem großen zeitgeschichtlichen Hintergrund, vor dem das einzelne Abenteurerleben abrollt.

II. Möglichkeit eines wirklichen Erlebnisses.

Das doppelte Gesicht des Realisten und des Idealisten Jupiter ist pathologisch motiviert durch den periodischen Wechsel von Klarheit und Irresein. Die typische Periodizität zwischen manischem und depressivem Zustand und die äußeren Symptome der Paranoia aber sind mit einer Lebenswahrheit aufgefaßt, die auch vor moderner Psychiatrie bestehen kann. So stellt sich, wenn wir dem Ursprung der Jupitergestalt nachzugehen versuchen, die nächstliegende Frage, ob nicht die Erinnerung an eine wirkliche Begegnung festgehalten sein mag. Grimmelshausens eigenes Leben ist die Grundlage des Romans, aber der autobiographische Gehalt der einzelnen Teile ist keineswegs gleichwertig. Unerlebt sind die Pariser Abenteuer des vierten Buches, deren novellistische Quellen sich aufdecken lassen. Auch im zweiten Buch zeigt das Motiv des Hexenfluges, bei dem dem Verfasser selbst nicht ganz geheuer ist (II, 17, 18), daß er den Weg von der Rhön zur Magdeburger Gegend aus eigener Lebenserinnerung nicht ausfüllen kann und darum einer theatralischen Schauplatzverwandlung, die zugleich einen Sprung über ein ganzes Jahr bedeutet, den Vorzug gibt. Sicheren Boden dagegen hat er im ersten Buch im Spessart und in Hanau, wie in der Schwarzwaldlandschaft des fünften Buches unter seinen Füßen. Dort liegen die urkundlich bezeugten Anfangs- und Endstationen seines eigenen Lebens. Für den westfälischen Aufenthalt im dritten Buch fehlen nun zwar urkundliche Lebensdokumente, aber gerade hier ist die Lokalkenntnis der Soester und Lippstadter Gegend so sicher, das Volkskundliche und Mundartliche so treu festgehalten, daß Birlinger[1]), ehe die biographischen Zeugnisse vorlagen, hier sogar die Heimat des Dichters sehen wollte. Historische Per-

[1]) Alemannia X, 79.

sönlichkeiten, wie sie auf hessischem Boden im Gubernator Ramsay und dem Kroatenoberst Corpes vorgestellt worden waren, treten nun wieder auf den Schauplatz, und der General-Feldzeugmeister Graf von der Wahl wie der Kommandant von Lippstadt Oberst S. Andreas werden so aus der Nähe gezeigt, daß persönliche Bekanntschaft anzunehmen ist. Es kann wohl kein Zweifel sein, daß Grimmelshausen als Soldat im Westfälischen stand und daß er mit dem Dragonerregiment des Grafen Götz, das in Soest in Garnison gelegen hatte, 1638 nach dem Oberrheinischen Kriegsschauplatz versetzt wurde[1]).

Für die Jupiterepisode aber ist eine bestimmte Datierung gegeben, da Graf von der Wahl, der unmittelbar danach (III, 8) erwähnt wird, Mitte 1637 aus der Oberpfalz mit einem eigenen Korps nach Westfalen zog.

Gerade auf der roten Erde, im Land der Spökekieker, sind eschatologische Sagen, wie die von der Völkerschlacht am Birkenbaum, in der ein großer Fürst, von Mittag kommend, in weißem Kleid mit goldenem Kreuz auf der Brust, den Sieg erringen und das deutsche Reich wieder groß und einig, zur Gebieterin der Völker, zum Herz der Erde machen werde, noch bis in die Gegenwart lebendig. Dieser weise Fürst, so heißt es, werde, nach gewonnener Schlacht, eine Anrede an die um ihn versammelten Menschen halten; er werde der ganzen Welt den Frieden verkünden und die Religion wieder herstellen[2]). Das sind die Grundlinien von Jupiters Prophezeiung. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß diese Sage Grimmelshausen während seines westfälischen Aufenthaltes bekannt wurde; von einem besonderen Verkünder, der damals in jener Gegend auftrat, erfahren wir freilich nicht. Hätte eine aufsehenerregende Prophetengestalt damals gerade in Westfalen von sich reden gemacht, so wäre sie schwerlich unerwähnt geblieben in dem großen Geschichtswerk der Zeit, im Theatrum Europaeum, das alle Prophezeiungen, schröcklichen Wunderzeichen, Omina und Portenta, die während des Krieges sich begaben, registriert.

Auffallenderweise ist nun dieser Jupiter nicht der einzige Prophet im dritten Buche des „Simplicissimus". Unmittelbar vor seinem Auftreten wird die bekannte Wahrsagerin zu Soest erwähnt, die dem Simplicius rät, seine Schätze in hohlen Bäumen auf dem Lande zu verbergen, mit der Versicherung, „daß er mehr Feinde in derselben Stadt und unter seinem Regiment, als ausserhalb und in den feindlichen Guarnisonen hätte, die ihm und seinem Geld nachstelleten". Ihre Warnung macht dem Simplicius, unmittelbar nachdem Jupiter am Ende des 13. Kapitels nach Köln abgeschoben worden ist, aufs neue zu schaffen im Anfang des 14. Kapitels. Zum zweiten Male begegnet er der Wahrsagerin im 17. Kapitel, aber wenn sie nun sagt: „Du hast mich jederzeit verlacht, wenn ich dir etwas zuvor gesagt habe", so ist ein mehrfaches Zusammentreffen mit der Wahrsagerin vorauszusetzen, wovon zuvor nichts berichtet ist. Auch gewinnt die Wahrsagerin jetzt mehr Bedeutung, insofern ihr eine Vordeutung auf die Begegnung mit dem Pflegevater, der seiner Säug-Ammen Tochter am Strick daher führe, in den Mund gelegt ist, eine Weissagung, die sich im achten Kapitel des fünften Buches erfüllt. Offenbar ist die Soester Wahrsagerin sehr viel enger mit der eigentlichen Lebensgeschichte des Simplicius verknüpft, als Jupiter, dessen Ratschläge in bezug auf die Verwendung des Geldes ganz anders lauten. Beide Gestalten widersprechen sich, ohne sich zu begegnen; ihre Gegensätzlichkeit ist keineswegs planmäßig herausgearbeitet; sie stehen in anderen Ebenen und scheinen verschiedenen Schichten der

[1]) Bechtold, J. J. Grimmelshausen und seine Zeit. München 1919, S. 12, 16.
[2]) Zurbonsen, Die Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaume. 4. Aufl. Köln 1914.

Konzeption anzugehören. Gerade in das dritte Buch des „Simplicissimus" ist, wie die Erwähnung des Josef-Romanes im 19. Kapitel beweist, noch kurz vor der Veröffentlichung hineingearbeitet worden. Wenn C. A. v. Bloedau Recht hatte, die Jupiter-Episode als einen nachträglichen Einschub, der im ursprünglichen Plan des Romanes nicht vorgesehen war, aufzufassen[1]) und wenn an Bechtolds Hypothese, die Urform des Romanes sei autobiographisch gewesen[2]), etwas Richtiges sein sollte, so könnte man annehmen, daß die Soester Wahrsagerin in der Urfassung mehr im Vordergrund stand und daß sie erst durch die spätere Einführung des Jupiter aus dem Mittelpunkt des dritten Buches verdrängt worden sei. Es wäre also möglich, daß ihr ursprünglich auch politische Prophezeiungen (wie die westfälische Birkenbaumsage) in den Mund gelegt waren, die dann später auf Jupiter übergingen. Die „bekante Waarsagerin zu Soest" dürfte ebenso wie „der berühmte Teufelsbanner aus der Geißhaut" (5. Buch, Kap. 6), der durch Offenburger Akten bestätigt ist[3]), keine erfundene Figur sein; es kann sich also bei ihr um ein echtes Erlebnis aus der westfälischen Lebensperiode Grimmelshausens handeln, während für die Gestalt Jupiters spätere Lebenszusammenhänge zu suchen wären.

Die Zahl der chiliastischen Schwarmgeister und astrologischen Propheten, die eine durch Kriegsängste gequälte schwachnervige Zeit in Unruhe hielten, war seit der Reformation[4]) stetig angewachsen; in anderen Gegenden waren ihrer gerade in jenen Jahren eine Menge aufgetreten, die in apokalyptischen, aus den Büchern Esras und Daniel, wie aus der Offenbarung Johannes' gespeisten Visionen Strafgericht und Errettung der Menschheit weissagten. Zum Teil waren es herumziehende Bußprediger; zum Teil traten sie auch in den Dienst der kriegführenden Mächte. Sie gehörten also zur Vollständigkeit des Kriegsbildes und verlangten Vertretung, wenn der Roman die Totalität eines Zeitgemäldes zu geben erstrebte. Aus der großen Zahl der Schwärmer, die in zwei Sammelwerken des 18. Jahrhunderts, der „Unparteiischen Kirchen- und Ketzer-Historie" von Gottfr. Arnold (1729) und der „Kritischen Geschichte des Chiliasmus" von Corodi (1781/83) ausführlich besprochen sind, will ich nur drei Beispiele nennen, die in bezug auf äußere Erscheinung oder Weissagungsinhalt der Grimmelshausenschen Prophetie nahekommen.

Da ist auf katholischer Seite Bartholomäus Holzhauser[5]), der spätere Dechant von Bingen († 1658), dessen Prophezeiungen durch Görres wieder zu Ehren gebracht worden sind, nachdem man in der napoleonischen Zeit ihre Erfüllung zu schauen glaubte. Er stellte die Geschichte der Kirche in sieben Perioden dar; die fünfte, das Zeitalter der Betrübnis, begann mit Karl V. und der Reformation und sollte zum Umsturz aller Fürstentümer und zur Errichtung von Freistaaten führen. Im sechsten Zeitalter (status consolationis) aber sollte der große Weltmonarch die Freistaaten wieder zerstören, sich alles unterwerfen und, damit ein Hirt und eine Herde zusammenkommen, im Verein mit dem heiligen

[1]) Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänger (Palästra 51, Berlin 1908), S. 111.

[2]) Euphorion 19, 24.

[3]) Bechtold, Grimmelshausen, S. 27.

[4]) Joh. Friedrich, Astrologie und Reformation, München 1864.

[5]) Ludw. Clarus, Barthol. Holzhausers Lebensgeschichte und Gesichte nebst dessen Erklärung der Offenbarung des heil. Johannes. 2 Bde. Regensburg 1849. — Alb. Werfer, Der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser und sein Weltpriesterinstitut, neu hsg. von Heinr. Wildanger. Regensburg 1916.

Papst ein Konzil veranstalten, das das größte der Welt sein werde. Diese Prophezeiungen schrieb Holzhauser in St. Johann in Tirol nieder und überreichte sie 1646 dem Kaiser Ferdinand III. in Linz.

Mit der schwedischen Armee zog dagegen Johann Warner, ein Bauer aus Bockendorf im Meißnischen, herum, der den Sieg des Protestantismus und die Abschaffung des Papsttums weissagte. Die Gesichte, die ihn im Jahre 1629 während einer schweren Krankheit heimgesucht hatten, gab er 1638 (also ein Jahr nach dem Auftreten Jupiters im Roman) als drei Traktätlein heraus. Für Corodi, der daraus Proben gibt, sind es „sichtbare Folgen einer kranken Einbildungskraft, deren Zerrüttung aus physischen Ursachen entstanden zu sein scheint".

Während der Herausgeber des Theatrum Europaeum[1]) diesen Narren Gottes in Schutz nimmt, behandelt er einen anderen wirklich als Geisteskranken, nämlich den Philippus Ziegler, der 1622 eine Schrift herausgab: „Tertium saeculum oder Testamentum spiritus", worin er für das Jahr 1627 die Zerstörung Roms voraussagte und dem Pfalzgrafen Friedrich die Herrschaft über 13 Reiche zusprach. Der Joachimische Chiliasmus ist bei ihm mit der Friedrich-Prophetie der Kaisersage und mit dem Konzilgedanken vereinigt. Ziegler weissagt, es werde ein Mann aus den Juden herkommen, der die ganze Welt beherrschen und das Reich des Antichrist abschaffen werde. Ein von ihm nach Konstantinopel zusammenberufenes Konzilium werde nach zwölfjähriger Dauer eine neue Religion veröffentlichen. Weil dieser Reformator Christianismi, der sich selbst einen König und Leonem de tribu Juda genannt haben soll, in Frankfurt a. M. das Kaiserwappen am Hause Braunfels zerstörte, wurde er als ein Verrückter ins Hospital geschickt.

Unter diesen drei Propheten könnte Grimmelshausen dem einen einmal persönlich begegnet sein, nämlich dem Bartholomäus Holzhauser, der nach 1646 zum Kurfürsten Maximilian v. Bayern ging. Im letzten Kriegsjahr war Grimmelshausen als Regimentsschreiber des Elterschen Regiments in Wasserburg am Inn (die von seiner Hand geschriebenen Berichte des Oberst v. Elter an den Kurfürsten liegen im Münchner Reichsarchiv)[2]); damals also wäre ein Zusammentreffen möglich gewesen. Von den beiden anderen dagegen könnte Grimmelshausen wohl nur auf literarischem Wege erfahren haben, sei es durch ihre eigenen Schriften, sei es durch Berichte über ihr Auftreten.

III. Geschichtliche Quellen.

Von Philippus Ziegler berichtet das Theatrum Europaeum in seinen späteren Auflagen[3]). Grimmelshausens Kenntnis dieses großen Geschichtswerkes ist durch seine Benutzung im „Springinsfeld", in den Continuationen des Simplicissimus und in den Wundergeschichten-Kalendern erwiesen. Für den Hauptroman selbst ist das Theatrum Europaeum wohl zur Prüfung der historischen Chronologie herangezogen worden[4]), allein die zur Bestimmung des autobiographischen Gehaltes so

[1]) Bd. 4, S. 6. Vgl. Corodi, Krit. Gesch. d. Chiliasmus. 3. Teils, 2. Bd. Frankfurt u. Leipzig 1783, S. 66 ff. Arnold III, 233 ff. Protestantische Prophetien ähnlicher Art verkünden Nikolaus Drabik, Stephan Melisch, Andreas Haberfeld u. a.

[2]) A. Bechtold, Joh. Jak. Chr. v. Grimmelshausen und seine Zeit. München 1919 S. 53 ff.

[3]) Ausgabe von 1670, Bd. 3, S. 720a. Zieglers Erwähnung fehlt in der Ausgabe von 1639, Bd. 3, S. 646.

[4]) R. M. Werner, Histor.-pol. Chronologie bei Grimmelshausen. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 8 (1908), S. 75—112.

wichtige Frage, ob das Werk Abelins und seiner Fortsetzer dem Roman als Quelle für die Beschreibung historischer Ereignisse gedient hat, ist noch nicht in vollem Umfange untersucht worden[1]). Für eine einzelne Stelle hat bereits Heinr. Kurz (Bd. 2, S. 448 seiner Ausgabe) das Theatrum Europaeum als Vorlage herangezogen, nämlich für den Tod des kugelsicheren Provosten, der in der Schlacht bei Wittstock mit einer Axt erschlagen wird. Dasselbe soll sich nach dem Theatrum Europaeum mit einem Jäger und einem Schultheiß im Treffen bei Philippsburg (1633) zugetragen haben. Wenn auch dadurch keineswegs die Echtheit der ganzen Schlachtschilderung verdächtig wird, so darf doch nicht verkannt werden, daß sie ziemlich allgemein gehalten ist und bis auf wenige Namen und Daten nur das Typische des Vorganges darstellt. Die persönlichen Eindrücke, die der Darstellung zugrunde liegen, können ebensogut auf anderen Schlachtfeldern erworben sein[2]); kein einziger Umstand weist mit zwingender Notwendigkeit darauf hin, daß Grimmelshausen selbst gerade an der Schlacht bei Wittstock teilgenommen haben muß. Vielmehr bedeutet die vorausgehende gewaltsame Schauplatzänderung durch den Hexenflug vom Stift Hirschfeld zum Erzstift Magdeburg (II, 18) ein unverkennbares Abreißen des autobiographischen Fadens. Die Symmetrie des Aufbaus wies dem zweiten Buch, wie wir oben sahen, die Schicksale des niederen Soldatenlebens als Gegenstand zu. Dazu gehörte, wenn das Kriegsbild vollständig sein sollte, eine Schlachtschilderung, die mehr repräsentativ als individuell sein konnte. Im hessischen und westfälischen Gebiet hat sich während dieser Jahre kein Kampfereignis von einiger Bedeutung abgespielt; dagegen beschrieb das Theatrum Europaeum im Jahre 1636 ausführlich unter Beigabe eines Schlachtplanes „die harte Schlacht und das blutige Treffen der Kayserischen und Schwedischen bey Wittstock, dergleichen grimmig und furiosisch blutiges Treffen in mancher Zeit kaum vorgangen“[3]). Diese Art der Hervorhebung empfahl das Ereignis ganz besonders für die Schlachtschilderung, die die einzige im Roman geblieben ist. Die vorausgehenden Daten, die Besetzung von Magdeburg, Werberschanze, Havelberg und Perleberg durch die Kaiserlichen, waren alle aus dem Theatrum Europaeum zu entnehmen; was die Schlacht selbst betrifft, so läßt das Geschichtswerk in ihrem strategischen Bilde zwei Punkte besonders hervortreten, nämlich Banérs Absicht, die Vereinigung der Kaiserlichen und Kursächsischen Truppen mit dem Gen.-Major Klitzing zu verhindern, und seinen Erfolg, nämlich Erbeutung der kaiserlichen und kurfürstlichen Artillerie, deren auf dem Schlachtfeld gelassene Bestände genau aufgezählt werden. Grimmelshausen setzt den Kampf „um das schwere Geschütz, dessen die Unserige stracks verlustigt wurden“, gleich an den Anfang der Schlacht, während es nach der historischen Darstellung erst bei dem in der Nacht erfolgenden Abzug der Kaiserlichen zurückgelassen wurde; das Endergebnis der Schlacht läßt er der Absicht Banérs entsprechen: „Die schwedische Sieger trieben unsere Überwundene von der Stelle, darauf sie so unglücklich gefochten, nachdem sie solche zuvor zertrennt hatten, sie mit ihrer schnellen Verfolgung vollends zerstreuende“, während nach dem Theatrum Europaeum der nächtliche Rückzug ein geordneter war. Den etwas veränderten Ausgang brauchte Grimmels-

[1]) Für die Hanauer Episode hat Bechtold, Euphorion 19, 51 ff. Benutzung des Theatr. Europ. angenommen. Diese Hypothese ist ungestützt, solange nicht dasselbe Werk auch für andere Stellen als Quelle nachgewiesen wird.

[2]) Bechtold, a. a. O. S. 502, glaubt auch eine Benutzung der Geisterschlacht im „Complementum“ des Pseudophilander zu erkennen.

[3]) Ausg. v. 1670, Bd. 3, S. 707b.

hausen für die eigentliche Romanhandlung, da die Schlacht dem Helden die Befreiung aus der Gewalt des Provosſen und die Wiedervereinigung mit Herzbruder, der zur ſchwediſchen Armee gegangen war, bringen mußte. Eine hiſtoriſche Beſchreibung der Schlacht ſollte nicht gegeben werden; trotz oder gerade wegen der Abweichungen von dem Bericht wird es durchaus wahrſcheinlich, daß Grimmelshauſen das Theatrum Europaeum als Quelle benutzte, aber die Spuren der Benutzung verwiſchte.

Wenn es ſich ſo verhält, ſo ſind auch die Partien des Geſchichtswerkes, die die Schlacht von Wittſtock umgeben, von Grimmelshauſen beachtet worden. Jene Erwähnung des Philippus Ziegler aber folgt unmittelbar auf die Beſchreibung der Schlacht; ſie iſt in Zuſammenhang gebracht mit einem anderen Propheten, der ſchon einmal vor der Schlacht bei Wittſtock genannt war und deſſen Schickſal nun ausführlich erzählt wird. Es iſt der phantaſtiſche Narrenkopf, der im Jahre 1636 in Königsberg als Meſſias auftrat und am 12. Oktober des folgenden Jahres aufs grauſamſte hingerichtet wurde. Seine Verheißung, daß er drei Tage nach ſeinem Tode wiederauferſtehen werde, erfüllte ſich nicht. Es ſoll der uneheliche Sohn eines Prieſters in Elling geweſen ſein; die Namen, die er ſelbſt ſich beilegte, lauteten: „Johann Albrecht Adelgreiff / Syrdos / Amada / Canamata / Kikis / Schmalkilimundis / Schmalkalaldis / Elioris / Uber Ertzhohen Prieſter Kayſer / deß H. Göttlichen Reichs König / der gantzen Welt Frieden Fürſt / Richter der Lebendigen und der Todten / Gott und Vatter / in welcher Herrlichkeit Chriſtus kommen ſol zum Jüngſten Gericht." Von dem Wappen, das ſeine Miſſion zum Ausdruck brachte, wird erzählt: „In ſein Pittſchafft oder Sigill führte er ein Schwerdt / ſo mit einer Hand aus der Wolcken gieng / darunter ein Ruthen zu ſehen / mit welchem allein er ſein Weltliches Reich zu verſtehen geben / mit vermelden / er ſey dazu beſtellt / alle Gottloſen auß der Welt zu jagen / und die Obrigkeiten zu vertreiben." Auch das Äußere des gottesläſterlichen Teufelskopfes wird genau beſchrieben: „lange Habichtsnaſe / ſchwartzfahle Haar und Bart / ein Bartzippel lenger als der ander." Endlich wird der lächerliche Kontraſt zwiſchen angemaßter Gotteskraft und hülfloſer Menſchlichkeit nicht verſchwiegen: „Die Leuſe plagen ihn übernatürlich / iſt auch alſo voll der Würme / das Gottes ſtraffe ſonderlich an dieſem zu merken."

Dieſe Ironie, die den ſtrafenden Gott von ſeinen kleinſten Kreaturen geſtraft werden läßt, muß es dem Humoriſten Grimmelshauſen durch ihre Draſtik angetan haben, während das aus den Wolken reichende Schwert und die Zuchtrute der Gottloſigkeit ihm ebenſo ernſtlich zu denken gaben als der Konzilgedanke Zieglers. Er war weit davon entfernt, Emanuel Quints Vorläufer, deſſen von einzelnen Zeitgenoſſen bemitleidetes Geſchick[1]) ſich bei anderen Propheten wie Nikolaus Drabik († 1676) und Quirin Kuhlmann († 1689) wiederholen ſollte, tragiſch aufzufaſſen. Einer komiſchen Beleuchtung aber widerſetzte ſich der religiöſe Gehalt der apokalyptiſchen Wahnideen, der dem Spotte nicht ausgeliefert werden

[1]) Gegen den unzeitigen Eifergeiſt der Lutheraner zu Königsberg, die das Unkraut aus dem Weizenacker des Herrn vor der Erntezeit herausriſſen, wendet ſich Elias Praetorius in ſeinem „Spiegel der Misbräuche beym Predig-Ampt im heutigen Chriſtenthumb. 1644, S. 517. — Solche Inſchutznahme des Gottesläſterers wird wiederum von Chriſtoph Hartknoch in ſeiner Preußiſchen Kirchenhiſtorie, Frankfurt a. M. und Leipzig 1686, S. 586 verworfen. H. beruft ſich auf das Theatrum Europaeum als Quelle. Spätere Literatur über den falſchen Meſſias in Flögels Königsberger Jubel-Chronik 1858, S. 32 und bei Armſtedt, Geſchichte von Königsberg 1899, S. 317. Weitere Urkunden über Adelgreiff ſind nach freundlicher Auskunft von Prof. Ebert und Dr. Krollmann in Königsberger Archiven nicht erhalten.

durfte. Von einer Profanation der Messiasgestalt, selbst in der Spiegelung des Wahnsinns, mußte abgesehen werden. So bot sich als Ausweg die Travestierung in die heidnische Mythologie. Wenn bei Adelgreiff die Kenntnis vieler Sprachen ausdrücklich erwähnt wird[1]), so war der Sprung zur Einführung eines überstudierten Erzphantasten kein sehr großer, und Jupiter an die Stelle von Christus zu setzen, lag um so näher, als sein Name in der astrologischen Prognostikationsliteratur, mit der Grimmelshausen sich gewiß schon vor seiner eigenen Kalenderschriftstellerei beschäftigt hat, die bedeutendste Rolle spielt (z. B. bei Lichtenberger). Die Verschmelzung antiker und christlicher Vorstellungen ist zudem eine künstlerische Haupttendenz der Barockzeit, und die Rechtfertigung des Gebrauches der antiken Mythologie innerhalb des christlichen Glaubenssystems hat schon den Humanisten wie den Renaissancepoetikern genug zu schaffen gemacht. Als „verborgene Theologie" hat nach Scaliger, Ronsard, Opitz die Dichtung unter Jupiter, Apollo, Pallas und den Musen nichts anderes als die unbegreiflichen Kräfte des einen Gottes dargestellt[2]). In diesem Sinne läßt auch Grimmelshausen seinen Jupiter sich dem „großen Numen" unterordnen.

IV. Literarische Anregungen.

Sobald einmal der Übergang vom falschen Messias zur Wahnvorstellung des Jupiter vollzogen war, flossen die literarischen Assoziationen in Menge zu. Von Bloedau, Bechtold, Scholte sind bereits eine Reihe von Entlehnungen aufgezeigt worden, deren keine als Ausgangspunkt der poetischen Erfindung ausreichen kann, die aber alle von Bedeutung sind, sobald man sie als sekundäre Angliederungen auffassen darf. So steht im sechsten Kapitel der vom Ungeziefer geplagte Gott mit dem Jupiter, der in Fischarts „Flöhhatz" die Klage der Flöhe über die Weiber entgegennimmt, in Zusammenhang; aber v. Bloedau hatte kaum Recht, daraus überhaupt Jupiters Herkunft abzuleiten[3]).

Diese Verbindung hat sich vielmehr als ein glücklicher Einfall, doch wohl erst an das in der Adelgreiff-Überlieferung gegebene Ungeziefermotiv angeschlossen. Ebenso fügte sich nun aus Garzonis Piazza universale, dem bereits im „Satirischen Pilgram" ausgeschriebenen enzyklopädischen Wissensmagazin, eine Erinnerung ein. Garzonis Vorrede, „In welcher Momus den Authorem vor dem Richterstul der Götter verklagt", enthält die Sätze: „Wer ist Jupiter / oder was ist er mehr / als ein Filtzläusiger Hurenhängst? Und läst sich darbey noch nicht begnügen / wie man an dem raptu deß Ganymedis genugsamb mag abnehmen? Was ist der schöne Jungfrawenknecht Apollo, mit seinem Krausenlettich vmb den Halß / mehr / als ein unverschämpter Hurenbul ... usw.", die wörtlich in den Reden, mit denen Simplicius im sechsten Kapitel Jupiters Zorn reizt, wiederkehren[4]). Für

[1]) Im Theatrum Europaeum von 1639 (3. Bd., S. 646) heißt es: „Träget allezeit ein Griechisch und Lateinisch New Testament mit ihm / ist auch also belesen / daß er nicht allein das Caput / sondern auch die Versickel eigentlich weiß / doch wie der Teuffel auf der Zinnen des Tempels." Die Ausgabe von 1670 bringt dazu den Zusatz: „Er konnte auch Polnisch / Littauisch / Curisch / und Böhmisch / aber nicht perfect reden."

[2]) So heißt es schon bei Mutianus Rufus (Briefwechsel, hsg. von Krause, S. 28): „Est unus deus et una dea, sed sunt multa uti numina ita et nomina. Exempli gratia: Juppiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria."

[3]) Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänger, S. 112.

[4]) Scholte, Zonagri Discurs von Waarsagern. Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. 1921, S. 131.

das Verhältnis des Obergottes zu seinem Mundschenk Ganymedes, den Jupiter im Simplicius erkennen will, mag auch das erste „Somnium" der Schönwetterschen Philander-Ausgabe, worin ein Jupiter und Ganymed darstellendes Bild ausführlich beschrieben wird, Anregung gegeben haben[1]). Kurz, das ganze Satyrspiel, das der Prophetie folgt, ist durch literarische Entlehnungen ausgefüllt.

Aber auch die ernste Rolle Jupiters in der politisch-satirischen Literatur der Zeit muß berücksichtigt werden. Schon im 16. Jahrhundert hatte Giordano Bruno in seinem lukianischen Göttergespräch „Lo Spaccio della bestia trionfante" (1584) dem Jupiter die Verheißung einer kommenden Zeit in den Mund gelegt, „wo die Auftralkrone jenem unbesiegten Arme geschenkt werde, der mit der Keule und dem Feuer dem elenden und unglücklichen Europa die so sehr erwünschte Ruhe wiedergeben wird"[2]). Wenn der letzthin von L. Olschki[3]) geäußerte Wunsch nach einer Monographie über Brunos Verwendung antiker Mythen Erfüllung fände, so würde man über die Ursprünge dieses Motivs in der humanistischen Literatur klarer sehen. Ebenfalls ins 16. Jahrhundert fällt noch Alemans Gusman v. Alfarache (I, Kap. 7; bei Ägidius Albertinus I, Kap. 4), wo eine Götterversammlung unter Jupiters Vorsitz über die Glückseligkeit der Menschen discuriert[4]).

Im 17. Jahrhundert waren namentlich seit Boccalinis Verlegung der Totengespräche auf den Parnaß (1612/13) Verhandlungen vor Apollos Richterstuhl über die Schlechtigkeit der Welt und die Weltverbesserung (generale riforma dell' universo) ein beliebtes Motiv sowohl der Geschichtsbetrachtung als der Erörterung aktueller Fragen geworden[5]), und es fehlte nicht an deutschen Nachahmungen, die Jupiter an Stelle Apollos setzten. So werden in Flugschriften des Jahres 1622 („Colloquium montis Parnassi, d. i. Rat Gespreche und Urtheil der Götter, gehalten in dem Berg Parnassso" von Raimunds de Salerna und „Colloquium und Judicium der Götter uber und wider Mars und Mercurium" durch Christianum Friederich) die Götter Mars und Merkur als schuldig an Krieg und Münzentwertung vor Jupiters Tribunal gezogen[6]).

Auch Grimmelshausen verwendet dieses gebräuchliche Motiv, aber er liebt es, die Götterversammlungen von der Himmelshöhe des Parnaß oder Olymp auf den Erdboden herabzuziehen. Im zweiten Teil des „Vogelnestes", Kap. 21, wählt er die Einkleidung einer spiritistischen Sitzung: vor einer Schwarzkünstlerversammlung erscheinen die Götter, und als Phöbus den Antrag auf Bestrafung der Menschen stellt, meint Jupiter, solche Härte sei gegen die Güte des großen Numinis. Später im „Ratsstübel Plutonis" läßt er, wie es dem Barockstil ent-

---

[1]) „Philander von Sittewalt Weittberumbten Ritters Sommnium sive Itinerarium Historico-Politicum in Philanders v. Sittewalt Wundergeschichten der Welt. Sechster theil. Franckfurt. Bey Joh. Gottfr. Schonwetter Anno 1646, S. 54 f.: Ganymed auf dem Rücken des Adlers „gantz feist rund und popelecht / in seinen goldgelben krausen Haaren / gedachten vogel mit der einen Hand vber das Haupt streichend und ihn lieblend / und mit der andern Hand dem Jovi den Stachel zu nehmen sich vnderwindent . . . ein wenig zur seiten stund der güldene Becher / Schale vnd Kandte / so dieser kleine Mundschenk zu gelaufen pflegete / wenn er dem grossen GOtt Jovi den himmlischen Nectar zeichnete . . ."

[2]) Clemens, Giordano Bruno u. Nicolaus v. Cusa. Bonn 1847, S. 230.

[3]) Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 2, S. 68 f.

[4]) Bechtold, Euphorion 19, 518.

[5]) Stötzner, Der Satiriker Trajano Boccalini. Arch. f. Stud. d. neueren Sprachen 103 (1899), S. 107—47.

[6]) In der Flugschriftensammlung Gustav Freytags (Sign. 30jähr. Krieg 1622, 3 und 3 b) auf der Frankfurter Stadtbibliothek. Ich verdanke eine freundliche Auskunft über den Inhalt der schon früher von mir notierten Schriften Herrn Priv.-Doz. Dr. Viëtor.

spricht, Merkur ohneweiters in die Brunnengesellschaft der Bauern und Hirten sich einmischen. Im „Simplicissimus" dagegen ist er realistischer; so wenig er den Sprung ins Phantastische in der Kriegsallegorie des ersten Buches oder in der Mummelsee-Episode scheut, hier ist er der Visionstechnik Philanders ausgewichen, da sich Gelegenheit bot, die Erscheinung des Weltenrichters Jupiter unter den Menschen der Gegenwart als Maske eines Wahnsinnigen rationalistisch zu motivieren; der Dämmerzustand des geistig Umnachteten bot die gleiche Möglichkeit realistischer Phantastik wie das visionäre Traumbild.

Eine Ideologie, die beim wahren Gott als Ausdruck schicksalgebietenden Willens gläubigem Ernst begegnen würde, kann nun mit der komischen Kontrastwirkung unzulänglicher Menschlichkeit in Verbindung gesetzt werden, nachdem das Mittel gefunden ist, die äußeren Symptome des Wahnsinns mit dem tiefen Sinn weltschmerzlicher Sehnsucht zu vereinen. Der Widerspruch, der dabei bleibt, erklärt sich aus der unsicheren Haltung, geteilt zwischen spottsüchtigem Überlegenheitsgefühl klaren Denkens und ehrfürchtigem Schauer vor Unbegreiflichem, die man gerade in jener Übergangszeit gegenüber der Verdunkelung des menschlichen Geistes einnahm[1]). Der mittelalterliche, auf die Bibel gegründete Glaube war, daß aus dem Besessenen die Stimme irgend eines bösen Geistes spreche, der exorziert werden muß. So hat noch Rubens für die Antwerpener Jesuitenkirche die Heilkraft des Ignatius von Loyola dargestellt. Der böse Geist muß der überlegenen Kraft Gottes weichen, aber so lange er sich zur Wehr setzt, vermag er seine Überlegenheit über die Menschen zu zeigen; er sieht und weiß mehr als sie, und kann die Wahrheit künden, wie z. B. in der Sage von der Päpstin Johanna durch die Stimme des Besessenen das Geschlecht des Papstes verraten wird. Aber auch die psychiatrische Aufklärung des neuzeitlichen Geistes sagte mit Polonius; „a happines that often madness hits on, which reason and sanity could not so prosperously be delivered of."

In den Werken, deren Einfluß auf Grimmelshausen außer Zweifel steht, findet sich mit dem Gedanken, daß aus Wahnsinn höhere Wahrheit spreche, gespielt. So führt das Gesicht „Phantasten-Hospital" in Schönwetters Philander-Ausgabe zum Irrenhaus, wo ein Wahnsinniger, der sich für Gott hält, über Luther, Calvin und den Papst als verantwortlich für die religiöse Zerrissenheit richtet[2]).

Auch der Besessenheitsaberglaube des Mittelalters ist noch in neuer litera-

[1]) Harsdörffer in seinen Frauenzimmer-Gesprechspielen (Bd. 1, S. 286 f.) unterscheidet drei Bedeutungen des Wortes Narrheit:

„I. Wird es genommen für eine That / die dem gemeinen Wahn zuwieder ist / als wenn jener das Geld in das Meer geworffen hat / damit es ihm nicht viel Sorgen mache. Also / was etliche wohlgethan sprechen / ist von andern für ein Thorheit gehalten / daher S. Paulus saget: Der Menschen Weißheit sey Torheit vor Gott.

II. Wird Torheit genennet / wann man sich mit übermässigem Eifer einem Dinge ergiebet / daher sagt man / wie vor gedacht worden / er sei ein Büchernarr / Geldnarr / Weibernarr / Blumennarr / u. d. g.

III. Wird Narr- und Torheit genennet / wann der Mensch seiner Vernunft beraubt ist / und das verlieret / welches wegen er für einen Menschen gehalten wird / Es sey gleich der Verstand gar verlohren / oder die Bildungskräfften zerrüttet wegen Blödigkeit deß Hirns / wie bey den Kindern / und betagten Leuten."

[2]) Bechtold, Euphorion 19, S. 514. — Vorbilder für das Phantasten-Hospital sind Garzonis „L'Hospitale incurabili" und Boccalinis 47. Relation der 2. Centurie. — v. Bloedau, S. 114, wollte Quevedos „Buscon" I, Kap. 8—9, wo zwei Geisteskranke ihre Reformideen entwickeln, als unmittelbares Vorbild für Grimmelshausen ansehen; doch ist die älteste deutsche Übersetzung erst 1671 erschienen; ihr Wiederschein zeigt sich im Wundergeschichten-Kalender auf 1673.

rischer Anwendung an Grimmelshausen herangetreten. Ein anderes Motiv des unechten Philander[1]) hat er im zweiten Kapitel des fünften Buches übernommen, als er den Besessenen in der Kirche zu Einsiedeln herausschreien läßt, daß Simplicius als Wallfahrer mit der Religion Spott treibe. Diese Entlarvung erschüttert den Gefährden Herzbruders und bewirkt seine Bekehrung; er bekennt sich nun zur katholischen Kirche, geht zur Beichte und kommuniziert nach empfangener Absolution: „Worauff mir dan so leicht und wol ums Herz ward, daß ichs nicht aussprechen kan."

Die zweite Begegnung mit einem Wahnsinnigen bewirkt also den nachhaltigen Eindruck, den die erste schuldig blieb. Abermals fällt nun vom fünften Buch aus ein Licht zurück auf den Höhepunkt des dritten. Zwar ist Jupiter kein Besessener im mittelalterlichen Sinne, sondern im Lichte moderner Pathologie geschaut. Aber auch von ihm kann gelten, daß in seiner Rede Wahrheit liegt, daß die Stimme wenn nicht eines bösen, so eines guten Geistes aus ihm spricht.

Vor der Verspottung seiner Prophetie schützt der nationale Gehalt, der an Stelle des ausgeschiedenen religiösen Messias-Gedankens ihr seine Heiligung gibt. Die Gestalt des Teutschen Helden läßt Erinnerungen an den echten Philander anklingen und führt zu Moscheroschs Gesicht Alamodekehraus, wo der König Airovest, um die verwelschten Teutschen zur mannlichen Heldensprach ihrer Vorfahren zurückzuführen, ihnen die Prophezeiung ihres ersten Erzvaters Tuitscho verkündet, wonach dem Teutschen Reich der Untergang drohe, wo GOtt nicht einen Helden erwecket, der der Sprach wieder ihre maß setze, Sie durch Gelehrte Leut auffbringe vnd die Wälschlende Stimper nach verdienst abstraffe."

Die Sehnsucht nach dem deutschen Retter war älter. Schon Hans Sachs wünschte einen Hauptmann Philopomenes als Befreier von der Tyrannei der Fürsten[2]). Und wenn nach Moscheroschs, der in der Rettung der Sprache das Hauptwerk sah, das zweite pegnesische Schäfergedicht (1645) den Floridan und Clajus in unterirdische Höhlen vor die Bildnisse teutscher Helden führte oder wenn die Friedensdichtungen eines Rist (Das Friede wünschende Teutschland 1647) und Schottelius (Friedens Sieg, aufgeführt 1642, veröffentlicht 1648) deutsche Helden der Vergangenheit als zürnende und strafende Mahner der entarteten Gegenwart auftreten ließen, so klang immer der Ruf nach Wiedergeburt des alten deutschen Heldentums mit. Der Name „teutscher Held" wurde so sehr zum geflügelten Wort, daß in dem Nürnberger Verlag von Felßecker, in dem auch Grimmelshausens Werke erschienen, seit 1664 ein „Teutscher Helden / Lust und Nutzbringender Historien-Calender" erschien, „darinnen abgehandelt und weggesetzt / was Krieg und Sieg / durch Dapfferkeit deutscher Helden gethan". Da werden Brennus, Arioviſt, Herminius, Alarich, Genserich dargestellt, und es fehlt so wenig an Beziehungen zur Gegenwart, wie in Lohensteins großem Arminius-Roman. Immer schloß die Erinnerung an große Vergangenheit auch die Hoffnung auf große Zukunft ein. Der messianische Gedanke, der die Sage vom wiederkehrenden Kaiser beherrschte, wirft einen nachschimmernden Abglanz noch auf die ganze Literatur des 17. Jahrhunderts, die den deutschen Nationalstolz gegen die kulturelle Verfremdung der Gegenwart ins Feld ruft.

[1]) 6. Teil der Wundergeschichten der Welt: Zweites Somnium Experti Roberti, angeregt durch Moscheroschs Schergen Teuffel. Vgl. Euphorion 19, 529.

[2]) Fr. Sternberg, Grimmelshausen und die deutsche satir.-polit. Literatur seiner Zeit. Trieſt 1913, S. 192 f.

V. Ideengehalt.

Der Inhalt der Jupiterprophetie läßt sich nicht in gleich einfacher Weise wie die entlehnten Motive der äußeren Einkleidung auf literarische Einflüsse zurückführen. Vielmehr wird eine ideengeschichtliche Analyse[1]) ebensosehr nach vorwärts als nach rückwärts Anknüpfung suchen müssen, und das Ergebnis wird sein, daß manche Gedanken dieses gärenden Weltverbesserungsdranges erst in späterer Zeit ihre klare literarische Ausprägung und rationale Regelung gefunden haben, die hier noch in naiver Phantastik, gebunden an uralte Formen volkstümlicher Heilsbringerhoffnung, aus der Verzweiflung an der Gegenwart einen sehnsüchtig ahnenden Ausweg suchten.

Die eigenartige Mischung von Uraltmythischem mit Gegenwartsfragen und zukunftträchtigen Reformproblemen mag durch Herausgreifen einiger Hauptmotive veranschaulicht werden:

1. Apokalyptisches. Hieher gehört hauptsächlich das Motiv des Wunderschwertes, das aus der christlichen Symbolik des Adelgreiff ins Antikmythologische versetzt ist durch die Beteiligung des Vulcanus, der es in hora Martis schmieden soll. Im übrigen ist der Glaube an die Siegeskraft des wundertätigen Schwertes ein mythologisch-märchenhaftes Element, das in der altgermanischen Heldensage verbreitet ist und in Volkssagen weiterlebt[2]). Chiliastische Berechnungen fehlen der Prophezeiung Jupiters. Aber auch ohne Bezugnahme auf das tausendjährige Reich sind apokalyptische Weissagungen eines kommenden Heilbringers aus der Reformationszeit ins 17. Jahrhundert übergegangen. Parazelsus[3]) hatte eine güldene Zeit vorausgesagt, in der ein gelber Löwe aus Mitternacht kommen werde, der Europa, sowie Teile von Asien und Afrika in seine Gewalt bringen, große Schätze sammeln und die christliche Lehre in ihrer Reinheit wiederherstellen solle. Von ihm hat Jakob Böhme[4]) die Verkündigung des Löwen von Mitternacht übernommen, und Quirin Kuhlmann hat sie fünf Jahre nach Grimmelshausen in seinem „Neubegeisterten Böhme“ (1674) mit den Weissagungen des holländischen Propheten Johann Rothe über die fünfte Monarchie in Einklang gebracht.

2. Kaisersage. Rudolf Hildebrand[5]) glaubte einen Zusammenhang mit den alten Sibyllenweissagungen zu erkennen, allein deren wesentliches Element, die Verbindung mit dem Kreuzesholz, das als dürrer Baum auf Golgatha den Schild zu tragen hat, den der Endkaiser nach Unterwerfung der ganzen Welt kurz vor dem Auftreten des Antichrist an ihm aufhängen wird, fehlt hier. Die Mahnung zur Buße unter Hinweis auf das nahende Ende aller Dinge ist diesem optimistischen Ausblick fremd. Allein die Herstellung des Weltfriedens durch Unterwerfung aller andern Fürsten unter die Gewalt Deutschlands erinnert noch an die Ausdrucksform des staufischen Imperialismus, zu der die Antichristsage seiner-

---

[1]) Für fördernde Hinweise, die diesem Abschnitt zu gute kamen, habe ich meinen Kollegen Burdach, Hintze und Meinecke zu danken.

[2]) Als Flammenschwert der Weltvernichtung in indischen, babylonischen und anderen Weltuntergangssagen vgl. Neckel, Studien zu den German. Dichtungen vom Weltuntergang. Sitzungsber. d. Heidelb. Ak. d. Wiss. Philos. hist. Kl. 7. Heidelberg 1918, S. 47. — Als Märchenmotiv nachgewiesen bei Panzer, Sigfrid. München 1912, S. 80, 262, 268.

[3]) Corodi, Krit. Geschichte des Chiliasmus III, 285.

[4]) Schiebelers Ausgabe II, 110. VII, 449. Vgl. auch Harleß, Jak. Böhme und die Alchymisten. Berlin 1870.

[5]) Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Leipzig 1890, S. 267 ff.

zeit im Tegernseer Drama geworden war[1]). Unter Karl V. war diese Weltmonarchie abermals der Erfüllung nahe gewesen, und noch mitten im Dreißigjährigen Krieg wird an die damalige Möglichkeit wieder angeknüpft, wenn die katholisch gerichtete unechte Fortsetzung der Gesichte Philanders von Sittewald (1646), von einer neuen Weltmonarchie spricht, die unter der Oberhoheit des Papstes durch Vereinigung von Spanien und Frankreich zustande kommen könne[2]). Dabei war Spanien durchaus als führende Macht gedacht. Inzwischen aber haben sich seit dem Pyrenäenfrieden des Jahres 1659 die europäischen Machtverhältnisse vollkommen verändert, und wenn jetzt von einer Weltmonarchie gesprochen wird, so geschieht es im Sinne des französischen Imperialismus und zielt auf das Reich Karls des Großen, dessen Wiederherstellung durch Jahrhunderte den Hintergrund der von französischer Eroberungspolitik begünstigten Karlsprophetien gebildet hatte[3]). Im Jahr 1667 erscheint der Traktat des Pariser Parlamentsrates d'Aubéry „Des justes prétentions du Roi sur l'Empire", worin Ludwig XIV. als dem Nachfolger Karls des Großen die Kaiserkrone und das ganze römische Reich als rechtmäßiges Erbe zugesprochen und die Fürsten von Bayern, Sachsen, Thüringen und allen andern Ländern, die der König von Frankreich einstmals erobert hatte, als Pairs der französischen Krone betrachtet werden. Wenn auch die ernste Gefahr dieser Drohung erst während des holländischen Krieges in vollem Umfang erkannt wurde, so blieb die französische Anmaßung in Deutschland schon damals nicht unbeachtet, und in demselben Jahr 1667, in dem auch Pufendorfs „Monzam bano" mit einer Erörterung über Karls des Großen Nationalität beginnt, erscheinen mehrere Gegenschriften gegen d'Aubéry, die den Grad der in Deutschland verursachten Erregung erkennen lassen[4]). Auch Grimmelshausen, der noch kurz vor seinem Tode die Waffen gegen Frankreich aufgenommen haben soll, hat nicht erst im „Stolzen Melcher" sein Wort über die französische Politik gesprochen, sondern schon in der Jupiter-Episode Gelegenheit zur Entgegnung gefunden. Vielleicht bot sogar d'Aubérys Schrift, deren Gedanken in einer Flugschrift von 1667 als „Französische Staats-Reguln" vermittelt wurden[5]), erst den Anlaß, dem Einschub der Jupiter-Prophetie die politische Wendung zu geben. Sie nimmt sich nun fast wie eine Parodie des d'Aubéry aus, denn genau dessen Argumentation wird in fast wörtlichem Anklang für die deutschen Ansprüche geltend gemacht: „Der in Engeland, Schweden und Dennemarck werden, weil sie Teutschen Geblüts und

[1]) Burdach, Walter v. d. Vogelweide. Leipzig 1900, S. 174 ff.

[2]) Philanders von Sittewalt Wundergeschichten der Welt. Sechster Theil. Viertes Somnium: Vom Zustand des Reichs und de Ratione Status und wolbestalter Monarchie. Frankfurt bey Joh. Gottfr. Schonwetter 1646, S. 484: „Demnach sage ich / daß wenn der König in Spanien dieser Weise nachfolgen vnd sich der Fürsichtigkeit vnd Gelegenheit gebrauchen wird / er zu seinem Intent gelangen möge, wie auß nachfolgendem zu sehen / vnd ist gewiß / daß / dieweil er vermittelst der Teutschen vnd nochmahlen / wie oben gesagt / deß Italienischen / Römischen / Griechischen / Persischen (so deß Cyri Monarchia) wie auch deß Medischen / vnnd Babylonischen Reichs / darzu gelangen muß / er desto mehr den Engel Michael zum Gehülffen haben wird / nach diesem wird alles in die Hände der Heiligen kommen / vnd wird ein Hirt und ein Herd werden." . . . S. 499: „daß er [der König von Spanien] sich erkläre, daß er gantz dem Päpstischen Stuel anhange vnd sich vor den praesignirten Cyrum und allgemeinen Christlichen Monarchen außruffen lasse / vnd mit Geistlichen und Gottseligen Wercken sein Reich zieren."

[3]) Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896, S. 133 ff.

[4]) Joh. Haller, Die deutsche Publizistik in den Jahren 1868—74. Heidelberg 1892, S. 14 f. — Erdmannsdörfer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrich d. Gr. Bd. 1, S. 509 f.

[5]) v. Zwiedinek-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. 1650—1700. Stuttgart 1888, S. 20.

Herkommens, der in Hispania, Franckreich und Portugall aber, weil die Alte Teutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regiret haben, ihre Kronen, Königreiche und incorporirte Länder von der Teutschen Nation aus freyen Stücken zu Lehen empfahen, und alsdan wird wie zu Augusti Zeiten ein ewiger, beständiger Friede zwischen allen Völckern in der ganzen Welt seyn“. Die Gedanken des einstigen staufischen Imperialismus werden so gewissermaßen in der Gegenwehr wieder hervorgeholt, aber sie werden der ganzen Nation, nicht einem bestimmten Herrschergeschlecht zugesprochen. Die Friedrich-Prophetie, die noch im Anfang des Dreißigjährigen Krieges vielfach auf den Winterkönig gedeutet worden war, ist verstummt; der teutsche Held trägt keinen Namen, jede dynastische Beziehung bleibt dieser Weissagung fern.

3. Soziale Reform. Die deutsche Kaisersage des Mittelalters ist seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in ein soziales Reformprogramm eingemündet, das die schließlich in den Bauernkriegen ausbrechende Bewegung einleitet. Hatte man schon um 1350 erwartet, der wiederkehrende Kaiser Friedrich werde Arm und Reich miteinander verheiraten und alle Witwen, Waisen und Beraubten wieder in ihren Besitz einsetzen, so gilt Kaiser Sigismund in der vom Jahr 1438 datierten Schrift, die seinen Namen im Titel führt, als der Vorläufer eines mystischen Priesters Friedrich von Lautnaw, dem Herren und Städte gehorsamen werden, der aller Ungerechtigkeit in der Welt steuern, die Leibeigenschaft, die Zinsen und die Gülten abschaffen und alle Lande zu Frieden setzen soll. Die Aufhebung der Leibeigenschaften „samt allen Zöllen, Akzisen, Gülten und Umgelten durch ganz Teutschland“ gehört auch zum Reformprogramm des teutschen Helden, und fast könnte man annehmen, daß Grimmelshausen die im 16. Jahrhundert mehrfach gedruckte und noch von Moscherosch zitierte „Reformation Kaiser Sigismunds“ gekannt habe, wenn nicht das Fortwirken solcher Hoffnungen in der mündlichen Tradition des gedrückten Volkes und ihr stets neues Aufflackern bei Propheten, Schwarmgeistern und Agitatoren unübersehbare Zwischenglieder geschaffen hätte. Zwei literarische Fortwirkungen jener Schrift sind mit den beiden für Grimmelshausens Schriftstellerei wichtigsten Schauplätzen verknüpft; die „Reformation Kaiser Friedrichs III.“ (1523) gehört, wie Schiff[1]) nachgewiesen hat, nach Nürnberg, dem Druckort der Grimmelshausenschen Schriften, und die von Haupt[2]) mitgeteilte kirchlich-politische Reformschrift aus der Zeit Kaiser Maximilians stammt vom Oberrhein, wahrscheinlich aus der Gegend des südlichen Schwarzwaldes, also aus der Nähe des Ortes, an dem der „Simplicissimus“ geschrieben wurde. Wohl möglich, daß, wie Dieffenbacher[3]) annimmt, unter den zur Schwarmgeisterei geneigten Bauern der Ortenau, mit denen Grimmelshausen lebte, noch die in jener Schrift verkündete Erwartung eines „Königs von Schwarzwald“, der als Weltkaiser Staat und Kirche reformieren werde, lebendig war. Daß dieser Heilsbringer ein gelbes Kreuz auf der Brust tragen sollte, stellte einen Zusammenhang mit der westfälischen Sage von der Völkerschlacht am Birkenbaum dar; der besondere Schutz des kriegerischen Erzengels Michael begründete die Wunderkraft seines Schwertes, und wenn sich sogar der Zug, daß er ein „sun

[1]) Forschungen zur Vorgeschichte des Bauernkriegs. Histor. Vierteljahrsschr. 19 (1919/20), S. 189–219.

[2]) Ein oberrheinischer Revolutionär aus dem Zeitalter Kaiser Maximilians I. Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft 8 (1893), S. 77.

[3]) Grimmelshausens Bedeutung für die badische Volkskunde. Auszug im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 41. Jg. 1901, Nr. 12, S. 197.

Jovis" sei[1]), in der Tradition erhalten haben sollte, so wäre, da Jupiter vom oberrheinischen Revolutionär mit Christus identifiziert wird, eine Brücke zwischen den Wahnvorstellungen des Königsberger Adelgreiff und der Jupitergestalt gefunden. Hat also Grimmelshausen die im Volksmund umgehenden Prophezeiungen als Wahnsinn verspotten wollen? Gegen diese Annahme spricht nicht nur der nationale Gehalt und die gelehrte Einkleidung, sondern ebensosehr die Wärme, mit der an einer andern Stelle das Problem der Sozialreform behandelt wird, nämlich im 19. Kapitel des fünften Buches, das gleich einer Pädagogischen Provinz das harmonische Leben der ungarischen Wiedertäufer ohne Ironie und Spottsucht schildert. Die utopische Idealisierung dieser Gemeinschaft beweist, daß Grimmelshausens Interesse für die Fragen kommunistischer Lebensgestaltung durchaus ernst zu nehmen ist. Das Leben dieser Wiedertäufer hätte Simplicius für das seligste in der ganzen Welt geschätzt, wenn es nicht mit einer „falschen und der allgemeinen christlichen Kirchen widerwärtigen ketzerischen Meinung" wäre verwickelt gewesen. Deshalb hat er sich ihnen nicht angeschlossen; aber ebensowenig hat er sich die Aufgabe zugetraut, die eines andern Dominikus oder Franziskus würdig wäre, bei den eigenen Mitchristen solch ehrbares Tun, das besser als klösterliches Leben sei, unter dem Schutz seiner Obrigkeit aufzubringen. Eine Obrigkeit, die das zustande bringen wollte, müßte Machtmittel aufwenden wie Jupiters teutscher Held.

4. Der Konzilgedanke. Der Jupiter-Prophetie fehlt im Gegensatz zu den genannten vorreformatorischen Sozialutopien jede antikirchliche Tendenz. Waren zuvor in Papst, Bischöfen und Klöstern die Bedrücker und Aussauger gesehen worden[2]), so scheint hier Gefahr und Hemmnis allein bei dem zänkischen Starrsinn rechthaberischer Theologen zu liegen. Vor der Reformation sahen die Weltverbesserer des Übels Wurzel in dem entarteten Kirchenregiment[3]); nach vollzogener Kirchenspaltung suchte die Sehnsucht der Friedliebenden ein Ende des konfessionellen Streites durch Wiederherstellung eines einheitlichen christlichen Bekenntnisses. Die Anregung zur interkonfessionellen Verständigung konnte indessen, nachdem der Bruch vollzogen war, nicht mehr von einer der Kirchen ausgehen, am wenigsten von der katholischen, die in der Gegenreformation wieder die Offensive ergriff und die bedingungslose Rückkehr der Abgefallenen erstrebte[4]). Eher wurde der Versöhnungsgedanke im 17. Jahrhundert von evangelischen Irenikern gepflegt. Vor allem aber hat das Landesfürstentum als weltliche Obrigkeit es nicht an Versuchen fehlen lassen, zwischen den streitenden Bekenntnissen klärende und einende Aussprachen herbeizuführen. Angesichts dieser Zeitlage war es eine gezwungene und verfehlte Deutung, wenn der Straßburger Bischof Räß in dem

[1]) Haupt, S. 188 f.

[2]) E. Gothein, Politische und religiöse Volksbewegung vor der Reformation. Breslau 1878.

[3]) Vgl. die Reformation des Kaisers Sigmund, hsg. von H. Werner, Arch. f. Kulturgesch. 3. Ergänzungsheft, S. 12, 21 f., 27, 28, 31, 86, 91, besonders 100.

[4]) Vereinzelt ist das Beispiel des Kaspar Scioppius, der noch 1619 zum heiligen Krieg gegen die Protestanten aufgefordert hatte und 1630 in seinen „Fundamenta pacis" ein Nationalkonzil vorschlug. Vgl. Riezler, Geschichte Bayerns, Bd. 6 (1903), S. 386. — Die Meinung der Katholiken nach dem Westfälischen Frieden, wird etwa durch den Nürnberger Joh. Elias Keßler (Detectus ac a fuco politico repurgatus candor et imperium indefinitum, vastum et immensum Rationis Status boni principis 1678) repräsentiert. Danach wäre es im Interesse des Deutschen Reiches am besten gewesen, die Reformierten und Protestanten auszurotten; die Undurchführbarkeit der gewaltsamen Unterdrückung gebot den Religionsfrieden und die Tolerierung aller Konfessionen; eine synkretistische Universalreligion wird dagegen ex ratione status abgelehnt. Vgl. die in Maschinenschrift vorliegende Kieler Dissertation von Reinh. Kunkel, Die Staatsraison in der Publizistik des 17. Jhdts. (1921), S. 125 f.

Konzilgedanken der Jupiter-Prophetie eine unmittelbare Beziehung auf die einstigen katholischen Konzilien von Trient und Kostnitz erblicken wollte[1]). Viel näher liegen die Einigungsbestrebungen, die während des großen Krieges zur Geltung kamen. So hat Herzog Ernst der Fromme von Gotha den Vorschlag des Lutheraners Nicolaus Hunnius (1632), ein „Collegium irenicum sive pacificum“ zur Schlichtung theologischer Streitigkeiten einzusetzen, begünstigt, und 1645 hat in Thorn das von Ladislaus IV. von Polen einberufene Colloquium charitativum zwischen Katholiken, Reformierten und Lutheranern stattgefunden, an dem Comenius und Calixtus teilnahmen. Der wohlgemeinte Versuch lief allerdings in Zänkerei und Unfrieden aus[2]) und bestätigte den bittern Spruch des Logau:

Luthrisch, Päbstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drey
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sey.

Angesichts dieses Mißerfolges wären die dem teutschen Helden zugedachten drastischen Maßnahmen als rettender Einfall begreiflich: „Wann er aber merken würde, daß sich einer oder ander von Plutone einnehmen läßt, so wird er die ganze Kongregation wie in einem Konklave mit Hunger quälen; und wann sie noch nicht daran wollen, ein so hohes Werk zu befördern, so wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder ihnen sein wunderbarlich Schwert weisen und sie also erstlich mit Güte, endlich mit Ernst, Erschrecken und Bedrohungen dahin bringen, daß sie ad rem schreiten und mit ihren halsstarrigen falschen Meinungen die Welt nicht mehr wie vor alters foppen.“ Ein hübsches Sinnbild der schon öfters beobachteten Tatsache, daß erst der absolutistische Militarismus der Toleranzforderung Nachdruck zu verleihen vermochte[3]).

Nach dem Kriege wurden wenigstens zwischen Lutheranern und Reformierten neue Verständigungsversuche unternommen in dem durch Landgraf Wilhelm VI. von Hessen 1661 veranstalteten Religionsgespräch von Kassel und ein Jahr danach in dem Berliner Religionsgespräch, das der Große Kurfürst einberief. Aber auch der Gedanke einer Einigung mit den Katholiken wurde nicht aufgegeben; die synkretistischen Ideen fanden ihre stärkste Nachwirkung bei Leibniz, der schon in jungen Jahren die Schriften des Calixtus gelesen hatte und dessen Leben gerade in jener Zeit, da Grimmelshausens „Simplicissimus“ entstand, eine entscheidende Wendung nahm. In Altdorf hatte er im Oktober 1666 zum Doktor beider Rechte promoviert; in Nürnberg soll er Sekretär der rosenkreuzerischen Alchymisten gewesen sein; dort lernte er 1667 den Freiherrn von Boineburg kennen, der ihn nach Mainz zog, und dem Mainzer Kurfürsten konnte er nun in der Widmung seiner „Nova methodus“ die Aufgabe stellen, den Frieden der Kirche herbeizuführen und die Federn, die statt Tinte Blut vergossen hatten, zur Ruhe zu bringen[4]). In die Mainzer Zeit fällt der erste Plan der Errichtung einer „societas eruditorum“, der in der späteren Fortführung als „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Sozietat in Teutschland“ die Religionsvereinigung als letztes praktisches Ziel erscheinen läßt[5]). Unermüdlich hat der Politiker Leibniz für diesen Gedanken gearbeitet, der seinem Weltbilde der prästabilierten Harmonie entsprach, und

[1]) Konvertiten seit der Reformation. Bd. 7, S. 177.
[2]) Über den Verlauf siehe Henke, Georg Calixtus und seine Zeit. Bd. II, 2, S. 71—110.
[3]) H. Delbrück, Histor. u. polit. Aufsätze. 2. Aufl., Berlin 1907, S. 73—85.
[4]) O. Klopp, Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften des Leibniz. Bd. 1, S. 5.
[5]) A. v. Harnack, Geschichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Urkundenband Nr. 3.

immer hat er das Mittel des Konzils im Auge gehabt, sei es daß er im „Tractatus de iure suprematus ac legationis principum Germaniae" das politisch-religiöse Ideal eines von Papst und Kaiser als Häuptern der Christenheit regierten Weltstaates ausmalte, dessen Organ ein Concilium perpetuum als internationaler Schiedsgerichtshof in allen Streitigkeiten sein sollte, sei es, daß er mit Bossuet und andern französischen Katholiken über die Möglichkeit eines Reunionskonzils verhandelte, sei es, daß er ein von Peter dem Großen zu berufendes allgemeines Weltkonzil erhoffte[1]). Diese Bemühungen reichen ins 18. Jahrhundert hinein, also weit über die Entstehungszeit des „Simplicissimus" hinaus, und einen Zusammenhang könnte man nur dann vermuten, wenn man eine persönliche Berührung des Grimmelshausen mit Leibniz in jene Zeit verlegte, da der große Denker zuerst diese Richtung einschlug, also in das Jahr 1667. Wenn es auch, wie Hertha v. Ziegesar in diesem Hefte zeigt, durchaus wahrscheinlich ist, daß Grimmelshausen vor Übernahme seiner Kalenderarbeiten und vielleicht schon vor Drucklegung des „Simplicissimus" mit dem Verleger Felßecker zu Nürnberg persönlich verhandelte, so ist für den Zufall einer Begegnung mit Leibniz keinerlei Anhalt gegeben, und von dem etwaigen Eindruck seiner Persönlichkeit ist in den Werken Grimmelshausens nirgends eine sichtbare Spur zu finden. Es bedarf auch dieser Annahme keineswegs; es genügt, darauf hinzuweisen, daß der Gedanke gemeinsamen Suchens nach dem Reich Gottes und nach der wahren, gottgeoffenbarten Einheitsreligion damals geradezu in der Luft lag und als Vorglanz der Aufklärung sein Licht verbreitete, das entzündet war schon bei dem Platoniker Nikolaus v. Cusa[2]), das in der Reformationszeit aufflammte bei dem spiritualistischen Schwärmer Sebastian Franck und das nun im 17. Jahrhundert den humanitären Bestrebungen des Andreä und Comenius und ihrer Gesellschaften fruchtbringende Wärme gab[3]).

Hatte Sebastian Frank, so sehr er von Erasmus beeinflußt war, in seinem Kampf gegen das Schriftprinzip eine wissenschaftsfeindliche Haltung eingenommen, so erhoffte die Zeit des Leibniz vielmehr gerade von der Organisation der Wissenschaft die Grundlage der Versöhnung und suchte ihr deshalb die Freiheit von jedem Bekenntniszwang zu schaffen. In diesen Zusammenhang gehört auch der im Jahre 1666 dem großen Kurfürsten unterbreitete Vorschlag eines Freundes des Comenius, des schwedischen Senators Benedikt Skytte, der unter Berufung auf Baco in der Errichtung einer Universal-Universität ein Förderungsmittel der freien Wissenschaft und des kirchlichen Unionsgedankens erblickte. Von dem kurfürstlichen Edikte, das am 22. April 1667 auf diesen Vorschlag einging und den Vertretern aller christlichen Bekenntnisse und Sekten, ja selbst den Juden, Arabern

[1]) F. Ruck, Die Leibnizische Staatsidee. Tübingen 1909, S. 34 ff. — F. H. Kiesl, Der Friedensplan des Leibniz. Paderborn 1903, S. LXXXVII ff.

[2]) Seine Schrift „De pace seu concordantia fidei" (1454) gibt die Vision eines Konzils, das im Himmel der Vernunft alle Religionen, die doch nur Strahlenbrechungen der einen religiösen Wahrheit sind, zur Einigung bringt. Nach erfolgter Verständigung sollten die Weisen aus dem Himmel in ihre Länder zurückkehren und ihre Nationen zur Annahme des wahren Kultus bewegen. Dann sollten sie in Jerusalem zusammentreten „und im Namen aller einen Glauben annehmen und darüber einen ewigen Frieden schließen, zur Verherrlichung des gemeinsamen Schöpfers und Vaters". Vgl. F. A. Scharpff, Der Kardinal und Bischof Nicolaus v. Cusa als Reformator in Kirche, Reich und Philosophie. Tübingen 1871, S. 247.

[3]) E. Cohn, Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts. Berlin 1921, S. 222 f. — L. Keller, Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. Berlin 1895. — Derselbe, Leibniz und die deutschen Sozietäten des 17. Jahrhunderts. Berlin 1903 (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft III, 1 und XI, 3).

und anderen Ungläubigen in der Nova Universitas Brandenburgica Gentium, Scientiarum et Artium eine Zufluchtsstätte freier Forschung (bei der an Tangermünde gedacht war) in Aussicht stellte[1]), wird Grimmelshausen, als er im selben Jahre seine Jupiterprophetie schrieb, kaum etwas gewußt haben[2]), aber von dem Zeitgeist, der derartige Projekte an vielerlei verschiedene Stellen auftauchen ließ, war auch er berührt, und damit erklärt sich, daß bei seinem Phantasten der Gedanke einer Zusammenführung „der allergeistreichsten, gelehrtesten und frömmsten Theologi von allen Orten und Enden her aus allen Religionen in einer lustigen doch stillen Gegend, da man wichtigen Sachen ungehindert nachsinnen kann", so viel klarere und rationalere Gestalt angenommen hat als etwa in der vagen Schwärmerei eines Philippus Ziegler.

5. Verfassung und Parlament. Der Gedanke der ville savante, wie man das Projekt des Großen Kurfürsten genannt hat, gewinnt in Jupiters Utopie größere politische Tragweite. Das Platonische Ideal einer Platonopolis soll vom teutschen Helden verfassungsmäßig ausgebaut werden, indem aus jeder deutschen Stadt zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zur Zusammenstellung eines Parlamentes ausgewählt werden. Für diese Parlamentsherren, die er „die Vorsteher und Vätter seines teutschen Vaterlandes nennen wird", soll eine neue große Stadt mitten in Teutschland erbaut werden, und mit ihnen wird der teutsche Held dort regieren.

Die Gedanken Platons und seine Absicht, durch Beteiligung der Weisesten an der Regierung einen Ausgleich zwischen Monarchie und Demokratie herzustellen, waren der Neuzeit durch zahlreiche Reformprojekte und Utopien vermittelt worden. Schon Nikolaus von Cusa hatte in seiner zur Zeit des Basler Konzils entworfenen Reichsverfassung (De concordantia catholica 1432) die kaiserliche Macht durch einen alljährlich in Frankfurt zusammentretenden Reichstag stärken wollen, in dem gerade das bürgerliche Element ausschlaggebend vertreten gewesen wäre, denn zu den vom Kaiser ernannten Richtern und zu den Fürsten sollte von jeder größeren Stadt (de qualibet civitate ac metropoli ac oppidis magnis imperialibus) mindestens ein Abgeordneter entsandt werden[3]). In der „Utopia" des Thomas Morus (1516) sind sogar drei Abgeordnete für jede der 54 Städte des republikanischen Inselreiches vorgesehen.

Der Realisierung dieser Idee durch eine stärkere Vertretung der Städte in der Reichsregierung war indessen die politische Entwicklung Deutschlands im 17. Jahrhundert keineswegs günstig. Nachdem gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Gedanke der Volksvertretung durch die Staatsrechtslehren der Monarchomachen zu einer neuen Geltung im Sinne der Volkssouveränität gelangt war[4]), hat 1603 die „Politik" des deutschen Calvinisten Johannes Althusius in dem officium generale der „Ephoren" eine konstitutive Grundlage der Wahlmonarchie

[1]) G. D. Seyler, Leben u. Taten Friedr. Wilh. d. Großen. Frankfurt u. Leipzig 1730, S. 80 ff. Erman, Sur le projet d'une ville savante. Berlin 1792, S. 15 f., 24 f. — L. Keller, Der Große Kurfürst in s. Stellung zu Religion u. Kirche. Hohenzollern-Jahrbuch 1903, S. 60 f.

[2]) Die Möglichkeit, daß bei dem teutschen Helden an den Großen Kurfürsten gedacht sei, der in späteren antifranzösischen Flugschriften als Arminius begrüßt wird (H. v. Zwiedinek Südenhorst, Die öffentl. Meinung. S. 84. — Joh. Haller, Die deutsche Publizistik, S. 17, 26, 50 ff.) bleibt in weiter Ferne.

[3]) Th. Stumpf, Die politischen Ideen des Nicolaus von Cues. Köln 1865, S. 65 ff. — P. Joachimsen, Der deutsche Staatsgedanke von seinen Anfängen bis auf Leibniz u. Friedr. d. Gr. München 1921, S. XX f., 9 f.

[4]) Hans Rehm, Geschichte d. Staatsrechtswissenschaft. Freiburg u. Leipzig 1896, S. 216.

festgesetzt, die im wesentlichen dem Reichstag der bestehenden deutschen Verfassung entsprach[1]). Von einem stärkeren Anteil des Bürgertums ist dabei keine Rede mehr; vielmehr ist dessen Macht durch die städtefeindliche Politik der Habsburger wie durch das Souveränitätsprinzip des Protestantismus immer mehr zugunsten des Landesfürstentums geschwächt worden. Das Bild des Reichstags nach dem Westfälischen Frieden, wie es Eitel Friedrich v. Herden (Rudolf Haiden) in seiner „Grundfeste des Heil. Römischen Reichs" (1660) dargestellt hat, zeigt die Bedeutungslosigkeit der Städte ebenso wie Pufendorfs „Monzambano" (1667), der in seinem § 13 bereits voraussieht, die freien Städte würden bald ganz unter die Botmäßigkeit der Fürsten kommen.

Dieses mächtige Landesfürstentum schaltet Jupiters teutscher Held in seiner radikalen Reform vollständig aus, indem er alle deutschen Städte reichsunmittelbar macht und einer jeden „ihr Teil Landes, um sie her gelegen, im Frieden zu regieren" übergibt. Die Fürsten und Herren aber wird er in drei Teile scheiden: den Übeltätern, „so unexemplarisch und verrucht leben", wird er mit seinem Richtschwert ein Ende machen; den übrigen aber wird er die Wahl lassen, im Land zu bleiben oder nicht. Wollen sie Herren spielen, so können sie in fernen Kolonialländern unter Mitnahme aller deutschen Kriegsgurgeln Könige werden; wollen sie ihre Heimat nicht verlassen, „so werden sie leben müssen wie andere gemeine Leute, aber das Privatleben der Teutschen wird alsdann viel vergnügsamer und glückseliger sein als jetzund das Leben und der Stand eines Königs, und die Teutschen werden alsdann lauter Fabricii sein, welcher mit dem König Pyrrho sein Königreich nicht teilen wollte, weil er sein Vaterland neben Ehre und Tugend so hoch liebte".

Die utopische Verfassung der Jupiterphantasie stellt also eine seltsame Vermischung theokratischer, aristokratischer und demokratischer Grundsätze dar, eine „monarchie aristodémocratique" wie der Franzose Louis de Mayerne im Jahre 1611 diese gemischte Staatsform bezeichnet hatte[2]). Die Basis der Pyramide ist demokratisch, da allen Ständen volle Gleichberechtigung zuteil wird; die Spitze ist theokratisch, da alle Macht bei dem gottgesandten Herrscher liegt; die Mittelschicht ist aristokratisch, insofern den Weisesten die beratende und beschließende Mitwirkung bei der Regierung zufällt[3]).

Wie weit die legislative Befugnis dieses Parlamentes gehen soll, ist nicht ausgedrückt. Um den Etat des Reiches braucht es sich jedenfalls nicht viel Sorgen zu machen, da „alle Zölle, Akzisen, Zinsen, Gülten und Umgelten durch ganz Teutschland" aufgehoben sind und man „von keinem Fronen, Wachen, Contribuiren, Gelt geben, Kriegen, noch einiger Beschwerung beim Volck" mehr wissen will. Für die Finanzen des Reiches scheinen die Beiträge der tributpflichtigen Länder aufzukommen; so kann ein Tempel von lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren errichtet werden und die Kunstkammer kann die Raritäten der ganzen Welt versammeln „von den reichen Geschencken, die ihm die

[1]) O. Gierke, Johannes Althusius u. d. Entwickl. d. naturrechtl. Staatstheorie. 2. Aufl. Breslau 1902, S. 30 f.

[2]) Gierke, Genossenschaftsrecht. Bd. 4, S. 278.

[3]) Ähnlich hat genau gleichzeitig der Merkantilist Johann Joachim Becher in seinem „Politischen Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken" (Frankfurt 1668) das gemischte Regiment als das beste erklärt, das in superlativo monarchisch, in comparativo aristokratisch, in positivo demokratisch sei (2. Aufl., Frankfurt a. M. 1673, S. 19 f.). v. Erdberg-Krczenciewski (J. J. Becher, Jena 1896, S. 93) nimmt dafür Beeinflussung durch den Holländer Pieter de la Court an.

Könige in China, in Persia, der große Mogol in den Orientalischen Indien, der große Tartar Cham, Priester Johann in Africa und der große Czar in der Moscau schicken".

Solcher Kindlichkeit mittelalterlicher Phantastik steht nun der moderne Gedanke einer Volksvertretung gegenüber, die allerdings nicht von unten her durch Wahl emporgetragen, sondern von oben her durch Berufung ausgelesen ist, so etwa wie Cromwell sein zweites Parlament zu konstituieren versucht hatte[1]) oder wie Spinoza nachmals im Tractatus theologico-politicus (1670) einen königlichen Rat, der auf der Basis fester Untertanenverbände gebildet werden sollte, empfahl. Die Zusammensetzung aus Vertretern der Städte würde allerdings mehr dem System entsprechen, das Spinoza wohl im Hinblick auf holländische Verhältnisse für aristokratische Republiken empfohlen hatte, nämlich Bildung eines Gesamtsenates, der aus Deputierten der einzelnen Stadtsenate zusammengesetzt sein sollte[2]). Davon konnte Grimmelshausen nichts wissen; wollte man also auf ein mögliches Vorbild seiner Städtevertretung hinweisen, so wäre am ersten an die „Utopia" des Morus zu denken.

Mit der deutschen Verfassung, dem Reichstag und dem Wahlkaisertum hat dieser Aufbau jedenfalls nichts zu tun; die Kurfürsten sind abgeschafft, und den Titel Kaiser nimmt der teutsche Held nicht in Anspruch; er bleibt vielmehr Protektor, wie Cromwell in England. Allerdings wird auch der römische Kaiser erwähnt, dem der bemeldete Held das türkische Kaisertum zu Lehen gibt, aber es handelt sich dabei offenbar um einen außerdeutschen Potentaten, der im gleichen Verhältnis steht wie die christlichen Könige der anderen Länder Europas, die ihre Kronen nicht vom Kaiser, sondern von der „teutschen Nation" zu Lehen empfangen. Soweit ist von der imperialistischen Idee der Stauferzeit abgewichen. Der Herrscher ist Repräsentant der ganzen Nation, in ähnlicher Weise etwa wie Hobbes (De cive 1642) sich mit der Volkssouveränität abgefunden hatte. Diese Repräsentation hat nicht den Charakter des Herrschaftsvertrages, sondern steht noch soweit auf der Grundlage der mittelalterlichen Theokratie, daß sie dem in Frankreich durch Bodin vertretenen Absolutismus nahekommt. Von den in England nach der Hinrichtung Karls I. (1649) verfochtenen Theorien der Volkssouveränität ist Grimmelshausen unberührt, obwohl er die Form des englischen Parlamentes vor Augen hat, das ihm nach Kapitel 7 des sechsten Buches wohl bekannt war.

Die städtefreundliche Haltung berührt sich mit den politischen Anschauungen Moscheroschs, der als Lobredner gesunder Vergangenheit in der Reformationszeit wurzelte und der neuzeitlichen Entwicklung abhold war[3]); die völlige Ausscheidung des Fürsten- und Herrentums bedeutet indessen einen so kühnen Umsturz, daß kein realpolitischer Projektenmacher des 17. Jahrhunderts in dieser Weise gegen den Strom der Entwicklung zu schwimmen gewagt hätte. Für den Gedanken solcher Umwälzung liegen die Wurzeln in den vorreformatorischen Utopien und

[1]) Gneist, Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen, 2. Aufl. Berlin 1886, S. 254.

[2]) Gierke, Althusius, S. 220, Anm. 30.

[3]) Vgl. das Gedicht „Philanders Antwort zum Lob der Stätte" (1649), hsg. von Ettlinger, Jahrb. f. Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, Bd. 17. — In der Bearbeitung von Gumpelzheimers „Dissertatio de politico" zitiert M. aus der „Reformation Kaiser Sigismunds" das Wort: „Wenn man es recht ansiehet, so stehet es nur an den Edelen Reichsstädten / als dem obersten Geleyd / auff die in dieser Zeit die Christenheit wohl geboren ist: wan die schlieffen so wär die Christenheit Gottes und aller seiner genaden entfremdet." Vgl. auch Werners Ausgabe der „Reformation". Arch. f. Kulturgesch. 3. Ergänzungsheft S. 87.

Prophetien und in den Revolutionsideen der Bauernkriege[1]), denen aber insofern eine Anpassung an die Verhältnisse des 17. Jahrhunderts zuteil wurde, als der Landmann, der noch im Idealstaat Wolfaria des Eberlin v. Günzburg (1531) den Unterbau der ganzen Verfassung gebildet hatte, jeder Vertretung ermangeln soll. So sehr hatte der Bauernstand, der bis zur Reformationszeit den Brutherd aller sozialen Gärung dargestellt hatte, im Dreißigjährigen Krieg, der ihn am meisten bluten ließ, den letzten Rest politischer Bedeutung verloren; so sehr war auf der andern Seite die Gelehrsamkeit, die in den Städten blühte, als Voraussetzung aller politischen Betätigung zur Schätzung gelangt.

VI. Das eigene Bekenntnis.

Wie weit ist in dem Strahlenbündel verschiedenster Ideenzusammenhänge Grimmelshausens eigene Meinung zu erkennen? Diese für die Deutung der Jupiter-Episode entscheidende Frage ist bei den vielerlei Masken, die der schalkhafte Satyr des Titelbildes zu seinen Füßen liegen hat, nicht leicht zu beantworten; sie kann nur ihre Lösung finden, wenn es gelingt, aus der Gesamtheit der in verschiedenen Schriften zerstreuten Äußerungen ein zusammenhängendes Bild seiner Persönlichkeit und Lebensauffassung zu gewinnen. Der Umfang der lehrhaften Schriftstellerei Grimmelshausens muß zu diesem Zwecke genau abgegrenzt werden, wozu gerade die jüngste Forschung fördernde Ergebnisse beigetragen hat. Die Schrift „Simplicii angeregte Ursachen", die für die Frage nach Grimmelshausens Glaubensbekenntnis bedeutungsvoll schien, ist als ein Werk des Konvertiten Johannes Scheffler auszuscheiden[2]); die drei Traumsatiren, die man bisher trotz mancher Bedenken[3]) als den Beginn der Schriftstellerei Grimmelshausens ansehen mußte, dürften, wenn der von Julie Cellarius in diesem Hefte angekündigte Nachweis gelingt, dem Balthasar Venator zuzusprechen sein[4]), womit die Lobrede auf Karl Ludwig von der Pfalz in der „Reise nach der oberen Mondswelt" und das dort erwähnte Lobgedicht, das als Zeuge für Fürstendienst und höfische Abhängigkeit gelten konnte[5]), in Wegfall käme. Dagegen ersteht in den neuentdeckten Kalendern ein nicht unbeträchtlicher Zuwachs[6]); er bedeutet für das Gesamtbild der literarischen Persönlichkeit eine Verstärkung des in der Volksschriftstellerei liegenden Schwerpunktes.

[1]) Vgl. die Reichsverfassung, die Weygand von Miltenberg 1525 im Namen der Bauern vom Neckar und Odenwald entwarf. Da sollten alle die großen Hansen, Bischöfe, Pröpste, Dechanten, ebenso wie die weltlichen Fürsten, Grafen, Herren und Ritter reformiert werden, „damit der arme man uber christlich freyheit nit so hoch von ihnen beschwerd werde". Alle Gewalt sollte des Kaisers sein. Auch sollten „alle stette, communen und gemeinden im hailigen reich, nymant ausgenommen, zu gotlichem, naturlichem rechten nach christlicher freyheit reformirt und bestettigt werden." (Lorenz Fries, Geschichte des Bauern-Krieges in Ostfranken, hsg. von Schäffler und Henner, Bd. 1, S. 434 ff.)

[2]) J. H. Scholte, Probleme der Grimmelshausen-Forschung. Groningen 1912, S. 41, 197—220.

[3]) Bechtold, Zeitschr. f. Bücherfreunde, 14 (1922), S. 90 ff., 15 (1923) S. 51 ff.

[4]) Vgl. unten S. 97 ff. In einem Satz der „Traumgeschicht" (Borcherdts Ausgabe 4, 42, Z. 30 ff.) scheint sich scherzhaft der Name des Verfassers zu verraten: „also hebt die Veränderung des Standes alle Sippschaft auf und werden Frembdlinge unter sich, welche doch einander so nahe zugehören als Venator und Jäger, ausgenommen, daß es diesem besser abgienge, wenn er sich von Jägerfeld schreiben wollte". Das letzte ist wohl eine Anspielung auf Venators Freund Martin Opitz, der sich nach seiner Adelung von Boberfeld genannt hatte.

[5]) Bechtold, J. J. Grimmelshausen u. s. Zeit. München 1919, S. 101 ff.

[6]) Vgl. unten S. 50 ff.

Höfische Tendenzen sind dem Volksschriftsteller, dessen Werk vom „Satirischen Pilgram" (2. Buch, Kap. 5) bis zum „Ratsstübel Plutonis" (vgl. die ironischen Ratschläge an Secundatus in Nr. 121) allerlei Anklagen gegen die Höfe und die Mißwirtschaft der Fürsten enthalten, durchaus fremd. Wie Moscherosch und andere Satiriker hängt Grimmelshausen enger zusammen mit der volkstümlichen Literatur des 16. Jahrhunderts als mit der Moderichtung der absolutistischen Zeit. Hans Sachs und Fischart stehen ihm weit näher als etwa Martin Opitz oder Lohenstein. Auch die beiden kleinen Romane, die durch ihre Themen wie durch Nennung des wahren Verfassernamens aus dem Rahmen der simplicianischen Schriften heraustreten, „Dietwald und Amelinde" wie „Proximus und Lympida", sind in ihrem Erzählungston den Volksbüchern näher verwandt als den Moderomanen. Die Widmung an adlige Gönner bedeutet keine innere Abhängigkeit von den Anschauungen der adligen Gesellschaft, und von den heroisch-galanten Geschichtgedichten, die eine Hof- und Adelsschule sein wollten, sind sie ebensoweit entfernt, als der schlicht eingedeutschte Josef, dem der muntere Eulenspiegel Musai über den Kopf wächst, zu der antiquarisch-ägyptologisch aufgeputzten „Assenat" des Philipp von Zesen in Gegensatz steht. Gerade dieser Vergleich läßt auch erkennen, wie wenig es Grimmelshausen darauf ankommt, sich durch Vielwisserei bei den Gelehrten in Ansehen zu setzen; die Kuriositätenkrämerei seiner oft jeanpaulisch anmutenden Digressionen will vielmehr, wie es die Art des Volksschriftstellers ist, moralisierend belehren, aber dabei wird der suchende Autodidakt zunächst von der Gegensätzlichkeit der ihm zuströmenden Lebensweisheit in einen Strudel gerissen, aus dem die durch eigene Lebenserfahrung gereifte Persönlichkeit sich erst allmählich zu befreien vermag.

Der Weg vom „Satirischen Pilgram" bis zum „Stolzen Melcher" zeigt eine fortschreitende Entwicklung von abstrakter Lehrhaftigkeit zu konkreter Lebensfülle, von dogmatischen Antinomien zu künstlerischer Anwendung, von zaghafter Zurückhaltung zu freierem Heraustreten der eigenen Lebensauffassung. Schwarz-Weiß, der ursprüngliche Titel des Erstlingswerkes, ist ebenso wie der Satyr, der Kalt und Warm aus seinem Munde bläst, und ebenso wie später des Ratio Status Zweiköpfigkeit Symbol für das zweifelnde Schwanken zwischen den Gegensätzen dieser Welt. Das ist etwas anderes als Moscheroschs Überzeugungsfreude, die stets, wie in den Versen des Gesichtes „Reformation", bestimmte Farbe bekennt:

Das Schwarze heiß ich schwarz, das Weiße weiß ich nenne.

Hier dagegen sieht skeptischer Zweifelsinn die Dinge der Welt, mit Wolfram zu sprechen, parrieret als agelsteren varwe tuot.

Manche Motive der Jupiterprophetie werden nun an anderen Stellen und in anderen Schriften zum Gegenstand persönlich gefärbter Auseinandersetzung gemacht. Ich möchte auf drei Hauptthemen eingehen; 1. Das Recht des Krieges und die Herstellung dauernden Friedens, 2. das Recht des Adels und die soziale Reform, 3. das Recht des Glaubens und die Toleranz der Religionen.

1. Wenn am Schlusse des „Satirischen Pilgram" (2. Teil, Kap. 10) gelehrte Zitate, die die Notwendigkeit des Krieges bezeugen, und die eigene Erfahrung vom Grauen der Battalia zu Für und Wider ausgespielt werden, so bringt der „Nachklang" zwischen Satz und Gegensatz keine Entscheidung. Obwohl für die Christen nichts ohnanständiger ist, als Krieg miteinander zu führen, kann an ein Ende der Kriege, die das Geschäft großer Herren bilden, nicht geglaubt werden, und es bleibt bloß der Wunsch, „daß Gott der Allmächtige uns Europäische

Christen entweder lange Zeit in Friede erhalten: oder aber die Martialische Gemüther zu vereinbaren geruhen wolle / ihre tapfere Valor gegen den Feinden des Christlichen Namens sehen zu lassen; Nicht zweifelnd / es würden alsden glückliche Success und reiche Beuten folgen / und zu erholen sein". Diese Wunschrichtung bereitet der Utopie des Teutschen Helden, zu der die Ablenkung der Kriegsgurgeln in außereuropäische Länder gehört, den Boden. Erst im „Stolzen Melcher" ist dann auf die Realität der Zeitverhältnisse Bezug genommen, indem der Abenteuerkrieg in fremdem Solde verdammt, das Aufgebot eines Volksheeres zur Verteidigung des Heimatbodens aber gerechtfertigt wird. Im zweiten Teil des „Vogelnests" dagegen (Kap. 12) werden gut Hans Sachsisch geschmiedete Reime erwähnt, die Krieg, Pest und Hunger als notwendig zur Besserung der Menschheit erklären (wie es Jupiters Auffassung war), und der Held findet den Inhalt so vernunftmäßig, daß er ihn wie eine unfehlbare Prophezeiung zu Herzen zieht.

2. Im „Simplizissimus" wird die Auseinandersetzung der Gegensätze, die das Thema des „Satirischen Pilgram" bildete, fortgesetzt, und der zwischen Schwarz und Weiß, zwischen Olivier und Herzbruder, seinen Weg suchende Lebenslauf des Helden ist die lebendige Veranschaulichung der Vermittlungstendenz. Satz und Gegensatz kommen auch zur weiteren theoretischen Aussprache, wenn im Anschluß an den allegorischen Kriegstraum des ersten Buches (Kap. 15—17) der alte Feldwaibel und Adelhold über den sozialen Aufstieg disputieren. Die Allegorie selbst läßt keinen Zweifel über die Grundanschauungen des Verfassers: alle Volkskraft steigt aus den niederen Ständen empor; die Wurzeln der Bäume, auf deren Gipfel jedesmal ein Kavalier sitzt, bestehen aus den „ungültigen Leuten, als Handwerkern, Taglöhnern, mehrenteils Bauern und dergleichen, welche nichtsdestoweniger dem Baume seine Kraft verliehen und wieder von neuem mitteilten, wenn er solche zuzeiten verlor". Das Streitgespräch zwischen dem Feldwaibel, der die Zurücksetzung des alten verdienten Soldaten hinter den jungen Nobilisten beklagt, und Adelhold, der die Führerrolle des Edelgebornen verteidigt, scheint sich allerdings zugunsten des Aristokraten zu entscheiden, aber nur deshalb, weil der Feldwaibel selbst ein Leuteschinder ist, der seine armen Soldaten prügelt wie die Hunde, und weil Adelhold eine ganze Liste von Helden aus Altertum und Neuzeit zu nennen vermag, die von Nadel, Schusterleisten und Schäferstecken zum Schwert griffen und sich durch ihre Tapferkeit weit über den gemeinen Adel emporschwangen. In diesem Zusammenhang ist es nun von Bedeutung, daß auch dem teutschen Helden kein ererbtes Recht und keine Zugehörigkeit zu einer Dynastie zugesprochen wird.

3. In der Frage des Glaubens wird die Gegensätzlichkeit zur Indifferenz. Wichtig ist zunächst das 20. Kapitel des dritten Buches, das erst nach dem Erscheinen des „Josef" eingefügt sein kann, also wohl zur gleichen Zeit wie die Jupiterprophetie entstanden ist. Dem, wie es scheint, kalvinistischen Pfarrer von Lippstadt, der ihm zusetzt, antwortet Simplicius, er sei weder petrisch noch paulisch und enthalte sich konfessioneller Parteinahme, bis er mit zunehmendem Verstand wisse, was Schwarz oder Weiß sei. Ein Gegenstück dazu ist das Geschichtchen im „Ewigwährenden Kalender", das die Überschrift „Der Umbgesattelte" trägt (Kurzsche Ausgabe 4, 242): da vertritt Simplicius die Glaubensfreiheit im Gegensatz zu einem Katholiken, der über den Abfall seines Freundes zum Calvinismus klagte. Endlich mißbilligt der Erzähler des „Vogelnestes" (I, Kap. 4) sowohl die Kapuziner, die der Pfarrerin Gastlichkeit verschmähen, als die kalvinistischen Verhöhner des katholischen Mariendienstes. Mit unleugbarer

Sympathie für den katholischen Kult greift er da als unsichtbarer Sachwalter des Rechtes schlagfertig ein; kurz zuvor aber hat er (im Anfang desselben Kapitels) sich Gedanken über die Ordnung im Vaterland gemacht und sich überlegt, welche Maßnahmen er auf dem Reichstag proponieren würde, wenn er einmal Reichsfürst werden sollte. Unter dem Bettlervolk will er Auslese treffen und die Gesunden zur Vaterlandsverteidigung und zum Türkenkrieg bestimmen; für die Bresthaften aber sollen Arbeitshäuser und Krüppelheime gebaut werden. Er will also in ähnlich resoluter Weise unter den Vagabunden Musterung halten, wie der teutsche Held unter den Fürsten. Auch hier ist, ähnlich wie in der Jupiterepisode, die Toleranzforderung mit anderen, in diesem Fall durchaus vernünftigen und durchführbaren sozialen Reformideen verbunden, und die Ironie liegt nur darin, daß der Besitzer des unsichtbaren Vogelnestes niemals Aussicht hat, Reichsfürst zu werden, und daß er außerdem, wie ihm selbst bewußt wird, ein ärgerer Mauskopf ist als die Bettler, deren Unwesen er steuern will.

Die herangezogenen Stellen sind schon oft für die Frage nach Grimmelshausens eigenem Glaubensbekenntnis verwertet worden. Wenn er, wie die Urkunden wahrscheinlich machen, ein zum Katholizismus übergetretener Lutheraner war, so beweisen die eben besprochenen Zeugnisse, daß sein Konvertitentum weniger in der Richtung eines Johannes Scheffler lag, der seinen ehemaligen Glauben fanatisch bekämpfte, als in der des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, der aus politischen Gründen übertrat, aber seinem früheren Bekenntnis eine stille Treue wahrte und an seinem Sterbebette den protestantischen wie den katholischen Geistlichen amtieren ließ. Solches Konvertitentum konnte Gewissensfreiheit nur im Ziele des Synkretismus finden.

*

Fassen wir die mannigfaltigen Übereinstimmungen zusammen, so ergibt sich, daß die Reformgedanken des Jupiter durchaus mit Grimmelshausens eigener Denkrichtung zusammengehen. Im Jahr 1667, dessen außerordentliche außen- und innenpolitische Spannung unter anderem durch den d'Aubéryschen Traktat und seine Gegenschriften, durch Pufendorfs Monzambano, durch das Edikt des Großen Kurfürsten und durch die politische Wendung des Leibniz charakterisiert ist, bringt er in der Luft liegende Reformideen, die der Aufklärung vorarbeiten, mit altem noch im Volksbewußtsein lebendem Weissagungsinhalt in Einklang und läßt, zurückgreifend zur Reformationszeit und vorausdeutend zur Aufklärung, zwei Zeiten bürgerlicher Kultur einander die Hände reichen, zwischen denen gerade seine vom absolutistischen Barockgeist wenig berührte volkstümliche Bildungsschriftstellerei eine Brücke darstellt. Die Einlage wird ein Mittel, in seinem Zeitroman die tiefste Sehnsucht der gedrückten Kriegszeit zu konzentriertem Ausdruck zu bringen; für seinen Bekenntnisroman aber bietet sich ein Ventil der Selbstbefreiung von dem quälenden Druck phantastischen Erlöserdranges, der darum ringt, wie der Not der Welt zu steuern sei. Das Selbstbekenntnis einer an den Weltverbesserungsproblemen arbeitenden Dichterphantasie wird indessen verdunkelt durch die närrische Einkleidung, zu der der Königsberger Adelgreiff und die traditionelle Bedeutung der Jupiterfigur den Anstoß boten. Durch das Possenspiel wandelt sich das Selbstbekenntnis nun in eine der Aufklärung durchaus fremde Selbstironie; aber der Sinn bleibt immer noch ein launiges: „Wenn ich einmal der Herrgott wär!"

Die Selbstironie ist ein Rückfall in den Skeptizismus, und das helldunkle Zwielicht bedeutet Rückkehr zum Thema Schwarz-Weiß, zum ewigen Widerstreit

zwischen Ideal und Realität. Durch einen genialen optischen Kunstgriff ist in den Mittelpunkt des realistischen Romans ein starker idealistischer Lichteffekt geworfen. Der realistische Schelmenroman, der im übrigen für die Erzählungstechnik vorbildlich ist, kennt solche Ausblicke nicht, wie sie für den idealistischen Roman die geradlinige Zielrichtung heroischer Taten vorausdeuten. Der eigenartige Doppelcharakter des „Simplicissimus" aber, der gerade den unerhörten Reichtum seiner Lebenswahrheit ausmacht, kommt darin zum Ausdruck, daß ungeachtet der idealistischen Zielsetzung die Hauptfigur durchaus Realist bleibt. Simplicius hört die Botschaft wohl; er hört sie hier wie bei den ungarischen Wiedertäufern, allein ihm fehlt die gläubige Hingabe an das Ideal. Er hat keinerlei heroischen Zug. Gegenüber den Helden der idealistischen Romane, deren nie verleugnete Tugend die unerschütterliche Standhaftigkeit in allen Leiden und Versuchungen ist, beweist er im Auf und Nieder seiner Irrungen immer wieder:

daß Unbeständigkeit
Allein beständig sei sowohl in Freud und Leid.

Darin beruht auch die Eigenart des „Simplicissimus" gegenüber den beiden großen Erziehungsromanen der deutschen Literatur, zwischen denen ihm gern eine Zwischenstellung gewährt wird. Wolframs Parzival erhält die Krone des Gralskönigtums, und Goethes Wilhelm Meister gleicht dem Sohne Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Simplicissimus dagegen findet keine Gelegenheit, nach Abschluß der Lehrzeit den Charakter, den das Leben aus ihm geformt hat, repräsentativ oder tätig wirkend zu bewähren. Er resigniert im Einsiedlerdasein, dessen Inhalt nicht Askese, sondern ein beschauliches Naturleben ist; von ferne bleibt er durch die künstlichen Mittel eines Fernrohrs und Fernhörers mit der Welt in Zusammenhang, und wenn die kuriöse Abenteuerlust erwacht, zieht er aufs neue in die Welt hinaus. Die Zahl der möglichen Kontinuationen ist unendlich für den zwischen Welthingabe und Weltflucht pendelnden Helden, der zur Weltüberwindung nicht gelangen kann.

Keineswegs ist darin eine künstlerisch unzulängliche Durchführung der Erziehungsidee zu erblicken; vielmehr spiegelt diese Unendlichkeitsperspektive des ewigen Wechsels getreu die Persönlichkeit des Verfassers, der mit den großen Problemen der menschlichen Gesellschaft und ihrer Gestaltung nicht fertig wurde, aber als Künstler ein Mittel der Selbstbefreiung fand in seinem die Tiefen pessimistischer Lebensauffassung überbrückenden Humor.

Künstlerisch ist gerade die Jupiter-Episode in ihrer Einpassung, Kontrastwirkung und Ausstrahlung von unvergleichlichem Reiz. Auch wenn für jedes einzelne Motiv eine äußere Herleitung zu finden ist, so bleibt das Ganze als geniale Schöpfung völlig irrational. Die herkömmlichen Weissagungen des realistischen und idealistischen Romans pflegen entweder als berechnete Bindeglieder in der Handlung selbst Erfüllung zu finden oder als vaticinationes ex eventu eine Anknüpfung an die Gegenwart darzustellen. Hier dagegen führt eine Parabel aus der begrenzten Welt des Romans hinaus ins Unendliche. Mitten in der von romanischem Formsinn beherrschten Barockzeit ist hier ein Stück germanischer Ungebundenheit als dämmernde deutsche Sehnsucht und Vorgefühl der Romantik zum Durchbruch gekommen. Die unberechenbare Mischung von Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung findet ihr Gegenstück erst in dem Helldunkel Jean Paulscher Romane, in genial tiefsinnig-launenhaften Einlagen wie der Leichenrede Viktors auf sich selbst oder der Predigt des wahnsinnigen Schoppe über die Not der Welt.

VII. Nachwirkungen.

Die Wahlverwandtschaft der Romantik zeigt sich darin, daß sie gerade die Jupiter-Episode als erstes Stück des „Simplicissimus" aus dem Grab der Vergessenheit emporzieht. Das ganze dazwischen liegende Jahrhundert hatte für die Ironie kein Verständnis. Schon als Christian Weise für die „drei Erznarren" aus Grimmelshausen Kapital schlug, ließ er einen überstudierten politischen Projektenmacher in der Tonart Jupiters baren Unsinn reden (Kap. 3) oder stellte die elende Stroh-Prophetie, die zukünftige Dinge aus den Zahlen erzwingen wollte (Kap. 28), nach Art der alten Narrensatire an den Pranger[1]). Als dagegen Ludwig Tieck genau 130 Jahre nach dem Erscheinen des „Simplicissimus" diese Partie in seinem „Tagebuch" mitteilte, fand er darin „mehr Satire als die meisten Leute bemerken werden; sowie im ganzen Buch mehr Poesie als man je geglaubt hat".

Die Ironie wurde tragikomisch, als J. C. L. Haken im Jahre 1809 Jupiters Weissagung in dem emporgestiegenen korsischen Helden eintreffen sah[2]), demselben Napoleon, in dem andere den *Ἀπολλύων*, das Tier der Apokalypse, erblicken wollten. Man kann im Zweifel sein, ob sich damit der Fall des Josephus wiederholt, für den in Vespasian, dem Zerstörer Jerusalems, die jüdischen Messiashoffnungen zur Erfüllung kamen, oder ob die Beziehung ironisch gemeint war, in demselben Sinne etwa, in dem ein holsteinischer Pfarrer 1806 Rists „Friedewünschendes Deutschland" erneuert hatte mit der Vorrede: „Ihr müsset erwägen, daß die gegenwärtigen Kriegsdrangsale keineswegs aus unersättlicher Ehrbegierde, oder Eroberungssucht die Welt erschüttern; der Geist der Liebe führt das geflammte Schwert, das Paradies soll sich über den ganzen Erdboden erstrecken; ihr dürft männiglich eure Kleider und Jacken ausziehen, auf dem Boden ausbreiten, der Beglücker wird darüber einreuten, ihr dürft euer Köstlichstes hergeben, daß es in dem weltlichen Zion aufgestellt werde".

Die Welterschütterung der napoleonischen Zeit führte in mancher Hinsicht zu der Stimmung des Dreißigjährigen Krieges und seiner Nachwirkungen zurück und ließ die Sehnsucht wiederaufleben, die in Jupiters Prophetie ihren Ausdruck gefunden hatte. Auch der Weltkrieg des 20. Jahrhunderts mit dem Gefolge eines für mehr als 30 Jahre festgesetzten Unfriedens mußte die Weltverzweiflung ähnlichen phantastischen Hoffnungen geneigt machen. Rists dramatisches Friedensmanifest ist auch in unserer Zeit erneuert worden. Aber von einer Wiederbelebung der Prophezeiung vom teutschen Helden hat man nichts gehört, weder während des Weltkrieges, der sogar die Sage von der Völkerschlacht am Birkenbaume neu erweckte[3]), noch in den pazifistischen Halluzinationen nach dem Zusammenbruch. Der Grund liegt wohl weniger in dem Erlöschen der imperialistischen Idee, als in der Tatsache, daß Inhalt und Einkleidung der Prophezeiung zu rational waren, um volkstümlich zu werden, und zu irrational, um auf die Aufgeklärten zu wirken.

Für unser technisches Zeitalter ist das von Vulcanus geschmiedete Wunderschwert ein zu primitives Requisit. In modernen Romanen finden wir Strahler,

[1]) Unter den zahlreichen Simpliciaden hat nur eine, das 1683 erschienene „Historisch, Politisch und Pilosophische Kriegs- und Friedens-Gespräch" wenigstens in der äußeren Einkleidung mythologischer Maskerade an das Motiv des richtenden Gottes angeknüpft. Vgl. Rauße, Zur Geschichte der Simpliciaden. Zeitschr. f. Bücherfreunde, N. F. IV, 2 (1913), S. 195—215.

[2]) Der Held des neunzehnten Jahrhunderts, eine Apokalypse des siebenzehnten; oder die erfüllteste Weissagung neuerer Zeiten. Vom Verfasser der Grauen Mappe. Magdeburg 1809.

[3]) F. Zurbonsen, Die Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaume. 4. Aufl., Köln 1914. — Derselbe, Die Prophezeiungen zum Weltkrieg. Köln 1915.

Fernzünder, Elementarakkumulatoren und teleenergetische Konzentration als Machtmittel, die auf Druck eines Knopfes Flotten in die Luft sprengen, Pulvermagazine entladen, jedes Kriegsmittel zerstören und dadurch für dauernden Frieden den Boden bereiten[1]). Diese technischen Wunderkräfte stellen im Endzweck nichts anderes dar als das Schwert des Teutschen Helden, der mit einem Streich durch die Luft „einer ganzen Armada, wannglеich sie hinter einem Berg eine ganze Schweizer Meil Wegs weit von ihm stünde, auf einmal die Köpfe herunter hauen kann".

Nach John Stuart Mill ist Utopismus das naturgemäße Ergebnis aller Epochen, in denen eine allgemeine Prüfung der Grundprinzipien des Staates und der Gesellschaft als unvermeidlich erkannt ist. Die genannten Romane beweisen, wie viele andere Zeichen unserer Zeit, daß der Geist der Utopie heute mächtiger ist als damals, da ein Grimmelshausen, aus Scheu sich zu ihr zu bekennen, die Idee im Narrengewand verhüllte.

Bildsymbol und Bildungsidee in Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus".

Von Fritz Halfter in Berlin.

Die Vorrede des Grimmelshausenschen „S. S." ist sein Titelkupfer. Die Eindringlichkeit, mit der das dargestellte Fabelwesen dem Beschauer einen aufgeschlagenen Bildertext entgegenhält, läßt es verwunderlich erscheinen, daß diesem Wink des Autors nicht längst nachgegangen wurde. Um mit einiger Gewißheit auf die im Bilde ausgesprochene leitende Idee des Ganzen zu kommen, muß das Bild freilich beständig aus dem Text des Romans erklärt werden. Dann erklärt es seinerseits nicht nur dessen Sinn, sondern auch die Komposition des Textes. Bild und Text sind innerlichst aufeinander angewiesen. Das erschwert die Deutung und macht äußerste Vorsicht vonnöten. (Die Gefahr der losgelösten Betrachtung des Bildes ist sogar noch größer als die der Bildervernachlässigung. Denn eine Allegorie der Gestaltung-Umgestaltung, wie die Phönixdarstellung des Titelkupfers sie bietet, öffnet natürlich neben der Deutung auch der Umdeutung Tür und Tor.)

Die Originalabzüge der ersten Platte kennzeichnet eine saubere Linienführung, die im mechanischen Nachdruck schwer zu erhalten ist. Eine brauchbare Wiedergabe des Kupfers der Ausgabe B findet sich in Bobertags Einleitung zu Bd. 33 von Kürschners „Dtsch. Nat.-Litt." auf S. XL und im Atlas von Könnecke 1895[2] auf S. 189. Beide haben für uns einen besonderen Wert durch die Danebensetzung des Kupfers der 5 Porträts aus Ausgabe C ff. Bobertag hat a. a. O. außerdem die 20 Abbildungen der Ausgabe D, auf die wir gelegentlich zurückgreifen müssen.

Mit Bedacht verweisen wir auf die genauere Wiedergabe der Titelblätter bei Borcherdt (München 1921, 1. Bd. der „Einzelschriften zur Bücher- und Handschriftenkunde" S. 24 und 25). Er stellt nebeneinander den Abdruck der verschiedenen Platten des Phönixkupfers. Im Laufe unserer Darlegungen bedürfen wir sowohl der Platte der Ausgabe B „Der Abenteüerliche Simplicisi-

[1]) Ich nenne u. a. Heinz Slawik, Erdsternfrieden; Roland Betsch, Ein Messias; Paul G. Ehrhardt, Die letzte Macht; Hans Dominik, Die Macht der Drei; Ferd. Brockes, Die Herren der Erde.

mus Teütsch", als der von Ausgabe A „Abenteürerlicher Simplicissimus". Dabei dürfte Borcherdts kritische Untersuchung der ersten Ausgaben von Grimmelshausens Simplicissimus vom Titelkupfer her eine Fortsetzung erfahren. Ich gedenke den Nachweis zu führen, daß es sich im Titelkupfer beider Ausgaben um eine Vorrede des Dichters selbst handelt. Und zwar sehe ich in A eine erweiterte Vorrede, die das zusätzliche Buch VI nachträglich miteinbezieht, ohne deshalb der herrschenden Idee von Buch I—V, d. i. Ausgabe B, untreu zu werden. Übrigens folgen wir in Zustimmung zu Borcherdts Ordnung forthin der von ihm gewählten Ausgabenbezeichnung: I für bisher B, III für bisher A; (II = von Borcherdt erkannte leichte Variante); IV = C, V = D, VI = J; E = E (Einzelausgabe des Buches VI).

Für eine Reihe von Gedankengängen fand ich Bestätigung bei Scholte „Grimmelshausen und die Illustrationen seiner Werke" (Ztschr. f. Bücherfreunde, Neue Folge IV). Allein beim Titelkupfer mußte ich eigene Wege gehen. Scholte meint a. a. O. S. 49: „Ob Grimmelshausen eine detaillierte Ideenangabe oder gar eine Zeichnung zu diesem Stich geliefert hat, wird sich schwer ermitteln lassen." Ich glaube, diese Ermittlung an Hand der nachweisbaren inneren Beziehung zwischen den Bildsymbolen und der Bildungsidee im „S. S." führen zu können. Sie erlaubt manchen Seitenblick in die Werkstatt des Dichters.

Scholte sieht die Bedeutung der S.-Bilder ganz allgemein in ihrem innigen Zusammenhange mit dem Text (s. a. a. O. S. 33). Er kommt unter Berufung auf Bechtolds Nachweis besonderer zeichnerischer Fähigkeiten Grimmelshausens meines Erachtens mit Recht zu der Meinung, daß bei mehreren Abbildungen zu Grimmelshausens Schriften „sicher die Konzeption der Bilder, vielleicht aber auch ein Teil der Ausführungen derselben" von Grimmelshausen stammt. Es ist nicht recht ersichtlich, worauf er dem Chimären-Kupfer gegenüber seine abweichenden Zweifel stützt. Im Gegenteil möchte sich die These der geistigen Mitarbeit des Dichters an keiner Bilderbeigabe stärker belegen lassen, als beim Titelkupfer zum „S. S.".

*

Nur der Verfasser selbst konnte im ersten Jahre des Erscheinens über den begrifflichen Kern seines Romans so klar im Bilde sein, um aus der üppigen Textkomposition das treffliche Bild des Phönix herauszuschälen und in Funktion zu bringen, wie er es tat. Zweifellos hat Grimmelshausen jeden Zug seinem Stecher in die Nadel diktiert, denn auch nur der Autor konnte so innerlichen Anteil an der klaren Herausarbeitung der leitenden Idee nehmen[1]).

[1]) Dem Nachweis der inneren Anteilnahme kommt die oben erwähnte Nebeneinandersetzung des Chimären-Kupfers und des Kupfers der fünf Porträts zugute. Dem letzteren fehlt der organische Zusammenhang mit dem Text. Auf den ersten Blick tritt es auch äußerlich vor der Geschlossenheit des Phönixkupfers zurück. Es verrät sich als ein geschäftliches Machwerk (Zugabe zu IV ff.) auf Wunsch des Verlegers — wenn es nicht schärferer Überlegung den Beweis für eine gewisse dilettantische Eitelkeit des Dichters bietet. Denn das Kupfer ist eine dilettantische Entlehnung aus dem gediegenen Blatte zum „Ewigwährenden Kalender" (s. Abbildung bei Scholte, a. a. O.). Doch weist der Zirkel, der den Emblemen neu hinzugefügt ist, auf eine eigene Spur des Dichters. Ein fremder Geist wäre aus den im Roman versteckten Andeutungen über des Simplex geometrische Kenntnisse (V, 12) und seine zeichnerischen Fähigkeiten (V, 21 u. a.) schwerlich darauf gekommen, den auffälligen Zusatz gerade nur in einer Beigabe für den „S. S." zu machen. Der Zirkel findet sich im Kupfer des „Ewigw. Kal." nicht. Die schwächliche Ausführung nach guter Vorlage spricht nicht für einen Fachmann. Ob Grimmelshausens Hand daran beteiligt ist, kann für unsere Darlegungen außer Betracht bleiben (vgl. Scholte, a. a. O. S. 45). Aus dem Vergleich mit dem Phönixbilde läßt sich ermessen, wie viel selbst bei den besten Andeutungen Grimmelshausens auf Verdienst des ausführenden Stechers kommt.

Was dem Schöpfer des „S. S.“ die Unſterblichkeit eingetragen hat, iſt keineswegs nur die Lebendigkeit in den Einzelheiten ſeiner Darſtellungen. Es iſt die

Titelkupfer der Ausgabe I.

Perſönlichkeit, die aus dem Werk zu uns ſpricht. Der einfache Leſer glaubt ſich nur angenehm unterhalten. Kehren aber die verſchiedenſten Zeitalter zu dem Werk

zurück, so lockt sie jenes verborgen Einheitliche in dem bunten Wechsel dieses Romans, das nur von der im Werke aufgegangenen Persönlichkeit des Dichters herrühren kann. Von deren unaufdringlicher Ausstrahlung fühlt sich der Leser gestärkt und gefördert zu eigener Charakterbildung.

Dennoch bleibt es für unsere Überlegung auch dabei noch nicht stehen. Beide Faktoren: Ausdruck und Persönlichkeit, in unserem Falle also der „S. S.“ und sein Schöpfer Grimmelshausen, treten zurück in den Dienst der Idee. Bei jenem geschieht es nach des Autors treffendem Schlußwort der letzten Zugabe in queckſilberiger Form bis zum Verschwinden, bei diesem hinter immer neuen Anagrammen, die erst systematischer Gelehrtenarbeit sich erschlossen. Um so höhere Bedeutung gewinnt die höhere Maxime, die sich in der vergänglichen Bildung der einzigartigen Persönlichkeit Grimmelshausens inkarnierte. Den bedeutungsvollsten Sinn erhält diese Bildungsidee, wenn, wie es den Anschein hat, des Dichters Gefühl sich gern ganz mit seinem Helden eins machte, denn nunmehr bedürfte es nur noch des Nachweises, daß er seine Bildungsmaxime als eine für alle gültige Bildungsidee auffaßte und darbieten wollte. Wir hätten dann im „S. S.“ Ausschau zu halten nach dieser ewigen Vernunftidee und hätten erst in ihr den Kern eines wahrhaften Bildungsromans.

Das Gefühl der dienenden Aufgabe seines Werkes spricht sich übrigens überzeugend in Grimmelshausens Vorrede zu Anfang des angehängten VI. Buches Kapitel 1 aus. Sie klingt dort, wie zur Verteidigung geführt, und ist gekennzeichnet durch eine gewisse Leidenschaftlichkeit, die anfänglich fast das Inkognito vergißt. Vor Erscheinen des Werkes, also zur Zeit des Titelkupferdiktates, fühlte Grimmelshausen offenbar keinerlei Nötigung zu einer solchen Verteidigung der spaßhaften Einkleidung seiner ernsten Idee. Das Phönixblatt blieb das Zeugnis der keuschen Genialität, die unbesorgt um Mißverständnis den Weg auch begrifflich reiner Sachlichkeit gehen konnte[1]).

*

Bei dem Verlust der reinen, dienenden Sachlichkeit scheint sich erklärlicherweise zuerst menschliche Eitelkeit bemerkbar zu machen. Ausgabe IV hat wie Ausgabe III jenes sechste Buch, aber dazu auch bereits jene naive Beigabe des Familienbildes, das nicht mehr rein von Schöpferlust und Schöpferernst zeugt. In den letzthändigen Ausgaben V und VI gab Grimmelshausen noch 18 + 2 Abbildungen hinzu, die erst unterm Licht der Bildungsidee ein besonderes Wort reden, zumal sie zusammen mit drei Text-„Continuationen“ und einer „Zugab“ auftreten.

Vielleicht zielt die „Wolgemeinte Vorerinnerung“ der Ausgaben V und VI doch nicht nur auf das Familienbild der Ausgabe IV, wenn sie die neuen Ausgaben herausstreicht mit den „schönen, von mir, meinem Knan, Meuder, Ursele

[1]) Der Sinn der Lebensbildung des Simplex, seines Helden, war dem Dichter plötzlich selbst klar geworden, aus dem Dauergefühl einer höchst unbeständigen Zeit. So wurde Grimmelshausen ein zunächst flüchtig hingeworfenes Gleichnis (Buch II, Kap. 8) hinterher zum Symbol des Ganzen, als ob Simplex „gleich dem Phönix vom Unverstand zum Verstand durchs Feuer, und also zu einem neuen menschlichen Leben auch neu geboren worden“ sei. Den Beweis solcher genialischen Erlebtheit liefern die Verse unterm Kupfer:

„Ich wurde durchs Fewer wie Phœnix geborn.
Ich flog durch die Lüffte! wurd doch nit verlorn.“

Man halte diese innerlichen Klänge neben die Prosa unterm Familienkupfer: „Simplicissimus sein Sohn Sein Knan und die Meuder stehen Sambt der frommẽ Ursel hier wie sie Naturäl aussehen.“

und Sohn Simplicio inventirten Kupfferstücken". Der Wortlaut der Vorerinnerung erlaubt eigentlich nicht, dabei an die 18 + 2 neu hinzugekommenen Abbildungen (Borcherdt sagt „Radierungen") zu denken. Ebensowenig läßt sich die Stelle so lesen: „die von mir inventierten." Aber ins Werk gesetzt sind die 18 Bilder „der Wahn betreügt" sicherlich durch Grimmelshausen selbst; dann gilt das aber auch von den beiden letzten erzählenden, die Scholte anders als Bobertag (s. a. a. O.) mit Recht zusammen den Kontinuationen zuweist.

Uns interessiert dabei, daß die Wahnbilder tatsächlich noch das Polarische (s. später) der Lebensauffassung Grimmelshausens in der Art des Bilderrebus der Chimäre an 18 einzelnen Punkten des Textes I—VI herausarbeiten. Sie stellen sich damit noch ganz in den Dienst des Ganzen, und nehmen dabei auch Buch VI mit auf wie zu diesem Ganzen gehörig. Den Kontinuationsbildern aber fehlt sowohl das Polarische wie auch das Kennwort äußerlicher Bildung „der Wahn betreügt".

Grimmelshausens Kontinuationen bedeuten für unser Stilempfinden den Verlust der künstlerischen Einheit. Dieser Verlust wird auch nicht wett gemacht durch einen dem Phönixsymbol entsprechenden Meistergriff am Schluß der „Zugab", die alles Zerstiebende gewaltsam wieder in den Rahmen der leitenden Idee zurückdrängt. Siehe die Wendung: „der wie Quecksilber verschwindende und dennoch getreue Vagant." An Hand der gezeichneten Vorrede erscheint aber das Bildungsexempel übersichtlich rein gewahrt, und nur ein deutliches Abebben des dichterischen Schöpfungserlebnisses möchte sich an allen Zusätzen nach Buch VI beobachten lassen.

Sind die Kontinuationen und die Zugabe der letzten Ausgaben Zusätze von andersartiger Bestimmung, als sie der eigentliche Wurf des Genies verfolgte, so muß man sie sich etwa wie Krämerbuden an alten Domen angefügt denken, während das Buch VI sich mit Hilfe des Titelkupfers der Ausgabe III immer mehr als ein Erweiterungsbau im Sinne der Ehrfurcht vorm eigenen Werk erweisen wird. Wirken dessen Anfangskapitel, insbesondere die Geschichte von Julus und Avarus, zunächst befremdlich, so macht sich die Störung der Einheit des Ganzen unterm Gesichtspunkt der leitenden Bildungsidee doch in sehr unterschiedlichem Maße geltend, je nachdem Buch VI oder die drei Kontinuationen in Frage kommen. Buch VI wird uns den Dichter innerhalb seiner Idee zeigen. Im Gleichnis des Dombaus zu bleiben: wir sehen den Dichter im Buch VI vom Innenraum her am Innenraum schaffen. Auch die Kontinuationen stehen, freilich ganz unkünstlerisch, d. h. unorganisch im Zusammenhang mit dem Ganzen. Sie nutzen die Idee des Gebäudes von außen her, und zwar mit und aus dem Recht des polarisch sich gebenden und empfundenen Lebens.

*

Wir schreiten jetzt zur gegenseitigen Durchleuchtung von Text und Bild des Buches I—V, beziehungsweise I—VI, und beginnen mit der Lektion des Titelkupfers, indem wir uns für einen vorsichtigen Deutungsversuch auf des Simplex Vorbild berufen. Es findet sich in der plastischen Szene, wo „S. S." über Baldanders Schrift grübelt und von seinem Vorwitz, mit stummen Dingen reden zu wollen, nicht abläßt. VI, 9. Dort heißt es nach gelungener Deutung: „... als sahe ich auch diese Schrifft mit andern Augen an und fand gleich, daß Baldanders mir die Kunst nicht allein mit Exempeln, sondern auch in obiger Schrifft

. . . viel auffrichtiger communiciret, als ich ihm zugetrauet." Die Stelle wird uns später noch in den tiefsten Zusammenhang von Bildsymbol und Bildungsidee beim „S. S." führen.

Im Bilderrebus der Chimäre muß ein innerer Zusammenhang verborgen liegen. Das läßt außer ihrer eindringlichen Gebärde des Zeigens die Erklärung des Simplex im Text VI, 9 über seine eigene Kunst der Geheimschreiberei, vermuten: „. . . weil ich, ohn Ruhm zu melden, ein zimlicher Zifferant bin und meine geringste Kunst ist, einen Brieff auf einen Faden oder wol gar auf ein Haar zu schreiben, den wol kein Mensch wird aussinnen oder errathen können."

Dem Stecher des Titelkupfers von Ausgabe I diktierte der Zifferant Grimmelshausen ein Monstrum mit Satyrkopf, Menschenleib (teils männlichen, teils weiblichen Charakters), mit Fischschwanz, Vogelflügeln usw., also gewiß keine leicht darzustellende Imagination. Hat der Beschauer sich mit dem Anblick der unharmonischen Bildung vertraut gemacht, dann fühlt er sich seltsam lebendig angesprochen von dem schalkhaften Blick der Chimäre und wird unter diesem Blick aufmerksam auf die energische Haltung des kleinen und des Zeigefingers derselben.

Der kleine Finger weist auf ein Wickelkind; der Fingerzeig geht also weiter zurück als auf den Anfangspunkt I, 1 der Lebensbeschreibung des Knaben Simplicius, ehe er Simplicissimus wurde. — Der Zeigefinger deutet auf einen Baum. Es ist möglich, daß dieser das Bild für die Allegorie I, 18 sein soll (s. Scholte, a. a. O. S. 49). Der Knabe Simplex träumt dort in seiner Hütte von einer „Stein-Eych" als dem Gleichnis der kriegerischen Welt, findet beim Erwachen das Brieflein des Eremiten, das ihn aus der Spessarter Wildnis in eben diese Welt hinausschickt. Das Brieflein erinnert an das Testament des sterbenden Vater-Einsiedlers, das uns noch genau beschäftigen wird. Zugleich verzahnt dieser Brief nicht bloß das Prinzipium des Weltlebens Simplicii mit seinem Wiederverlassen der Welt V, 24, sondern auch durch den Hinweis, den Pfarrer aufzusuchen, mit der so wichtigen Episode II, 5 bis II, 8. Hier sprang ja, wie wir oben (S. 33, Anm. 1) erwähnten, der Geistesblitz der Phönixallegorie auf[1]).

Lassen wir vorerst einmal nur als Annahme gelten, daß die beiden Finger auf die Achse des Ganzen hinweisen wollen! Das würde also heißen, daß Simplex vom Spessarter Leben in Unschuld des Kindes ausgehend, der feindlichen Welt ausgesetzt, durch geistliche Hilfe seinen Witz behalten soll, um unter bestimmten Umständen zu einem neuen menschlichen Leben, neu geboren wie Phönix, ins Spessarter Leben zurückzukehren. Nur ist zu beachten, daß über diesen Endpunkt, wie mit dem Wickelkinde das Bild, nun wieder der Text hinausweist mit den Worten V, 24: „. . . ob ich aber wie mein Vatter seel. biß an mein Ende darinn verharren werde, stehet dahin."

Die beiden zeigenden Finger hinken also — wenn der Ausdruck erlaubt ist — ähnlich durch den Bildertext des aufgeschlagenen Buches, wie die ganze Groteske auf ihrem Gans- und Bockfuß.

*

[1]) Wir werden bei der Textbetrachtung der Pfarrerstelle einen höheren Rang als den einer Episode einräumen. In dem Gebilde zwischen den beiden Fingern erkenne ich mit Scholte (a. a. O. S. 49) ein Büchschen und nicht, wie Borcherdt (a. a. O. S. 26) ein Pulverfaß. Abgesehen von der Überlegung, daß ein Pulverfaß bersten, schwerlich rauchen würde, könnte ich mich allenfalls durch die Form an ein Arzneipulverbüchschen mit Aufschrift erinnert sehen. Der gestöpselte Deckel spricht für eine Salbbüchse. Beides aber fände einen Textanhalt in II, 5, und das Gebilde würde in unserem Sinne ein Symbol für die Hilfe des Pfarrers.

Was uns als Achse des Ganzen anspricht, sehen wir im Bilderbuch der Chimäre gekreuzt von zwei Diagonalen. Ob diese die Achse tragen, oder ob die Achse der Träger der Diagonalen ist, das wird einen Zifferndeuter unterhaltsam beschäftigen; im Text läßt der Dichter keinen Zweifel, wie gut der kind-natürliche Held seinen Lebensweg findet zwischen Trinken und Essen, d. h. Genuß des Lebens, und zwischen Todesnot und Errettung, d. h. wechselndem Schicksal, zu Land und Wasser. Ins Bilderbuch scheint er jenes schalkhaft diktiert zu haben durch Becher links, rechts Gänsebraten, dieses anzudeuten mit dem massigen Diebsturm aus I, 20 und dem schwankenden Schiff IV, 10. Unverkennbar ist das Polarische in den Endpunkten beider Diagonalen[1]).

Kelch und Braten symbolisieren zwanglos das körperlich Polare, die geschätzten Mittel sinnlichen Daseins. Alle höhere Polarität menschlicher Bildung konnte keine schärfere Punktierung erfahren als mit dem Sinnbild von Turm und Schiff. Dazu bot der Text I, 20 und IV, 10 eine vorzügliche Handhabe. Vorm Eintritt in den Diebsturm findet der naturwüchsige Knabe den Pfarrer (zu beiderseitiger Befreiung, wie das Brieflein des abgeschiedenen Einsiedels es I, 18 in Aussicht gestellt) im Arrest; beim Verlassen des rettenden Schiffes erkennt der bresthaft tiefgesunkene Mann (ihm „das Leben erhalten zu helffen", wie es nun das zweitemal durch einen Lebensfreund geschehen ist) in dem Retter einen vor seinem Parteygang (=Raubzug) Geretteten.

Diese Gedankenlinien scheinen also die unteren Gruppen im Bilderrebus zusammenzuhalten. Ich nenne sie deshalb Hauptgruppen, auch weil ihrem Zentrum durch die charakteristische Fingerhaltung die Vorhand beim Rätselraten gesichert wird. Beiläufig, doch den Grundakkord gleich Obertönen färbend, erscheinen die obenstehenden Gruppen. Das Gegensätzliche wird festgehalten, auf der linken Bilderseite durch eine allgemeinere, auf der rechten durch eine ins persönliche Leben des Helden deutende Reihe von Symbolen. Links sieht man eine Königskrone, darunter Spielwürfel unter der Kanone, vielleicht ein Hinweis auf die Naturreinheit des Sylphenkönigtums V, 12—16 gegenüber der Lasterhaftigkeit der im Kriege zerfallenden Menschheit. Rechts zeigt Grimmelshausen die Nähe von Narrenschaft und Soester Jägerherrlichkeit des „S. S." unter dem Bilde der Narrenkappe und eines Reiterdegens über einer Stadt.

*

Immer ein Spiel des Witzes bleibend, haben solche Deutungen an sich nur geringen Wert. Grimmelshausen läßt bei ähnlicher Gelegenheit VI, 9 seinen

[1]) Im Achtzeiler unterm Kupfer bleibt das Polarische unter der Oberfläche. Feuer und Wasser, Lüfte und Land treten als Elemente in Aufzählung nebeneinander gleich den Komponenten Flügel, Fischschwanz usw. des Phönix. Den textlichen Rohstoff zu den sechs Schlußzeilen des Verses scheint übrigens der letzte Abschnitt von V, 22 geliefert zu haben; ein weiterer und vielleicht auch zeitlicher Anhaltspunkt für die Annahme einer plötzlichen Erfassung der eigenen Intuition am Schluß des ganzen Werkes! Ich vermute, daß in Ausführung des Phönixgedankens für I—V zuerst nur der Achtzeiler hervorsprang, als es sich darum handelte, in einer Vorrede Rechenschaft über das beendete Werk zu geben.

Den weiteren Schöpfungsschritt bildete das Diktat an den Stecher. Darum tritt das Polarische aus vertieftem Verstehen der eigenen abgeschlossenen Schöpfung bei dem Kupfer stärker hervor, wenn auch noch nicht mit der lehrhaften Inkrustierung, welche die 18 Wahnbilder kennzeichnet. In dieser Beziehung ist höchst lehrreich die Entgegensetzung von Diebsturm und Baseler Schiff im Kupfer zu Ausgabe I, IV ff. Im Nebeneinander zeigen beide Textstellen I, 20 und IV, 10 eine gehäufte Polarität, die geradezu als ausgeklügelt zu bezeichnen wäre, wenn die Lebensechtheit das Schema nicht so völlig verhüllte.

„S. S.“ sagen: „Ich achtete meiner neuen Wissenschaft nit sonderlich, sondern ging zu meiner Wohnung und laß die Legenden der alten Heiligen.“ Was uns dennoch bei dem vom Autor gewollten Spiel festhält und wahrscheinlich auch fördern sollte, ist die für das Verständnis von Grimmelshausens Bildungsbegriff so nötige Entdeckung, daß alle Ruhepunkte, die man in seinem Werke gefunden zu haben glaubt, sich immer wieder flüssig, oder richtiger gesagt, polarisch spannend erweisen. Damit allein kommt man der Wahrheit nahe, die er mit Lachen gesagt haben wollte (Motto erst auf dem Titelblatt von Ausgabe V f.).

Nichts anderem, als der intuitiven Durchdringung, ja Verwebung von Lebensbildung und Kunstschaffen verdanken wir die nachträgliche Erfindung des Chimärenbildes der Ausgabe I. Zum Unterschied von dem der Ausgabe III ist es meiner Auffassung nach das klare Zeugnis für eine Auseinandersetzung des Lebens- und des Kunstgefühls in Grimmelshausen. Sein erstarktes künstlerisches Gewissen forderte gebieterisch den Nachweis der künstlerischen Einheit seines Werkes. Daß in dem Gang seines Romans ein allgemein für echtes Leben Gültiges sich verbarg, das war es, was er mit dem ganzen Stolz des begnadeten Schöpfers fühlte.

Daß Grimmelshausen für eine begriffliche Vorrede zunächst auf die Phönixallegorie verfiel, kann nicht wundernehmen. Einmal konnte der Mann des Volkes im besten Sinne, zumal als Kind des 17. Jahrhunderts kein philosophisches Vorwort von einer grundlegenden Vernunftidee sprechen. Ferner aber ist die Allegorie für begriffliche Verständigung das Gebotene. Unabhängig vom eigentlichen Nacherleben gibt sie kühl und klar den gemeinten Begriff. Um die Vorstellung einer im Wechsel verharrenden Urform handelte es sich (sc. „wurd doch nit verlorn“). Die Ahnung eines Urphänomens zu jeder Einzelbildung lebte längst im Volke unter dem Namen „Phönix“; folglich lag die Wahl des wunderlichen Fabelvogels nahe[1]).

*

Für alle bisherigen Vermutungen und Ergebnisse glaube ich nun Bestätigung durch und in Buch VI zu finden. Dem Achtzeiler unterm Titelkupfer entspricht ein solcher auf der Rückseite des Titelblattes zu diesem Buch. Er schließt mit dem Hinweis darauf, „daß Unbeständigkeit Allein beständig sey“. Wir sehen also zunächst nur eine polarische Umkehrung des Kerngedankens unterm Kupfer: „wurd doch nit verlorn.“ Hatte der Dichter wohl die Absicht, auch zu diesem Achtzeiler ein Bild zu diktieren? Ich glaube nicht. Zur Akzentuierung der Beständigkeit hatte sich die Starrheit der gezeichneten Linie angeboten. Zur Verlebendigung der immer klarer geschauten Bildungsidee griff Grimmelshausens feines Stilgefühl zum konformen beweglich dichterischen Bild.

Die geschriebene Vorrede (VI, 1) wünscht, daß der Leser lerne, sich nicht „ein und andrer der Hülsen genügen“ zu lassen. Das wird im Text erleichtert durch dichterische Symbolik. Mit sicherer Meisterschaft, d. h. vollkommen über die Grundidee seines Werkes klar geworden und im vollen Besitz der nötigen Mittel zum Ausdruck dieser Idee, schuf Grimmelshausen als polarisches Gegenstück zum

[1]) Man meint das Aufkeimen der Bedeutung der begrifflichen Wahl im Geiste des Dichters noch verfolgen zu können. Hatte er in der Handschrift für den Achtzeiler die Hervorhebung des Namens Phœnix erst vergessen, oder lag eine Unaufmerksamkeit des Stechers vor? Genug, Grimmelshausen scheint eine Korrektur gefordert zu haben. Die Platte scheint (bis auf den Schlußbuchstaben) an der Stelle dieses Wortes durch eine erfolgte Rasur weniger druckkräftig geworden zu sein.

Phönixkupfer die symbolische Baldandersepisode. Wir finden sie, bezeichnend für die Genesis des ganzen Werkes, erst im Buch VI, 9, obgleich der allegorische Baldandersgedanke bereits V, 33 ansetzte, also schon innerhalb der ursprünglichen künstlerischen Einheit Buch I—V[1]).

Über die Unnatur des Einsiedlertums für ein Lebensgefühl, wie es den Simplicissimus erfüllt, läßt gleich Kapitel 1 des angehängten Buches VI keinen Zweifel. In der gesamten Schilderung des Einsiedlers der Hohen Moß, schlägt die angeborene protestantische Ader des katholisch gewordenen Grimmelshausen gegen das Gehaben einer unechten, weil angelesenen Weltflucht. Jedenfalls war des Dichters Sehnsucht auf Lebensechtheit jeglicher Bildung gerichtet. In diesem Sinne gibt sich nun das äußerliche Einsiedlertum am Ende von Buch V als Gegenstück zu dem in Buch I[2]).

Wir sehen in dem versteckten Auftreten des Hans Sachsschen Baldanderst in V, 23 einen glücklichen Umstand für unsere Beweisführung. In Buch VI, Kap. 9 sagt Grimmelshausen ausdrücklich, daß die Hans Sachssche Gestalt dem „S. S." begegnet sei. Dadurch können wir vergleichen, was der spätere Dichter nunmehr aus des älteren geschriebener Allegorie gemacht hat. Damit wird am besten erkannt, warum er dessen Gedanken so schlechthin wie den antiken Phönixgedanken nicht gebrauchen mochte. Wir erkennen, welche Funktion er seiner ergänzenden Entdeckung in der Ökonomie des Ganzen geben wollte.

*

Hans Sachs' Spruch gründete eine nüchtern-fromme Nutzanwendung, sich dem himmlischen Ohn-wandel zuzuwenden, auf die Allerweltsweisheit: „Fürwar, Wie sind all Ding so wandelbar!" Demgegenüber macht Grimmelshausen aus seiner Begegnung mit Baldanders ein behaglich-witziges Erlebnis voll Diesseitigkeit. Eine Lehre fehlt auch ihm nicht, aber Baldanders selbst gibt sie, und zwar durch Wort und Beispiel. Seine Lehre in Worten wird uns im nächsten Abschnitt beschäftigen. Hier interessiert uns mehr der Umstand, daß Grimmelshausen die lächerlichen Wandlungen seines Baldanders nicht paarweis in Antinomien, auch

[1]) „. . . bist bald hoch, bald nieder, bald groß, bald klein, bald reich, bald arm . . ." gewesen, lesen wir auch dort. Diese Stelle geht nicht nur wörtlich sondern auch in der Tendenz genau parallel mit Hans Sachs' „einfachem Spruch": „Bald-anderst so bin ich genandt, der gantzen welte wohl bekandt" (s. Kürschner, Dtsch. Nat.-Litt. XX, 186). Grimmelshausen nennt freilich daselbst weder Hans Sachs, noch macht er die lehrhafte Art von dessen frommer Wendung auf „das himmlische Ohnwandel" mit. Er mochte schon dort eine Festlegung auf religiös-moralische Tendenzen verabscheuen und versteckte sich in infolgedessen künstlerisch für das 24. Kapitel hinter „etliche Schriften des Guevarä", d. h. er schrieb ein asketisches Elaborat des Hofpredigers Karls V. aus, mit der Begründung: „davon ich etwas hieher setzen muß, weil sie so kräfftig waren, mir die Welt vollends zu verleiden." So hatte Cervantes seinen Don Quichote durch Lektüre die gesunde Bildung verlieren lassen.

[2]) Die cervanteske Verspottung, wenn sie anders eine solche ist, richtet sich nicht gegen die Sache an sich, sondern gegen die Überschätzung des Scheins bei mangelnder Befolgung des Nosce te ipsum (V, 23). Der Rat des Geistlichen, „der meiner gepflegt und wargenommen hätte", (VI, 1) fehlte. In der Phönixstelle II, 8 hatte der Rat gelautet: „Befehle deine Sache GOtt, bete fleissig, bleib demütig und erwarte in Gedult der künfftigen Veränderung." Jetzt (VI, 10) heißt es in einem Abschnitt, der sich goethischer „Weltfrömmigkeit" annähert: „Vielleicht ist dir Baldanders darum persönlich erschienen, damit du dich beyzeiten vorsehen und in die Unbeständigkeit dieser Welt schicken solltest." Ich werte also den Zweifel über das Verharren „wie mein Vatter seel." am Ende des Buches V durchaus nicht als picarischen Einfall, sondern als Zeugnis eines Gefühls echter Lebensbildung im Dichter. Nur hat dieses Zeugnis, als zu flüchtig, die Schwäche, leicht überlesen zu werden.

in der Reihe zusammenhanglos, also willkürlich aufzählt wie Hans Sachs, sondern nach einer innern Verbindung.

„Als er ... geschrieben, ward er zu einem grossen Eichbaum, bald darauff zu einer Sau, geschwind zu einer Bratwurst und unversehens zu einem grossen Bauerndreck (mit Gunst) er machte sich zu einem schönen Kleewasen, und eh ich mich versahe, zu einem Kühfladen; item zu einer schönen Blume oder Zweig, zu einem Maulbeerbaum, und darauff in einem schönen seidenen Teppich und was dergleichen noch mehr war.“

Die innere Verbindung bei alledem liefert nichts anderes als jenes Prinzip aller Wandlung, das wir gewohnt sind, „Bildung im organischen Sinne des Lebens“ zu nennen. Mit Eicheln wird die Sau gemästet, um dem Bauern als Nahrung zu dienen; die gedüngte Wiese ist Weide usw. Und als wollte Grimmelshausen den Ausdeuter sicherer machen, mit solchem Verstehen auf dem richtigen Wege zu sein, hebt er nach der reichlich prosaischen Abwandlungsreihe mit „item“ noch einmal idealistisch an in ästhetischer Exemplifizierung: die schöne Blume, der Zweig oder Maulbeerbaum wird genährt und nährt die Seidenspinnerraupe, deren Seide im Teppich dem Menschen dient[1]).

Wie viel dem Verfasser Grimmelshausens daran lag, richtig verstanden zu werden, zeigt nicht nur die bildhafte Vorrede des Titelkupfers und die worthafte zu Anfang VI, 1. Schlagender noch zeigt das die didaktisch musterhafte Behandlung von Baldanders Lehre. Baldanders hat dem S. S. ein Sammelsurium von 80 halb lateinisch, halb hebräisch ausschauenden Wörtern aufgeschrieben und hinterlassen. Aber er bleibt deren Sinn dem Zifferanten schuldig, und damit auch dem Leser. Zu seinem Ärger erfährt der letztere nur noch, daß die Lösung alsbald durch S. S. „mit gut teutschen Worten“ herausgelesen wird! VI, 9 am Schluß.

Drei anderweitige Kapitel folgen. Im vierten fühlt sich der Leser zurückgestoßen auf die ungelöste Chiffre. Denn S. S. fertigt nicht nur selbst eine Schlüsselschrift an, sondern fügt auch kurz hinterher die Lösung hinzu; und die Enthüllung eines Scherzes reizt den Leser, noch einmal seinen Vorwitz an dem ungelöst gelassenen zu versuchen[2]).

[1]) Bei dem Versuch, in dieser zweiten Abwandlungsreihe auch das Reich des Schönen im Kreislauf natürlichen Lebens mitzufassen, gelingt dem Sohn einer rauhen Zeit aber nur die Andeutung eines höheren Prinzips. Wir sehen Grimmelshausen nur im Ansatz, die Schranke eines rein biologischen (eines morphologischen) Bildungsbegriffes zu übersteigen. Folgerichtig schreckte seine Ehrlichkeit vor einer sittlichen Zielsetzung des Einsiedeltums schon im Buch V zurück, so sehr die Sachssche Baldanders-Lehre eine solche nahelegte. Er hätte sie beibehalten ohne zweifelnde Einschränkung, wenn ihm das Leben nicht doch am Ende stärker als alle Kunstempfindung erschienen wäre.

Es ist also nicht angängig, im „S. S.“ nach „vollgültiger Darstellung einer ethischen Läuterung“ zu suchen, wie Riemann tat (Anzeiger für Deutsches Altertum 33, S. 289). Sein Seitenblick auf Wielands „Agathon“ scheint mir dabei besonders abwegig. Es gibt keine eindeutige Sittlichkeit, die zum allgemeinen Maßstabe für einen Bildungsroman werden könnte. Ein anderes ist die spartanische Sittlichkeit, ein anderes die des Sprößlings eines dreißigjährigen Krieges, ein grundanderes und nicht einmal gesünderes die Sittlichkeit eines anakreontischen Dichtergeistes wie Wieland.

[2]) Dabei ist bemerkenswert die ökonomische Behandlung seiner Mittel durch den Dichter. Die einfältige, dechiffrierte Schnurre des Simplizissimus kann sich neben dem tiefen, fast pessimistischen Ernst, den uns die Baldandersleher alsbald enthüllen wird, nicht behaupten. Die Schnurre hat ihre Aufgabe erfüllt, sobald sie den Leser auf den analogen Weg zur selbständigen Entzifferung des Sammelsuriums gebracht hat. (Wie bei jener die Mitte, so ergibt hier gegensätzlich wieder Anfang und Ende der Wörter die Lösung.) Die beiden Unterschiede der zweiten Schrift sind leichterer Inhalt und schnell durchleuchtete Form. Damit ist für einen Leser, wie Grimmelshausen ihn wünscht (VI, 1), der Rätselschrift Baldanders eine Stellung innerhalb des Ganzen gesichert, die sie zum Schlüssel für das ganze Werk macht, ähnlich jenem Bilderbuch oder Bilderrätsel, nur noch reibungsloser.

Die Tüftellektion, wenn sie ihm glückt, bereitet dem Entzifferer die tiefste Überraschung erst am Schluß des Gesamtwerkes, wenn er beim Abschied vom Texte in der Zugab den selbsterarbeiteten Schlüssel zur Anwendung auf das eigene Leben in die Hand bekommt: „Valeat mein lieber Patient, gedencke so wohl an dein Prinzipium als an dein End, und observire oder vielmehr practicire die Gedult, das rathet dir der wie Queckſilber verschwindende und dennoch getreue Vagant S. S." Das ist ein des Rätselbuches der Chimäre würdiges Gegenstück. Denn die Worte „Prinzipium" und „End" rufen ungezwungen die erste Zeile der Baldanders-Schrift ins Gedächtnis: „Ich bin der Anfang und das Ende und gelte an allen Orten." Sie erinnern aber auch an den gedoppelten Fingerzeig der Chimäre.

Nirgends enthüllt sich die Kuppelung des Polarischen, die tatsächlich die Ökonomie des „S. S." regiert, so klar, als in dieser technischen Annäherung von erster und letzter Seite des Buches durch das Ganze hindurch. Zugleich mit dem Schlüssel der Baldandersschrift tritt aber auch deren Lehre vor Augen, weil sie nur mit diesem erarbeitet werden konnte. Und nun sieht der Leser zuguterletzt das Bildungsgesetz seines Helden ins Allgemeine erhoben. Baldanders, das Prinzip organischer Bildung, gilt an allen Orten, also auch, wie die Anrufung des Lesers das unterstreicht, für diesen selbst.

*

Grimmelshausen rechnet bei solcher didaktischen Einstellung mit dem geistigen Bildungstrieb seines Lesers. Sicherlich verdanken wir das seinem Autodidaktentum. Ein solches kennzeichnet sich zumeist durch das Simplex unzähmbare Verlangen, „mit allen Sachen, die sonst von Natur stumm seyn" (VI, 9), reden zu können.

Ständig gibt Grimmelshausen Proben davon. Er geht bis zur äußersten, möglichen Grenze darin in der Lehre Baldanders. Und als seine tiefste geistige Wahrheit überläßt er sie nur mittelbar dem Witz des Lesers. Sie war und bleibt nur auf geistigem Wege der Spekulation zu erlangen. Bildungsunkräftigen, geistig stumpfen Menschen wird sie im Text vorenthalten. Eine Vernunftidee kann nicht von außen herangebracht werden. Am entschiedensten gilt das von der Idee echter Bildung.

Was heißt denn in Baldanders Lehre: „Magst dir selbst einbilden, wie es einem jeden Ding ergangen, hernach einen Discurs daraus formiren; und davon glauben, was der Wahrheit ähnlich ist, so hastu, was dein närrischer Vorwitz begehret?"

Es heißt das, die Wahrheit noch ferner suchen „in den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen", als es der platonische Idealismus tat. Platon läßt seinen entfesselten Höhlenmenschen doch wenigstens im dritten Erkennen die Wahrheit schauen. Grimmelshausen fand folgendes: Durch alle Schicksale hindurch nachgebildet, soll das Statische jeden Dinges vom Menschenwitz zu einem Diskurs formiert werden.

Was bleibt aber von der gegenständlichen Form jedes Dinges nach solcher Auflösung und Übersetzung aus dem Makrokosmos in den Mikrokosmos noch übrig, wenn die zweimal sublimierte Form ihrerseits erst noch die Abstraktion durch ein „Glauben" erfahren soll? Und endlich: wie weit ist jedes bloße, glaubend gewußte Ding fern von der Wahrheit, wenn die dreifache Verflüchtigung alles Faßbaren gar erst eine Annäherung zur Ähnlichkeit der Wahrheit erlaubt!

So läßt der Dichter keine Unklarheit darüber, daß die Wahrheit, die er mit Lachen verkündigen will, nicht im plump Gegenständlichen gesehen werden kann. Freilich die „höhere Maxime des Organismus" des Simplicissimus erschöpfte sich im Buch I—V noch im biologisch beschränkten Bildungstrieb. Dem Autodidakten genügte das damals als Haupterlebnis strengster Selbstbeobachtung. Das war der für jeden Denkenden erlebbare, allgemeinste Wahrheitskern äußern Wachstums. Hinter allen schwindenden, wechselnden Masken blieb unverlorn der Trieb nicht bloß der Bildung sondern auch Umbildung. Im Baldanders-Erlebnis ins Licht des menschlichen Bewußtseins erhoben, lautete die schlichte Wahrheit des Allereinfältigsten: Beruhige dich nicht im Besitz eines vermeintlichen Wissens. Dein Wissen sei Bildung! „Erwarte in Gedult der künfftigen Veränderung!" (II, 8).

Auf dieser verstärkten Fundierung seiner Vernunftidee ist der Dichter dann weitergeschritten im Ausbau des Buches VI. Aus einer gerade erschienenen Robinsonade (s. Germ. Rom. Monatschr. 1922, S. 360) hat er sich „einen Discurs formiert" und ihn ausgestattet mit allem Glauben, der aus einer fides sich zum Credo erhebt. In den letzten Kapiteln der Relation Jean Cornelissen, Buch VI, 26 und 27, scheinen mir Religion und Poesie verbunden, vor allem in den Antworten des Simplicissimus. Es ist nicht mehr die aus dem Leben entgegengenommene Frömmigkeit der berühmten Szenen zu Anfang des Romans. Es klingt aus diesem poetischen Traum des Dichters bei vollem Bewußtsein der erreichten Meisterschaft des Künstlers leise die Entsagung des Menschen hindurch:

„Ach allerhöchstes Gut! du wohnst in solchem Licht,
Daß man vor Klarheit groß den Glantz kan sehen nicht."

„So weit komt ein Mensch auff dieser Welt und nicht höher, es wolle ihm dann GOTT das höchste Gut aus Gnaden mehr offenbaren." VI, 24. Ausdrücklich spricht das der Schiffs-Geistliche Cornelissens aus, und jener Reim dünkte ihm von allen auf der Insel vorgefundenen „der vornehmste zu seyn" und der „Author kein Narr, sondern ein sinnreicher Poet insonderheit aber ein Gottseliger Christ". Mit der stillen Einkehr in das Innere und der echten Absage an jegliches bloße Weltgetriebe rundet sich in großartiger Vertiefung der Kreislauf wahrer Bildung. Er hat den Simplicius aus dem unbewußten Paradies der Kindheit in das bewußt ersehnte des ernsten Mannes geführt. Auch das Einsiedlertum von Buch VI ist ein Symbol, und zwar ein geträumtes und unzulänglich empfundenes Gleichnis höchsten Daseins auf Erden.

*

An dieser Stelle unserer Darlegungen möchte es geboten sein, das Titelkupfer der Ausgabe III genauer zu betrachten. Denn dessen Veränderungen müssen mit dem, was uns der Text von Buch VI eben erschloß, im Einklange stehen, um diesem höchsten Gedanken Nachdruck zu geben. Erweist sich dadurch auch dieses Kupfer als ein Diktat des Autors, so gibt uns das erneute Zeugnis auch von dessen Symbolik einen erwünschten Halt auf dem Boden so schwieriger und schwerwiegender Schlußfolgerungen über das Vorhandensein einer aufwärts gerichteten Vernunftidee im „S. S." [1]).

[1]) Ich bin vorerst den Nachweis schuldig, daß Ausgabe III überhaupt als authentisch in Frage kommen kann. Borcherdt bestreitet das gegen Scholte. Mit Dank erkenne ich die Förderung an, die ich durch seine kritische Untersuchung der Erstausgaben erfahren habe. Wichtige Ergebnisse

Wenig Neues sagt der Nachdruck des Achtzeilers unter der technisch schlechteren Kopie des Titelkupfers. Seine textlichen Veränderungen sind außer Zusammenhang mit der Klärung der Kernidee. Die sprachliche Untersuchung der Ausgabe III hat außerdem fremde Überarbeitung wahrscheinlich gemacht. Immerhin ist das Verhältnis des Dichters zu seiner Intuition des ersten Wurfes interessant. Grimmelshausen fand von der Idee aus am Achtzeiler nichts zu ändern; wir aber müssen wohl zugeben, daß die Lebensweisheit der 7. und 8. Zeile erst mit dem Ende von Buch VI überzeugungskräftig geworden ist[1]).

Ungleich gewichtiger ist die Sprache, welche die Veränderungen im Bilderrebus der Groteske reden. Sie können nur vom Kenner der Bildungsidee Baldanders herrühren. An die Stelle des Baumes im ersten Kupfer ist ein aufsteigender Schwaden getreten. Daneben steht ein anderes Etwas, das mit Sicherheit nicht zu erfassen ist. Nur eins ist genau erkennbar — es ist kein Rauch. Der große Finger hält also jetzt die Richtung auf ein doppelt Unbestimmtes ein, das verschieden voneinander, aber nicht leer ist. Ein wirkliches Zeigen auf ein klares Objekt bleibt nur beim kleinen Finger eindrücklich, und zwar durch das beibehaltene Wickelkind.

Mit aller Vorsicht möchte ich zuvor die Frage stellen, ob in VI, 20 die Episode mit dem „Weibsbild", das ans Einsiedler-Eiland geschwemmt wird und Versuchung und Gefahr heraufbeschwört, nicht als ein dichterisches Gegenstück zu dem Gerede „Adieu Welt" des Guevarä (V, 24) angesehen werden darf. Erst wenn das zugegeben werden kann, lohnt es sich, die Meinung auszusprechen: Grimmelshausen habe im Bilderbuch verlangt, durch einen aufsteigenden „Gestank" die Versuchung der Welt symbolisiert zu sehen. Denn vorm echten „Benedicite" und frommen Kreuzschlagen verflüchtigt sich unter einem „grausamen Gestank" die buhlerische Köchin, jenes angeschwemmte Weibsbild samt ihren Gaben. Des Simplex rechte Frömmigkeit gegenüber den Gaben der Welt floß in Danksagung

---

meiner Arbeit wären ohne sie nicht möglich gewesen. Das Wort, mit dem Borcherdt seine Untersuchung auf S. 51 schließt, kann ich aber nicht unterschreiben. Ich lege Gewicht darauf, ihn selbst zum Zeugen der Sachlage anzurufen. Dadurch erhalte ich, auf seinen Schultern stehend, also unabhängig von meiner Methode, das Titelkupfer zum Ausgang zu nehmen, eine wertvolle äußere Stütze aus dem Sachverhalt.

Borcherdt sind zwei Buchstaben des Textes entgangen. Leider war mir das wohl von ihm zugrunde gelegte Exemplar der entscheidenden Ausgabe III in der Bayr. Staatsbibliothek (München) nicht erreichbar. Bei der peinlichen Genauigkeit seiner Vergleichung muß aber ein Irrtum ausgeschlossen erscheinen, wenn Borcherdt gerade in Ausgabe III als eine Schlußzeile die Buchstaben findet H. J. C. v. G. In allen übrigen (echten) Ausgaben, die diesen Schluß drucken, also in E und IV ff. liest er H. I. C. V. G. Das entsprechende Exemplar der Preuß. Staatsbibliothek bestätigt dies.

Nun ist das die einzige Stelle des ganzen Werkes, mit der der Verfasser ohne Maske seinen wahren Namen Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen andeutet. Es wäre doch sonderbar, wenn just nur der Nachdrucker den Verfassernamen richtig gekannt und es außerdem nötig und klug gefunden hätte, sich als Eingeweihter zu verraten mit der Korrektur von I in J und von V in v.

Was den Grund zur Herstellung einer auch im Bilderrebus durchkorrigierten Ausgabe an anderem Druckorte war und was die Beibehaltung des H. I. C. V. G. der Einzelausgabe E und des Titelkupfers aus I in den Ausgaben IV ff. verursacht haben mag, fällt aus dem Rahmen dieser Arbeit heraus.

[1]) Beiläufig sei bemerkt, daß das heidnische Phönixmotiv nicht mehr die Hervorhebung erfährt wie im ersten Druck. Die Lettern für „Phönix" sind die gleichen wie die übrigen. Anderseits könnte man mit gutem Willen ein Hervortreten der Schlußworte „und Lebe in Ruh" durch größeren und breiteren Druck zugeben. Dann wäre anzunehmen, daß der Verfertiger eine Unterstreichung dieser Worte von Grimmelshausens Hand zu berücksichtigen hatte.

„aus dem innersten Grund meiner Seelen gantz hertzlich und andächtiglich daher". So hieß es in der ahnungslosen Freude über sie (VI, 20) kurz vorher. Das ist in Frömmigkeit des Weisen dann doch ein Einsiedlertum, das würdig an die reinen Szenen des kindlichen Spessarter Lebens anknüpft[1]).

Mit dem gleichen Recht oder Unrecht, wie beim Schwaben, erlaubt der Geistesreichtum des Zifferanten Grimmelshausen, unsern Witz zu üben am benachbarten Symbol. In dem schwer faßbaren Etwas scheint Grimmelshausen aber bereits dem Stecher eine Aufgabe gestellt zu haben, die über das Vermögen der Bildkunst hinaus geht. Geschah es mit Absicht? Hat er vom Griffel verlangt, das Unbeschreibliche zustande zu bringen, weil ihm so viel an seiner Entelechie-Idee lag? Nach völligem Klarwerden über die Vernunftidee, die seine Schöpfung gelenkt hatte, d. h. nach dem Erfinden des Baldanders-Symbols im Text, mußte es der Wunsch des Dichters sein, diesen Brennpunkt über allen auch im Bilderbuch festgehalten zu sehen. Dennoch frage ich auch hier mit Vorsicht: sollte das Etwas ein Symbol für den Baldanders von Buch VI, Kapitel 9 sein?[2])

Auch bei solchen Deutungen tut man nach Simplex' Vorbild am besten, weniger Gewicht auf die „neue Wissenschaft" zu legen als auf deren Anwendung. Nur die Tatsache ist für unsern Nachweis einer einheitlichen Vernunftidee im „S. S." unentbehrlich, daß Buch VI als unerläßlicher Bestandteil des Gesamtbildes mit in das zweite Bilderbuch aufgenommen worden ist. Die Hineinbeziehung ergibt sich aber in wünschenswerter Klarheit erst bei den übrigen beiden Veränderungen. Hier wählte Grimmelshausen sprechendere Symbole aus Buch VI. Sprechender auch sind sie für die leitende Idee. Denn die eben betrachteten wiederholen nebeneinander nur den Sinn der beiden Achtzeiler: alle Erscheinungen sind vergänglich, und daneben: in allen Veränderungen ist ein Bleibendes.

Die Andeutung der Stadt Soest (oder Hanau) im ersten Kupfer ist ersetzt durch eine Schlange, die einen Ring bildet. In diesem Zeichen erblickt man mit einiger Sicherheit die lerna malorum, deren Häupter Herkules mit Feuer ausbrennen mußte. Gegen die übliche Deutung als einfacher Ring spricht die lodernde Flamme. Das Juwel eines Ringes sähe anders aus und trüge vor allem keine

---

[1]) Vgl. auch die polarische Durchkomponierung der beiden Begegnungskapitel I, 6 und VI, 20, die in der Unterschrift zum Wahn-bilde für die Kindheitsszene noch nachzuklingen scheint. Die Erzählung läßt z. B. dort den Ankömmling, hier einen der Einsiedler ohnmächtig werden. Die Gegenübersetzung vom Toren und Klugen in der Bildunterschrift für I, 6 findet ihren tieferen Sinn erst aus der Übersicht über die Gesamtfabel des „S. S.".

[2]) Grimmelshausen läßt uns damit absichtlich oder unabsichtlich ein Gegenstück zur spielerischen Unterhaltung und Quälerei des ungelösten Sammelsuriums Baldanders erleben, nur mit dem Unterschied, daß es schwerlich je an solchem Objekt zum Abschluß kommen wird. Im ersten Bilderbuch findet sich an der Stelle des fraglichen Symbols rechts (in polarischer Gegenüberstellung zu einer Biene links) eine Darstellung, die ohne weiteres an ein dem Menschen widerliches Insekt erinnert, sei es eine Spinne, eine Laus oder schalkhaft — ein Vertreter der undankbaren Sippschaft der Flöhe, die den Jupiter so „schröcklich tribulirt" hatten (s. III, 6). Ohne besonderen Verlust für die Vernunftidee konnte dieser Platz im zweiten Bilderbuch wichtiger Gewordenen eingeräumt werden.

Es ist nicht notwendig, daselbst eine Baldanders-Darstellung zu erkennen, weil man sie für die eigene These dort braucht. Das Umgekehrte kann statthaben. Ehe ich auch nur von ferne an das Ungeheuerliche eines bildhaften Andeutungsversuches der Stelle VI, 9 dachte, kam mir unter der Lupe aus dem Gebilde als erste greifbare forma ein Zweig mit zwei Blättern entgegen. Bei immer wiederholter Betrachtung bot sich, losgelöst von diesem, links unter ihm die Form einer halberschlossenen Blume dar. Sie wurde von mir als Einbildung wieder fahren gelassen. Und erst bei der Abschrift der Baldandersverwandlung für die vorliegenden Ausführungen kam der Gedanke an ein Baldandersymbol.

Zutat an der Innenseite. Die lerna malorum wird im Buch VI, Kapitel 2, dreimal genannt: als Lucifers liebstes Gewächs, als Gefolgschaft des Krieges, als Wille und Wunsch des Teufels, „daß die Menschen so wohl in ihrem zeitlichen Leben in lauter Unglück, als nach ihrem Hinsterben in ewiger Qual seyn sollen". Den versammelten Höllengeistern wird noch einmal VI, 3 aufgerupft, „daß durch ihre Saumsal lerna malorum Europam raumen müssen". Unterm Gesichtspunkt der regierenden Bildungsidee erinnert das Symbol der lerna malorum an die Feinde ruhiger Bildung. Ihr droht wie noch zuletzt den Einsiedlern der Insel Gefahr von außen her.

Unverkennbar ist der Ersatz des Baseler Flußschiffes (mit lateinischem Segel und breiter Steuerplanke) durch ein seefahrendes (mit mehreren Masten und hohem Heck). Zwei Wahn-Bilder bestätigen diese Festlegungen; vgl. für jenes das Bild zu IV, 10, für dieses das zu VI, 26. Das Titelkupfer der Ausgabe III setzt also als Gegenpol zum massigen Diebsturm den innerhalb der sakralen Komposition endgültigen Schiffbruch VI, 19. Damit verlor absichtslos die Polarität an Kompliziertheit. Durchsichtig stellt sich in der Diagonale des zweiten Kupfers die Annäherung von Anfang und Ende des simplizianischen Weltlebens dar. Aber eben nur soweit der Held Exempel der Bildungsidee ist. Wir erinnern noch einmal an unser Gleichnis vom mittelalterlichen Dom. Echtes Leben, das deuten nunmehr diese Pole an, kann nicht ohne göttliche Hilfe gewonnen und erhalten werden.

*

Immer sichtbarer schält sich als Kern der ursprünglichen Gesamtschöpfung Grimmelshausens ein Beitrag zum uralten Kampf mit dem Problem des Lebens heraus. Wir haben nun noch nachzuweisen, daß nicht nur das Titelkupfer, sondern auch das Werk selbst viel sorgfältiger nach einer Bildungsidee durchkomponiert ist, als es nach den bisherigen Analysen den Anschein hat.

Bis zum 4. Kapitel im Buch II heißt der unmündige Held des Romans nur Simplicius. Er erfährt bis dort eine Art Abrichtung beim Knan, Erziehung durch den väterlichen Einsiedler, Belehrung unter verschiedenen Menschen. Er gibt denn auch eine Weile noch angelernte Weisheit zum besten, die als solche bei dem Knaben unecht wirkt. Kurz, Simplicius ist bis zu jenem Kapitel ein nur von außen regiertes Objekt, noch ohne wirksame Maxime einer organischen Bildung. Der Held des Bildungsromans Simplicius Simplicissimus tritt erst auf den Schauplatz durch die Narrentrillung Buch II, 5—8. In II, 6 heißt es ausdrücklich: „Damals fing ich erst an, in mich selbst zu gehen und auf mein Bestes zu gedencken."

Zunächst wird der Leser sich hüten, diese Worte gedankenschwerer zu nehmen, als sie vielleicht gemeint sind. Wichtiger erscheint der Umstand, sie an einem Wendepunkt zu finden, der äußerlich so scharf durch das einfache Mittel der eigentlichen Namengebung des Helden hervortritt: in II, 4 wurde aus Simplicius der Simplicius Simplicissimus, und alsbald beginnt die Narrenmachung. Hier (II, 8) ist auch die wiederholt erwähnte Stelle, der wir die Gestaltung des Titelkupfers zu verdanken glauben. Rückblickend mit der geklärten Erkenntnis des Buches VI enthält die Stelle samt der ganzen Episode mehr für uns. Die ganze Narrentrillung, wie sie von den beiden Reden des Pfarrers II, 5 und II, 8 eingerahmt wird, spricht uns wie eine unbewußte oder bewußte prologische Vorwegnahme des Ganges an, den der Roman nimmt. Und in dem Stichworte für das

Titelkupfer: „Bilde dir ein, als ob du gleich dem Phönix vom Unverſtande ſeines Verſtand durchs Feur, und alſo zu einem neuen menſchlichen Leben aus-

Titelkupfer der Ausgabe III.

geboren worden ſeyſt“, in dieſem Stichworte hätten wir in nuce das Lebensexempel zur menſch-biologiſchen Bildungsidee Grimmelshauſens.

Zutat
mal g Schon danach ist keine leichte Lebensauffassung die Mutter des Helden,
Wille wenig eine weltabgewandt frömmelnde. Bis Grimmelshausen an seinem
Leben n künstlerischen Erlebnis des fertiggestellten Buches I—V wuchs, spricht
Den ünglich die robuste Natürlichkeit eines gutherzig veranlagten Kindes des
ih..gen Krieges aus ihm. Das nur scheint auch im „Prolog" zunächst als Programm dem Dichter vorgeschwebt zu haben. Den Adel des eigenen Einsiedlertums, das, unsichtbar fern dem treugenden Wahn, bisher noch jeden Weisen ausgezeichnet hat, gibt Grimmelshausen erst dem weise gewordenen S. S. im Buch VI. Drum bleibt dieser Adel der eigentlichen Bildungsidee noch aus bei den programmatischen Worten des Pfarrers II, 5:

„Morgen must du in die jenige Schule, darinn du deine Vernunfft verlernen solt; in derselben wird man dich ohne Zweiffel so greulich trillen, daß du, wenn anders Gott und natürliche Mittel solches nicht verhindern, ohn Zweiffel zu einem Phantasten werden must ... Und wann man dich in dieser verfluchten Chur haben wird, so achte und glaube nicht alles, was man dich überreden will, und stelle dich doch, als wenn du alles glaubtest ... Wenn du aber den Straus und das Narrenkleid anhaben wirst, so komm wieder zu mir, damit ich deiner mit fernerem Rath pflegen möge[1])."

Obgleich Simplex alle Mahnungen des Pfarrers programmäßig befolgt, behält das Bild des Pfarrers die sachliche Kühle, welche es unter allen Personen auszeichnet, die unmittelbar an Simplicissimus Bildung arbeiten. Trotz der Phönixrede II, 8 verrät gerade dies Kapitel eine besondere künstlerische Lieblosigkeit gegen den geistlichen Retter. Grimmelshausen empfand selten die Hinderung zur Auskramung von Buchgelehrsamkeit; die Lust am bloßen Feuerwerk der Belesenheit wirkt aber unterm bedeutsamen Eindruck der Funktion des Kapitels am Pfarrer besonders störend, zumal der störende Eindruck an der Person des Pfarrers hängen bleibt, statt wie sonst am Autor. Will man nicht geradezu von einem Mangel seelischer Einfühlung des Dichters an dieser Stelle reden, so prägt sich ein aus dem Leben entnommener kühler Abstand zwischen dem Dichter und dieser Gestalt auch in der Verschwommenheit der Gefühle aus, die Grimmelshausen daselbst dem geretteten Knaben seinem Erretter gegenüber zuerteilt.

Für die Linie des Romans ist das nicht gleichgültig geblieben. Vor allem im „Prolog" und trotz oder wegen der engen Beziehung zum Vater-Einsiedler bleibt der Geistliche eine künstlerische Rechenfigur, die nicht die Liebe des Menschenbeobachters geschaffen hat. Man vergleiche demgegenüber, wie solche Schöpferliebe selbst die Gestalt eines Olivier durchglüht. Die Bildungsidee Grimmelshausens geizt nach vollsaftiger Lebensbildung. Daher gilt im Text I—V dasselbe wie im Prolog: mit der bloßen Form der Frömmigkeit weiß der Dichter menschlich nichts Rechtes anzufangen, aber er stellt ihr Bild kunstökonomisch in den Dienst

[1]) Ohne den letzten Rat des Pfarrers laufen dessen Worte doch nur auf Weltüberlistung hinaus. Viel anderes als Einspännigkeit lenkt aber auch nicht die Schritte des Einsiedlers der Hohen Moß am Schluß von Buch V. Das Regierende bleibt an beiden Stellen jenes Prinzip der Umbildung und Veränderung, deren man in Geduld warten müsse. Nur scheint die Aufnahme von Buch I—V seitens seiner Leser dem Dichter schon im ersten Jahr gezeigt zu haben, daß er sich nicht klar genug ausgedrückt hatte. Die Leidenschaftlichkeit der Vorrede VI, 1 schiebt die ganze Schuld am Mißverständnis dem Leser zu und bezeugt des Dichters Mißachtung dem, der sich lässet „der Hülsen genügen und achtet der Kern nicht". In merkwürdig symbolische Form kleidet Grimmelshausen diese Stellung zum Leser späterhin. Das Erdbeben VI, 25, das dem unvernünftigen Schiffsvolk zur Warnung dienen soll, erregte sicherlich S. S. wohlmeinend durch ein großes Getöse (VI, 26) in seiner Höhle. VI, 25 schildert zugleich das alberne Gebaren derer, die an den Pflaumen „ihren Verstand verfressen hätten" und nun der Kerne (VI, 26) bedürften.

der vorschwebenden Idee innerlicher Selbstbestimmung. Damit ist meines Erachtens die Leichtherzigkeit der Wendung vom Nichtverharren als Einsiedler V, 24 ausreichend begründet[1]).

*

Die Selbstbestimmung des Simplex auch bei Begegnung phantastisch wildester Gegensätze ist der Kern der Narrentrillung. Ausdrücklich zieht S. S. aus ihr den Schluß (II, 7), „daß der grundgütige Gott einem jeden Menschen in seinem Stand, zu welchem er ihn beruffen, so viel Witz gebe und verleihe, als er zu seiner Selbst-Erhaltung vonnöthen." Den Leitgedanken des Ganzen, der im Bilderrätsel als eine ewige Bildungsidee ohne Festlegung auf ein bestimmtes Ziel uns entgegentrat, können wir im Programm des „Prologes" keinesfalls als einen theologischen erfassen. Um so entschiedener ist er ein teleologischer zu nennen. Wir stießen beständig auf die polarische Komposition, die sich über das Ganze hinzieht und in Brennpunkten überraschendster Art von Grimmelshausen hervorgehoben wurde. Das scheint sein ursprünglichstes Kompositionsmittel gewesen zu sein. Es wurde ihm von dem barocken Lebensgefühl seiner Zeit gereicht, das ganz analoge Gebilde von ungewöhnlicher Monumentalität auf architektonischem Gebiet hervorgebracht hat. Als streng befolgtes Gesetz hat die polarische Komposition das Entstehende aber nicht bloß vor chaotischer Auflösung bewahrt. Zur Seite ungemeiner Gestaltungsfähigkeit und unbehinderter Gestaltungslust zum Einzelnen hat die Polarität ihm auch die ungeheure Lebensspannung mitgegeben, die den Leser nicht aus dem Bann entläßt. Wie genau Grimmelshausen schließlich dies Gesetz dem Leser nahezuführen gesucht, haben wir als nachträgliche Leistung bereits gewürdigt.

Um aber die Lebensdynamik als den Nerv des Ganzen bloß zu legen, griff der Dichter noch zu einem andern Kunstmittel: zur immanenten Wiederholung in auffälliger Verzahnung. Ihm genügte die Schilderung nur flutenden Lebens nicht. Er suchte einen beständigen Sinn hinter dem Getriebe. Hätte er ihn nicht

---

[1]) Selbstverständlich konnte es auch dieser unheiligen Weltbibel, sollte sie anders lebensecht werden, nicht schlankhin an Pietät vor der Geistlichkeit fehlen. In das Bilderrebus der Ausgabe I diktierte Grimmelshausen die Mütze eines Domherrn (vgl. die entsprechende Zeichnung in Hans Holbeins „Bilder des Todes") als Gegenpol zur Narrenkappe. Merkwürdig, daß sie im zweiten Kupfer ersetzt wurde durch eine zweite Krone. Ohne tiefere Beziehung wäre das ein Pleonasmus. Der gewagte Gedanke, hier die Vertretung reiner Naturbildung im Rebus anzusprechen, gewinnt an Freundlichkeit, wenn für die Nebensetzung einer zweiten Krone die letzte Hälfte VI, 24 Veranlassung gegeben haben sollte. Dann würde die Veränderung eine neue Unterstreichung der idealen Schlußsetzung mit Buch VI bedeuten. Der Herr der „Creutz Insul", der allen glatten Bäumen wenigstens das I N R I des Himmlischen Königs eingegraben, sah die ganze reine Natur nun unter diesem Zeichen an (s. VI, 23). Die Andeutungen des Dichters Grimmelshausen, „lauter rätherisch und dunckele Oracula" lassen am Schluß mit denen seines Helden vermuten, „daß ihr Author kein Narr, sondern ein sinnreicher Poet insonderheit aber ein Gottseliger Christ" gewesen sein muß.

Das Briefflein des Einsiedlers I, 18 stellt dem Pfarrer wenigstens das Zeugnis aus: „er hat mir viel Gutes gethan". In VI, 1 bezeugt S. S. selbst ähnliches von der Geistlichkeit, freilich nur mittelbar und allgemein: Ursache der Unbeständigkeit seines angelesenen Einsiedlertums sei die mangelnde geistliche Leitung gewesen („weil ich keinem Geistlichen unterworffen, der meiner gepflegt und wargenommen hätte"). Von der Höhe frei bewußter Bildung in Buch VI kann der Dichter aber ebensowohl die geistliche Geschäftigkeit berufsmäßigen Seelenfangs, als auch die demütige Erkenntnis eines gelehrten und frommen „Siechen-Tröster" schildern. Jenes geschieht mit dem Meisterstrich des Schappacher Anerbietens (VI, 10) an S. S., durch ein „besseres" (geistliches) Zeugnis in den Geruch der Heiligkeit zu kommen; dieses dagegen mit dem feinen Zug (VI, 24), daß der Schiffsgeistliche den Ausspruch von der höchsten Weisheit tut, die dem Menschen möglich ist.

bereits im Leben selbst gefunden, an der inneren Zweckmäßigkeit seines Meisterwerkes hätte er auf ihn aufmerksam werden müssen. Denn wir wiederholen: ausgeklügelt konnten die Diagonalen nicht werden, die sich durch das Lebensbild S. S. in Buch I—V verfolgen lassen. Grimmelshausen las sie aus dem Leben ab und fand sie dort von Gott angelegt. Dann aber mußte alles Leben, das den Menschen kennzeichnet, zielvolle Höherbildung nach ewigen Gesetzen sein. Und damit war — am eigenen Schöpfungserlebnis — die ewige Bildungsidee des menschlichen Geistes gefunden. Angelegt war diese Idee tatsächlich bereits im ersten Wurf des Romans, im Buch I—V. Des Dichters Bildungsidee hat sich nicht geändert, sondern nur geläutert. Zu warnen ist vor der Verwechslung zweier Grimmelshausen: des Künstlers und des Pädagogen. Für die naiv-geniale Vereinigung beider zeugt Buch I—V, für den bewußten Bund zur Meisterschaft sprechen die letzten 19 Kapitel des VI. Buches. Für den energischen Willen zur Union nimmt die Vorrede VI, 1 das Wort. Anders ausgedrückt: der intuitiv schaffende Künstler schloß den Roman mit dem Buche V, er erlaubte aber sorglos dem ahnungsvollen Pädagogen in sich, wenigstens einen Vorbehalt zu machen, eben jenen Zweifel an der Beständigkeit und dem Wert angelesener Menschenbildung. Schließlich wünschen beide sie echt, Künstler wie Pädagoge. Das Exempel nicht nur lebenswahrer, sondern auch zielechter Bildung wurde darum noch einmal im Buch VI vom Pädagogen in Angriff genommen und bald unter dem Beistand des Künstlers gänzlich zur menschlich erreichbaren Höhe durchgeführt.

Wieder sehen wir den Fortschritt des Schöpfers mit seinem Schaffen an der Bildungsidee. Dem gefühlsmäßigen Bildungstheoretiker, dem allmählich eine solche auch vorm Auge aufgetaucht war, konnte keinerlei bestimmte Zielsetzung genügen. Das Leben, das dabei stehen bliebe, wäre Erstarrung. Dem Künstler in Grimmelshausen dagegen müßte die Rückkehr des Helden in das Spessarter Leben genehm sein. Und vom Künstler auch abgesehen: selbst die Verfertiger eines Amadisromans von 25 starken Oktavbänden hatten sich doch gezwungen gesehen, irgendwie einmal zum Ende zu kommen. Der Grimmelshausen der Ausgabe I sah offenbar nur die Wahl vor sich zwischen des Simplex leiblichem Tod oder jener häufiger zu beobachtenden Art weltlichen Endes des Helden. Er wählte das letztere, im Bewußtsein, eine runde Komposition damit zu geben, den Kern durch klare Verzahnung hervorgehoben, eine rätselhaft ihm zugewachsene Schöpfung durch das Titelkupferdiktat scharf durchleuchtet und seinem Gefühl für echte Lebensform deutlich genug durch lebenswahre Gestaltung Ausdruck gegeben zu haben. Der Leser seinerseits hätte nur aufzupassen.

*

Die Erfahrung des ersten Jahres scheint den Verfasser eines besseren belehrt zu haben. Vor allem aber, der Grimmelshausen von Buch VI war gewachsen. Er hatte an seinem Werk ein Zentrum gefunden. Er hatte jetzt auch die Meisterschaft erlangt, die der Poesie kommandierte, um die künstlerisch-statische und die pädagogisch-kinetische Tendenz zu vereinigen. Das Mittel dazu packte der Genius mit herzhaftem Griff in der eben aufgetauchten Robinsonade. Nun fand Simplicissimus außerhalb der Welt und doch als Lebender ein Ende.

In örtlicher Ferne und im sakralen Lichte des Ausbaus der Höhlenszene VI, 26 träumt deutsche Sehnsucht nach Gottseligkeit einen ihrer schönsten Träume. Wir können bedauern, daß Grimmelshausen es nicht mit dem Buch VI als Schluß bewenden ließ; allein wir wissen mit dem Dichter, daß (s. die „Nohtwendige

Vorrede" zur Ersten Continuation) „solche Gedancken in Warheit nichts anders als blosse Gedancken" sein können. Sittlich-religiöse Vollkommenheit, die da zwingt, sie „wie einen Abgott" zu verehren, gibt das Leben dem Menschen zur Aufgabe, nicht als Erfüllung.

Die höhere Maxime, die dadurch den Menschen als gottgewollte Inkarnation eines Werdens mit Bewußtsein erscheinen läßt, kann nur eine organische Höherbildung bezwecken. Sie führt sich selbst durch harte Gegensätze hindurch, um dem Leben höheren Sinn abzugewinnen. Dazu aber bedarf sie des klaren Bewußtseins von sich selbst. Mit den Worten des Prologs zu sprechen: sie bedarf der Geburt vom Unverstand zum Verstand (II, 8). In der kurzen aber um so gewichtigern Rechnungslegung über das verbrachte Leben V, 23 wird dies Prinzipium aller Menschenbildung genannt. Es ist „das Oraculum Apollinis" nosce te ipsum. Im Verein mit dem kurzen Hinweis im folgenden Kapitel auf den „Vatter seel." beim Zweifel über Simplex Bleiben deutet dies nosce te ipsum auf die berühmten Szenen beim Vater am Anfang des Romans. Damit bildet es die klarste und machtvollste Verzahnung für den Leitgedanken des Bildungsromans, für die Bildungsidee. Es macht durch sich allein die befremdliche Einfügung der „Vision" von Julus und Avarus VI, 5—8 verständlich. Die abermalige auffällige Apostrophe an den Leser VI, 5 scheint das unterstreichen zu wollen.

Wie war denn der „Vatter seel." heimgegangen? Vor der Auswerfung des Grabes I, 12 hatte er dem Knaben wenige Worte gesagt, die „durch das Nachdencken grössern Nutzen schaffen, als ein langer Sermon, den man ausdrücklich verstanden hat und bald wieder zu vergessen pfleget". Am „Adieu Welt" V, 24 haben wir das Gegen- und zugleich Beweisstück dazu. Die Worte des Vaters, die gemeint sind, enthalten in Übersetzung und kindlich verständlicher Auslegung das nosce te ipsum.

„Folge an statt deines unnützen Geschreys meinen letzten Worten, welche seynd, daß du dich jelänger jemehr selbst erkennen solleſt, und wenn du gleich so alt als Methusalem würdeſt, so laß solche Übung nicht aus dem Hertzen, dann daß die meisten Menschen verdammt werden, ist die Ursache, daß sie nicht gewust haben, was sie geweſen, und was sie werden können, oder werden müſſen."

Weiter riet der Einsiedel ihm getreulich, sich vor böser Gesellschaft zu hüten. Und endlich ein drittes (alle drei gehören aber psychologisch zusammen): „ . . . vor allen Dingen bleib standhafftig . ." Dem Dichter war diese dreieinige Lebensmaxime so wichtig, daß er das von tiefem Erleben volle 12. Kapitel des I. Buches mit Reflexionen unterbricht und noch einmal mit eigenen Worten wiederholt: „dieſe drey Stücke, sich selbst erkennen, böse Gesellschaft meiden und beständig verbleiben."

So lautete die Anlage der simplicianischen Bildungsidee. Sie wuchs sich aus zum Testament der Weisheit, als Simplicissimus der Greis erfüllt, was der Knabe Simplex erfahren. Im Roman Buch I—VI bildete sich Simplicissimus an ihr zu der Fülle hinauf, die ihn „als eine freye Person, die niemand unterworffen" (VI, 26) höchste Menschenwürde offenbaren läßt. Das Schiffsvolk verehrt ihn „wie einen Abgott", und wir gestehen mit Jean Corneliſſen (VI, 27): „Seine Conversation war sehr holdselig."

Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die Felßeckerschen Verlagsunternehmungen.

Von Hertha v. Ziegesar in Berlin.

Bekanntlich haben die drei Gesamtausgaben, die die Nürnberger Verlagsfirma Felßecker in den Jahren 1683—1684, 1685—1699 und 1713 von den Werken des H. J. Christoph von Grimmelshausen veranstalteten, alles was sich auf die Kalenderschriftstellerei des Simplicissimusdichters bezieht, unberücksichtigt gelassen. Weder der „Ewigwährende Calender" noch die in den Simplicissimusausgaben D und J überlieferten drei Kontinuationen haben Aufnahme gefunden. Nichtsdestoweniger unterliegt die Autorschaft Grimmelshausens für die eben genannten Schriften keinem Zweifel, und nur die Frage hat noch Berechtigung, ob sich Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller auf die Abfassung des „Ewigwährenden Calenders", eines Werkes, auf das er mit offenkundigem Stolz blickte, beschränkt hat, oder ob ihm eine weitere Tätigkeit als Kalendermacher zukommt. Auf die sehr deutlichen Fingerzeige zur Stütze einer solchen Vermutung, die die drei Kontinuationen enthalten, hat R. M. Werner (Studien zur vergl. Lit.-Gesch. VIII, 106 ff.) hingewiesen. Doch soll ihre Analyse an anderer Stelle erfolgen. Und wir gehen gleich in medias res.

In seinen Annalen (II, S. 396) bringt Weller folgende Angabe: „Simplicii Simplicissimi Glücklicher und notabler europäischer Wunder-Geschichten-Calender auf 1672 und 1675." Er hat aber weder Erscheinungsort noch Verleger hinzugefügt, auch über die Quelle, aus der er diesen Titel schöpfte, gibt er keinen Hinweis; jedenfalls wird er die zitierten Werke nicht aus eigener Anschauung gekannt haben.

Anläßlich seines Aufsatzes „Zur Geschichte der Simpliziaden" (Ztsch. für Bücherfreunde N. F. IV, 2, 1913) hat Rausse sich bemüht, Näheres über diesen von Weller angeführten „Wunder-Geschichts-Calender" zu erfahren. Doch das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken vermochte ihm 1910 keinerlei Auskunft darüber zu geben. Er mußte daher die Frage offen lassen, ob dieser Kalender, der sich als ein Werk des Simplicius Simplicissimus ausgibt, mit dem Dichter des Simplizissimusromans etwas zu tun habe, desgleichen ob ein oder mehrere Werke — die beiden Auflagen des „Ewigwährenden Calenders" von 1670 und 1671 mögen Rausse zu dieser Vermutung geführt haben — unter dem Wellerschen Zitat zu verstehen seien. Dann hat Borcherdt[1]) Werners oben erwähnte Vermutung über die ursprüngliche Bestimmung der Kontinuationen aufgenommen und nennt als Titel des in Betracht kommenden Werkes einen bei Felßecker in Nürnberg erschienenen „Simplicianischen Wunder-Geschichten-Calender" ohne Angabe, wo und in welcher Anzahl Jahrgänge dieses Kalenders enthalten sind und ohne die Frage der Autorschaft Grimmelshausens zu erörtern. Wie mir scheint, sind es die im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Jahrgänge dieses Kalenders, die ihm bekannt sind. Außerdem besitzen noch einige andere süddeutsche

[1]) Vgl. H. H. Borcherdt, Die ersten Ausgaben des Simplizissimusromans. München 1921. S. 40 und S. 50 Anm. 19. — Ferner Borcherdt, Grimmelshausens Werke, 1921. Einleit. S. 59 IV, 514. — Beide Arbeiten Borcherdts waren mir erst zugänglich, als die vorliegende Arbeit fast fertig war.

Bibliotheken Jahrgänge eines „Europäischen", beziehungsweise „Simplicianischen Wunder-Geschichten-Calenders", woraus wir zunächst Klarheit über die Natur des zuerst bei Weller erwähnten Werkes erhalten.

Der Wunder-Geschichten-Kalender ist ein Vertreter jener im 17. Jahrhundert bei der breiten Masse des Volkes so beliebten Jahreskalender, von denen manche über viele Jahrzehnte eine Fortsetzung erfahren haben. Das erste Auftreten dieser dünnen Quarthefthen fällt in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Ihr anfangs bescheidener Titel „Schreibkalender" oder „Almanach" wird allmählich dem Zeitgeschmacke entsprechend bombastisch aufgeschwellt. In ihrer Einrichtung zeigen sie eine auffallende Übereinstimmung durch ganz Deutschland. Dem eigentlichen Kalenderteil der die Monatstage, Heiligenverzeichnisse, die Aspekten und alle möglichen Angaben über an gewissen Tagen vorzunehmende, beziehungsweise zu unterlassende Verrichtungen enthält, wird ein Anhang mit eigenem Titelblatt beigefügt, der sich als „Prognosticum Astrologicum", „Große Practica", „Großes astrologisches Jahrbuch" o. dgl. ausgibt. (Die letztere Bezeichnung ist dem „Europäischen Wunder-Geschichten-Calender" eigen.) Wie der Name schon andeutet, diente dieser Anhang hauptsächlich zur Aufnahme der astrologischen Afterweisheit, die ein rechter Kalendermacher, wenn er Erfolg haben wollte, seinen Lesern auftischen mußte. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts schon wurde es Sitte, teils belehrende, teils unterhaltende Stoffe in die Kalender aufzunehmen, wodurch der Kalender zu einer begehrten Volkslektüre wurde, dessen Nachkommen sich noch heute einer großen Beliebtheit erfreuen[1]).

Unter den mir bekannt gewordenen Jahrgängen des „Europäischen Wunder-Geschichten-Calenders" befinden sich nun 4 Jahrgänge, die zu Lebzeiten des Simplizissimusdichters erschienen sind, und obendrein noch bei demselben Nürnberger Verleger Felßecker, dessen Name mit dem Grimmelshausens für den Grimmelshausen-Forscher eine untrennbare Verbindung bildet. Bekanntlich ist auch der „Ewigwährende Calender" im Felßeckerschen Verlag erschienen, aber bei beiden Auflagen wurde eine auswärtige Druckerei in Anspruch genommen. Anders verhält es sich bei den einjährigen Simplizianischen Kalendern. Bei ihnen erfolgte auch der Druck in der Felßeckerschen Offizin laut des Druckvermerkes des astrologischen Jahrganges: „Nürnberg. Gedruckt und zu finden bei Wolff Eberhard Felßecker"[2]).

Um nun die nötige Basis für spätere Erörterungen zu gewinnen, beabsichtige ich hier eine eingehende Beschreibung derjenigen Jahrgänge des „Wunder-Geschichten-Calenders" zu geben, die etwa als Arbeiten Grimmelshausens in Betracht kommen können. Die Verarbeitung des Materials muß dagegen einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben. Allerdings hoffe ich den Beweis für die Autorschaft Grimmelshausens schon hier liefern zu können. Ich möchte nun noch hinzufügen, daß meine Anmerkungen vielfach von der Voraussetzung ausgehen werden, daß dieser Nachweis bereits erfolgt ist.

Die Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg verwahrt unter ihren reichen Beständen an alten Kalendern die Jahrgänge 1671, 1673 und 1675 des „Wunder-Geschichten-Calenders"; dazu kommt ein Jahrgang auf

[1]) Näheres über die Entwicklung des Kalenders s. Wilhelm Uhl, Unser Kalender in seiner Entwicklung von den ältesten Anfängen bis heute. Paderborn. 1893.

[2]) Daß auch der Kalenderteil in der Felßeckerschen Offizin gedruckt wurde, beweisen diesbezügliche Angaben bei andern Felßeckerschen Kalendern. (Vgl. S. 62. Freymunds Geschichtskalender.)

1672[1]), der sich im Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek befindet. Vollständig erhalten sind nur die Jahrgänge auf 1672 und 1675, also genau die von Weller zitierten, und zwar lautet der Titel 1672 „Europäische Wunder-Geschichten-Calender", dagegen 1675 „Simplicianischer Wunder-Geschichten-Calender". Bei den beiden anderen Jahrgängen fehlt leider der eigentliche Kalenderteil und damit auch der als Deckel dienende Kupferstich oder Holzschnitt. Ich wähle daher den Jahrgang 1672 als Typus des „Wunder-Geschichten-Calenders" und lasse später die Abweichungen der anderen Jahrgänge folgen. Das Titelkupfer von 1672 ist eine entstellende Nachahmung des bekannten Kupfers von Grimmelshausens „Ewigwährendem Calender", dessen eingehende Beschreibung sich bei Kurz, Simplizianische Schriften, 4. Teil, Einleitung S. VII ff. befindet. Eine Reproduktion dieses Kupfers hat Scholte veranlaßt in seiner 1921 erschienenen Schrift „Zonagri Discurs von Waarsagern" (Amsterdam). Dieselbe Kupferplatte zu verwenden, verbot schon das etwas kleinere Format des „Wunder-Geschichten-Calenders".

Die meisten Jahreskalender des 17. Jahrhunderts sind von gleichem Quartformat wie der „Wunder-Geschichten-Calender", während der „Ewigwährende Calender" das Format des „Großquart" aufweist. Ferner machte der bedeutend längere Titel dieses Simplizianischen Jahreskalenders die Umwandlung des Titelbandes in eine Art Draperie nötig, die Raum genug für den Titel bot:

Glücklicher und Unglücklicher
Selzamer und Notabler
ganz neuer
Europäischer Wunder-Geschichten-
Calender
Vor Hohe und Niedere Burgers und
Bauren mitgeteilet
Von dem Weit und Breit bekannten
Simplicio Simplicissimo
zu finden bey Wolff Eberhard
Felßeckern.

Darüber befindet sich als Medaillon das Brustbild des Alten Simplicissimus und links und rechts die Bilder der Simplizianischen Familie in derselben Anordnung wie auf dem Kupfer des „Ewigwährenden Calenders". Das Simplizianische Wappen und seine Embleme, die beim „Ewigwährenden Calender" den Zwischenraum zwischen den Brustbildern des Knan, des Alten Simplicissimus und der Meuder ausfüllen, haben der Draperie weichen müssen. Die Embleme Schwert, Dreschflegel und Kalbskopf sind ganz in Wegfall gekommen, desgleichen ‚die obere Inschrift auf dem Schlangenleib: „Atque in sua per Vestigia Volvitur annus." Dagegen hat das Simplizianische Wappen mit den drei Masken seinen Platz unter dem Bild des Frommen Ursel erhalten und der Helm mit Kalbskopf unterhalb dem des Jungen Simplicissimus. Die Inschriften links und rechts auf dem Schlangenleib sind vertauscht. Die Figuren innerhalb des Schlangenleibes sind sehr schlecht ausgeführt und entsprechen nur zum Teil denen des „Ewigwährenden Calenders". Einen bemerkenswerten Zusatz gegenüber dem Kupfer des „Ewigwährenden Calenders" bilden drei Masken ähnlich denen auf dem Kupfer der Simplicissimusausgaben. Zwei von diesen Masken befinden sich oberhalb und die dritte unterhalb des untersten Spruchbandes. („Es tadel wer da will, wir haben dran gemacht / Was Simplicissimus zusammen hier gebracht.") Noch interessanter erscheint mir

[1]) Die Kenntnis des Frankfurter Exemplars verdanke ich meinem hochverehrten Lehrer und Anreger dieser Arbeit Herrn Prof. Dr. J. Petersen, Berlin.

die folgende Abweichung. Die in der Mitte aufgestapelten Kalenderbände, auf die der Junge Simplicissimus mit der Rechten hinweist, tragen statt des neutralen „Calender" nun folgende Aufschriften von oben nach unten gelesen; „Helden Cal." „Haus und Ehe Cal." „Geschichts Cal." „Kunst und Handwerk". Wie wir später sehen werden, sind es die Titel von vier im Verlage Felßecker erscheinenden Jahreskalendern [1]).

Ich komme nun zum Titelblatt. Es enthält die „Zuschrifft" des Simplicissimus:

„Denen in der weiten und breiten Welt / insonderheit in Europa sich [rot]
allenthalben befindenden und continuirlich aufhaltenden
Simplicissimis, oder allereinfältigsten / [rot]
so wol Manns- als Weibs-Personen / so wol Hohen als
Niedern / wie auch Burgern und Bauren / ec.
Meinen hochgeliebten Brüdern / Schwestern und angenehmsten [rot]
Freunden und Mit-Genossen / übergibt in wolmeinender Einfalt und Simplicität
Seine zum dritten mal einfältige / nach der Astronomie wol approbirte Calender Arbeit mit
Wünschung eines von Gott gesegneten neuen Jahrs / und aller ersprießlichen
Seelen- und Leibes-Wolfahrt / der wolbekannte doch aufrichtige
Simplicius Simplicissimus [rot]
Auf das Schaltjahr Jesu Christi, 1672.

Unter einem Strich folgen darauf die Angaben, die sich auf den Sonntagsbuchstaben und die Frist zwischen Weihnachten und Fastnacht nach dem alten und neuen Kalender beziehen und das Chronogramm, das das Jahr 1672 ergibt: SIMpLeX ꝯChre*IIt* / Das neVe Iahr / ꝯe*II*e ꝯreIꝯs ohn Gefahr.

Darunter links eine davoneilende Gestalt, in der Rechten ein aufgeschlagenes Buch, in der Linken einen Strick schwingend. Am rechten Fuß ist ein Flügel angebracht, der linke zieht an einer Kette eine Kugel nach. Rechts von der Figur folgender Vers:

Einfalt hat mir stets beliebt / und mir allzeit wolgefallen
Einfalt / wie ich hab gehört / ist auch angenehm euch allen.
Drumb kommt Einfalt jetzt zu Einfalt / und sucht bei Euch einen Platz.
Weil denn Einfalt ist und heisset unser allerliebster Schatz /
So nehmt / was ich Euch hier gieb / und was aus Einfalt ist beschrieben /
Auch aus Einfalt auf und an / von der Einfalt angetrieben /
Wünschend daß ihr mögt in Einfalt mit mir leben wol vergnügt /
Bis ihr endlich werdet innen / daß die Einfalt hat gesiegt,"

Schließlich folgt eine 4spaltige Erklärung der „Charakter und Zeichen dieses Kalenders". Die 1. Spalte bringt die Liste der 7 Planeten und ihrer Zeichen, die 2. erklärt die Zeichen für die Mondphasen und für einige sogenannte „Erwählungen" [2]), die 3. die Aspekten und die 4. wieder eine Reihe von „Erwählungen".

Dann beginnt der Kalenderteil. Je 2 Gegenseiten kommen auf einen Monat. Die Seite links vom Beschauer enthält 5 Spalten, von denen die 1. die Wochentage enthält, die 2. und 4. die Heiligentage nach dem alten und neuen Kalender. Die breiteste Kolumne ist mit einem bunten Gewirr von Kalenderzeichen teils schwarz, teils rot angefüllt, die die Aspekten, Wetter- und Gesundheitsregeln, Vorschriften für Aderlassen und andere Verrichtungen des täglichen Lebens angeben. Die 5. und letzte Spalte bringt unter der Überschrift „Fortsetzung deß

[1]) Unter den Kalendern, die Simplicius in der 1. Continuatio aufzählt, wird auch ein Hauß- und Ehe-, ein Helden- und ein Geschichts-Kalender erwähnt.

[2]) Vorschriften über Verrichtungen des täglichen Lebens.

ersten hundert kurtzweiliger und poßierlicher Schertz-Reden deß Abentheurlichen Simplicissimi" Simplizianische Apophthegmen, die numeriert aber nicht mit Überschriften versehen sind. Der vorliegende Jahrgang von 1672 enthält die Nummern 64—96. Sie werden unterbrochen von rotgedruckten gereimten Zwei- oder Vierzeilern, die mitten in den Text gesetzt werden. Als Beispiel gebe ich die erste Nummer des Jahrgangs 72, also Nummer 64:

„Simpliciſſimus hatte eine ſehr große Taſche / welche an dem Tiſche / da er zechte / ſo viel Raum fürnahm / daß ihme der Wirth doppelt anrechnete; als er (nun rotgedruckt dazwiſchen) Beſtändig ſchwebt / wenn Gott erhebt / Wer ſelbſten ſteigt / Wird bald geneigt (nun wieder ſchwarz weiter) das hörte / ſchob er ſie ganz voll / ſagend: muß ich für dich zahlen / ſo muſtu dich auch anfüllen."

Die Seite rechts vom Beschauer hat eine obere Randleiste, die wieder eine „Scherzrede" enthält und rechts davon ein Monatsbildchen. Darunter folgt dann eine fortlaufende Erzählung, und zwar so, daß immer noch etwa die Hälfte der Seite für Notizen des Kalenderbesitzers frei bleibt. Die Kalendererzählung, die der Jahrgang 1672 in seinem kalendarischen Teil enthält, ist nun die dritte der drei aus den Simplicissimusausgaben D und J bekannten Kontinuationen. Voran geht eine Vorrede, die bei D und J fehlt. Ich setze sie darum hieher:

„Simplicianiſcher Wundergeſchichten dritte Vorſtellung.

Nohtwendige Vorrede an den günſtigen Leſer / wie auch an alle liebwehrte / mir ſehr angenehme Lands-Leute.

Hochgeehrte / großgünſtige Leſer / freundliche / geneigte / und geehrte liebe Lands-Leute! daß dero Gunſtgewogenheit gegen mir ſtetigs in ihrem Eſſe und ſonderlichem Aufnahmen geblieben / habe ich inſonderheit aus dieſem verſpühret / daß ſie nicht allein meine hin und wieder in den Druck gegebene zur müßigen Zeitvertreibung willfährigſt mitgeteilte Tractätlein ſo freundlich und begierig aufgenommen / ſondern auch noch über das meine zweijährige Calender-Arbeit / darauf ich ohne Ruhm zu melden / nicht wenig Zeit ihnen zu dienen gewendet / ihnen großgünſtig gefallen laſſe / thäte ich alſo billich gros unrecht / und wäre rechtmäſſiger Straffe würdig / wo ich ſolch mein angefangenes Werk nicht fort machte / und ferner mit meinen wiewol ſchlechten Gaben aufwärtig vor ihnen erſchiene. Wie ich dann anjetzo ſolches blos und allein ihnen zu gefallen werkſtellig mache / und in dieſer dritten Vorſtellung meine Simplicianiſchen Begebenheiten ihnen, wo ichs vor einem Jahr gelaſſen / mittheile; Hoffend / wan ſie mit mir eines Humors ſein / es werde dieſe meine Arbeit bey ihnen keine Zueignung bedürffen / ſondern ſie alſo geneigtwillig von ihnen willkommen geheißen werden / als geneigtwillig ſie von mir zu Papier gebracht worden. Befehle mich indeſſen Ihr hochgeneigten Leſer / und großgünſtige Lands-Leute! in eure ſtets beharrliche Gunſt / und verbleibe / ſo lange ich Simplex heiße / euer Diener."

Darauf folgt die 3. Continuatio, die bis auf Geringfügigkeiten mit dem von Kurz gelieferten Text übereinstimmt. Daran anschließend:

„Anſtatt einer Simplex-Zugab Folget ein ausführlicher Bericht was ſich in dem jüngſt verfloſſenen 1670 und 1671. Jahre merkwürdiges und notables in ganz Europa hin und her zugetragen aus ſelbſt eigner Erfahrung aufgezeichnet und / in dieſe zierliche Reime-Art gebracht von Simplicio Simpliciſſimo."

Der Inhalt der 14 in Knüttelversen abgefaßten Strophen bezieht sich auf allerhand Schreckensnachrichten und Wunderbegebenheiten. Darauf folgt als Schlußwort: „Der geneigte Leſer gehabe ſich wol und nehme ſo vorlieb / ins künftig ein Mehres."

Wir sind damit am Ende des kalendarischen Teils angelangt und kommen nun zum astrologischen Anhang. Es sei hier gleich bemerkt, daß das Titelblatt bei sämtlichen Jahrgängen von 1671, 1072, 1673 und 1675 bis auf die Angaben über Jahreszahl und Erscheinungsnummer und Chronogramm übereinstimmt. Der Titel des Jahrbuchs lautet:

Grosses Astrologisches Jahrbuch
über den
Glücklicher und unglücklicher /seltzamer und
notabler / gantz neuer Europäischer
Wunder-Geschichten-Calender

Darinnen auf das Grundrichtigste die gewissesten Witterungs-Eigenschaften / nebenst andern nohtwendigen Dingen dem geneigten Leser klar und deutlich gezeigt und vor Augen gemahlet werden. Davon auch über das zu wahrer Belustigung und Erweckung lieblicher Annehmlichkeiten etliche rare und sehr nützliche Geschichts-Erzählungen mit hochteutschen Versen hin und wieder gezieret / mit sonderem Fleiß beygefüget zu finden;

Nunmehro zum Andernmal[1]) zur lustigen Zeitvertreibung mitgeteilet auf das Schalt-Jahr nach der Geburt unsers Herrn und Heilands Jesu Christi M, DC. LXXIII. (1672).

Darunter in der Mitte das Bildnis eines Einfaltspinsels in Hoftracht und rechts und links Verse.

Links:

Seh ich gleich einfältig aus /
Weiß ich doch ganz bund und kraus
Meine Sachen anzubringen;
Ja ich pflege den zu zwingen
Der mich nur einmahl ansieht /
Mir zu schenken Gnad und Güt.

Rechts:

Wer sich toll will an mich machen /
Der geb acht auf seine Sachen /
Kommt er unbeschimpft vō mir /
Ey so dank er Mir dafür
Und pflegt Mich hinfort zu ehren /
So will ich sein Lob vermehren.

Darunter:

„Von dem wegen seiner wunderlichen Glückes- und Unglücksfäll weit und breit bekannten Simplicio Simplicissimo."

Dann folgt dasselbe Chronogramm wie auf dem Titelblatt zum kalendarischen Teil und die Angabe:

„In Nürnberg / gedruckt und zu finden / bey Wolff Eberhard Felßecker."

Auf der Innenseite des Titelblattes beginnt das astrologische Jahrbuch mit einem „Vortrab" des Verfassers an den „Hochgeneigten und geschichtliebenden Leser", worin die Fortsetzung der Kalenderarbeit mit der bereitwilligen Aufnahme, die der Kalender bei den „lieben Lands-Leuten" gefunden hat, begründet wird. Der Kalenderstoff ist auf 9 ungleiche Kapitel verteilt: 1. Kapitel Von dem Winter, 2. Kapitel Von dem Frühling, 3. Kapitel Vom Sommer, 4. Kapitel Vom Herbst, 5. Kapitel Von den 12 Monaten und ihrer Witterung, 6. Kapitel Von den Finsternissen des betreffenden Jahres, 7. Kapitel Vom Krieg und anderen Welthändel, 8. Kapitel Von Seuchen und Krankheiten, 9. Kapitel Von Fruchtbarkeit der Erdgewächse. Das 5. Kapitel nimmt den weitaus größten Raum in Anspruch, und hier haben die auf dem Titelblatt verheißenen „Geschichtserzählungen" ihren Platz gefunden. Den Eingang der vier ersten Kapitel und im 5. Kapitel jede Monatsbetrachtung ziert ein „hochteutscher Vers".

[1]) Offenbar ein Druckfehler. Schon auf dem „Jahrbuch" von 1671 heißt es „zum Andernmal". Die „Zuschrift" (S. 53) zählt dagegen richtig: zum drittenmal".

Durch eine geschickte Einkleidung, die im Gegensatz zu andern Kalendern dem „Europäischen Wunder-Geschichten-Calender" durchaus eigen ist, ist das Kalendarische mit dem Unterhaltungsstoff in Verbindung gebracht. Das Jahrbuch oder vielmehr der Kalender kommt durch gemeinsame Arbeit des Alten Simplicissimus und seiner Freunde zustande, die „gesprächsweise" den Kalender vor unsern Augen entstehen lassen. Der Alte Simplicissimus verteilt die Rollen, und jeder der Anwesenden hat seinen Beitrag zu liefern. Dies wiederholt sich in allen 4 Jahrgängen. Nur der Ort der Versammlung dieser „vortrefflichen Gesellschaft" ist jedesmal ein anderer. Im Jahrbuch auf 1671 trifft Simplicissimus mit einem dritten Buch unterm Arm, „das von astrologischen Witterungen, Constellationen, Himmelsfiguren, Monatlichen Begebenheiten und sonsten anders" handelt auf zwei Bekannte, den Kaufmann Politicus und den Studenten Musophilus. Wegen seines ungeheuerlichen Bartes wird er erst nicht erkannt, und muß daher seinen Freunden ins Gedächtnis rufen, daß er der „wolbekanndte Simplicissimus" sei, „dessen in den Druk gegebenen Bücher so reissend hinweg gekäuffet" werden. Er teilt ihnen dann mit, daß er „sein ganzes Datum auf Kalenderschreiben geleget" habe und fordert sie zur Mitarbeit auf. Simplicissimus selbst übernimmt das Kalendarische, Musophilus hat die Verse zu dichten und Politicus verpflichtet sich am Schluß von jeder Monatsbetrachtung im 5. Kapitel je eine Geschichte zu erzählen. Er teilt sich in diese Aufgabe mit dem Wirt Schrepfeisen[1]), der mit dem nötigen Elixier versehen, den kleinen Kreis der Kalendermacher, die sich zu ihrer Arbeit „ins Grüne" gesetzt haben, erweitert. Im Jahrbuch auf 1672 wird die Kalendergesellschaft um zwei weitere Personen vermehrt. Der Junge Simplicissimus wird in die Geheimnisse der Kalendermacher eingeführt, um allmählich ganz die Rolle seines Vaters zu übernehmen. Die Geschichtenerzähler Politicus und Schrepfeisen finden eine Unterstützung in Simplicissimi „werthem Bruder", dem „weltberühmten Kugelmann" seines Zeichens Arzt, Quacksalber und Theriakskrämer. Der Ort der Versammlung ist ein Wirtshaus. Im Jahrgang auf 1673 ist die Situation wieder verändert und der Kreis der Teilnehmer abermals erweitert. Der Alte Simplicissimus ist schwach und liegt krank zu Bett. Von seinem Lager aus führt er zwar noch das Präsidium, aber die Hauptlast des Kalendermachers will er auf die kräftigen Schultern seines Sprößlings wälzen. „Jetzo wird er (der Kalender) die Kontinuation von meinem Sohn auf dem mein weniges Talent geerbet zu empfangen haben" verkündet er seinen Lesern. Zu den bekannten Figuren der vorhergehenden Jahrgänge kommen vier neue Personen hinzu, ebenfalls würdige Brüder des Erzschelms Simplicius Simplicissimus. Es sind Don Buscon, Gusmann, Gonella und etwas später Jan Perus, dagegen scheidet Freund Kugelmann wieder aus und tritt auch nicht wieder im Jahrgang auf 1675 auf[2]).

[1]) Die Figur des Wirtes Schrepfeisen verwertet Grimmelshausen später im Vogelnest I, Kap. 15. (Kurz III, 390 ff.) Es ist der Wirt, den Simplicissimus auf der Suche nach seinem Sohn, in die Lektüre des Keuschen Joseph und der Assenat vertieft, antrifft.

[2]) Zu diesen vier Gestalten sei folgendes bemerkt. Daß Grimmelshausen den Gusmann nicht nur gekannt, sondern auch benützt hat, ist eine geläufige Tatsache. Die Figur des Narren Gonella kannte Grimmelshausen aus der zeitgenössischen Schwanklektüre. Gonella ist eine historische Persönlichkeit. Über seine Lebenszeit herrschen zwar Meinungsverschiedenheiten, wahrscheinlich aber lebte er als lustiger Rat an den Höfen des Marchese Nicolo von Este, welcher bis zum Jahr 1441 regierte, und seines Sohnes, des Herzogs Borso von Ferrara, der im Jahr 1471 starb. Sein Name diente später als Träger lustiger Einfälle und Schwänke, welche beim italienischen Volk sehr beliebt waren. Sie wurden unter dem Titel Buffonerie del Gonella (Firenze 1568. 4.) gesammelt und mit anderen Schwanksammlungen wieder aufgelegt. (Vgl. Ersch und Gruber, Enzyclopädie I, 74, S. 8; Weiteres bei K. F. Flögel, Geschichte der Hofnarren S. 306 ff.) Auch

Jedes Mitglied dieser um Simplicissimi Lager versammelten „trefflichen Compagnie" liefert einen Beitrag in Form eines Schwankes, selbst der Junge Simplicissimus und der Dichter Musophilus müssen neben ihren sonstigen Obliegenheiten ihren Tribut nach dieser Richtung hin zahlen. Nach Beendigung der 9 Kapitel folgt ein Schlußvers, in dem der Verfasser sich seinem Publikum empfiehlt und darauf als „Zugabe" eine Aderlaß-Tafel, ein Verzeichnis für jeden Monatstag, wann das Aderlassen zu empfehlen oder wann es zu unterlassen sei[1]).

Wir betrachten nun den Kalender von 1675, der wie der Jahrgang auf 1672 vollständig erhalten ist. Als Deckblatt weist er einen Holzschnitt auf, der dem „Wunder-Geschichten-Calender" bei all seinen späteren Fortsetzungen, so weit sie sich verfolgen lassen, treu geblieben ist. Vom Kupfer des „Ewigwährenden Calenders" ist nur die sich in den Schwanz beißende Schlange und das Brustbild des alten Simplizissimus, das nun den Mittelpunkt des Ganzen bildet, geblieben. Um das Simplizianische Konterfei innerhalb des Schlangenleibes rahmen sich 12 Monatsbildchen mit dem Zeichen des Tierkreises. Der obere Teil des Schlangenleibes trägt den stark verkürzten Titel: „Simplicianischer Wunder-Geschichten-Calender." Links auf dem Schlangenleib befindet sich die Inschrift: „Das Jahr sich in sich selbst verläuft" und rechts: „Wo es anfängt hörts wieder auf[2])."

---

in den deutschen Schwankbüchern begegnet man hie und da einem an den Namen des Gonella gebundenen Schwank. Hier sei nur einer hervorgehoben, der für den Grimmelshausen-Forscher noch von besonderem Interesse ist. Unter den Schwänken des Hans Sachs (Goetze Nr. 554) befindet sich einer: „Gonella lehrt Wahrsagen." Es sind dabei dieselben Motive verwertet, die im 28. Kapitel des 1. Buches vom Simplicissimus „Einer lehret dem Simplicissimum auß Neid waarsagen" verarbeitet worden. Daß Grimmelshausen Hans Sachs kannte, ist natürlich sicher. Er bezeichnet ihn gerne als den „altfränkischen teutschen Hans Sachs". Ob aber Hans Sachs im vorliegenden Fall seine Quelle war, ist eine andere Frage.

Buscon ist der Held des Schelmenromans von Quevedo. Daß v. Bloedau ihn zu den Vorbildern des „Simplicissimus" rechnete, war wohl unbegründet, denn eine deutsche Übersetzung erschien erst im Jahr 1671: „Der abentheurl. Buscon, Eine Kurzweilige Geschichte, in span. Sprach erstlich beschrieben, anjetzo a. d. franz. ins Hochdeutsche übersetzt" [Frankfurt]. Grimmelshausen muß dieses Buch bald nach seinem Erscheinen kennen gelernt haben, da er 1672 (nämlich im Kalender auf 1673) die Figur des Buscon verwandte. Noch auffallender zeugt die im Jahrbuch auf 1673 auftretende Gestalt des Jan Perus dafür, in wie hohem Maße Grimmelshausen bezüglich von Neuerscheinungen auf dem Laufenden war. Die 1. Auflage des Romans (Berliner Staatsbibliothek) erschien im Jahr 1672: „Simplicianischer Jan Perus, dessen Geburt und Herkommen / kurzweiliger Lebens-Lauff / unterschiedliche Verheirathung, Rencke / Schwencke / Elend / Reise / Gefängnuß / Vorurtheil- und Bekehrung. Gedruckt im Jahr MDCLXXII." (o. O. 644 S. 12°.) Vgl. über diesen Roman den schon zitierten Aufsatz von Rausse, Zur Gesch. der Simpliziaden. Im „Wunder-Geschichten-Calender" auf 1675, bei dem die Verfasserschaft Grimmelshausens sich allerdings keineswegs mit Sicherheit nachweisen läßt, findet sich unter den „Scherzreden" eine interessante Stelle, die, falls dieser Jahrgang auch noch ein echter Grimmelshausen-Kalender sein sollte, ein Schlaglicht darauf wirft, mit welcher Kraft der Anschauung Grimmelshausen fremde Gestalten schaute und nachempfand, so daß er sie sich rasch zu eigen machen konnte. Nr. 84: „Simplex wenn er keine Gesellschaft hatte / nam seinen Stamm- und Reißbuch hervor / stellte einen Krug mit Bier darneben, suchte das Buch vom Anfang biß zu Ende durch / und so offt er einen guten Freund darinnen fande / sprach er: Ey das war auch ein gut Gesell! Der war mein guter Saufbruder; und trank einen guten Trunk auf dessen Gesundheit: biß er in dem Buch zu Ende kam, und mit seinen abwesenden Freunden einen guten Rausch getrunken."

[1]) Diese Aderlaßtafel findet sich in mehreren Kalendern des Felßeckerschen Verlages und dürfte wohl eine Zutat, die von seiten des Verlages geschah, sein. Es sei ferner darauf hingewiesen, daß dieselbe Aderlaßtafel sich auch im „Ewigwährenden Calender" befindet (S. 119, 6. Spalte). Hier hat sie aber wohl ihren Platz von Grimmelshausen selbst zugewiesen bekommen, der sie auch noch mit humorvollen Zusätzen versah.

[2]) Diese Inschrift hat Grimmelshausen dem Garzoni entlehnt. S. S. 75.

In den 4 Ecken lehnt je ein Füllhorn an dem Schlangenleib, das der Jahreszeit entsprechend mit Blumen, Feldfrüchten, Trauben und dürrem Holz gefüllt ist, und über jedem Füllhorn eine symbolische Gestalt, ein Kompositum aus je 3 Figuren des Tierkreises und dazu jedes Mal ein Spruchband: „ich erneue", „ich ernähre", „ich erfreue", „ich verzehre" und bei jeder Gestalt die astronomischen Zeichen von je 3 Bildern des Tierkreises. Die Figur links oben: ein Tierleib, halb Widder, halb Stier mit 2 Köpfen; rechts oben: der Hinterleib eines Krebses, der Vorderleib eines Löwen und ein Frauenkopf. Rechts unten: der Oberkörper eines Menschen mit Wage, Pfeil und Bogen, der Unterkörper der eines Wurmes. Ganz in der Ecke befindet sich hier noch ein angezapftes Fäßlein. Links unten: Eine stehende Gestalt mit behörntem Kopf, die einen Krug mit Wasser ausgießt, statt Beine hat sie Schwanzflossen eines Fisches.

Das Titelblatt des Jahrgangs 1675 stimmt mit dem von 1672 im ganzen überein. Es fehlt aber das Chronogramm. Der Kalender erscheint laut Zählung auf dem Titelblatt nun schon zum „Sechstenmal". Der Kalenderteil enthält „Simplicianischer Wundergeschichten 6. Vorstellung". Der Junge Simplicius hat jetzt das Wort[1]). Im Vorwort gibt er an, daß er seine Arbeit fortsetzen wolle, weil er es vorm Jahr versprochen habe:

„Mein Wort aber zu halten / hab ich mich auf meines guten alten redlichen und fast auf der Gruben gehenden Vaters getreues Anmahnen jederzeit befliſſen . . ."

Der Alte Simplicissimus lebt also noch. Die 6. Continuatio erzählt aber von den Abenteuern des Jungen Simplicissimus, was bereits im Jahrgang 1674 der Fall gewesen zu sein scheint. (Vgl. auch das Wort des Alten Simplicissimus im Jahrgang 1673, das auf S. 56 bereits angezogen wurde.)

Das Vorwort schließt:

„Der Anfang meiner Lebensbeschreibung war recht seltzam, der Fortgang wird noch seltzamer seyn / wie aus diesen hernachfolgenden Blättern zur Genüge wird erscheinen."

Ähnlich wie die 1. und 3. Kontinuation beginnt die 6. mit einer allgemeinen Redensart:

„Wer zum Unglück erschaffen / der kan doch auf keinen grünen Zweig sitzend bleiben / sondern ob er gleich eine Ehrenstaffel bißweilen erstiegen / wieder plötzlich herunter purzeln / u. wo nicht gar im Schlamm der Verachtung ertrinken."

Aus seiner „Holunkerey" ist der Junge Simplicissimus durch einen Herrn, der auf ihn aufmerksam geworden war, herausgerissen worden, in dessen Haus bekleidet er nun die Stelle eines Hofmeisters. Aber es dauert nicht lange, so bricht die pikarische Natur des Simplicissimus wieder durch. Er verstrickt sich in ein Liebesabenteuer, betrügt und bestiehlt seinen Herrn und landet schließlich bei den Seiltänzern und Springern[2]). Den Schluß des kalendarischen Teils bildet wieder eine gereimte „Zugab", deren Inhalt sich auf den holländisch-französischen Krieg von 1672 bis 1678 und auf andere aktuelle Wundererscheinungen bezieht. Wie der Jahrgang auf 1672 enthält auch der von 1675 eine Spalte mit Simpli-

[1]) Man beachte auch die große Rolle, die der Junge Simplicissimus schon im Vogelnest spielt, ferner, daß die Widmung des „Ewigwährenden Calenders" vom Jungen Simplicissimus unterzeichnet ist.

[2]) Ganz ähnliches wird vom Jan Perus erzählt, der auch von einem Herrn aufgenommen wird, der ihn zu seinem Sekretär macht, aber auch er versinkt bald wieder in die Sphäre der Betrüger und Gauner, aus denen er stammt.

zianischen Apophthegmen, nur sind die 4. und 5. Spalte vertauscht. Der Titel lautet: „Anderes hundert kurtzweiliger un possierlicher Scherzreden des Abentheuerl. Simplicissimi" Nr. 63—91.

Das Titelblatt des Astrologischen Jahrbuchs stimmt wieder mit dem von 1671, 1672 und 1673 überein, abgesehen von der geänderten Jahreszahl, der Nummer des Jahrgangs und dem Chronogramm. Letzteres gibt fälschlicherweise 1674 statt 1675.

Dieselbe Kalendergesellschaft wie im Jahrgang 1673 tritt wieder zusammen, nur mit dem Unterschied, daß die Leitung jetzt ganz in den Händen des Jungen Simplicissimus liegt, aber verstummt ist der Alte Simplicissimus deswegen keinesfalls. Buscon, Gonella, Jan Perus und Gusmann sind angeblich eben aus dem Kriege heimgekehrt, Politicus, Musophilus und Schrepfeisen finden sich auch ein, und in der üblichen Weise entsteht der Kalender. Auffallend ist nun aber die Änderung in der Wahl des Unterhaltungsstoffes. Während die Jahrbücher von 1671, 1672, 1673 ausschließlich kurze Erzählungen aus der zeitgenössischen Schwankliteratur enthalten, die zuweilen dem Erzähler als persönlich Erlebtes in den Mund gelegt werden, — es sind im ganzen 28 Schwankerzählungen in den drei Jahrgängen 1671, 1672, 1673 enthalten — bringt das Jahrbuch von 1675 Berichte aktueller Ereignisse, als deren Vorlagen Flugblätter und Zeitungen anzusehen sind. Gonella, Buscon und Jan Perus wollen in „Staadischen Diensten" am französisch-holländischen Krieg teilgenommen haben[1]). Die Erzählung des Gusmann bezieht sich auf die Operationen der Engländer im Jahr 1673 vor der Insel Helena. Die letzte Erzählung, die dem Wirt Schrepfeisen in den Mund gelegt ist, berichtet von den Brandschatzungen, die er als Wirt von der durch den Krieg verwilderten Soldaten erfahren hat, wobei die Motive des 4. Kapitels im 1. Buch des Simplicissimus eine Auferstehung erleben, keineswegs zu ihrem Vorteil. Es sind auch die Personen, an denen die Quälereien ausgeübt werden, verschoben. Der Schwedentrank, womit im Roman ein Knecht traktiert wird und die Einsperrung eines Bauern in den erhitzten Backofen, werden im Kalender vom Alten Simplicissimus als seinem Knan und seiner Meuder widerfahren erzählt. Dagegen muß Schrepfeisen selbst die Prozedur, die am Knan ausgeübt wird, über sich ergehen lassen, wobei aber die Wirkung, die im Roman durch den Kontrast zwischen der grausamen Realität und ihrer Spiegelung im naiven Gemüt des Knaben Simplicissimus erreicht wird, verloren geht.

Es bleibt nun noch übrig, einiges über die beiden Jahrbücher von 1671 und 1673 nachzuholen. Die Bestandteile des ersteren müssen wir uns zusammentragen. Sein Titelblatt ist einem anderen Kalender des Felßeckerschen Verlages vorgeheftet, so daß dies nun fälschlicherweise als Simplizianischer Kalender aufbewahrt wird[2]). Der Text des zweiten Blattes bildet keine Fortsetzung zu dem auf der Innenseite des Titelblattes befindlichen, und bei näherem Zusehen stellen

[1]) Daß es sich in der Tat um Berichte von eben stattgefundenen Kriegsfällen handelt, geht namentlich aus der Erzählung Busconș hervor, der an den Aktionen des Generals Rabenhaupt teilgenommen haben will, der die „Münsterschen Einfälle parieren mußte". Nach Zedler, Bd. 30, S. 459, hatte Rabenhaupt als Fürstl. Hessen-Cassel. General am 30jährigen Krieg teilgenommen und trat nach seiner Abdankung in holländische Dienste. 1672 verteidigte er die Stadt Gröningen gegen den Bischof von Münster Bernhard von Gallen, „wodurch er zur Erhaltung der vereinigten Niederlande ein großes beitrug". Demselben Feind entriß er auch Coeverden (an diese Stadt ist die Erzählung des Gonellas teilweise lokalisiert) und starb daselbst 1675 im hohen Alter. Demnach also ein Jahr nach dem Erscheinen des Jahrgangs 1675.

[2]) Sg. Nw. 2526 (1671) Germ. Mus. Nürnberg.

sich die folgenden Blätter als Jahrbuch des Wagnerschen Heldenkalenders vom selben Jahr heraus[1]). Dies Jahrbuch ist nun noch einmal erhalten mit seinem eigenen Titelblatt[2]), hat aber außerdem noch am Ende die fehlenden Blätter des Simplizianischen Jahrbuchs von 1671 angebunden. Legt man nun das Titelblatt des Heftchens Nr. 2526 (1671) mit diesen Blättern aus dem Heftchen Nr. 2510 (1761) zusammen, so ist das Jahrbuch des Wunder-Geschichts-Kalenders von 1671 vollständig hergestellt. Dieser Jahrgang gibt sich als „nunmehro zum Andernmal . . . mitgeteilet" aus.

Auf der Innenseite des Titelblattes beginnt der Inhalt wieder mit einem „Vortrab".

„Hochgeneigter und geschichtliebender Leser! Weil du vor einem Jahr meine wahrhafftige mir theils selbstbegegnete / theils von andern auf meinen unerhörten Reisen hin und wieder / sich zugetragenen wunderswürdige Geschichten[3]) so höchst begierig und erfreulich an und aufgenommen / als kann ich nicht unterlassen / meiner angeborenen Freygebigkeit nach auch dißmal dir mitzuteilen / was dir etwan ein und anderer Lustbarkeit bey deinen mühseligen Amtsgeschäften erwecken möchte. Ich stelle dir aber meine kauderwelsche Witterung in einem recht ergözlichen Gespräch / daß ich über Polen mit einem Kauffmann / Studenten / und Wirth gehalten / auf das lustigste und annehmlichste vor. Verhoffe die meine simplicianische Arbeit werde dir / wie voriges Jahr nicht mißfallen / sondern von dir mit lachen geleſen / mit lachen zu Gedächtnis gefasset / und mit lachen andern erzehlet werden. Und bedinge ich mich hiermit auf das zierlichste / daß ich keinem Menschen etwas zu nahe geredt oder verstanden haben wollte / sondern verhoffe / weil alles im Scherz geschrieben / es auch werde als ein Schertz aufgenommen werden. Adieu Monsieur vostre tres humble Serviteur.

Bei dem Jahrbuch auf 1673 haben wir es wieder mit einem Druckfehler zu tun, wenn es auf dem Titelblatt heißt: „Nunmehr zum Fünfftenmal zur lustigen Zeitvertreibung mitgetheilet."

Es muß natürlich heißen zum viertenmal, denn wir haben es offenbar mit dem 4. Jahrgang des Wunder-Geschichten-Kalenders zu tun.

Nach dem bisher Angeführten wissen wir nun, daß der „Europäische Wunder-Geschichten-Calender" ein mehrere Jahre hindurch fortgesetzter Jahreskalender ist, der in Nürnberg bei Wolf Eberhard Felßecker erschien und dessen Verfasser sich Simplicius Simplicissimus nennt.

Was berechtigt uns nun, den Autor dieses Kalenders mit dem bedeutendsten Romanschriftsteller des 17. Jahrhunderts zu identifizieren? Wir betrachten zunächst die Tatsache, daß der Kalender unter der Namensverbindung von Simplicissimus und Felßecker seinen Weg zum Publikum unternahm. Das Beispiel des „Viridarium historicum"[4]), das dieselbe Kombination zwischen Verfasser- und Verlegernamen aufweist, das obendrein noch die 5 Medaillons der Simplizianischen Familie enthält, lehrt uns, wie wenig wir aus diesem Zusammentreffen zum Beweis unserer Annahme schließen dürfen. Nicht viel mehr Beweiskraft dürfen wir dem Titelkupfer des Jahrgangs 1672 zugestehen. Auch hier kann wie beim eben erwähnten Kupfer des „Viridarium" die Anleihe durch buchhändlerische Reklame motiviert werden. Läßt sich nun aus diesen beiden Umständen keinerlei

[1]) S. S. 62.

[2]) Sg. Nw. 2510 (1671) Germ. Mus. Nürnberg.

[3]) Borcherdt (die ersten Simplicissimusausgaben, S. 56. Anm. 19) bezieht diese Stellen auf die zuletzt erschienene Continuatio. Wenn dies der Fall wäre, dann könnte, wie aus meinen Ausführungen hervorgehen wird, nur die 1. Continuatio in Betracht kommen, deren Inhalt diese Annahme indessen nicht sehr wahrscheinlich macht. Es könnte das 6. Buch gemeint sein, dessen Erfolg beim Publikum dann die 2. Continuatio für diesen 2. Jahrgang inspirierte. Vgl. S. 72 f.

[4]) Vgl. Scholte, Probl. S. 118, und Rausse a. a. O., Kurz I. Einl. XXXV.

Sicherheit für die Autorschaft Grimmelshausens entnehmen, so müssen wir jetzt eine andere Tatsache hervorheben, die der oben ausgesprochenen Vermutung mit einem Schlage beinahe Gewißheit verleiht. Das ist das Auftreten der 3. Continuatio in dem kalendarischen Teil des Wunder-Geschichten-Kalenders auf 1672. An der bloßen Verwendung des Namens Simplicissimus scheint Grimmelshausen keinen Anstoß genommen zu haben. Nirgends begegnen wir einer Unmutsäußerung über das „Viridarium historicum", dessen Vorhandensein Grimmelshausen, der offenbar einen regen Verkehr mit seinem Verleger in Nürnberg aufrecht erhielt — sicherlich bezog auch der Schwarzwälder Autodidakt einen großen Teil geistiger Nahrung zur Stillung seines Lesehungers von ihm — nicht verborgen bleiben konnte. Der Titelvermerk dieses Werkes legt vielmehr die Vermutung nahe, daß Grimmelshausen wohlwollend der Zusammenstellung dieses Buches gegenüberstand: „Durch Vorschub und Anleitung, deß weit und breit berühmten Simplicii Simplicissimi." Gegen die buchhändlerische Ausnützung des Namens Simplicissimus hatte demnach Grimmelshausen nichts einzuwenden. Aber schwerlich durfte er seine Zustimmung zu einem Nachdruck einer eignen Arbeit in einem fremden Werke gegeben haben. Wie grimmig er gegen Nachdrucker eifern konnte, wissen wir aus dem Titel des dem Jungen Simplicius aufgetragenen Straftraktätleins: „derer in frembde Ämter greiffenden Frevler rechtmäßige Nägelbeschneidung"[1]).

Wenn man also nicht die Autorschaft Grimmelshausens für die drei in Simpl. D und J überlieferten Kontinuationen bezweifeln will, was nach den Ausführungen Scholtes (Probl. S. 248 ff.) außer Frage sein dürfte, so muß das Auftreten der 3. Continuatio im Kalender von 1672 ein Beweis von durchschlagender Kraft sein. Diesem Argument können wir zwei weitere sehr gewichtige hinzufügen, nämlich das zweimalige ausdrückliche Zeugnis des älteren Felßeckers. Ehe wir sie aber betrachten, tun wir gut, einen schnellen Blick auf die Kalenderproduktion des Felßeckerschen Verlages zu werfen, da wir dabei nicht nur hinsichtlich des Kalenderautors Grimmelshausen Interessantes finden werden, sondern auch unsere Kenntnis von Grimmelshausens Nürnberger Verlagsfirma um einige Züge bereichern können.

Wir wissen, daß der ältere Felßecker, Wolf Eberhard, im Jahr 1658 seine Offizin in Nürnberg gründete und dürfen ihn uns als einen rührigen und unternehmenden Mann vorstellen. Die Konkurrenz in der Buchhändlerstadt Nürnberg war groß und die Schwierigkeiten, mit denen das junge Unternehmen zu kämpfen hatte, nicht gering. Nur war neben den Schwank- und Volksbüchern, nichts so beliebt bei Bürgern und Bauern als eine echte, rechte Bauernpraktik[2]). Der Verleger konnte mit einem guten Absatz rechnen. Daneben bedeutete der Kalender eine der besten buchhändlerischen Reklamen jener Zeit. Der Kalender, der nicht nur in den weitesten Volksschichten, sondern auch in allen Teilen Deutschlands seine Abnehmer fand, war ein nicht hoch genug anzuschlagendes Mittel, um einen Verlag bekannt zu machen. So hat auch Wolf Eberhard Felßecker als ein Mann mit praktischem Sinn schon zwei Jahre nach der Gründung seines buchhändlerischen Unternehmens einen Kalenderautor für sich gewonnen. 1660 konnte er bereits

[1]) Vorrede zur Simplicissimusausg. D 1671.

[2]) Dieser Name ist erst allmählich durch den später allgemein gewordenen Namen Kalender verdrängt worden. Bei Grimmelshausen selbst findet sich diese Bezeichnung auch noch. Im „Ewig. Cal." S. 40. Sp, 3, hören wir die Meuder den lieben Sohn etwas unsanft wegen seiner Verschwendungssucht anfahren: „Herr Sohn, ich mein, ihr habt wahrhafftig abermahl 6 neue Praktiken auf einmal gekauft. Nimbt mich wunder, daß ihr das Geld so verschwenden möget."

seinen 1. Jahrgang auf das Jahr 1661 auf den Büchermarkt werfen. Der Titel des ersten Felßeckerschen Kalenders lautet:

Alter und Neuer Historischer Zeit-, Welt-, Lauff-, Friedens- und Geschichts-Kalender. Mit sonderbarem Fleiß . . . zum erstenmal für Augen gestellt durch Wilh. Ernestum Freymund / Fr. Mathemat. astronom. & aliarum Artium Cultor. Nürnberg. Verlegt und gedruckt von Wolff Eberhard Felßecker[1]).

Schon im Jahr darauf konnte der rührige Mann mit einem zweiten Kalender aufwarten;

Alter und Neuer anmutiger Trachten-, Haus- und Ehe-Kalender . . . Verfügt durch Johann Friedrich Juhrmann, Thuring. astr. & aliar. Art. Cult.[2]).

Zwei Jahre später hat Felßecker einen dritten Kalenderautor gewonnen, dessen 1. Jahrgang auf das Jahr 1664 erscheint:

Alter und Neuer denkwürdiger Teutscher Heldenkalender / und ausländischer Potentaten, Lust- und Nutzbringender Historien-Kalender . . . Mit sonderbarem Fleiß geordnet und gerichtet durch Joh. Chr. Wagner. S. S. Th. & Astr. St. Nor. Nürnberg. Gedruckt und zu finden bei W. E. Felßecker[3]).

Auf das Jahr 1668 liefert Juhrmann einen zweiten Kalender für den Felßeckerschen Verlag:

Alter und Neuer Vieler Monatlichen Begebenheiten wie auch Nachdencklicher Dinge, Kunst- und Handwerks-Kalender . . . verfasset und aufgerichtet / durch den vorhero benannten / mit Röm. Kaiserl. Majest. Freyheit begnadeten Autho. Johann Friedrich Juhrmann / Thür. Astr. & aliar. Art. Cult. Nürnberg. Gedruckt und zu finden bey Wolff Eberhard Felßecker[4]).

Auf das Jahr 1669 erscheint ein fünfter Felßeckerscher Verlagskalender:

Alter und Neuer der Unüberwindlichsten und Allerdurchlauchsten Häuser Hispanien / Frankreich und Engellandes Nachdencklicher Zeit- und Regierungs-Calender . . . Durch Gottfried Achetius Bielstädt.

Dieser Kalender erfuhr bereits nach seinem 1. Jahrgang eine mehrjährige Unterbrechung. Der 2. Jahrgang erschien erst auf das Jahr 1673 und scheint dann einige Jahre hindurch regelmäßig fortgesetzt worden zu sein[5]).

Von 1669 an hat Felßecker den Verfasser des „Europäischen Wunder-Geschichten-Calenders" gewonnen, der seinen Anfangskalender auf 1670 liefert.

Mit Sicherheit ist dieser bisher nicht auffindbare Jahrgang als der erste jährliche Simplicissimuskalender anzusehen. Darauf weist einmal die Nummer der

[1]) Von diesem Kalender befinden sich in der Berliner Staatsbibl. die Jahrgänge 1661, 1662, 1663, 1664, 1665; im Germ. Mus. 1667, 1669, 1671, 1672, 1673, 1675, 1681—1685.

[2]) Ob von diesem Kalender der 1. Jahrgang, also der auf 1662, erhalten ist, ist mir nicht bekannt. Der früheste mir bekannte Jahrgang, nämlich von 1663, befindet sich in der Berl. Staatsbibl. Aus der Erscheinungsnummer dieses Jahrganges und aus einer Verlegernotiz in Freymunds Geschichtskal. auf 1662 ist als erster Jahrgang der auf 1662 mit Sicherheit zu erschließen. Außerdem befinden sich in Berlin die Jahrgänge 1664, 1665; in Nürnberg: 1664, 1669, 1672, 1673, 1675, 1682, 1684—1692.

[3]) In Berlin vorhanden: 1664, 1665, 1666; in Stuttgart: 1668; in Nürnberg: 1666, 1667, 1669, 1671, 1672, 1673, 1675, 1681, 1682, 1684, 1685, 1687, 1699.

[4]) Auch bei diesem Kalender ist nur der 2. Jahrgang, nämlich auf 1669, mir bekannt und außerdem noch die Jahrgänge 1673, 1675 und 1681. Aber auch hier läßt sich in derselben Weise wie beim „Haus- und Ehe-Kalender" der Jahrgang auf 1668 als erster Jahrgang mit Sicherheit erschließen.

[5]) Im Germ. Mus. vorhanden: Jahrgang 1669, 1673, 1674, 1675.

erhaltenen Jahrgänge: Jahrbuch von 1671 zählt zum andernmal, der Kalender von 1672 zum drittenmal, das Jahrbuch auf 1675 zum sechstenmal. Daß dem Kalender auf 1671 noch ein Jahrgang voranging, beweist auch folgende Stelle daraus: Simplicissimus sagt im Anschluß an die Jumierzählung des Schrepfeisen: „Diesem ists schlimmer ergangen / als demjenigen / der seinen Nachbarn mit einer Bratwurst umbracht / von dem allbereit in meinem vor einem Jahr herausgegebenen Kalender gehandelt worden."

Zu diesen 6 jährlichen Kalendern kommt dann „des Abentheuerlichen Simplicissimi Ewig währender Calender", der, wie schon erwähnt, bei Felsecker verlegt aber nicht gedruckt wurde. Die 1. Auflage wurde 1670 bei Marcus Bloß in Fulda, die 2. 1677 bei Conrad Rügern in Altenburg gedruckt.

Viel Mühe, Verdruß und Unkosten hat sichs der fleißige Mann kosten lassen, sein buchhändlerisches Unternehmen zur Blüte zu bringen und deshalb lag ihm seine Kalenderproduktion sehr am Herzen. Die viel zitierte Vorrede der Simplizissimusausgabe D hebt die große Mühe und die Herstellungskosten des „Ewigwährenden Calenders" hervor. Tieferen Einblick in die Schwierigkeiten des Anfängertums gewährt die ein Jahrzehnt zuvor geschriebene „Sittliche Schlußerinnerung", die Wolff Eberhard Felßecker dem 2. Jahrgang von Freymunds Kalender anhängte:

„Der Verleger und Erfinder seiner beiden Kupfer-Invention, als der Nach der Zeit Lauff-Friedens- und Geschichts- wie auch Haus- und Ehe-Kalender / bittet diejenigen / so etwan andern als sich möchten gelüsten lassen / solche seine beyde Verlags-Kalender / die er von dem Herrn Authore bono titulo erhalten / an sich zu ziehen / daß sie um Christi ihres Erlösers willen / sich seines Spruchs erinnern wollen / und dem Verleger das nit thun / was sie nit wollen / daß ihnen von ihm gethan würde. In Betrachtung, daß er auch einen Pfennig braucht sich und die seinen damit ehrlich fortzubringen und daß er zu Auffrichtung seiner Druckerey große Unkosten verwend / deren er sich nun daraus mit Müh' und Sorgfalt wieder schwer zu erholen hat. Sie wollen sich auch aus dem Christl. Chatechismo der Auslegung des siebenden Gebot erinnern: Seinen Nahrungspfennig nicht zu hindern / sondern ihm dasselbe helfen bessern und behüten.

Widrigen Falls, da sie darwider thäten, stehet dem Verleger der Weg offen / bey der Röm. Kais. Majestät ein allergnädigstes Privilegium, allerunterthänigst auszubringen und sich damit genugsamlich zu verwahren."

Die Klagen wiederholen sich noch öfters während des ersten Jahrzehntes über Versuche seinen „Verlagskalender zu verkleinern und schwarz zu machen". Als frommer Mann sucht er sich zwar zu trösten: „Was mir Gottes Gut will gönnen Wird mir kein Mißgönner nehmen können." Aber als der Mann praktischer Lebensweisheit hält er es schließlich doch für geraten, den in der oben angezogenen „Bittlichen Schlußerinnerung" angedeuteten Weg einzuschlagen: Er holt sich „bei der Röm. Kayserl. May. ein Allergnädigstes Privilegium" wie uns die „Schlußerinnerung" zu Wagners Heldenkalender auf 1668[1]) verkündigt. (Vgl. auch den Vermerk auf dem Titelblatt zum Kunst- und Handwerkskalender S. 21; ferner enthält das Jahrbuch zu Bielstädts Zeit- und Regierungs-Calender auf 1669 eine diesbezügliche „Schluß-Erinnerung" an alle „Buchführer, Buchdrucker, Buchbinder, und denen so solches zu wissen von nöthen ist".) Bei bloßen Klagen hat er es auch nie bewenden lassen, getreu seinem Motto: „vigilantia et labore." So weist er unermüdlich in jedem Jahrgang seiner Kalender auf die anderen „Authores", die noch bei ihm zu finden sind, hin. Dieser Gepflogenheit danken wir nun auch die beiden Zeugnisse, die unsere Annahme, daß Grimmelshausen

[1]) Diesen Jahrgang habe ich nur in der Stuttgarter Landesbibliothek nachweisen können.

als Verfasser des „Europäischen Wunder-Geschichten-Calenders" anzusprechen sei, bestätigen. Ich lasse die beiden äußerst interessanten Angaben folgen: die erste findet sich am Schluß von Wagners Heldenkalender auf 1671, der fälschlicherweise aus dem oben (S. 59 f.) erörterten Grunde als „Europäischer Wunder-Geschichten-Kalender" gilt.

Hochgeehrte Leser! Dieselben haben nun allhero meinen zum sieben mal aufgelegten denckwürdigen Helden-Kalender von mir zu empfahen mit dienstlicher Bitte, denselben zu ihrem Nutz- und Ergetzung zugebrauchen, auch meine andere vier Authores ihnen lassen rekommandiert seyn, als nemblich Johann Friedrich Juhrmanns Lehrreichen und anmuthigen Haus- und Ehe- wie auch etwan desselben sehr nützlichen Kunst- und Handwerks-Calender. ingleichen Wilh. Ernesti Freymunds Zeit-, Lauff-, Kriegs-, Friedens- und Geschichts-Kalender. Und dann deß weitberühmten und Weltbekannten Simplicii Simplicissimi Europäischer Wundergeschichten / auch dessen ewigwährender Kalender in groß Quart, von dreissig Bogen bestehend, welche sämtlich mit sonderbahrem Fleiß und Müh auch annehmlichen Historien ausgeführt, und männiglich zu lesen, wie auch allen Hausvättern und Hausmüttern; ingleichen ledigen Personen nützlich und ergötzlich zu gebrauchen sind; die ich auch ins künftige, geliebts Gott mit annehmlicher und nützlicher Materi gezieret, ferner aufzulegen, auch andern dergleichen erbauliche Schriften zu verfürtigen mir werde angelegen seyn lassen. Hiermit meiner hochgeneigten Leser Gunstgewogenheit mich sampt meinem Verlag empfehlend.

Das zweite Zeugnis Felßeckers befindet sich am Schluß von Juhrmanns Haus- und Ehe-Kalender auf 1672. Den Anfang, der wie in der obigen Stelle die Verlagskalender aufzählt, übergehe ich.

. . . Wie auch Simplicii Simplicissimi glückl. und unglück. seltzamer und notabler gantz neuer Wundergeschichten-Calender. In damit der Verleger seinen hochgeehrten Gönnern sich wieder aufwürtig erzeigen möge als hat er allbereit ihnen zu gefallen verlegt und in den Druck verfertiget etliche gar schöne und Lusterweckende Tractättein, nemlich des berühm[ten] Simplicissimi Ewigwährender Calender, welches ein nie genug belobtes von allerhand raren Sachen handelndes Werk ist; ferner den zweyköpfigen Rationem Status; die anmuthige Lieb und Leids-Beschreibung Dietwalds und Amelinden, und den keuschen Joseph, sampt seinem getreuen Schaffner Musai, wird ihnen auch mit ehisten einen trefflichen Tractat, nämlich gedachten Simplicissimi Kunst reich zu werden, benebst dessen ganz neuumgegossenen Sinnreichen Simplizissimum, von etlichen 30 Bogen, mit 20 nachdencklichen Kupfern und dreyen Continuationen, notabel wieder die Nachdrucker eingerichtet, ec. willfährigst mitzuteilen in keinen Vergeß stellen.

Geht aus dem ersten Verlegervermerk die Identität des Verfassers des Ewigwährenden Simplizianischen Kalenders mit dem des jährlichen Simplizianischen Kalenders hervor, so macht der Passus aus Juhrmanns „Haus- und Ehe-Calender" auf 1672 noch 5 weitere Werke desselben Verfassers namhaft. Darunter befindet sich ein Hinweis auf das baldige Erscheinen einer Neuauflage des Simplicissimusromans. Es besteht kein Zweifel, daß es die als Simplizissimusausgabe D bekannte ist, dessen Titelblatt den Zusatz aufweist: „Mit einer Vorrede, samt 20 anmuthigen Kupffern und dreyen Continuationen" und die nach der mit Simplicius Simplicissimus unterzeichneten Vorrede durch einen „kühnen und recht-verwegenen Nachdrucker veranlasset" wurde. Ferner werden die beiden einzigen bis zu diesem Jahr unter Grimmelshausens eigenem Namen erschienenen Werke aufgeführt. Das ist erstens „Dietwalts und Amelindens anmuthige Lieb- und Leids-Beschreibung . . . Zusammengesucht und hervorgehoben von H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhusano. Im Jahr Christi 1670, Nürnberg, Verlegt und zu finden bey Felßeckern." Zweitens der „Zweyköpfige Ratio Status . . . von Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, Gelnhusano. Nürnberg, Gedruckt, und zu finden bey Wolf Eberhard Felßecker, im Jahr Christi 1670." Dazu kommt noch die Erwähnung des „Keuschen Joseph" samt

dem „Musai". Von diesen beiden Schriften Grimmelshausens waren 1670 und 1671 je eine Ausgabe zusammen erschienen im Felßeckerschen Verlag, und zwar als „wiederumb auf neue vom Authore übersehene, verbesserte" Neuauflage, während die editio princeps nach Georgis „Bücher-Lexikon" (Leipzig, 1753) 1667 in Leipzig bei Fromann erschienen war[1]). Schließlich bleibt noch eine Angabe Felßeckers zu betrachten übrig. Es ist die Ankündigung des „trefflichen Tractats, nämlich gedachten Simplicissimi Kunst reich zu werden". Gemeint ist natürlich das „Ratstübel Plutonis, oder Kunst Reich zu werden, durch vierzehn underschiedlicher namhaften Personen richtige Vergnügungen in gewisse Reguln verabfasset, und auß Simplicissimi Brunnquell selbsten geschöpft, auch aufrecht Simplicianisch beschrieben von Erich Stainfels von Greifensholm, Sambt Simplicissimi Discurs, Wie man hingegen bald auffwannen und mit seinem Vorrath fertig werden soll." Die uns erhaltene Einzelausgabe dieser Schrift ist nach der Angabe des Titelblattes 1672 erschienen. Nach dem Druckvermerk im „Haus- und Ehe-Kalender" auf 1672 muß das Manuskript sich bereits im Sommer 1671 in den Händen Felßeckers befunden haben. R. M. Werner hat demnach mit Recht die Abfassung des „Ratstübel Plutonis" ins Jahr 1671 verlegt (Stud. z. vgl. Ltg. 8, 417). Durch seine Erwähnung im Zusammenhang mit andern Schriften des Simplicissimusdichters findet die von Scholte in seinen „Problemen" (S. 187 ff.) erörterte Autorschaft Grimmelshausens ihre Bestätigung. Was nun die Verfasserfrage des „Wunder-Geschichten-Calenders" betrifft, so dürfte auch darüber auf Grund dieser Stelle in Juhrmanns „Haus- und Ehe-Calender" kein Zweifel mehr herrschen. Neben der Erwähnung des Simplicissimusromans fällt namentlich die der beiden unter Grimmelshausens wahrem Namen erschienenen Werke „Dietwald und Amelinde" und der „Ratio Status" ins Gewicht. Die Publikation dieser beiden Schriften lag etwa ein Jahr zurück beim Erscheinen des Jahrgangs 1672 vom „Haus- und Ehe-Calender". Es ist nicht gut denkbar, daß Felßecker den Autor seiner Simplizianischen Kalender mit dem von „Dietwald und Amelinde" und vom „Ratio Status" identifizieren durfte, wenn die tatsächlichen Verhältnisse sich anders verhielten. Als letzte Stütze führe ich eine Stelle aus dem „Astrologischen Jahrbuch" des „Wunder-Geschichten-Calenders" auf 1671 an, worin der Autor desselben den „Ewigwährenden Calender" als sein geistiges Eigentum bezeichnet; Simplex antwortet dem Politicus, der über seine Kalenderverhältnisse staunt: „. . . wie ich zu solcher geringen Wissenschaft gekommen, kann der Herr in meinem Ewigwährenden Calender zur Genüge lesen / ist also hier unnöthig zu wiederholen."

Anders dagegen steht es um die Frage, wie viele Jahrgänge des Wunder-Geschichten-Calenders als echte Grimmelshausen-Kalender anzusprechen sind. Der „Wunder-Geschichten-Calender" hat ein enorm langes Leben gefristet, und wie man aus der Numerierung der erhaltenen Jahrgänge schließen möchte[2]) ist er ohne nennenswerte Unterbrechung das ganze 18. Jahrhundert hindurch fortgesetzt worden. Der jüngste mir bekannte Jahrgang stammt aus dem Jahr 1807. Man wird sich nun die Frage vorlegen müssen: hat Grimmelshausen seinen Wunder-

[1]) Vgl. Kurz. IV, Einl. 31.

[2]) Das Germ. Museum bewahrt außer den oben beschriebenen folgende Jahrgänge: 1682 (zum 14. Mal), 1683 (zum 15. Mal), 1684 (zum 16. Mal), 1701 (zum 32. Mal), 1770 (zum 100. Mal), 1775 (zum 104. Mal), 1781 (zum 110. Mal), 1786 (zum 115. Mal), 1790 (zum 119. Mal), 1793 (zum 122. Mal), 1794 (zum 123. Mal) 1807 (o. A.). Die Nürnberger Stadtbibliothek besitzt den Jahrgang von 1685; die Darmstädter Stadtbibliothek von 1690.

Geschichten-Kalender bis zu seinem Tode, der am 17. August 1676 erfolgte, fortgesetzt — zeitlich möglich wäre dann sogar noch die Abfassung des Jahrgangs auf 1677 — oder hat er schon zu seinen Lebzeiten seine Kalenderarbeit einem Nachfolger überlassen. Die letzte Annahme hat aus folgenden Erwägungen die größere Wahrscheinlichkeit für sich: das letzte Werk Grimmelshausens — der 2. Teil des Vogelnestes, der ohne Datum erschien — ist nach Bechtold[1]) auf das Jahr 1674 anzusetzen. Darüber hinaus haben wir keine Beweise einer schriftstellerischen Tätigkeit Grimmelshausens. Außerdem mußte ihm die nötige Muße dazu fehlen, wenn er sich wirklich noch einmal in hohem Alter dem Kriegshandwerk zuwandte und an den Operationen gegen Frankreich und am Oberrhein teilnahm. So wenigstens deutet jetzt allgemein die Wissenschaft nach den Erörterungen von Kurz (Beil. z. Allg. Zeitung Nr. 222 vom 10. August 1865), Tittmann (Simpliz. Schriften II, Einl. S. 14 und Simpl., 2. Aufl. I. Einl. S. 12), Bechtold (Ztschr. f. Bücherfr. N. F. II, 2, S. 66 und Ortenau I, S. 121) die umstrittene Stelle aus dem berühmten Todeseintrag Grimmelshausens im Renchener Kirchenbuche durch den Pfarrer Beyer: „ob tumultus belli nomen militiae dederit." Außer Frage steht die Autorschaft Grimmelshausens für die ersten drei Jahrgänge des Wunder-Geschichten-Kalenders (der dritte Jahrgang auf 1672 enthält die 3. Continuatio). Bei dem Jahrgang auf 1673 und namentlich bei dem auf 1675 bedarf es dagegen noch einer Untersuchung, da aber diese Frage sich am besten im Anschluß an die Betrachtung der drei Kontinuationen und ihres Verhältnisses zum Wunder-Geschichten-Kalender erörtern läßt, und da wir noch einige Bemerkungen im Anschluß an die Kalender des Felßeckerschen Verlages nachzuholen haben, mögen diese erst ihren Platz hier finden.

Nach Scholte (Probleme S. 58 ff.) gibt es zwei sich widersprechende Nachrichten über den Todestag des älteren Felßeckers, beziehungsweise die Übernahme des Verlages und der Offizin durch dessen Erben Johann Jonathan Felßecker, den Veranstalter und Herausgeber der ersten Gesamtausgabe, dem deshalb, um mit Scholte zu reden, die Ehre gebührt, an die Spitze der Grimmelshausen-Philologie gesetzt zu werden. Nach den Angaben Ernestis[2]) starb Wolf Eberhard Felßecker im Jahr 1670 und hinterließ die Offizin „mit allem wol versehen", wie auch den Buchhandel, seinem Sohn. Dagegen starb er laut der Unterschrift unter einem Kupferporträt, das von ihm in der Nürnberger Stadtbibliothek aufbewahrt wird, am 6. Oktober 1680. Scholte hat nun eingehend auseinandergesetzt, warum man der zweiten Angabe die größere Wahrscheinlichkeit zusprechen muß. Interessant ist dabei die Urkunde von 1673, die Scholte anführt, denn aus ihr ersehen wir, daß sich Felßecker auch mit dem Druck von Zeitungen beschäftigte. Eine Bestätigung dafür, daß der Tod des älteren Felßeckers erst 1680 erfolgte, bieten nun die Druck- und Verlegervermerke auf den Kalendern. Die erhaltenen Jahrgänge auf 1681, die beim Tode Felßeckers im Oktober bereits erschienen oder deren Drucklegung mindestens schon erfolgt war, wenn sie rechtzeitig zur Herbstmesse erscheinen sollten, weisen noch den uns bekannten Aufdruck auf: „gedruckt und zu finden bey Wolff Eberhard Felßecker." Dagegen finden wir auf den Jahrgängen für 1682: „gedruckt und zu finden bey Joh. Jonathan Felßecker." Steht somit sicher, daß Johann Jonathan am Ende des Jahres 1680 seinen Vater beerbte und Chef der Firma wurde, so besteht noch eine weitere

[1]) Grimmelshausen und seine Zeit, 1914, S. 189 ff.

[2]) Die wol-eingerichtete Buchdrückerey von J. H. G. Ernesti, Nürnberg, 1724, Blatt g^4 verso.

Frage, nämlich die, ob er bereits zu einem früheren Termin Teilhaber des väterlichen Geschäftes wurde. Scholte glaubt, daß eben der Eintritt des Sohnes, möglicherweise der Beginn seiner Mitinhaberschaft die Veranlassung zu der Ernestischen Angabe gewesen sei. Diese Hypothese sucht Scholte einmal durch das Buchdruckerzeichen der Felßecker zu stützen, das neben den Initialen des Vaters auch die des Sohnes J. J. aufweist. Ferner durch den fiktiven Verlegernamen „bey Johann Fillion" sämtlicher Simplicissimusausgaben, der auch noch bei den Ausgaben D und J beibehalten wird, trotzdem bei ihnen die Maske hinsichtlich des Verlegers fallen gelassen wird. Beide haben noch den Zusatz „Nürnberg, zu finden bei W. E. Felßeckern". Dieses „Johann Fillion" deutet nämlich Scholte als Anagramm von Johann Jon. Fil.[1]); es scheint mir aber zu weit gegangen, aus diesen beiden Gründen auf eine so frühe Mitinhaberschaft des Sohnes schließen zu wollen, und in der Tat bringt Scholtes Darstellung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn in seiner jüngst erschienenen Schrift (Versuch eines Bildungsganges des Simplicissimusdichters, Neophilologus, Zevende Jaargang, Derde Aflevering. Groningen, 1922) bedeutend modifizierter. Er spricht da von einem „hübschen Familienverhältnis", das in dem Buchdruckerzeichen zum Ausdruck kommt und scheint das aus Johann Jon. Fil. entstandene Anagramm „Johann Fillion" lediglich als einen Scherz aufzufassen, mit dem Felßecker die Neigung Grimmelshausens zu literarischem Versteckspiel entgegenkam. Johann Jonathan war doch wohl im Jahr 1670 — nach Ernesti wurde er am 10. März 1655 geboren — selbst für damalige Zeiten, wo Knaben von 15, ja 13 Jahren Universitätsreife besaßen, für eine Teilhaberschaft, zumal der Vater noch im besten Mannesalter stand, zu jung. Ich möchte daher annehmen, daß es nur väterlicher Stolz und natürlich auch das Bestreben, des Sohnes Interesse und Liebe für sein Lebenswerk zu wecken und aufrecht zu erhalten, war, daß bei der Herstellung des Buchdruckerzeichens, sowie auch bei der Wahl des fiktiven Druckernamens der Simplicissimusausgaben das leitende Motiv hergab. Die Angabe Ernestis über Wolf Eberhards Tod dürfte demnach völlig auf einen Irrtum beruhen und ist möglicherweise nichts anderes als ein Druckfehler. Zu dem scheint der Vater Felßeckers schon einige Jahre vor 1670 dieselbe erzieherische Methode angewandt zu haben. Etwa von 1666 oder 1667 an setzt er unter das übliche Widmungssonett an den Verfasser folgende Initiale: J. J. F. B., die ich als Johann Jonathan Felßecker, Buchführer, deuten möchte.

Johann Jonathan Felßecker starb nun nach Ernesti 1693 und vererbte sein Geschäft offenbar auf mehrere Söhne. Er erlebte also nicht mehr die Vollendung der 2. Gesamtausgabe, deren 3. Band den Druckvermerk „Nürnberg Johann Jonathan Felßeckers seel. Erben, i. J. 1695" trägt. Dazu stimmt der einzige meines Wissens erhaltene Felßeckersche Kalender aus dieser Zeit: Wagners Heldenkalender auf 1699, „bey Joh. Jonathan Felßeckers seel. Erben"[2]). Nach Ernesti übernahm 1710 „der annoch lebende Sohn, Adam Jonathan Felßecker, dasselbe (das Werk des Joh. Jonathan) selbst zu besorgen." Dieser Adam Jonathan ist der Herausgeber der 3. Gesamtausgabe von 1713. Ähnlich wie bei seinem Großvater muß die Zuverlässigkeit der Quelle, die uns von seinem Todesjahr be-

[1]) Eine andere Auflösung, die von Rudolf Schlösser stammt, teilt Borcherdt, Die ersten Ausgaben des Simplicissimus-Romans, S. 42, mit.

[2]) Daß dieser Kalender lückenlos von 1664—1699 erschienen ist, darf man wohl aus der Erscheinungsnummer des Jahrgangs 1699 „zum 35.sten mal" schließen.

richtet — und bei ihm ist es die einzige, über die wir vorläufig verfügen — in Zweifel gestellt werden. Ein Porträt von ihm in der Nürnberger Stadtbibliothek trägt die Jahreszahlen 1683—1729. Scholte weist aber darauf hin, daß die Erstausgabe der Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen noch 1731 in Nürnberg bei Adam Jonathan Felßecker erschienen sein will. Leider konnte ich nun bisher keine Kalender des Felßeckerschen Verlages aus den Dreißiger- und Vierzigerjahren des 18. Jahrhunderts nachweisen. Der letzte mir bekannte Felßeckersche Kalender ist ein Jahrgang des „Simplicianischen Wunder-Geschichten-Calenders" auf 1701, „bey Joh. Jon. Felßeckers seel. Erben." Die späteren Jahrgänge (vgl. Fußnote 2 auf S. 65) sind in der „Joh. Andrae Endterschen Handlung" erschienen. Möglich, daß die Firma Felßecker im Laufe des 18. Jahrhunderts der Kalenderproduktion weniger Bedeutung beilegte. Es bleibt jedenfalls auffallend, daß die aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts reiche Überlieferung völlig im 18. Jahrhundert mit Ausnahme des einen einzigen Jahrgangs des Wunder-Geschichten-Kalenders auf 1701 versagt. Der Endtersche Verlag, bei dem unter anderen Philipp Harsdörffer zahlreiche Schriften erscheinen ließ, hat viele Jahre vor der Gründung des Felßeckerschen Unternehmens alljährlich eine Reihe von Kalendern auf den Büchermarkt geworfen. Längst ehe sie die Fortsetzung des „Simplicianischen Wunder-Geschichten-Calenders" übernahm, suchte sie auch für sich die Zugkraft des Namens Simplicissimus auszunützen, davon zeugt ein Kalender von 1685, dessen Verfasser sich „Expertus Rupertus Argistisimus, deß Simplicissimi Stieff-Bruder" nennt[1]). (Gedruckt und verlegt durch Joh. Andrae Endters seel. Söhne.) Einen weiteren Beweis für die buchhändlerische Bedeutung des Simplicissimus-Namens liefert ein Kalender einer 3. Nürnberger Firma, der, wenn die Zählung der Jahrgänge den Tatsachen entspricht, vom Jahr 1675 an erschien. Der erhaltene Jahrgang ist für 1700 bestimmt und nennt sich: „Des Jungen Simplicissimi Alter und Neuer Eigner und Kurtzweiliger Lebens-Geschichts-Kalender . . . Verlegt bei Joh. Hoffmanns seel. Wittib und Engelbert Streck. Buch- und Kunsthändlern"[2]).

Wir kehren nun zur Betrachtung des Wunder-Geschichten-Kalenders zurück. Wir erinnern uns, daß auf Grund der beiden angezogenen Kalendernotizen Felßeckers und des Vorhandenseins der 3. Continuatio im Jahrgang auf 1672 die Autorschaft Grimmelshausens als sicher anzusprechen ist. Eine weitere Stütze bietet nun ein von Grimmelshausen selbst stammender Hinweis auf seine Abfassung eines Jahreskalenders. Es ist jener Passus in der Vorrede zur Simplicissimusausgabe D, aus der Scholte für die Kontinuationen auf den Plan eines Separatdruckes schloß, der dann nicht zustande kam: „Dabey auch künfftig in einem kleinen Jahrbuch oder Calender in Quarto die Continuatio, meiner wunderlichen Begebniß, so ich und mein junger Simpli. leben werden, folgen soll." Diese Stelle erscheint uns jetzt ganz durchsichtig. Unter dem „kleinen Jahrbuch oder Calender" ist natürlich der Wunder-Geschichten-Kalender zu verstehen[3]). Nicht ersichtlich bleibt nur, warum Grimmelshausen den Titel des Werkchens unterdrückt hat, zumal wenn man bedenkt, daß zur Zeit, als die Simplicissimusausgabe D erschien, dem Publikum bereits 3 Jahrgänge des Wunder-Geschichten-Kalenders vorlagen. Daß nämlich der Jahrgang auf 1672 vor der Simpli-

[1]) Berliner Staatsbibl. O Z 52.
[2]) Ebenda.
[3]) Vgl. die von Werner ausgesprochene Vermutung a. a. O. S. 109.

cissimusausgabe D (1671) anzusetzen ist, schließe ich aus der Notiz Felßeckers im Juhrmann-Kalender auf 1672, die — wie wir sahen — auf das erst zu erfolgende Erscheinen der „Notabel wider die Buchdrucker eingerichteten" Simplicissimusausgabe „mit 20 Kupfer und dreyen Continuationen" hinweist. Da man wohl annehmen darf, daß die Drucklegung sämtlicher Kalender desselben Jahrgangs zur gleichen Zeit geschah, ist wohl das Erscheinen des „Wunder-Geschichten-Calenders" auf 1672 vor der Veröffentlichung des Simplicissimus D geschehen. Unter dieser Voraussetzung gewinnt die Stelle aus der Vorrede zu Simpl. D für unseren Zweck erhöhte Bedeutung. „Auch künfftig", wie es in der Vorerinnerung heißt, kann doch wohl nach unserem Sprachgebrauch nur heißen: „auch künftig hin." Mit anderen Worten: die Stelle besagt nicht eine Neuankündigung, sondern eine Fortsetzung des Wunder-Geschichten-Kalenders und wir gewinnen damit einen Anhaltspunkt dafür, daß Grimmelshausen 1671 nach einer dreijährigen Kalendertätigkeit noch nicht daran dachte, seinen Kalender einem Fortsetzer zu übergeben. Auf Grund dieser Erwägung bekommt die Annahme, daß auch der 4. Jahrgang des Wunder-Geschichten-Kalenders, also der auf 1673, von ihm stammt, eine gewisse Berechtigung. Außerdem geht aus derselben Stelle der Vorerinnerung in Simpl. D hervor, daß die immer wachsende Rolle, die die Figur des Jungen Simplicissimus bei der Kalendermacherei spielt, in einer sicher von Grimmelshausen stammenden Schrift angedeutet wird; wir werden bei der Frage der Autorschaft des Kalenders auf 1675 auf diesen Umstand zurückkommen müssen.

Bezüglich der Kontinuationen gibt uns diese Stelle erwünschten Aufschluß über die ursprüngliche Bestimmung. Sie sind von vornherein für die Aufnahme in einen Jahreskalender — und zwar können wir nun noch Bestimmteres sagen — für die Aufnahme in den Wunder-Geschichten-Kalender geschrieben, was ja auch durch den vollständig erhaltenen Jahrgang auf 1672 sichergestellt wird. Näher besehen, bestätigen auch die Kontinuationen selbst ihre Zugehörigkeit zu einem Jahreskalender, und auch darauf hat bereits 1908 R. M. Werner hingewiesen[1]). Auch Scholte hat ihre Verwandtschaft mit einem Kalender richtig erkannt, nur irrt er in der Annahme, daß sie ursprünglich für die Aufnahme in den „Ewigwährenden Calender" bestimmt waren. Zur Begründung seiner Vermutung zitiert er eine Stelle aus der 2. Continuatio: „Was mir aber auf derselben Reise, so hie, so da, so dort vor seltsame Fälle begegnet, darzu wären mir zwo Elephanden Häut, geschweige dieser Calender, solche zu beschreiben, nicht genugsam." Grimmelshausen hatte bei dieser Bemerkung den 2. Jahrgang seines Wunder-Geschichten-Kalenders (auf 1671), für den die 2. Continuatio geschrieben wurde, im Auge. Überhaupt weisen alle die zahlreichen Beziehungen die in den 3 Kontinuationen auf die Kalendermacherei des Verfassers hinweisen, nur auf den Wunder-Geschichten-Kalender. An einer einzigen Stelle nimmt Grimmelshausen auf seinen Ewigwährenden Kalender Bezug, wo er ihn ausdrücklich nennt und in Gegensatz zu seiner übrigen Kalenderarbeit stellt. Das ist der Fall in der 3. Continuatio, wo Grimmelshausen auf die Tadler seiner Kalenderarbeit zu sprechen kommt. Er rät ihnen, seinen „Ewigwährenden Calender" durchzublättern, dann würden sie schon erkennen, daß er kein „Ignorant" sei und daß oft „in einem einfältigen Mantel ein guter Philosophus" stecke. Daß er in den Kontinuationen den Titel seines Jahreskalenders nicht nennt, so daß dem „Ewigwährenden" nur einfach

[1]) A. a. O. S. 109 ff.

„mein Calender" gegenübersteht, liegt auf der Hand, denn die Kontinuationen sind ja selbst ein Teil des Wunder-Geschichten-Kalenders. Nun enthält bekanntlich die 1. Continuatio einen Bericht, wie der angebliche Verfasser Simplicius zur Kalendermacherei kommt. Dabei handelt es sich immer nur um die Herstellung von Jahreskalendern. Nachdem der Gedanke des Kalendermachens in Simplicius aufgestiegen ist, verschafft er sich eine ganze Menge Muster, die er namhaft macht: „Der Cometen Calender, der Polnische, Schwedische, Dähnische, der Spanische, Indianische, Englische Calender, Wetter und Böhmische Calender, Hauß und Ehe, Helden, Geschichts, Comödien, Musik, Kauffmanns, Speis und Küchen, ja Hasen Calender und dergleichen andere mehr." Daß es sich hierbei nicht um Phantasie handelt, beweist die Erwähnung der drei ersten Kalender des Felßeckerschen Verlags, worauf ich schon oben im Anschluß an die Besprechung des Titelkupfers zum Jahrgang 1672 hinwies[1]). Nirgends wird der Titel eines ewigwährenden Kalenders angeführt. Die genannten Kalender gehören vielmehr zur Familie der oben kurz charakterisierten Schreibkalender.

Weiter erzählt nun die 1. Continuatio, wie sich Simplicius wegen der Kalendermacherei mit einem Verleger in Verbindung setzt, bei dem er große Stöße von Kalendern aufgetischt findet, die der Verleger ängstlich vor unrechtmäßigem Nachdruck zu schützen sucht. Unwillkürlich denkt man dabei an die oben besprochenen Kalendernöte Felßeckers, und man ist geneigt anzunehmen, daß Grimmelshausen die Gestalt des Verlegers in der 1. Continuatio dem lebenden Modell seines eigenen Verlegers, auf dessen Wohnort Nürnberg die Worte „ging ich . . . in eine wohl bekannte und weit berühmte Stadt in Teutschland" wohl passen können, nachbildete[2]). Außer Grimmelshausens „Ewigwährendem Calender" läßt sich kein immerwährender Kalender aus dem Felßeckerschen Verlag nachweisen; und bei den aufgetischten Kalenderstößen, die das Interesse des Simplicius so stark in Anspruch nehmen, kann man auch nur an jährliche denken. Für das ganze 17. Jahrhundert lassen sich ewigwährende Kalender überhaupt nur vereinzelt nachweisen, und außerdem könnten ganze Stöße von ihnen bei einem Verleger nur durch liegen gebliebene Exemplare entstehen, während eine Sammlung von Jahreskalendern rasch zu einem stattlichen Haufen führen mußte.

Noch ein weiterer Umstand läßt sich geltend machen, daß es sich bei den Kontinuationen um die Abfassung eines jährlichen Kalenders handelt. Die Kontinuationen sprechen nämlich von einer periodischen Kalenderarbeit. Nachdem Simplicius mit dem ersten Beweis seiner Fähigkeit zum Kalendermachen die Zufriedenheit seines Verlegers gewonnnen hat, begibt er sich auf Reisen, wovon die 2. Continuatio berichtet, und nach seiner Rückkehr wendet er sich abermals und mit Erfolg der Kalendermacherei zu (3. Continuatio!). Darin kann man einen Fingerzeig der Kontinuationen, beziehungsweise des Wunder-Geschichten-Kalenders erblicken; aber schwerlich dürften diese Bemerkungen auf die Entstehungsgeschichte des „Ewigwährenden Calenders" übertragen werden, weil man dann nicht nur annehmen müßte, daß der Ewigwährende Kalender in Absätzen entstanden, wogegen an sich nichts einzuwenden wäre, sondern auch in Bruchstücken dem Verleger übergeben und von diesem in einzelnen Teilen veröffentlicht

[1]) Die Endtersche Buchhandlung führte unter ihren zahlreichen Kalendern auch einen „Tisch- und Küchen-Kalender". Jahrgang 1664 und 1665 in der Berliner Staatsbibl. O Z 52. Verfasser Abraham Seidel.

[2]) Derselben naheliegenden Vermutung hat auch Borcherdt in den Anmerkungen zu seiner Grimmelshausen-Ausgabe (IV, 514) Ausdruck verliehen.

worden wäre, eine Annahme für die jegliche Unterlage fehlt. Also auch diese Betrachtung bestätigt meine Vermutung über die ursprüngliche Bestimmung der Kontinuationen.

Am allerdeutlichsten verrät nun die 3. Continuatio den Zweck ihrer Entstehung. Nach der einleitenden allgemeinen Redensart heißt es: „Ich hatte kaum bey dem Wirt, wie vor einem Jahr gedacht, den Schatz im Stall erhoben . . ." Es wird also Bezug genommen auf eine in der 2. Continuatio erzählten Begebenheit, und das merkwürdige „vor einem Jahr" bietet keine Schwierigkeit mehr, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die 3 Kontinuationen in Abständen von je einem Jahr als Teile eines neuen Jahrganges des „Wunder-Geschichten-Calenders" entstanden sind. Zur gleichen Schlußfolgerung führt die Verheißung, mit der die 3. Kontinuation schließt: „Was ich nun ferner ausgestanden, und was mir zu Händen gekommen, soll ins künfftig notifiziert werden." Grimmelshausen folgt hier der Gepflogenheit der Kalenderschreiber, ihre Kalendertraktätlein mit einem Hinweis auf eine künftige Fortsetzung zu schließen, um den Leser auch als Käufer für den folgenden Jahrgang zu gewinnen.

Aus dem eben Erörterten geht ferner hervor, daß die 3. Continuatio das Vorhandensein der 2. Continuatio voraussetzt. Da wir nun durch den Jahrgang 1672 über den Zeitpunkt der Entstehung der 3. Continuatio unbedingte Klarheit besitzen, ist es keine allzu kühne Vermutung, die 2. Continuatio dem nicht erhaltenen kalendarischen Teil des Jahrgangs 1671 (also dem 2. Grimmelshausenschen Jahreskalender) und die 1. Continuatio dem uns leider vollständig fehlenden Jahrgang 1670 (also dem 1. Grimmelshausenschen Jahreskalender) zuzuweisen. Damit wird Borcherdts Theorie, daß die 2. Continuatio zuerst, dann die 3. und zuletzt die 1. entstanden sei, hinfällig. Er gründet seine Annahme auf eine Stelle der den 3 Kontinuationen in der Simplicissimusausgabe D vorangehenden gemeinsamen Vorrede: „Weil ich nun in einem besonderen Traktätlein, welches noch unter der Presse ist und mit ehistem mich als einen neuen Phönixvogel vorzustellen begierig ist . . .", die er als eine „Anspielung auf die 2. Continuatio, die demnach früher entstanden und erschienen sein müßte", deuten will[1]). Ich habe nun einigen Grund anzunehmen, daß diese Vorrede eigens bei der Verpflanzung der Kontinuationen in die Simplicissimusausgabe D geschrieben wurde, worauf ich gleich zu sprechen kommen werde. Die 1. Continuatio selbst enthält keinerlei Anhaltspunkte über die Posteriorität ihrer Entstehung gegenüber der 2. und 3. Continuatio. Und vor allem würde sich dann sofort die Frage erheben, warum nicht auch die Wundergeschichten des 1. Jahrganges in die Simplicissimusausgabe D und J Aufnahme gefunden hat, und man müßte ferner annehmen, daß die als erste bezeichnete für einen erst später zu erscheinenden Kalender — also frühestens für den Jahrgang 1673 — im voraus schon geschrieben worden sei. Gegenüber dieser komplizierten Vermutung erscheint es mir auch als das Natürlichere, wenn Grimmelshausen seinen Bericht, wie er ein Kalenderschreiber wurde, gleich in seinem ersten Kalender seinen Lesern darbot. Ich nehme demnach an, daß die 1. Continuatio vor der Mitte des Jahres 1669 für den Jahrgang 1670 entstand. Ihr Schluß berichtet, daß Simplicius sich wieder auf Reisen begibt, allerdings werden keine außereuropäischen Länder erwähnt. Die 2. Continuatio wurde 1670 für den Jahrgang 1671 abgefaßt. Der Anfang scheint das Vorhandensein des 6. Buches auszuschließen: „Als ich

[1]) Schon Werner (a. a. O. S. 107) glaubte die Abfassung der 2. Continuatio wenn auch nicht ihr Erscheinen vor die der 1. ansetzen zu müssen.

einsmals ungefähr auf einer Insul, deren ich gleichsam wie im Schlauraffenland gelebt, mich mit Fischen . . . bemühet." Aber dann findet sich eine Stelle, die direkt auf das 6. Buch Bezug nimmt: Unter der Schar seiner Befreier aus den Händen der Wilden „befunden sich etliche . . ., die mich am Roten Meer gekannt hatten, da mich nämlich etliche arabische Räuber vor einen wilden Mann umgeführt und um Geld sehen lassen". Mir scheint es daher einleuchtender, den Inhalt der 2. Continuatio auf eine zweite außereuropäische Reise zu beziehen, und ich deute die Worte: „Und also . . . bin ich wiederum in Europam und endlich zu euch gar in Teutschland kommen, welches das Ende meiner zweiten Reise gewesen" nicht wie Werner, der glaubt, daß mit der ersten Reise jene nach Rußland und dem Orient im 5. Buche und mit der zweiten jene auf die wilde Insel im 6. Buche des Romans gemeint sei, sondern ich nehme zwei Reisen nach der einsamen Insel an, von denen die erste im 6. Buch, die zweite in der 2. Continuatio erzählt wird. Allerdings löst diese Annahme keineswegs alle Widersprüche. Nach den Kontinuationen müßte nämlich Simplicius bereits 1667 oder 1668 von seiner ersten Reise wieder in seine Heimat zurückgekehrt sein, während er nach dem Bericht des angeblichen Verfassers des Schlusses vom 6. Buch um diese Zeit noch auf der einsamen Insel weilen mußte. Auch nach der Aussage der Meuder im Ewigwährenden Kalender befindet er sich 1669 auf Reisen in der Neuen Welt. Nach den Kontinuationen mußte er aber um diese Zeit schon auf der zweiten Reise sein. Es fragt sich nun, ob man überhaupt berechtigt ist, aus diesen Angaben sichere chronologische Schlüsse ziehen zu dürfen. Sicher ging wohl im Frühjahr 1669 das Manuskript des 6. Buches an Felßecker ab, sehr bald folgte dann diejenige für den 1. Jahrgang des Wunder-Geschichten-Kalenders. Für dessen Wundergeschichte (1. Continuatio) verwertete Grimmelshausen offenbar hauptsächlich Autobiographisches, ohne sich Skrupel darüber zu machen, daß sein Held nach der eben vollendeten Ergänzung zum Roman noch auf der einsamen Insel hausen mußte. Die phönixartige Natur seines Helden schien ihm wohl eine ausreichende Begründung für ein solches Verfahren zu sein. Mit derselben Sorglosigkeit fingiert er dann 1670 — vielleicht nach dem Erfolg des 6. Buches — für die 2. Continuatio eine abermalige Reise nach der einsamen Insel[1]), und seine Leserwelt rechnete ihm solche Unmöglichkeiten wohl schwerlich nach.

Merkwürdig bleibt nun das Auftreten der Kontinuationen in den Ausgaben D und J des Simplizissimus. Nachträglich — nachdem sie bereits dem Publikum in den drei ersten Jahrgängen des Wunder-Geschichten-Kalenders vorlagen — wurden sie aus ihrem eigentlichen Zusammenhang herausgelöst und dem Hauptwerk angehängt. Daß sie in dieser neuen Umgebung in eine falsche Beleuchtung gerückt wurden, ist verschiedentlich schon hervorgehoben worden. Die Gründe, die Grimmelshausen zu diesem Schritt veranlaßten, sind nicht ersichtlich[2]), ebensowenig wie die, warum der nach dem Titelvermerk des Titelblattes zur Ausgabe C schon im Jahre 1670 beabsichtigte Plan unterblieb. Wäre er bereits bei dieser Simplicissimusausgabe zur Ausführung gelangt, so würden sich höchstwahrscheinlich nur die 1. und 2. Continuatio darin als „andere zu seinem Lebenslauff gehörigen Neben-Historien" gefunden haben. Wir würden damit eine Bestätigung für die von mir über die Entstehung der 3 Kontinuationen vertretene Ansicht, beziehungsweise den Nachweis ihrer Unhaltbarkeit gewonnen haben. Jedenfalls

[1]) Diese Vermutung legt mir der „Vortrab" des Jahrbuchs 1681 nahe.

[2]) Borcherdt (Grimmelshausens Werke IV, 351) sieht Felßecker als den Veranlasser an, der, um den Buchdrucker aus dem Feld zu schlagen, um jeden Preis etwas Neues bieten wollte.

danken wir dem Umstand, daß sie in den Simplicissimusausgaben D und J Aufnahme gefunden haben, die Kenntnis der Continuatio I und II, die uns sonst ebenso wie die 4. und 5. Continuatio verloren gegangen wäre.

Bei ihrer Verpflanzung in den Simplicissimusroman wurden die 3 Vorreden, die ihnen in den Kalendern vorangingen, beseitigt. Daß jede Continuatio eine solche Vorrede besaß, beweisen die Jahrgänge auf 1672 und 1675. Die gemeinsame Vorrede, die sie in den Ausgaben D und J erhalten haben, wurde offenbar, wie ich schon erwähnte, erst für diesen besonderen Zweck geschrieben und hat wohl nie in einem Kalender gestanden. Jede Andeutung auf die Zugehörigkeit der Kontinuationen zum Kalender wird darin vermieden, sie sollen lediglich als Fortsetzungen der Lebensgeschichte des „wiederum als neuen Phönixvogel" sich präsentierenden Simplizissimus betrachtet werden. Auch die vielleicht naheliegende Vermutung, Grimmelshausen habe die Vorrede zur 1. Continuatio beibehalten und die beiden folgenden beiseite gelassen, wird hinfällig durch die Äußerung: „wie es mir bey die zwei Jahr hero an unterschiedlichen Orten . . . ergangen." Diese zweijährige Wanderzeit scheint mir ein Ersatz für die „zweijährige Kalenderarbeit" zu sein, von der die Vorrede zur 3. Continuatio, die etwas früher als die in D und J enthaltene gemeinsame Vorrede für alle 3 Kontinuationen anzusetzen ist, berichtet[1]). Unklar bleibt nur, was mit dem „besonderen Traktätlein, das noch unter der Presse ist", gemeint sein soll.

Außer den 3 Kontinuationen enthält die Ausgabe D die „Zugabe des wunderbarlichen Weltstreichenden Arztes Simplicissimi, darinn er als ein Landstörzender Vagant aus eigener Experientz und Practic zu vernemen gibt, wie etlicher Leute imaginirte Haupt-Krankheiten zu Curiren seyn möchten. Allen Haus-Vättern und Haus-Müttern vor ihre Kinder und Gesinde höchst dienlich, sinnreich, nützlich und fleißig zugebrauchen". Derselbe Text findet sich auch auf einem Flugblatt „Abbildung der wunderbarlichen Werckstatt des Weltstreichenden Arztes Simplicissimi," das im Besitze des Kupferstichkabinetts in Berlin ist[2]). Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß diese „Zugab des Arztes Simplicissimi" auch ursprünglich für den Wunder-Geschichten-Kalender geschrieben wurde. Die Jahrgänge 1672 und 1675 bringen am Schluß der 3. und 6. Continuatio, wie wir oben gesehen haben, einen gereimten Bericht aktueller Ereignisse, von der es heißt „Anstatt einer Simplex-Zugab". Die „Zugab des Arztes Simplicissimi" mag also im Jahrgang 1670 oder 1671 als Anhängsel zur 1. und 2. Continuatio gestanden haben. Ob nun der Verwendung desselben Textes als Kalender- oder als Flugblattstoff die Priorität zukommt, muß dahingestellt bleiben.

Ich komme nun auf die Behandlung der Frage, ob auch spätere Jahrgänge nach 1672 noch als echte Grimmelshausen-Kalender anzusprechen sind, zurück. Die Berechtigung der Annahme von Grimmelhausens Autorschaft für den Jahrgang auf 1673 ist schon gestreift worden. Es sei nun hier noch einmal hervorgehoben, daß Grimmelshausen selbst in einer außerhalb des Kalenders sich befindenden Stelle auf die von ihm geführte Fortsetzung seines Kalenders

---

[1]) Borcherdt (IV, 514) bezieht diese Angabe auf die Zeit, die seit dem Erscheinen des Romans verflossen ist und setzt daher die Entstehung dieser Vorrede samt der 1. Continuatio in das Jahr 1670.

[2]) Separatdruck des Textes von Adalbert v. Keller. Tübingen 1862. Reproduktion bei Hampe, Fahrende Leute. Leipzig 1902. S. 106. — Es sei auch erwähnt, daß sich ein zweites Simplicianisches Flugblatt im Berliner Kupferstichkabinett befindet: Metzger-Becker-Streit sehr nachdencklich / lustig und nützlich zu lesen / und von dem Simplicissimo entschieden; o. O. und o. J.

hinweist und ich hoffe die Vermutung, daß dieser Hinweis in der Vorrede zur Simplizissimusausgabe D direkt auf den Jahrgang auf 1673 zu beziehen ist, wahrscheinlich gemacht zu haben, indem ich darzulegen suchte, daß der Wunder-Geschichten-Kalender auf 1672 mit der 3. Continuatio vor der Auflage D publiziert wurde. Als weitere Stütze kommt dann der Schlußsatz der 3. Continuatio hinzu, den ich schon oben zitiert habe. Also auch hier wieder bekundet Grimmelshausen selbst seine Absicht, den Kalender fortzusetzen. Daß im Jahrgang 1673 der Junge Simplicius sozusagen als verantwortlicher Redakteur fungiert, kann nicht als stichhaltig gegen die Autorschaft Grimmelshausens ins Feld geführt werden, da diese Rolle des Jungen Simplicius bereits im Jahrgang 1672 vorbereitet wird, und die nun schon viel benützte Vorrede zur Simplizissimusausgabe D die Weiterführung des „kleinen Jahrbuchs oder Kalenders in Quarto" an die Bedingung knüpft, daß er und sein junger Simplicius am Leben bleiben. In der äußeren Einrichtung, sowie in der Diktion und in der Auswahl des gebotenen Stoffes, stimmt das uns erhaltene Jahrbuch auf 1673 so vollständig mit den vorhergehenden überein, daß auch von dieser Seite her kein Einwand gegen die Autorschaft Grimmelshausens erbracht werden kann. Schließlich muß noch betont werden — und dies scheint mir ein sehr wichtiges Argument zu sein — daß im Sommer 1672, als der Jahrgang auf 1673 verfaßt wurde, Grimmelshausen seine schriftstellerische Tätigkeit durchaus noch nicht an den Nagel gehängt hatte. Wir haben sogar mehrere Schriften Grimmelshausens noch aus dem Jahr 1673, wie der Teutsche Michel und das Galgenmännlein; und der zweite Teil des Vogelnestes ist wahrscheinlich erst 1674 vollendet worden. Es ist also kein Grund ersichtlich, warum Grimmelshausen seinen Kalender bereits abgetreten haben sollte.

Ungleich schwieriger steht es um die Fixierung des Autors bei dem Jahrgang auf 1675. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß die sich den stillen Schwarzwaldgauen immer mehr nähernden Kriegsunwetter und schließlich Grimmelshausens Teilnahme an dem weltgeschichtlichen Geschehen, das sich unmittelbar in der Nähe seiner Heimat abspielte, seiner schriftstellerischen Tätigkeit ein Ende bereiteten. Wir müssen daher zunächst der Frage nähertreten, von welchem Zeitpunkt an der Renchner Schultheiß den Federkiel mit der allgeliebten Schußwaffe vertauschte. Bechtold nimmt an, daß erst als im Juli 1675 Turenne und Montecucculi den Kampf des vorhergehenden Jahres wieder aufnahmen und ihn im Gebiet der Rench ausfochten, was zur Folge hatte, daß die Bevölkerung nach Offenbach, Oberkirch, auf die Ullenburg und in unzugängliche Höhen des Schwarzwaldes flüchten mußten, Grimmelshausen sich an der „militia" beteiligte.

Schwerlich dürfte er schon an dem Vormarsch der deutschen Truppen im Herbst 1674 über den Rhein, der mit einem kläglichen Rückzug im Dezember und Januar endete, teilgenommen haben, jedenfalls sehen wir ihn noch im Oktober 1674 im Prozeß mit dem Zaberner Salzpächter die Sache seiner Gemeinde vertreten. Ferner kann er sein letztes Werk, des Vogelnests zweiten Teil, erst im Jahr 1674 vollendet haben. Bechtold begründet seine Behauptung folgendermaßen. Am Schluß der Schrift bezeichnet der fingierte Verfasser das rechtsrheinische Gebiet als ein Land des Friedens, fügt aber in Parenthese hinzu „wiewohl ich höre, daß es seyther durch den Krieg sehr ruiniert worden". Da nun aber das Land rechts vom Rhein erst von 1674 an, die Verheerungen des Krieges zu schmecken bekam, kann der Abschluß dieser Schrift nicht vor 1674 erfolgt sein. Im Sommer desselben Jahres muß nun auch die Abfassung des Jahrgangs auf 1675 vom

„Wunder-Geschichten-Calender" geschehen sein. Wir kommen somit zu dem Schluß, daß diese Erwägung die Autorschaft Grimmelshausens auch noch für diesen Kalender nicht ausschließt. Wir betrachten nun den Kalender selbst. Auffällig ist sofort das veränderte Deckblatt. Wir müssen unser Augenmerk auch deshalb besonders auf diesen Umstand richten, weil es ziemlich sicher steht, daß Grimmelshausen bei dem Zustandekommen der in seinen Werken gebrauchten Kupfer stark beteiligt war. Wir können nun aber nicht allzu viel aus der Abänderung des Deckblattes aus dem Jahrgang auf 1672 für die Frage der Autorschaft folgern, da es gar nicht sicher steht, ob das Kupfer des Jahrgangs auf 1672 bereits für die Jahrgänge 1670, 1671 und 1673 das Deckblatt abgab. Einen Grund für die Berechtigung meines Zweifels erblicke ich in einer Stelle aus dem Jahrgang auf 1673. Dem Jan Perus, der etwas später zu der mit der Abfassung eines Kalenders beschäftigten Gesellschaft hinzutritt, wird der nötige Aufschluß über den Zweck der versammelten Freunde mitgeteilt, worauf er erwidert: „Einen C. (Kalender) Ha, ha, he / seynd doch vorhin derselben soviel heraus, daß man mich neulich berichtet, man würde in Egypten an einem gewissen Ort eine herrliche Capelle damit bedecken / unter andern sollte einer mit fünff wunderlichen Bildern und zweyen Schlangen auff den Titul an statt eines Fähnleins ausgesteckt werden." Darauf antwortet der Junge Simplicius: „Das ist eben derjenige, den mein Herr Varchen vor einem Jahr verfertiget, vermittelst dieser trefflichen Gesellschaft,' welcher jetzo soll continuiret werden." Offenbar spielt Jan Perus auf das Titelkupfer des Jahrgangs 1672 an, wobei man sich allerdings fragen muß, wie er eigentlich zu der Bemerkung von „zweyen" Schlangen kommt. Der Versuch einer Erklärung wäre die Annahme, daß infolge der Undeutlichkeit des Kupfers zum Wunder-Geschichten-Kalender auf 1672 der Beschauer das Spruchband, das sich um den Kalenderhaufen in der Mitte schlingt, auch für einen Schlangenleib nehmen kann. Die Worte des Jan Perus sind denn wohl als Spott Grimmelshausens über die auffallend minderwertige Ausführung des Kupfers zu verstehen. Die Verwendung des Kupfers vom Ewigwährenden Kalender für den jährlichen Simplizianischen Kalender war vielleicht ein mißglückter Versuch, der später wieder fallen gelassen wurde; dafür scheint mir eben die Antwort des Jungen Simplicius zu sprechen, die den von Jan Perus charakterisierten Kalender ausdrücklich nur als den vorhergehenden Jahrgang (also den auf 1672) bezeichnet. Ein Wechsel der als Deckblatt verwendeten Kupfer oder Holzschnitte ist gar nicht ungewöhnlich und läßt sich bei den Kalendern des Felßeckerschen Verlages verschiedentlich nachweisen. Da nun bei dem Holzschnitt für 1675 das Schlangensymbol, das sicherlich von Grimmelshausen stammt — (die Anregung dazu entnahm er dem gedruckten Freund und Lehrer Garzoni, den er bekanntlich kapitelweis im „Ewigwährenden Calender" ausschrieb: „Annus wirdt nach Isidori Meinung das Jahr genennet ab annulo, von einem Ring, dieweil es von wegen seiner Revolution ist wie ein Circulus, oder runder Ring, da kein Anfang oder Endt an zu finden, da von auch Virgilius sagt: Atque in se sua per vestigia Voluitur annus, das ist: Das Jahr sich in sich selbst ververlaufft, da es anfängt, hörts wieder auff.") — beibehalten wird, so kann die Vermutung nicht ohneweiters von der Hand gewiesen werden, daß dieser Holzschnitt noch unter Grimmelshausens Beteiligung hergestellt und etwa schon 1673 oder 1674 für seinen Wunder-Geschichten-Kalender Verwertung fand. Da außerdem meines Erachtens das Kupfer, das als Vorbild diente, erst für den Ewigwährenden Kalender hergestellt und dieser erst nach dem 1. Jahr-

gang des Wunder-Geschichten-Kalenders vollendet wurde, so ist auch aus diesem Grunde ein anderes Deckblatt für 1670, beziehungsweise 1671 anzusetzen.

Die im Jahrgang auf 1675 enthaltene „Simplizianische Wunder-Geschichten 6. Vorstellung" berichtet, wie schon oben dargelegt wurde, von den Abenteuern des Jungen Simplicius und ist allem Anschein nach die 2. Continuatio der Lebensgeschichte des Sohnes Simplicissimi. Die 1. Continuatio des Jungen Simplicius wird der Jahrgang auf 1674 enthalten haben, worauf ja auch die schon angezogene Stelle aus dem Vortrab zum Jahrgang auf 1673 hinwies: „Anjetzo wird er die Continuatio von meinem Sohn . . ." Man könnte gut ein ganzes Kapitel damit anfüllen, die Fülle der Einkleidungsmöglichkeiten in Grimmelshausens Schriften zu beleuchten, und darin würde der Einkleidungsreichtum in den Simplizianischen Kalendern einen breiten Raum in Anspruch nehmen. Ich erinnere hier an die Methode, die Grimmelshausen bei einem Teil seiner Simplizianischen Apophthegmen und Schwänken im Ewigwährenden Kalender angewandt hat. Der angebliche Erfinder des Kalenders muß sie unter der Fiktion einer Nachtragung auf Grund mündlicher Berichte dritter Personen, unter denen wieder der Philippsburger Rittmeister und der Bratengeiger die Hauptquellen bilden, in den Kalender setzen. Am Schluß führt Grimmelshausens starke Vorliebe für Abwechslung ihn dazu, die letzten Schwänke, die der Christian Brandstetter zu berichten weiß, an die Persönlichkeit des bereits erwähnten Geigers und dessen Frau zu knüpfen. Hält man sich diese Neigung Grimmelshausens vor Augen, so verliert der Wechsel in der Person des Trägers der Abenteuer der Simplizianischen Wundergeschichten, wie die 6. Continuatio ihn aufweist, die Kraft eines Gegenbeweises gegen die Autorschaft Grimmelshausens für diesen Jahrgang, die man vielleicht auf den ersten Blick ihm beizumessen gewillt ist[1]).

Schwerer wiegt die Änderung in der Wahl der beigefügten „Geschichtserzählungen" im Astrologischen Jahrbuch. Wir haben bei der Beschreibung des Kalenders hervorgehoben, daß es sich nicht mehr um Schwänke wie in den ersten Jahrbüchern, sondern um Berichte von Zeitgeschehnissen handelt. Wenn man nun hieraus auf einen Wechsel des Autors schließen möchte, so kann man wiederum einwenden, daß die Kriegsereignisse namentlich bei einem Land, das in Mitleidenschaft gezogen wurde, so im Vordergrund des Interesses stehen, daß es fast verwundern müßte, wenn sie nicht auch in der schriftstellerischen Tätigkeit Grimmelshausens, als eines Bewohners des von den Kriegsgreueln heimgesuchten Gebietes, ihren Niederschlag gefunden hätten. Auch in anderen Schriften von ihm, namentlich im „stolzen Melcher" hat ihn der holländisch-französische Krieg, den er an seinem Lebensabend erlebte, beschäftigt. Für die Kalendererzählungen muß er unmittelbar aus Flugblättern und Zeitungen, die vom Kriegsschauplatz kamen, geschöpft haben, wie ich bereits oben erwähnt habe. Selbst der Erzählung des Wirtes Schrepfeisen, die in bedeutend weniger künstlerischer Verarbeitung, die schon für den Roman verbrauchten Motive aufnahm, kann man kein allzu großes Gewicht beilegen, um damit die Autorschaft Grimmelshausens für den Jahrgang 1675 abzuleugnen. Es würde viel zu weit führen, hier den Nachweis wiederholt verwandter Motive, ja wörtlicher Übereinstimmungen im Ewigwährenden Kalender selbst und zwischen diesem und anderen

[1]) Für die Annahme, daß einer der Grimmelshausenschen Söhne das schriftstellerische Talent des Vaters erbte und den Kalender (sei es nun zu des Vaters Lebzeiten oder erst nach seinem Tode) fortsetzte, fehlt zwar noch jede Unterlage, aber ganz von der Hand zu weisen ist sie nicht.

Grimmelshausen-Schriften liefern zu wollen. Auf einige solche Zusammenhänge hat Scholte (Problem, S. 244) hingewiesen, und die Ergänzung gehört in eine Untersuchung über die Arbeitsmethode und Quellenverwertung Grimmelshausens in seinem Ewigwährenden Kalender.

Sucht man nun, von der Betrachtung von Jahrgängen des Simplizianischen Wunder-Geschichten-Kalenders nach Grimmelshausens Tod ausgehend, nach Momenten, die klärend auf unser Urteil über die Autorschaft des Jahrgangs 1675 wirken könnten, so wird nicht viel damit gewonnen. Der Fortsetzer behält die Figur des Alten Simplizissimus bei, der im Jahrgang auf 1683 angeblich seinen hundertsten Geburtstag feiert und dabei eine völlige Verjüngung erfährt. Im Jahrgang 1682 tritt Simplizissimus Nummer 3 auf, „der kleine Simpliciunculus", der bei einem Ständchen, das seinem Ahnherrn von den getreuen Mitarbeitern Musophilus, Buscon, Gonella, Jan Perus, Gusmann und Schrepfeisen vor des „Alten Simplex Bauern-Gut" dargebracht wird, seine „lieblich anmuthige Stimm" ertönen lassen muß. Wir sehen, die Fiktion über das Zustandekommen des Kalenders wird auch noch aufrecht erhalten. Die „Geschichtserzählungen" der Jahrbücher bleiben auch Berichte von den „Lebensfällen" der einzelnen Mitglieder, wobei natürlich Wunderbegebenheiten, Kometenerscheinungen u. dgl. den Hauptinhalt bilden. Und doch ist auf ein Moment hinzuweisen, der einen kleinen Anhaltspunkt für die Autorschaft des Jahrgangs auf 1675 bietet. Die Betrachtungen der beiden Simplicissimi in den Astrologischen Jahrbüchern über die „Konstellationen" und der daraus zu entnehmenden Prophezeiungen über Wetter, Kriegs- und Unglücksfälle, sind durchsetzt von holprigen Knüttelversen, die in der Hauptsache Zeitanspielungen enthalten. Simplizissimus bezeichnet diese Pritschmeisterreime als „Rubriken" oder „Prognostica". Ich führe ein besonders charakteristisches aus dem Jahrbuch auf 1673 an: „E. u. F. seynd noch verbunden. S. nach trefflich fleissig Stunden; P. siht sich auch gar wol fir, H. steht auch nach Kriegs-Begier." Unter E. und F. dürften Frankreich und England, unter S. und P. Spanien und Portugal, unter H. Holland zu verstehen sein. Nun weist der Jahrgang auf 1675 dieselben gereimten „Rubriken" auf, die der früheste nach 1675 erhaltene Jahrgang, der auf 1682, nicht mehr enthält. Einen wirklichen Wert als Argument bekäme natürlich die Betrachtung der „Rubriken" erst, wenn man die Jahrgänge um den Zeitpunkt von Grimmelshausens Tod auffinden könnte. Solange dies nicht der Fall ist, bleibt das Fehlen der „Rubriken" im Jahrgang auf 1682 nur ein sehr schwaches Argument für die Autorschaft Grimmelshausens mit bezug auf den Jahrgang 1675. Überhaupt waren wir nicht in der Lage, einen einzigen wirklichen Beweis zu liefern, es kann sich bei Jahrgang 1675 nur um die Größe der Wahrscheinlichkeit handeln, mit der wir ihn Grimmelshausen zusprechen dürfen. Überblickt man nun alle erörterten Punkte, so wird man immerhin sagen können, daß die Wahrscheinlichkeit verhältnismäßig groß ist; und da die anzuführenden Gegengründe auf noch schwächeren Füßen stehen als die Gründe zu einer positiven Beantwortung der Frage, so werden wir schließlich auch den 6. Jahrgang des Simplizianischen Wunder-Geschichten-Kalenders als einen echten Grimmelshäuser ansprechen dürfen[1]).

Zum Schluß sei kurz die Frage der Priorität des Ewigwährenden und des jährlichen Kalenders betrachtet, eine Frage, die mir äußerst wichtig zur Be-

[1]) Sprachliche Kriterien habe ich vorläufig unberücksichtigt gelassen, weil sich Abschließendes darüber erst nach Vollendung der Untersuchung über die in den Kalendern von Grimmelshausen verwendeten Quellen sagen läßt.

wertung und Einreihung der Kalenderschriftstellerei Grimmelshausens innerhalb seines gesamten Schrifttellertums erscheint. Scholte versetzt die Entstehung des „Ewigwährenden Calenders" in die Zeit des zweiten Gaisbacher Aufenthalts, ja er betrachtet Grimmelshausens Kalendertätigkeit als Übergangsstadium zwischen der ersten und zweiten literarischen Schaffensperiode[1]). Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Einmal scheinen mir Ewigwährender Kalender und 6. Buch des Simplizissimus aus einer verwandten Stimmung heraus geschaffen zu sein. Der Kalender ist demnach nicht vor der Entstehung des Romans anzusetzen, sondern frühestens während der Arbeit am 6. Buch, besser nach Vollendung des ganzen Romans, was ich noch weiter unten nachzuweisen suchen werde. Gerade was Scholte über die Schärfe, mit der Grimmelshausen die Figur des Simplizissimus schaute und begrenzte, betont (Probl. S. 249), führt zu der Überlegung, daß diese Ausarbeitung der Simplizissimusgestalt schon einen gewissen Abschluß erlangt haben mußte — und das geschah eben während der Fertigstellung des Romans — ehe Grimmelshausen sie für seine weitere schriftstellerische Arbeit verwerten konnte. Dann aber — und damit kommen wir zu einem durchschlagenden Argument — legt die Betrachtung der 1. Continuatio die Vermutung nahe, daß die Kalenderschriftstellerei Grimmelshausens vom Wunder-Geschichten-Kalender ihren Ausgangspunkt genommen hat, und daß die Anregung zur Abfassung eines Kalenders von Felßecker ausging. Wir haben schon hervorgehoben, daß aus der 1. Continuatio tatsächliche Verhältnisse hindurchzublicken scheinen. Ich möchte eine Stelle anführen, die sich auf den Verleger bezieht, als Simplizissimus eine wiederholte Attacke auf die Kalenderstöße unternimmt: „warnete er mich freundlich, solches nicht zu tun . . . erzehlte auch darbey, wie es ihm etliche Jahr bey seinen Kalendern ergangen, daß nämlich ein und anderer, sowohl einheimischer als frembder, sich nicht gescheuet, seine Calender, ehe sie öffentlich verkauffet worden, durchzuschauen, das beste heraus zu nemen, einen neuen Titul zu geben, und also ihm zu merklichen Schaden damit zu wuchern." Man wird sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß nur ein in die Kämpfe des Felßeckerschen Unternehmens Eingeweihter diese Worte schreiben konnte, oder man deutet dieses Zusammentreffen der Grimmelshausenschen Fiktion und des wirklichen Geschehens als Zufall. Hält man die erste Auffassung für wahrscheinlicher, so wird man fragen, hat Grimmelshausen diese Kenntnisse aus schriftlichem oder aus persönlichem Verkehr mit Felßecker gewonnen. Die 1. Continuatio verlegt den Besuch des Simplicius bei dem Verleger in den Juni des Jahres 1668. In diesem Jahr hat aller Wahrscheinlichkeit nach Grimmelshausen bei der Suche nach einem Verleger für seinen Simplizissimusroman die Beziehungen mit Felßecker angeknüpft. Im Jahr darauf liefert er bereits den ersten Jahrgang des Wunder-Geschichten-Kalenders und verwertet Motive, die er in so kurzer Zeit wohl nur durch persönliche Bekanntschaft mit Felßecker gewinnen konnte. Ich möchte daher annehmen, daß Grimmelshausen im Jahr 1668 nach Nürnberg gekommen ist („der wol bekannten und weit berühmten Stadt in Teutschland!"). Felßecker, dem damals noch sehr viel an der Vergrößerung der Zahl seiner Kalenderautoren lag — ein Jahr zuvor begann erst Juhrmanns Kunst- und Handwerks-Kalender und im selben Jahr gewann Felßecker Bielstädt als Mitarbeiter — mag ihm den Gedanken der Kalenderschriftstellerei nahegelegt haben. Ein eigener Einfall Grimmelshausens wird nun wohl der Ewigwährende gewesen

[1]) Versuch eines Bildungsganges des Simplizissimusdichters.

sein, wozu ihn vor allem der Umstand getrieben haben mag, daß er in einem Jahreskalender die auf Kalenderwesen sich beziehenden Kapitel im Garzoni, die er natürlich längst vorher studiert hatte, nicht gut anbringen konnte. Jetzt erst bot sich ihm der „Ewigwährende Calender" auch als ein Sammelbecken für alle Anekdoten und Wundergeschichten, die ihn stark interessierten, die er aber sonst nicht unterzubringen wußte, dar. Auch aus der Zeit des Druckes kann man schließen, daß der Ewigwährende Kalender *nach* dem 1. Jahrgang des Wunder-Geschichten-Kalenders erschien. Der Jahreskalender auf 1670 muß bereits im Sommer 1669 „herausgekommen" sein, dagegen wurde der Druck des Ewigwährenden Kalenders laut Druckvermerk am Schluß der ersten Auflage erst 1670 fertiggestellt. Einen weiteren Beweis für die erst im Jahr 1670 erfolgte Drucklegung scheint mir der Titelvermerk auf dem Titelblatt der Simplizissimusausgabe C (1670) zu bieten. Diese kann nur aus einer Zeit stammen, wo die Wahl über das Format des Ewigwährenden Kalenders noch nicht getroffen war. Für die immerwährenden Kalender bestand nämlich keineswegs ein solch festausgebildetes Schema wie für die Jahreskalender; ein anfängliches Schwanken bezüglich des Formates ist also sehr gut denkbar. Nachdem die Entscheidung für „Großquart" einmal gefallen war, war eine gemeinsame Ausgabe mit dem Roman nicht mehr gegeben, und aus diesem Grunde mag dann die auf dem Titelblatt zur Ausgabe C in Aussicht gestellte Absicht unterblieben sein. Das Manuskript zum Ewigwährenden Kalender wurde freilich laut der Datierung des „Wahrhafften Berichtes" Ende Juli 1669 abgeschlossen. Zu dieser Zeit befand sich aber der 1. Jahrgang des Wunder-Geschichten-Kalenders nicht nur längst in den Händen des Verlegers, sondern er war bereits gedruckt. Das Kupfer des Ewigwährenden Kalenders wurde natürlich eigens für diesen Zweck hergestellt und bildete also den Ausgangspunkt für die Kupfer, womit die Ausgaben des Simplizissimus von 1670 (C) und von 1671 (D und J) geschmückt wurden. In dieser Annahme stimme ich Scholte bei.

Grimmelshausens Verhältnis zu den Sprachgesellschaften und sein „Teutscher Michel".

Von Felix Scholz in Berlin.

Nur in einigen Nebenbemerkungen hat die Grimmelshausenforschung bisher das Thema „Grimmelshausen und die Sprachgesellschaften" berührt. Der Versuch v. Bloedaus[1]), eine äußere Verbindung zu Mitgliedern des „Elbschwanenordens" zu erweisen, gibt sich ebensowenig wie die ergänzenden Zusammenstellungen Bechtolds[2]) mit der wesentlichen Frage ab, wie Grimmelshausen sich zu den Bestrebungen der einzelnen Sprachgesellschaften stellte. Sicherer gegründet sind Scholtes Nachweise[3]) von Beziehungen zu der „Aufrichtigen Tannengesellschaft" in Straßburg. Hier wissen wir wenigstens von zwei Männern, die der Gesellschaft mit

[1]) In seinem Buche „Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänger", Berlin 1908.
[2]) Im 19. Bande des „Euphorion".
[3]) In der Abhandlung „Sprachliches bei Grimmelshausen" in „Braunes Beiträgen", B. 40, 1915.

großer Wahrscheinlichkeit angehört und zugleich in näherer Beziehung zu Grimmelshausen gestanden haben. Es sind der Dienstherr des Dichters auf der Ullenburg, Johann Kuefer der Jüngere, und Moscherosch[1]). Scholtes Annahme wird durch die folgende Untersuchung gestützt werden. Die Beantwortung der Frage nach Grimmelshausens Zusammenhängen mit den Sprachgesellschaften wird hier von dem nächstliegenden Ausgangspunkte unternommen, einer Untersuchung des Büchleins vom „Teutschen Michel", in welchem sich Grimmelshausen auf seine Art des Themas der Sprachgesellschaften annimmt.

Die Bekanntschaft mit diesem ebenso aufschlußreichen wie liebenswerten Werkchen kann wohl vorausgesetzt werden. Ich umreiße nur kurz seinen Aufbau und Inhalt. 13 „capita" füllt die Fehde gegen das Unechte und Häßliche in Sprache und Sitte. Im Mittelpunkt steht der Kampf gegen die Verderbung der deutschen Sprache durch Welscher wie durch Puristen, von denen die letzten besonders scharf hergenommen werden. Umschlossen wird dieser Teil durch Ausweitungen des Gebotenen, des Themas „Sprache" im Anfang des Werkes, indem über Nutzen und Nachteile des Sprachlernens gehandelt wird; des Themas „Sprachsünden" im späteren Verlaufe, in welchem mehr und mehr die oft sehr lustigen Sprachunarten einfacher Leute in den Vordergrund rücken. Diese Betrachtungen aber sind mit solchen über den gleichzeitigen Sittenverfall unlöslich verbunden, kommen so überhaupt erst zu voller Geltung. Belebt und verdeutlicht wird das Ganze durch zahlreiche glückliche Beispiele und Anekdoten.

Wie steht nun Grimmelshausen in diesem Buche zu den Sprachgesellschaften? Lassen sich etwa Beziehungen zu einzelnen Sprachvereinigungen nachweisen?[2]) Diese Fragen wird ein Vergleich mit den Werken einzelner bedeutender Gesellschafter beantworten.

Welche Quellen lagen Grimmelshausen zum Ausschöpfen besonders nahe? Vergegenwärtigen wir uns dazu kurz das verschiedenartige Wirken der einzelnen Gesellschaftsmitglieder.

Drei Hauptgruppen können unterschieden werden. Zu der ersten gehören die Männer, die eigene wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet haben, der Kern der Sprachgesellschaften. Im Mittelpunkte steht Schottelius, dessen „Teutsche Sprach-Kunst" und „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache" von größter Wirkung gewesen sind. Zu nennen sind weiter Gueintz, dessen Sprachlehre die von der „Fruchtbringenden Gesellschaft" offiziell anerkannte gewesen ist, auch die Sprachneuerer Zesen und in bescheidenem Maße Schneuber, das eine Haupt der „Aufrichtigen Tannengesellschaft".

In der zweiten Reihe stehen die Zusammentrager, deren hervorragendster der Fruchtbringende und Pegnitzschäfer Harsdörffer, der Übersetzer Schottels ins Volkstümliche, mit seinem „Poetischen Trichter" und den weitverbreiteten acht Bänden der „Frauenzimmer Gesprächspiele" ist. Dazu kommen vor allem zwei kleinere Sammelschriften, „Teutscher Sprache Ehrenkrantz" von dem Straßburger Doktor Schill, über den bald ausführlicher zu reden sein wird, und der namenlose „Unartig teutscher Sprachverderber", kurz vor dem letzten 1642 erschienen.

---

[1]) Über dessen Zugehörigkeit zur „Tannengesellschaft" vgl. den Abschnitt „Moscherosch" bei Dr. H. Schultz, „Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache", Göttingen 1888.

[2]) Die bisherigen Ausgaben der Werke Grimmelshausens, auch die jüngst erschienene von Hans Heinrich Borcherdt, bleiben ohne Angaben von Quellen für die Sprachbetrachtungen des „Teutschen Michel".

Unter die dritte Art zählt als der Bedeutendste Moscherosch mit seinen „Gesichten Philanders von Sittewald". Hier treffen sich die Männer, die mit Spott und Satire den Schäden der Zeit, und zwar weit überwiegend den sittlichen, Einhalt zu tun versuchen. Diese nähern sich einer geschlossenen, künstlerischen Form in ihren Werken am meisten. Nach Moscherosch kann hier noch Rist mit seiner „Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache" und dem dramatischen Spiel „Das friedewünschende Teutschland" genannt werden.

Grimmelshausens Werk steht in der Mitte zwischen den beiden letzten Gattungen. Auch er trägt zusammen, belebt aber das Gebotene durch eigenartige Erfassung, durch seine Fähigkeit des Verschmelzens und vor allem durch die urwüchsigen Kräfte seines Dichtertums, die, von der starken Betonung des Sittlichen bis zum unbekümmerten Fabulieren, auch in diesen scheinbar so spröden Stoff einströmen. Einen äußeren Rahmen dagegen, der die Werke der letztangeführten Art auszeichnet, erstrebt er nicht. Diesen Satirikern gehört er seiner ganzen Art nach am ehesten zu, mit den Sammlern verbindet ihn dagegen das Stoffliche seines „Michel".

So ergibt sich als die nächstliegende Frage: Läßt sich etwa das eine oder das andere der genannten Werke als Quelle für den „Teutschen Michel" nachweisen? Grimmelshausen verrät nichts hierüber. Gleichwohl wird man noch erwartungsvoller, wenn man sieht: Der Kommentator der Gesamtausgabe wenigstens bringt[1]) hinter dem sechsten Kapitel eine bedeutende, vier Seiten lange Erweiterung, die zum größten Teil wörtlich einem der genannten Sammelwerke, dem „Teutschen Sprachverderber", entnommen ist. Nimmt man diese Spur auf, so führt das Büchlein zur „Aufrichtigen Tannengesellschaft". Es gab nämlich die Veranlassung zu dem „Ehrenkrantz" Schills, der (worüber bald zu sprechen ist) zu dem Kreise der Straßburger Gesellschaft gehörte. Schill setzt sich auf der einen Seite scharf mit dem „Sprachverderber" auseinander, indem er den Verfasser einer übermäßigen Angriffslust gegen die Fremdwörter beschuldigt; auf der andern benützt er ihn auf weite Strecken als Gerüst für seine Sprachreinigungsvorschläge.

Verlassen wir hier diesen Weg, der zum Nachweise einer Anlehnung Grimmelshausens an den „Ehrenkrantz" führen wird, um zuvor die Verbindungslinien zu mehreren anderen hervorragenden Sprachgesellschaftern aufzunehmen. Auch von hier aus wird sich ein überraschender Ausblick auf den „Ehrenkrantz" ergeben[2]).

Im dritten Kapitel des „Teutschen Michel", dessen Inhalt der Kampf gegen die Welscher bildet, werden diesen die ruhmreiche Geschichte und die Errungenschaften der Deutschen entgegengehalten. Nach einem Hinweis auf die Unvermischtheit und Tapferkeit der alten Deutschen heißt es S. 1067:

„sondern noch darzu dasselbe mit den frembden Künsten, Wissenschafften (geschweige hier ihrer eignen Erfindung, als der Zeig- und Schlag-Uhren, der Druckerey, deß Büchsen-Pulvers), ja, was noch mehr ist, sogar mit der Römischen Monarchia illustrirt und geziert und in Summa es

Schottel sagt in der Vorrede zur „Teutschen Sprachkunst" nach einem ähnlichen Lobe der alten Deutschen:

„als auch noch, daß sie endliche durch Göttliche Vorsehung das letzte Weltreich und damit den höchsten Ehrenstand und das Haupt der Christenheit auff sich gebracht haben; daß sie .... an reichem Zuwachse tausenterley Künsten, ... und dergleichen, einen ansehnlichen Vortritt haben; ja, daß sie

[1]) Entgegen der Behauptung von Scholte, „Probleme der Grimmelshausen-Forschung", Groningen 1912, Seite 82, der Herausgeber der Gesamtausgabe habe den Text ohne Hinzufügungen und Erläuterungen abgedruckt.

[2]) Ich führe den „Teutschen Michel" nach Kellers Ausgabe an.

so weit gebracht haben, daß nunmehr zu fragen stünde, was guts und nutzlichs doch immermehr jetziger Zeit die Außländer noch übrig hatten, daß wir nicht so wol als sie längst besessen."

die Welt durch Erfindung der Truckerey gelahrt und geschickt, wie auch durch erfindung der Büchsen- und Pulverkunst tapfer und zum Kriegsmanne gemacht haben; man müchte die Gedanken gar wohl von Ost bis Westen, von Süden bis Norden herumb jrren lassen, umb solcher der Teutschen Würdigkeit jrgends bei einem Volcke eine volle Gleichheit hierin aufzusuchen." Darauf folgt die Klage über die Vernachläßigung der deutschen Sprache.

Drei Seiten weiter stoßen wir auf eine Äußerung, die sogleich wieder an Grimmelshausen erinnert.

Dieser sagt im zweiten Kapitel S. 1058:

„gleichsam als wann GOtt Weißheit und Verstand, ja alle Künst und Wissenschafften nur in die frembde Sprachen verborgen . ."

Einige Zeilen weiter heißt es im „Teutschen Michel":

„Zwar ists eine gewisse Anzeigung einer vortrefflichen Gedächtnus, wann ein Mensch viel Sprachen lernen und behalten kan, und dahero zu schließen, ein solcher werde auch im übrigen keinen höltzern Kopff haben, in welchem sich kein Hirn befindet; Aber in Warheit, dieser Wahn betreugt offt."

Darauf folgt die Geschichte von einem Sprachhelden:

„oder daß ihm sonsten durch Einladung so vieler Sprachen die Hirnkammer dermassen angefüllt worden, daß kein Winckel mehr übrig, noch etwas nutzliches hinein zu packen."

Schottel klagt:

„Man vermag zu keiner Kunst, Wissenschafft und Erfahrung zu gelangen, es muß vermittelst der frömden Sprachen geschehē."

Schottel fährt ebenfalls unmittelbar fort:

„und wird also die beste Jugendzeit nur zur Erlernung solcher Sprachen angewant, das Gedächtniß gleichsam leer ausgefüllet und der Verstand zu später Unzeit ein wenig angeführet."

Die 4. Lobrede desselben Buches betrachte ich als die eigentliche Quelle für die Erörterungen über die einsilbigen Wörter bei Grimmelshausen. Zwar gibt dieser Zeiler als Gewährsmann an, das ist aber eine offenbare Irreführung. Zeiler erwähnt wohl diesen Gegenstand (wie übrigens andere auch), aber nur ganz kurz, gibt weder Beispiele noch Ausdehnung auf andere Wörter, wie es Schottel und genau so Grimmelshausen tun. Dessen Text fußt sicher auf dem Schottels; er gibt 60 Beispiele, unter denen sich die meisten der von Schottel angeführten 30 befinden. Hierher sei gesetzt, wie beide — bei andern, die sich mit dieser Stevinschen Theorie befassen, habe ich das nicht gefunden — sich über die weitere Ausdehnung der Einsilbigkeit äußern.

Grimmelshausen S. 1117/1118:

„Und wer wird mich immermehr anders überreden können, daß nicht noch mehr einsylbige Wörter gewesen, welche etliche Sprachverderber . . zweysylbig gemacht haben? . . . Dann wir pflegen „bitter" . . . und so fortan zu schreiben, allwo in jedem Wort das hinterst E ein Uberfluß, . . . wie zum Theil bey etlichen Bayern, Oberpfältzern . . . beydes im schreiben und in der Aussprach lieblich."

Schottel:

„Es haben aber etzliche wenige Stammwörter ein zweysilbiges Geläut, also daß die letztere Silb ein E allezeit in sich hat, welches doch die alten Teutschen vielleicht auch einsilbiger Weise außgeredet haben; gestalltsam es annoch gebräuchlich, daß man so wol im reden als im schreiben solches E unterweilen zu übergehen pflegt."

Auf den Einfluß eines anderen bekannten Sprachgesellschafters, des Fruchtbringenden und Gründers des „Elbschwanenordens" Johann Rist, weist die folgende Stelle hin. Wieder handelt es sich um das Kapitel gegen die Welscher.

Grimmelshausen hält ihnen diesmal (auf S. 1063) den Wert der deutschen Sprache entgegen:

„wann ich sehe, wie hochtrabend ein Teutscher herein tritt, so bald er nur ein wenig von unserer Nachbarn zusammen geflickten Sprachen verstehen und daher lallen kan, ob sie gleich unserer vollkommenen, in, an und vor sich selbst bestehenden Teutschen Helden-Sprach weder an Güte noch Alterthumb das Wasser nicht zu bieten vermögen."

Bei Rist im „Friedewünschenden Teutschland" wird dies so ausgedrückt:

„Du, du hast deine eigene Teutsche Heldensprache, welche an reiner Vollenkommenheit, Majestät und Pracht, Zierde und Lieblichkeit Ihres gleichen unter der Sonnen nicht findet . . . ganz spöttlich gehalten, ja gegen die andere Flikſprachen, welche kaum tauglich sind, Ihr das Wasser zu reichen, gantz liederlich verachtet."

Auch Harsdörffer liefert einen wohl überzeugenden Beitrag. Diesmal handelt es sich um die Verdeutschungen.

Auf S. 1078 heißt es im „Michel":

„Eben dieselbige alte Teutsche haben zu ihrer Zeit viel Gewächs, beydes von Bäumen, Wurtzlen, Früchten und Kräutern von den Frembden bekommen oder wenigst deren Gebrauch von ihnen erlernet."

In Harsdörffers „Gesprächspiel" II, S. 182:

„Es wird niemand in Abred seyn, daß die von andern Ländern zu uns gebrachte Gewächs, Früchten, Blumen, Gewürtz und Kleidungsarten mit fremden Namen zu nennen, weil selbe durch Gebrauch gleichsamb getaufft werden."

Hiermit könnte sich für Grimmelshausen eine Stelle verbunden haben, wo sich in demselben Sinne die beiden hier nicht genannten Wörter des „Michel", „Würtzeln" und „Kräuter" finden (Poetischer Trichter III, S. 12).

Nun zu Moscherosch. Berührungen mit dessen Gesicht „A la Mode Kehraus" liegen von vornherein nahe. Was Grimmelshausen S. 1063, 1064, 1065 über die Verderbtheit der Sitten sagt, die Verlarvung durch ihre und der Kleidungen närrische Veränderung, die unnötige Herweisung der erlernten Sprache und der närrischen Gebärden, die Einführung delikater Speisen und die Angewöhnung eines „zärtlich, weibisch, ja schier viehischen Lebens", weiter über die Verachtung ihrer Landsleute und die Verleugnung des Vaterlandes, klingt deutlich an Moscherosch an, ohne daß ein längerer wörtlicher Anschluß nachzuweisen wäre.

Dieser zeigt sich aber im Endkapitel des „Teutschen Michel". Hier heißt es S. 1125:

„Darumb lobe ich die Russen und Moscowitter, daß sie ihr Inheimische zu Hauß behalten und sich nach Müglichkeit befleissen, keine solche schädliche Neuerungen bey ihnen einschleichen zu lassen.

Die Mahnung an eine trübe Zukunft an dem bald darauf folgenden Schlusse des Ganzen scheint ebenfalls Moscherosch, der hiervon mehrmals eindringlich spricht, entnommen zu sein.

„Wie werden aber wir bestehen, wann uns ein Volk bekriegen und unser Freyheit unter sich zwingen wolte, dessen Sprache wir schon reden, dessen Lebensart uns wolgefällt, dessen Kleidung wir bereits tragen, dessen Thun und Wandel wir lieben und ihme in allem nachäffen?"

Das weist deutlich auf die Verse im „A la mode Kehrauß" S. 79 hin.

„Ich lob die Poln in Ihrer Zier. Sie bleiben bei der Alten Monir,
Bekleiden sich nach Landesbrauch
wie Türck und Moscowitter auch.

Moscherosch sagt von den angezogenen Versen:

„Habt jhr Teutsche . . . nicht in der Erfahrung: daß, welchen Völckern Ihr Euch in Kleidung also gleich stellet, und sie nachäffet; daß dieselbige dermahlen Euch und ewre Hertzen bezwingen, Euch undertrucken und zur Dienstbarkeit ziehen werden?"

Auch mit einem anderen Gesicht, dem vierten des ersten Teiles, liegt eine Berührung vor. Es handelt sich um das Welschen der Apotheker, das Grimmelshausen in Schutz nehmen will, während sich doch die Worte, die er gebraucht, in der Hauptsache gegen die Apotheker richten, so daß man sehr leicht zu glauben geneigt ist, daß sie aus einer Stelle stammen, wo gegen die Fremdwörterei dieses Standes vorgegangen wird.

Grimmelshausen sagt S. 1079:

„Ich kan auch nimmermehr glauben, daß dieselbe gute Herren eine solche Reformation zugeben würden, weilen ihnen dran gelegen, daß die jenige Maulaffen, so ihrer Wahr bedörfftig, einen stärckern Glauben dran haben, wann sie mit Arabischen und sonst frembden Namen genennet werden ... ob sie gleich in unserm teutschen Erdboden, vielleicht zu nächst vorm Thor oder gar in der Stadt hinter der Mauer gewachsen."

Darauf nennt er solche Kräuter.

Bei Moscherosch heißt es:

„Da geben sie den simplicibus und schlechten bekandten Kräutern so wunderseltzame Indianische unnd Türckische Nahmen, daß es förchterlich zu hören ..."

Darauf folgen Kräuternamen, von denen Opoponach auch bei Grimmelshausen aufgeführt wird. Weiter:

„Welche alle doch, wañ man sie gegen der Soñen Liecht besehē solte; vielleicht elēde schlechte Peterlin Kornblumen ... ꝛc. sein würden: unnd tausend andere. Dann weiln sie das Sprich-Wort wissen, Wer dich kennet der kaufft dich nicht, so geben sie Linsen und Bohnen seltzame Nahmen, damit der Kranke, der sie sonst so theur nicht bezahlen würde desto ehe kauffen möchte."

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Aufzählung der Haupt- und Tochtersprachen im 2. Kapitel wahrscheinlich aus der Lobschrift von der „Fruchtbringenden Gesellschaft" „Der Teutsche Palmenbaum", verfaßt von Gustav von Hille, beziehungsweise aus dessen Erneuerung durch Georg Neumark stammt; eine ähnliche Vollständigkeit konnte ich sonst nirgends finden. Daß der „Palmenbaum" auch sonst nicht ohne Einfluß ist, wird noch zu zeigen sein.

Elf Fälle von Entlehnungen aus sechs Werken fünf verschiedener Sprachgesellschafter, die ich für gesichert halten möchte, wären danach festgestellt. Welche Schlüsse sind nun zu ziehen, wenn die Hälfte dieser Stellen sich auch in Schills „Ehrenkrantz" finden?[1])

Es sind die fünf längsten und wichtigsten der angeführten elf Entlehnungen, die in diesem Buche, das in nächster Nähe des Offenburger Schreibers und späteren Renchener Schultheißen seine Heimat hatte, teilweise wörtlich zusammengetragen erscheinen, während eine sechste Stelle, vielleicht von Schill selbständig verfaßt, ebenfalls einer der angeführten sehr ähnlich ist. Nur in zwei Fällen der wörtlichen Übernahme nennt Schill seine Quelle, bei der Aufzählung der einsilbigen Wörter und der Apothekenwelscherei. Im Falle der ausländischen, nicht zu verdeutschenden Kräuternamen ist die Übereinstimmung ebenfalls wörtlich, ohne daß Harsdörffer genannt wird. Der Preis der Geschichte und Errungenschaften

[1]) Über dessen und seines Verfassers Geschichte sei folgendes bemerkt.

„Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz" erschien im Jahre 1643 in Straßburg ohne Namensnennung. Den Namen des Verfassers erfahren wir aus Harsdörffers „Poetischem Trichter" III, 15, wo „S. Schillens Ehrenkrantz" erwähnt wird. Das Buch enthält zwei Ehrengedichte, das eine von Moscherosch, das andere J. M. S. unterzeichnet, was sich leicht als Johann Matthias Schneuber enträtseln läßt. In beiden wird Schill als „Chorion" angeredet, was also ein feststehender, bekannter, jedenfalls ein Gesellschaftsname ist. Erschienen ist der „Ehrenkrantz" bei Mülbe in Straßburg, dem Verleger Rumplers und Schneubers, der beiden Häupter der „Aufrichtigen Tannengesellschaft". Bei Schneuber finden sich dann auch zwei Gedichte auf Schill, so daß es mindestens ausgemacht ist, daß dieser enge zu dem Freundeskreise gehörte.

der Deutschen ist nicht wörtlich, die Abhängigkeit aber mit Händen zu greifen. Dasselbe ist der Fall bei der noch zu besprechenden Verspottung der radebrechenden „Knollfinken", nur daß hier umgekehrt der „Palmenbaum" von dem früher erschienenen „Ehrenkrantz" abhängig sein muß. Nicht im „Ehrenkrantz" enthalten sind die Entlehnungen aus Moscheroschs „A la mode Kehraus", auf den ja Grimmelshausen nicht erst hingewiesen zu werden brauchte, und die unwichtigeren Bemerkungen über den Übermut der Sprachmeister und die Gefahren des Sprachlernens aus Schottel.

Was kann hindern, den „Ehrenkrantz" sofort als Quelle für die in ihm gegebenen Stellen zu bezeichnen? Im Falle der Apothekenwelscherei wäre das ohne weiteres möglich, hier bietet Moscherosch nichts anderes als Schill. Bei der Erörterung der einsilbigen Wörter spricht zwar der Umstand, daß im „Ehrenkrantz" die Anwendung auf zweisilbige Wörter nicht gemacht wird, unbedingt für Schottel, doch scheint Grimmelshausen ähnlich, wie wir es unten sehen werden, den „Ehrenkrantz" daneben herangezogen zu haben, denn von den zehn Hauptwörtern, die dieser über Schottel hinaus bringt, hat auch der „Teutsche Michel" zwei. Bei der Aufzählung der Gewächsnamen steht Harsdörffer darum günstiger, weil für ihn auch die zweite Stelle, die die Namen ergänzt, zur Verfügung steht. An der Stelle, welche die Errungenschaften der Deutschen rühmt, ist Schottel insofern im Vorteil, als der „Ehrenkrantz" die „Römische Monarchia" und die Erfindung des Büchsenpulvers wegläßt. Auch beim Lob der deutschen Sprache hat Rists Text mehr für sich, obwohl sich auch an den „Ehrenkrantz" besondere Anklänge finden. So scheint im ganzen die Benutzung der Ursprungswerke erwiesen; daß aber trotzdem der „Ehrenkrantz" nicht auszuschalten ist, war schon angedeutet.

Ein Licht auf die Art, wie die Abhängigkeit Grimmelshausens zu denken ist, wirft die Knollfinkenstelle.

Grimmelshausen hat hier S. 1087:

„Hieher gehöret auch die vierdte Art der groben Knollfincken, die weder in die Schul noch ihr Lebtag weiter als ein Mühlkarch kommen, sondern wann sie etwan hier oder dort ... ein frembd Wort mit ihren Esels-Ohren erschnappt und vermeintlich in ihr unpolirtes Hirn recht gefaßt haben, solches hernach geschicklich anbringen wollen."

Bei Hille finden wir S. 135:

„Ein Verständiger und in fremden Sprachen Erfahrener kan sich nicht sattsam verwundern, daß auch die jenigen, so nicht über den Schatten ihres Kirchturms gewandert und nie kein welsches, lateinisches oder frantzösisches Wort vorsetzlich gelernet; sondern je eines etwan ohne Verstand erschnappt, nicht sechs Wörtlein zusammenfügen, darunter nicht etliche unteutsche mit eingeflochten weren."

Im „Ehrenkrantz" S. 114 heißt es:

„Ich melde allhie nicht, wie gemeine Leuth sich belustigen, wann sie nur ein Frembd Wort erschnappt haben, so muß es an allen Orten, auch gantz ungereimbt, herhalten."

In der drastischen Kennzeichnung der Hausbackenheit dieser Leute erinnert der „Teutsche Michel" sofort an den „Palmenbaum"; in diesem erhalten sie selber aber keine Benennung, während Grimmelshausen „Grobe Knollfinken", Schill „Gemeine Leuth" sagt. Hinter dem Semikolon hat Hille: „sondern je eines etwan ohne Verstand erschnappt," der „Ehrenkrantz" (der nur ein Komma setzt): „wenn sie nur ein Frembd Wort erschnappt haben", und Grimmelshausen vermischt beides, indem er von Hille das „sondern" und „etwan", von Schill das „wann" und „frembd" übernimmt. So sehr hat er beides im Ohr.

Im „Palmenbaum" endigt der Abschnitt hier, der „Ehrenkrantz" und „Teutsche Michel" dagegen gehen noch weiter und zeigen hierbei eine Reihe von Übereinstimmungen. Der „Michel" hat: „und vermeintlich in ihr unpolirtes Hirn recht gefaßt haben", der „Ehrenkrantz": „gantz ungereimbt: vermeinet damit gar wohl geredt zu haben". Grimmelshausen hat: „daß man sich zu Stücken lachen müste", der „Ehrenkrantz" fährt fort: „lächerlich ist es . . ." Beide geben dann Proben von solchen närrischen Lateinverdrehungen, bei denen Grimmelshausen, wie überhaupt bei den Beispielen, seine Vorlage zu benützen verschmäht; ein Wort allerdings scheint er übernommen zu haben: Er sagt S. 1092: „er hätte doch keinen Appetick darzu"[1]), der „Ehrenkrantz": „Er hat gantz kein Apoteck, pro appetit."

Die letzten Ausführungen leiten schon zur Besprechung der Anklänge, die mir, zumal ich andere Quellen nicht festzustellen vermochte, der „Ehrenkrantz" allein geliefert zu haben scheint.

Kurz vor der eben ausführlich besprochenen Stelle tadelt Grimmelshausen die Flickbriefschreiber also:

„Da muß das Laus Deo bey den Apoteckern, Kauffleuthen und Krämern in allen Conten obenan stehen . . . unten muß sichs mit Göttlicher Protection Empfehlung nechst freundlicher Salutation, mit datum, Anno, post scriptum, manu propria und Lateinische Nennung der Monats-Täge schliessen."

Der „Ehrenkrantz" benutzt auf S. 75 den „Sprachverderber", führt ihn aber weiter aus:

„der . . . nicht auch am end desselben setzen solte Datum oder Signatum in eil der 6. Julii Anno 1643 oder einen Schuldzettul verfertigen (conto nennen es . . .), Laus Deo adi semper . . ."

Darauf tritt er für die deutschen Monatsnamen ein.

Die Wendung

„göttlicher Protection Empfehlung nechst freundlicher Salutation"

findet sich bei Schill in einem A la mode-Brief auf S. 296 so wieder:

„Neben dienstfreundlichem Salutieren . . . Gottes clementz und protection . . . recommandirend."

Mehrmals wendet sich Grimmelshausen gegen die fremden Namen. Auf S. 1084 finden wir:

„die ihre eigne angeborne teutsche Tauff- und Zunamen verlateinisiren oder gantz Griechisch dargeben . . ."

Schill sagt S. 9:

„daß sie sich ihrer schönen, teutschen, lieblichen . . . Nahmen und Zunahmen beschämen, wollen lauter Grichische, Lateinische . . . Namen haben."

Grimmelshausen spricht von den fremden Taufnamen S. 1095:

„als wan sie ihr Herkommen verleugnen, das Teutsch verschwören und ihre Nation mit Fleiß in ein andere verändern wolten,"

Der „Ehrenkrantz" S. 44/45:

„wie sie Ihrer uralten edler teutschen Nahmen nur loß werdē könnten . . . unnd wie mancher wollte sich gern verschwörē, daß er kein Teutscher wäre."

Beide erwähnen auch die hebräischen Namen und führen Beispiele an; noch ein bemerkenswert übereinstimmender Zug:

„Teutscher Michel" S. 1096:

„. . . uralten . . . teutschen Namen, die viel heilige Leuthe getragen";

„Ehrenkrantz" S. 61/62:

„. . . althergebrachte unnd gebräuchliche Nahmen . . . wie dan . . . auch die alten Zeitbeschreiber . . . so viel heiliger frommen Christen melden . . ."

Beide schreiben anschließend den Katholiken die Vorliebe für die lateinischen Namen zu.

---

[1]) Keller druckt fälschlich „Appetit".

Zu dem Bau noch einige kleine Steine. Hinter den Bemerkungen über die unverdeutschbaren Apothekerwörter, für deren Quelle zwischen dem „Ehrenkrantz" und Moscheroschs Gesicht „Turnier" zu wählen war, führt Grimmelshausen auch die Namen der Edelsteine an. Dasselbe tut auf S. 339 auch der „Ehrenkrantz", nicht aber Moscherosch, so daß wir für diesen Fall dem ersten den Vorrang zuerteilen können. Grimmelshausen rühmt auf S. 1114 die Kanzleien als Fundgrube für einen guten deutschen Stil; dasselbe tut der „Ehrenkrantz" auf S. 325 ganz im Gegensatze zu allen Stellen über Kanzleien, die mir zu Gesicht gekommen sind; dort werden diese stets getadelt. Dem ganzen Zusammenhange nach scheint diese Bemerkung ein Eigentum des „Ehrenkrantz" zu sein, der damit gegen den „Sprachverderber" vorgeht.

Die Herkunft des Wortes „Pfaffe", die eine Rolle in der Gerichtsverhandlung des 10. Kapitels spielt, wird im „Ehrenkrantz" S. 231 erklärt.

Wenn schließlich S. 1065 Grimmelshausen die Fremdtümler zu dem weisen „Thale" in die Schule schicken will,

„welcher dem Glück eben so hoch gedanckt, daß er ein Griech und kein Barbarus, als daß er kein Weib, sondern ein Mann, ja kein unvernünfftig Thier, sondern ein Mensch geboren worden",

so könnte diese Äußerung veranlaßt sein durch „Ehrenkrantz" S. 137, wo es heißt:

„Wie hoch machet sich Plato, daß er ein gebohrner Griech ist?"

Ich habe den Eindruck gewonnen, daß man den „Ehrenkrantz" als Quelle für den „Teutschen Michel" nicht leugnen kann; in den meisten Fällen allerdings greift Grimmelshausen außerdem auf die ursprünglichen Werke zurück.

Der Vorgang ist vielleicht so zu denken, daß der „Ehrenkrantz", was diese Stellen angeht, für Grimmelshausen die Stelle eines Erinnerungsbüchleins gespielt hat — als Wegweiser kann er mangels Ursprungsangaben kaum gedient haben —; Schottels „Sprachkunst", die nach Harsdörffers Zeugnis 1644 in die Nürnberger Schulen eingeführt worden war, und die „alle Gelehrte hier und Zu Ulm für richtig achten", hat Grimmelshausen sicher gekannt, ebenso Harsdörffers überall verbreitete „Gesprechspiel" und die Hauptwerke Rists, dessen Kenntnis er selbst auf S. 1119 — „Der Ertz-teutsche Rist" — bezeugt; die Kenntnis von Hilles „Palmenbaum" hat auch nichts Unwahrscheinliches an sich.

Der persönliche Zusammenhang mit der „Aufrichtigen Tannengesellschaft", wie er durch Scholte wahrscheinlich gemacht worden ist, wird so durch einen schriftstellerischen stark unterstrichen.

*

Im folgenden seien die Beziehungen des „Teutschen Michel" zu den Bestrebungen und Äußerungen der Sprachgesellschaften überhaupt einer Betrachtung unterzogen. Das Ziel der Sprachgesellschaften erhellt am besten aus dem 2. Abschnitt der Satzungen der „Fruchtbringenden Gesellschaft": „Fürs andere, das man die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung frembder und ausländischer Wort aufs möglichste und thunlichste enthalte, und sich so wol der besten Aussprache im reden als der reinsten Art im schreiben und Reime-dichten befleißigen." Das erste deutet schon auf die eifrigen Bemühungen um eine deutsche Grammatik, die sich später im Schoße der „Fruchtbringenden Gesellschaft" zeigten. Im Mittelpunkte steht die Fernhaltung der ausländischen Wörter. Hierüber geht Zesens „Deutschgesinnte Genossenschaft" schon in den

Satzungen hinaus, denn dort heißt es: „Daß gemelter Hochdeutschen Sprache eigene angebohrene grundzierde nicht allein erhalten und vor allem fremden unwesen und gemische bewahret: sondern auch . . . alles eingeschlichene unreine . . . abgeschaffet und in ein besseres, wo immer thunlich, verändert werde."

Weiter ergibt sich aus den Satzungen der „Fruchtbringenden Gesellschaft" die Sorge um die beste Aussprache, Rechtschreibung und Verskunst. Als später die Hyperpuristen und Orthographisten auf der Bildfläche erschienen, ging von der „Fruchtbringenden Gesellschaft" auch die Bekämpfung dieser Auswüchse aus.

Die dringende Notwendigkeit, die Reinhaltung der Sitten zu predigen, ergab sich erst während des Dreißigjährigen Krieges und später; als der hervorragendste Träger dieser Richtung ist schon Moscherosch, das Mitglied der „Fruchtbringenden" und der „Aufrichtigen Tannengesellschaft", genannt worden.

Die beiden letzten Punkte, Kampf gegen die Neuerer und Kampf um die Sitte, bilden neben den Angriffen auf die Welscherei den Teil des „Michel", der sich mit den Bestrebungen der Sprachgesellschaften deckt. Um Grammatik, Normalrechtschreibung und Verskunst hat Grimmelshausen sich nie gekümmert.

Der 2. Teil, die Verspottung übler Redegewohnheiten, schlechter Aussprache und die Ausfälle gegen die Mundarten sind im ganzen sein Eigentum; die Ansätze, die bei den Sprachgesellschaften in diese Richtung weisen, sind für ihn bedeutungslos.

Zunächst seien die Übereinstimmungen in der Art seines Vorgehens und Begründens mit der der Sprachgesellschaften in jedem der 4 Hauptabschnitte festgestellt. Die einleitenden Bemerkungen über das Wesen der Sprache können unberücksichtigt bleiben; dieses erste Kapitel stammt ebenso wie ein Teil des zweiten aus dem Sammelwerke des Garzonus „Allgemeiner Schauplatz".

Der Kampf gegen die Welscher. Grimmelshausen macht einen durchgehenden Unterschied zwischen den Modern-Welschern und den Lateinisierern; beide werden in nicht zusammenhängenden Kapiteln behandelt. Der Grund liegt darin, daß er gegen beide eine verschiedene Kampfesweise verwendet: Gegen die ersten kämpft er mit schwerwiegenden Gründen, hingegen gegen die zweiten, indem er sie lächerlich macht.

Ich kann eine solche Teilung nur noch bei Rist bemerken, der aber, ein bloßer Sittenstreiter, seine Gegner vor allem in den Modern-Welschern sieht. Moscherosch dagegen geht trotz seines vorwiegenden Kampfes für deutsche Sitte gegen beide Arten von Fremdwörtern vor, er zählt, seinem altertümlichen Stoff in den „Gesichten" gemäß, auch die lateinische Sprache zu den feindlichen.

Als Träger der Modern-Welscherei kommt nur eine Art Menschen in Betracht: die Gereisten. Mit gelehrten Gründen geht Grimmelshausen zunächst gegen sie los. Auf die Geschichte ihrer Sprache und ihres Volkes im Gegensatz zu denen der Fremden weist er sie hin. „Ob sie gleich (die fremden Sprachen) unserer vollkommenen, in, an und vor sich selbst bestehenden Teutschen Helden-Sprach weder an Güte noch an Alterthumb das Wasser nicht zu bieten vermögen", erklingt es, ganz nach der Art der Sprachgesellschafter. „Allerwortreichste, Prächtigste, reinlichste, vollkommene, Uhralte Hauptsprache der Teutschen", lesen wir auf dem Titel von Schottels „Sprachkunst"; das Lob Rists hörten wir bei der Besprechung der Abhängigkeiten Grimmelshausens erklingen. Für Grimmelshausen wie für viele der Gesellschafter ist, so haben wir gesehen, der Bestand an einsilbigen Wörtern Beweis für das Uraltertum der deutschen Sprache. Zesen übrigens wendet sich in der „Hooch-Deutschen Spraachübung" scharf gegen diese

Theorie und sagt, ebensogut könne man dann die Sprache der „Sinenser" für die älteste erklären.

Gegenüber der deutschen die fremden Sprachen! „Zusammengeflickte", „zusammengestickelte" Sprachen, deren sich die Fremden schämen, heißen sie genau wie unter den Sprachgesellschaftern, ja, Grimmelshausen geht sogar auf den Ursprung dieser Beziehungen zurück, indem er S. 1093 von den Sprachverderbern sagt: „man könte auch daraus eigentlich sehen, welcher gestalten vor diesem aus dem Lateinischen durch die Gothen und Lombarden das Italianisch und durch die teutsche Franken das Französisch umgegossen worden ... Das Spanisch hat gleichen Ursprung, wie jeder Sprachkündige erachten kan." Das beliebte Wort „Bettlermantel" finden wir ebenfalls bei ihm. Harsdörffer hat es z. B. im 1. Bande seines „Poetischen Trichters", Schneuber spricht im 1. Teil seiner Gedichte vom „bätler-mantel".

Neben dem Rühmen der Sprache geht das Lob der deutschen Vorfahren her. „wisset ihr dann nicht, daß ihr von den Teutschen, der Allertapfersten, der Alleredelsten, der allerältesten Nation unter der Sonnen, entsprungen?" heißt es S. 1066. Wie dieses Lob gleich dem der deutschen Künste und Wissenschaften bei Schottel und im „Ehrenkrantz" klingt, haben wir beobachtet; breit ausgeführt finden wir dasselbe in Moscheroschs „A la mode Kehrauß".

Daß sich Grimmelshausen bei diesen gelehrten Gründen etwas wie in einer Zwangsjacke fühlt, läßt sich denken; freier und eigener wird ihm, wenn er das andere Geschütz gegen die Welscher auffährt, den Vorwurf der sittlichen Verlotterung, die das Eindringen der fremden Sprache im Gefolge hat. Hier steht ihm Moscherosch eng zur Seite. Geißelnde Spottworte gegen die närrischen, weibischen Gewohnheiten werden laut; aber noch sind hier scharf ausgeführte Gründe die Hauptwaffe.

„Vaterlandslos" und „vaterlandsverderblich", unter diese beiden Stichworte kann man seine Äußerungen über die Sittenschänder zusammenfassen. „Was thun sie anderst, als daß sie ihre ernsthaffte redliche Landsleuth ... verachten, ... ihr Vatterland verleugnen und sambt seinen Einwohnern verschmähen wollen?" heißt es S. 1064. Schon Opitz in seinem „Aristarchus" spricht diese Sprache. Der „Ehrenkrantz" führt S. 122 ff. solche Klage an, Moscherosch sagt S. 79: „Man spüret wohl, daß Ihr Verächter Ewres Vatterlandes seit, und dessen Verräther". „Der ausländischen Nationen Affen" heißt sie Grimmelshausen S. 1065, „Affe Frankreichs", sagt Rist in der „Rettung der edeln Teutschen Hauptsprache".

Zu dem Vorwurf der Vaterlandsverderberei leitet es schon über, wenn der „Teutsche Michel" S. 1066 sagt: „und vermittelst solcher Nachäffung euerem Vatterland zum Spott und Hohn euch dem einen oder anderen zum Sclaven macht". Seitdem Zinkgref in seiner Ausgabe Teutscher Poeten von 1624 die Worte gesprochen hatte: Sklaverei der Sprache ist ebenso schlimm wie Sklaverei der Nation, ertönt der Ruf: Sklaverei! beständig weiter. Bei Schottel finden wir ihn, bei Harsdörffer, bei Rist, der in seiner „Rettung der „Teutschen Hauptsprache" das Ehrgefühl der Deutschen anruft, immer mehr baut er sich zu der düsteren Ahnung aus, die wir schon bei Moscherosch und Grimmelshausen festgestellt haben: Wie werden aber wir bestehen? Wie Moscherosch in nachdrucksvoller Prosa, so spricht es Schneuber in Versen aus:

„Du undeutsch-deutsche sprach, was wird man Dir vergälten,
Daß Du das fremde brauchst und daß Du selber Dich
Verächtlich underwürfst? Wird nicht der fremde sich
Hierdurch noch mehr erhöhn und Dich zu Boden drucken?"

Ganz anders geht Grimmelshausen gegen die Lateinisierer vor. Hier ficht er nicht mit Gründen, hier macht er lächerlich. Der Zug, der ihn hier den Sprachgesellschaften naheführt, ist die Einteilung der Verurteilten in Klassen. Nicht daß er, wie es Harsdörffer, Rist, Schill und vor allem der „Sprachverderber" tun, die einzelnen Stände vornimmt, das würde jedes freie, künstlerische Gestalten, wie wir es in diesem sechsten Kapitel mehr als irgendwo im „Teutschen Michel" finden, vollständig unmöglich machen. Grimmelshausen faßt zusammen. Zuerst nimmt er die Gelehrten vor. Ohne Juristen, Ärzte und andere einzeln zu nennen. Darauf die Halbgelehrten, die nur Latein können, dann die Handwerker und Kaufleute und schließlich die groben Knollfinken, die wir schon bei Hille und im „Ehrenkrantz" begrüßt haben, und denen auch Harsdörffer und Moscherosch ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Jede dieser Gattungen bekommt ihr Schild in Gestalt von Welschbeispielen, wie sie sie redeten, doch stets nur lateinische. Grimmelshausen bringt zwar keinen der beliebten A la mode-Briefe, aber er nennt wenigstens die wichtigsten der besonders in den Kaufmannsbriefen vorkommenden Wörter. Daß er den Gelehrten ihre Sucht, ihre Zunamen zu verlateinisieren, vorwirft, ohne allerdings wie der „Ehrenkrantz" Beispiele anzuführen, daß er weiter im Anschluß an die Sprachgesellschafter gegen die fremden Taufnamen kämpft, haben wir schon beobachtet.

Anders wieder kämpft er, wie nachher zu zeigen ist, gegen die 2. Gruppe seiner Gegner, die Orthographisten und „Alles-Deutsch-Geber". Wen hat er bei seinen Ausfällen gegen die kuriose Rechtsprechung im Auge? In Betracht kommen nur 2 Gesellschaften, die „Deutsch-gesinnte Genossenschaft" und die „Aufrichtige Tannengesellschaft", oder vielmehr ihre Häupter, dort Zesen, der vor den Zeitgenossen die Sünden seiner Mitgesellschafter zu verantworten hatte, hier Schneuber und Rumpler.

Was spricht dafür, daß Grimmelshausen Zesen meinte? Grimmelshausen rügt die Ausstoßung von C, Y, V, Q und Ph aus der deutschen Schreibart, die angeregt wurde, weil diese Buchstaben undeutsch seien, dazu die Schreibung ä für e, aa für ah, d für tt wie in „Fader", i für ie wie „fil", sl für schl und gt für cht, so also „slagt" für „Schlacht". Erst recht nicht einverstanden ist er mit der gleichen Schreibung für die Fremdnamen, und besonders „Christus" mit K ist ihm ein Greuel.

Was sind Zesens Forderungen? Aus seinem „Rosenmând" vom Jahre 1656, S. 83 ff., geht hervor, daß er sich wirklich gegen die fünf erstgenannten Buchstaben wendet; daß er meist ä für e setzt, sieht man allenthalben an seiner Schreibung, ebenso, daß er die Dehnung des Vokals durch Doppelung bezeichnet. Seine Meinung über das ie finden wir S. 93: „Eben daher kömmt es, daß man das e hinter dem i behalten ... wie man noch, aber wider die itzige Aussprache, tuht". Auf S. 84 äußert er sich für die Schreibung ght statt cht aus etymologischen Gründen; da es „tragen" heißt, müßte man auch „die Traght" sagen und schreiben. Zwar die Schreibung sl habe ich nicht finden können, wohl aber schlägt er „shl" vor; wie er dies ausgesprochen haben will, ist nicht zu ersehen. Daß er keine Bedenken trägt, „Christus" mit K zu schreiben, zeigt sich in der Widmung des genannten Buches an „Kristine" und in einem in Habichthorsts „Bedenkschrift" angeführten „Kristentum". Auch die übrigen antiken Eigennamen schreibt er überall auf seine deutsche Weise. Bleibt einzig „Fader" übrig, das ich nicht belegen konnte, aber daß es als niederdeutsche Lautung eher ihm als Schneuber zugeschrieben werden kann, ist klar.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Alles, was Grimmelshausen anführt, trifft auf Zesen zu. Dafür, daß dieser gemeint ist, spricht außer diesen sachlichen nicht nur der weitere Grund, daß Zesens Rechtschreibung weit und breit bekannt war und der Leser sicher diesen vor Augen hatte, sondern auch das bekannte persönliche Scharmützel um den Vorrang des „Keuschen Joseph" vor der „Assenat" im 15. Kapitel des „Vogelnest", Teil 2. Auf ihn weist außerdem der Anruf der „Fruchtbringenden Gesellschaft", die Zesen ja tatsächlich auf ihre Art „mit Ruthen gestäupt" hatte.

Was könnte nun für Schneuber angeführt werden? Unsere Quelle für dessen Rechtschreibeversuche, die ebenfalls auf dem Grundsatze der Laut- und Ursprungsgerechtheit beruhen, ist das Gedicht eines gewissen Härpfinger, der Schneuber seiner Rechtschreibung wegen angreift. Schneuber druckt es im 2. Bande seiner Gedichte 1656 mit einer gereimten, ganz gut begründeten Antwort ab. Hier finden wir zwar C, V, Ph genannt, außerdem e — doch wohl statt seines ä — an die Möglichkeit, daß die „Christen" bald ein K haben werden, wird gerührt. Alles andere ist hier nicht enthalten, findet sich meines Wissens auch sonst nicht — und kann sich auch gar nicht finden, da die meisten anderen Eigentümlichkeiten niederdeutscher Art sind.

So ist es wohl zweifellos sicher, daß Grimmelshausen Zesen im Auge hat. Ein Wort allerdings könnte zu der Meinung Veranlassung geben, daß er ein wenig auch an die von der „Tannengesellschaft" denkt. Auf S. 1108 sagt er nämlich: „wann sie ... Mieder für Mutter auff stoltz Straßburgisch ... schreiben wollten".

Daß sich Grimmelshausen bei den Angriffen auf die Rechtschreibler mit den andern Sprachgesellschaften, vor allem mit der „Fruchtbringenden", in vollem Einklang befindet, ist ja bekannt. Bemerkenswert ist die Schärfe und Leidenschaftlichkeit seines Vorgehens, auf die ich schon hingewiesen habe. Aber diese Stimmung lag doch in der Luft, wie ein Brief des Oberhauptes der „Fruchtbringenden Gesellschaft", des Fürsten Ludwig von Cöthen, an Zesen und die deutlich gegen diesen gerichteten Worte Neumarks in seinem „Neusprossenden Palmbaum" beweisen: „eigensinnigen Neulingen, welche ... die reine Schreibart ... frech zu tadeln ... sich gelüsten lassen", aber „anders nichts als Auslachen, Schimpf und Verachtnng zugewarten haben".

Außer diesen Gründen des Gefühls führt Grimmelshausen auch einen sachlichen an, der aber so seltsam ist, daß er gewiß den Sprachgesellschaften nicht zur Last gelegt werden kann. Durch solche Änderung, sagt Grimmelshausen, wird der geheimnisvolle Sinn zerstört, der in den Zahlen — denn jeder Buchstabe bedeute eine bestimmte Zahl — liegt. Es ist ersichtlich, daß dies auch für ihn ein Notgrund ist; er hat diese Ausführungen wiederum Garzonus entnommen.

Es ist nun leicht einzusehen, daß auch der Kampf gegen die Verdeutscher — denn diese sind ja mit den Orthographisten in der Person identisch — dasselbe Ziel sucht, also Zesen. Darauf weist sogleich das Wort, an das unser Streiter seine Ausführungen knüpft: „Tagleuchter" für „Fenster". Es ist zwar gesagt worden, dieses Wort stehe auch in Weises „Erznarren", die er mehrfach erwähnt; das hat aber wenig zu bedeuten, denn wer für den Tagleuchter verantwortlich war, wußte der bescheidenste Schreiber in Deutschland. Dazu kommt noch die Anführung von Zesens „lustwandeln" auf S. 1081.

Wie sehr sich Grimmelshausen hier wieder im Einvernehmen mit den Zesen feindlichen Sprachgesellschaften befindet, zeigte schon der angezogene Brief des

Fürsten Ludwig. Der 1644 gegründete „Pegnitzorden" Harsdörffers nimmt eine derartige Bestimmung sogar in seine Satzungen auf: „Hiernächst soll sich ein jeder der neuen, unbekannten Wörter, der wunderbaren und widrigen Zusammenfügungen auch der verworfenen und undeutlichen Arten im Vortrag . . . enthalten". Schottel verwahrt sich in der „Ausführlichen Arbeit" S. 1245 gegen die „ekkelsucht und ausmusterey der jenigen, so kein Teutsch als was in ihren Ohren nur Teutsch klinget, zulassen".

Grimmelshausens Sprache ist hier nicht so scharf wie in dem vorigen Kapitel, und der Spott kommt unter dem reichlichen gelehrten Beweiswerk etwas zu kurz. Sein Angriff richtet sich genau wie bei den Gesellschaften nicht gegen die Ausmerzung der Fremdwörter, sondern „der Bastardwörter", wie Harsdörffer sie nennt, der Lehnwörter. Auch er übernimmt das überall in diesem Zusammenhang gebrauchte Wort vom Bürgerrecht dieser Wörter. Unsere Vorfahren haben „den Wörtern Fenster, Thür und Pforten, das Burgerrecht bey ihrer Sprach freywillig geschenckt, als sie aufhöreten in Hütten zuwohnen, darinnen weder Fenster, Thüren noch Pforten niemals gesehen worden; Nachdem sie nemblich die Nothwendigkeit und den Gebrauch solcher Ding bey den Lateinischen Römern wahrgenommen, und selbige nennen hören". Dasselbe gilt ihm wie den Sprachgesellschaften, wie wir gesehen haben, von fremden Gewächsen, deren er eine Menge anführt, und ähnlichem. Harsdörffer wendet sich im „Poetischen Trichter" III gegen die Sprachketzer, die die schutzverwandten Wörter ausschließen wollen, und auf S. 12 entscheidet er: „So scheinet unsrer Meinung nach . . . viel verantwortlicher, solche zu behalten, als mit neuerdichten Worten sich lächerlich und von vielen verächtlich zu machen."

An zweiter Stelle erkennt Grimmelshausen eine praktische Unmöglichkeit, diese Wörter zu verdrängen. Nicht nur, daß sie schon eingedeutscht sind, sondern „Wo wolte man genugsame Gevatterleuth nehmen", die die vielen Dinge neu taufen sollten? Er glaubt zu bemerken, daß die deutsche Sprache mehr Wörter brauche, um einen Begriff klar auszudrücken. Wenn wir „Tür" übersetzen wollten, sagt er, dann müsse man bedenken, daß es solche des „Hauses, Hoffs, Stalls oder Gartens" gebe; „wie wolte sich dan ein Name allein schicken?" (S. 1077). Ferner „Assa foedita nennen wir wegen seines bösen Geruchs Teuffelsdreck: was gebührt aber hingegen dem Assa dulcis vor ein teuscher neuer Name wegen seiner Lieblichkeit? vielleicht Engelsdreck? Ey pfuy, das wär ja närrisch und gottlos geredet, als unflätig und schändlich es lautet" (S. 1078/1079)." „. . dann solte man euch (da Gott vor sey) gewähren und fortfahren lassen . . ., so würdet ihr in kurtzer Zeit ein solchen ungeheuren, . . . verworrnen Labyrinthum aus der tapffern Teutschen Helden-Sprach machen . ., daß sich niemand mehr hinein finden oder herauswickeln . . . könte" (S. 1080). Ähnlich beklagt sich Harsdörffer „Gesprechspiel" II, S. 39 über die „Brudler", die ein „Irr-Gewirr" machen.

Noch eins kommt hinzu. „Auf wessen Unkosten müste man die neue Namen in den weitläufftigen Gräntzen unsers großen Teutschlands außbreiten und verkündigen?" (S. 1078). Erklärt doch Harsdörffer im 4. Teil des „Teutschen Secretarius" sogar, der einzelne sei zu schwach, um die gebräuchliche Gewohnheit der Fremdwörter aufzuheben. Daß Grimmelshausen auch den bei den Kämpfern gegen diese Unart beliebten Einwand, es könnten schwerwiegende Mißverständnisse entstehen, vorbringt, sahen wir bereits.

Im besonderen bekämpft er auch die „nagelneue und alt verlegene vor 1000 Jahren abgegangene Wörter", welche die Sprachneuerer mit Gewalt wieder

einführen wollen. In diesem Punkte befindet er sich im Gegensatz zu Harsdörffer, der mit Gueintz darüber einen schweren Streit ausgefochten hat. Auch Schottel spricht sich in der „Ausführlichen Arbeit" S. 98 ff. gegen „solche Lapperei und Narrenschmuck" aus; man müsse die alten Wörter wie altes Geschirr umschmelzen und der Gegenwart anpassen. Bei Zesen findet sich kaum ein Zurückgreifen auf alte Wörter, ausdrücklich dagegen neben Neubildungen bei Rompler, dem Haupte der „Aufrichtigen Tannengesellschaft". Unter dessen Neubildungen beziehungsweise Wiederaufnahmen nennt Vogt[1]) „Sagmehr" für Fabel, „gumppen" für springen. Beide Wörter hat auch Grimmelshausen, das erste im „Simplicissimus", 5. Buch, Kapitel 12, das zweite im „Teutschen Michel" Kapitel 4, S. 1069. Während das letzte Grimmelshausen aus der Mundart bekannt sein kann, scheint mir doch das andere wieder Grimmelshausens Berührung mit der „Tannengesellschaft" zu bezeugen.

*

Immer wieder, das ist wohl bei der Betrachtung der vier Hauptabschnitte des „Teutschen Michel" klar geworden, bedient sich Grimmelshausen der Kampfmittel der Gesellschaften. Erschöpft er sie aber? Nein. Er ist eben kein gelehrter Sprachgesellschafter.

Gelehrtes Beiwerk bringt er nur, soweit es ihm zum Beweise auch für den gemeinen Mann notwendig erscheint. Denn der „Teutsche Michel" ist der Ruf eines Mannes aus dem Volke an das Volk. Was dieses nichts angeht, bleibt unerwähnt. Die Frage der Verdeutschung der mythologischen Namen, die den Sprachgesellschaftern schon seit Opitz' „Poeterey" so viel Kopfzerbrechen machte, der Kunstausdrücke, die von den Gelehrten in vielen Abstufungen von Schill bis herauf zu Zesen gefordert wurde, brauchen wir bei Grimmelshausen nicht zu suchen. Die Sorge um die Jugend in Schulen und Universitäten bleibt den Gelehrten überlassen. Er will sich nicht unterstehen, und es liegt ihm auch nichts daran, die Sprache mit gelehrten Hilfsmitteln zu reformieren; er läßt sich nicht auf Verdeutschungsvorschläge ein, und ob er jemals nach einer Reinigung seiner eigenen Sprache von Fremdwörtern gestrebt hat, ist sehr zweifelhaft[2]). So liegt ihm auch eine Versenkung in die verschiedenen Arten des Übersetzens, wie sie Schottel und besonders Zesen eigen war, ganz fern. Er gibt auch keine der so oft formulierten Regeln zur Erkennung der Lehnwörter. Das tut ihr mit eurer Einfalt viel besser, tönt es durch dieses Kapitel.

Darum fällt er auch nicht in die Übertreibungen der Gelehrten, die über das Alter und die Herkunft der deutschen Sprache abenteuerliche Vorstellungen hegen. Zwar findet man auch bei ihm die Stelle, daß die einsilbigen Wörter bewiesen, daß ihre Träger vor Erbauung des Babylonischen Turmes nach Deutschland gekommen seien, aber er nennt hier vorsichtshalber den „redlichen Teutschen Zeiler" als Gewährsmann.

Es steht aber nicht so, als wären alle Vorzüge auf Grimmelshausens Seite. In Sachen der Sprache ist er ein Laie. Er übernimmt das meiste von den Gesellschaftern, vermeidet ihre gröbsten Übertreibungen, aber ihr tiefes Verständnis für die Erscheinungen und für die Bedeutung der Sprache hat er nicht.

---

[1]) In seinem Aufsatz „Die Dichter der Aufrichtigen Tannengesellschaft zu Straßburg", Jahresbericht, Lichterfelde 1899, S. 26.

[2]) Die Fremdwortausmerzungen der späteren Auflagen können, wie auch Scholte hervorhebt, von einem Redaktor stammen.

Ihm ist von Natur ein gesundes Sprachempfinden eigen; zu jenem Verständnis aber bedarf es auch liebevoller Versenkung in die Sprache und mühevoller Arbeit.

Die Phrasen von der „Vollkommenen Heldensprache" wiederholt er; nirgends aber finden wir Worte und Gefühle wie diese: „Es kann aber niemand derofelben (der deutschen Sprache) gewiß und kündig seyn, er muß sie in ihren Gründen ersehen, ihre Himmelbreite Gräntze ein wenig mit fleisse durchwandert, und nicht mit blinden Griffen hinein getastet haben: hat er sich aber ein wenig darinn umbgesehen, und die überreiche Schätze nur von fernen erblicket, so weis ich sicherlich, er wird mit Andacht und voller Liebe, wie ein lernender derselben, als einer Göttlichen Muttersprache zugethan . . werden." So sagt Schottel in seiner „Sprachkunst" S. 6.

Immer ist es die Sorge um die Sitten, die durch die Sprachmengerei gefährdet werden; nirgends aber ist wahrzunehmen, daß Grimmelshausen erkannt hätte, welche Gefahr durch die Verwelschung der Sprache für diese selbst entsteht. Harsdörffer sagt in der „Spielrede" vor dem 4. Teil seiner „Gesprechspiel": „Wir Teutsche führen in unserem Munde eine Krafft-, Verstand- und Wortreiche Zunge; indem wir aber uns darmit nicht ersättigen lassen, und die nichtigen Schattenwörter ausländischer Sprachen mit zu erhalten gedenken, stürtzen wir uns und unsere Nachkommen in unüberwindlichen Verlust der endlichen Unwissenheit." An einer anderen Stelle sagt er, es werde so weit kommen, daß die deutsche Sprache verschwindet und man die Deutschen mit der Laterne suchen werde. Zesen spricht im „Rosenmând" S. 170: „der gäule Französichte krebs (hat) ihr mark und saft . . . ausgezogen."

Welch lebendige Vorstellung die Sprachgesellschafter von der deutschen Sprache in sich trugen, zeigt deren immer wiederkehrende Darstellung als edle Frau. Ein ergreifendes Beispiel dieser Art gibt der „Ehrenkrantz" auf S. 139: „Hergegen wann du deine eygene teutsche Muttersprach höreſt, so hastu einen reinen Wein, eine unbefleckte Jungfraw, eine keusche Königin. Ach schände solche nicht, treib mit ihnen kein Blutschande, du würst sonsten daheimen verhasst, draussen aber nicht unbillich verlacht und veracht werden."

Tiefgründige Übersetzungsarbeit zeichnete besonders Zesen aus, und bei Schottel, „Sprachkunst" S. 5/6 findet sich ein Wort, das wohl auch Grimmelshausen auf sich beziehen konnte: „Unsere Teutsche Sprache ist weit, räumig, tieff, rein und herrlich, voller Kunst und Geheimnissen, und wird mit nichten nicht schlumpsweis aus dem gemeinen Winde erschnappet, sondern durch viel Fleiß und Arbeit erlernet."

So zeichnen sich in dem, was Grimmelshausen den Sprachgesellschaften nicht entnimmt, die deutlichen Umrisse dieser ganz verschiedenen Menschengestalten ab; das Bild wird vervollkommnet, wenn wir zusammenfassen, was Grimmelshausen an eigenem in diesen den Sprachgesellschaften entnommenen Stoff verflicht.

Der ganze letzte Teil des „Teutschen Michel" zeigt kaum Berührungen mit den Sprachgesellschaften. Vielleicht mag er irgendwo eine Bemerkung über die schlechte Gewohnheit des E-Anfügens, über die unnatürliche Art der Einschiebung von Gleitvokalen und der allzudeutlichen Hervorhebung der Mitlauter gehört haben, vielleicht sogar ein Wort der Kritik an den Mundarten, für die ihm ein sicheres Vorbild wieder Garzonus in seinen scherzhaften Äußerungen über die italienischen Dialekte, „Allgemeiner Schauplatz" S. 550, geliefert hat; das wichtigste, er beschäftigt sich hier mit den Sprachgewohnheiten des kleinen Mannes, mit seinem

unangebrachten Stolz auf seine Mundart als die beste, mit seiner Sucht, durch Weitläufigkeit vornehm zu erscheinen, mit seiner nachlässigen Gewohnheit, unpassende Redensarten im Mund zu führen, und so ist unser Dichter plötzlich mitten im Moralisieren, eifert — zum wievielten Male in seinen Werken — gegen das Fluchen und Gott und Seele Berufen, und er spinnt aus dem Eifern gegen das übereilte „das hinterst zum vordersten vorbringen" eine Reihe liebenswürdiger, spaßhafter Gesprächserzählungen, die jenen Mißbrauch in die Wirklichkeit umsetzen. Aber Grimmelshausen liebt den Mann des Volkes mehr als alle anderen. Er steht ihm am nächsten, und er verfehlt nicht, das zum Ausdruck zu bringen. Sollte ich Gevatterleute für neue Wörter suchen, sagt er, „so wolte ich warhafftig keine Sprachhelden, sondern nur einfältige Bauren nehmen"; „hingegen verbleibt ein Baur fein im Glaiß seiner Einfalt, läßts bei den den alten Löchern bleiben, . . . weil er besser, als viele andere nicht thun, seine unvermögliche Gebrechlichkeit erkennet." (S. 1080/1081.) Vergleicht man damit, was ein Harsdörffer sagt: „Der Baur führt knechtische Gedanken und Wort" („Poetischer Trichter" III, S. 25), so wird der Unterschied dieser beiden Seelen fühlbar.

Der Gelehrte ist ihm fremd und das Fachgelehrtentum jeder Art, auch das sprachliche. Die Verdienste, soweit sie ihm zum Bewußtsein kommen, erkennt er an; aber das Lob klingt kühl und immer wie Abwehr gegen Verdächtigungen. Wo er den Gelehrten mit der Waffe des Spottes treffen kann, tut er es. Auch die „Fruchtbringende Gesellschaft" wird nicht verschont. „Seht, da kommt der Italiener Fruchtbringende Gesellschaft," sagt er einmal im „Ewigwährenden Calender", als man in den Alpen einen Zug Maulesel, mit Südfrüchten beladen, heraufziehen sieht. Im „Teutschen Michel" S. 1057 heißt es: „Man sagt: Je gelehrter, je verkehrter; und weiß noch nicht ob Demosthenes und Cicero mit ihrer Witz und Wolredenheit dem gemeinen Nutz mehr geschadet oder genutzet haben." Ingrimmige Freude ist zu spüren, wo er den Orthographisten ihre unzierlichen Titel anhängt. Unübertrefflich ist die Satire im 7. Kapitel gegen das ganze gelehrte Wesen, gegen die „weise Sprachherren", welche über „jedes Wort oder Silbe disputiren, etymologisiren, streiten, fechten und zancken können". Aber nicht, daß er sie verlachen will, „dann sie seyn gelehrte Leuthe". Und dann erzählt er ganz zufällig die Geschichte von zwei radebrechenden Franzosen, von denen der eine dem andern sein schlimmes Deutsch in ein kein Haar schöneres verbessert. Unvermittelt fügt er an: „und, Lieber, schau! Dannoch kan ich mich obigen verständigen Sprachherren zu Ehren des Lachens enthalten."

Stellen wir diese Züge Grimmelshausens neben die Kampfesweise, wie sie im ganzen bisherigen Verlaufe zu beobachten war, so wird um so deutlicher: Sein Kampf gilt nicht nur den Sprachschäden, sondern allem Ungesunden und Lächerlichen, soweit es ihm nur immer von der sprachlichen Betrachtung aus erreichbar ist.

Der zweite Unterschied, der Grimmelshausen gegenüber den Sprachgesellschaften auszeichnet, ist zwar für einen unmittelbaren Vergleich mit diesen weniger ergiebig, aber für die Erkenntnis des wahren Grimmelshausen um so bedeutender: Er schafft seinem Werke eine innere Form. Grimmelshausen macht aus diesem spröden und zum Teil weit auseinanderliegenden Stoff bei aller äußeren Ungeschlossenheit ein kleines Kunstwerk, indem er ihn durch seinen ihm ganz eigentümlichen Humor zusammenschweißt und belebt, einen Humor, der das Ganze durchzieht, sich aber auch bei jeder möglichen Gelegenheit zu kleinen Geschichtchen, die die Probe aufs Exempel geben, kristallisiert. Wie verbindet er die Bemerkungen über die gelehrten Welscher zu einer Einheit, indem er sie uns unter dem Bilde

eines Frühstückes, das er seinen Opfern gibt, anschauen läßt. Vergleicht man, was er aus der nüchternen Bemerkung des „Ehrenkrantz": „Er hat ganz kein Apoteck pro appetit" gemacht hat: „Ich botte ihm einen Trunck Kräuterwein an, der im Magen, nüchtern getruncken, nicht ungesund seyn soll; er aber antwortet, er hätte noch keinen Appetick darzu; wann aber ein guter Accasick vorhanden wäre, wolte er ihn gern atcettieren."

Aus wie unscheinbaren Wortspielen weiß er Wirkungen hervorzulocken, die ihre Umgebung weithin durchstrahlen! In jenem Beispiel, wo der gezierte Sprecher das „Galäseleinn" seiner „jungen Frauen" (soll heißen Jungfrau) darbringt und die Jungfer darauf antwortet: „Wann ihrs eurer Jungen Frauen wolt zubringen, so dörfft ihr zu mir nicht kommen." Oder wo er die hebräischen Taufnamen derer von der reinen Religion tadelt und die calvinistische Mutter ihren drei Kindern auf der Straße nachschreien läßt: Abraham, Isaac, Jacob! „das ermahnete mich allzeit, als wann eine Jüdin den Gott ihrer Vätter angeruffen." Zuweilen löst sich sein Fabulierungsdrang ganz vom Thema, und wir hören Erzählungen, die mit dem übrigen so gut wie nichts zu tun haben; so in den verdrehten Berichten der Gartengesellschaft und in der Gerichtssitzung über den Sünder, der gesagt hatte: „Was gehey ich mich umb den Pfaffen."

So überwindet auch hier der Dichter den Didaktiker, Grimmelshausen das ihm doch fremde Kleid.

Überblicken wir zum Schlusse die Entwicklung, die der „Teutsche Michel" unter den Händen des Dichters genommen hat, so können wir feststellen: Schon die gemäßigte Sprachreinigungsschrift, wie er sie selbst als seine Absicht mit diesem Werkchen S. 1118 schildert, nimmt in sich den als notwendig gefühlten Kampf gegen die Unsitten auf; erweitert sich durch einen heftigen Angriff auf die Übertreiber der Reinigung. Dadurch wird dem Dichter das Übermäßige als der Kernpunkt des zu Bekämpfenden deutlich, das Losungswort: Kampf dem Lächerlichen! Eine Geißelung aller Unsitten, die von dem Boden des Sprachlichen aus irgend zu erreichen sind, hebt an; die beschränkten, Grimmelshausen innerlich fremden Gelehrten trifft sie mit schlecht verhehlter Freude, und ungehobelte Bauern wie die Rute eines gutmütigen Vaters. Nun ist Grimmelshausen schon längst ergriffen von seinem Stoff und gestaltet ihn mit seinem Wesen; so ist er plötzlich vom Fabulieren fortgerissen und hätte beinahe vergessen, daß er über einem Sprachbüchlein ist.

Befindet sich Grimmelshausen am Ausgangspunkt ganz auf dem Boden der Sprachgesellschafter, so bricht schon auf der zweiten Stufe, wo er den Kampf gegen das Kranke und Unharmonische, für das Ursprüngliche, für die Schöpferkraft führt, sein unüberbrückbarer Gegensatz zu diesen Männern hervor; wir sehen ihn im Grunde wie gegen alles Gelehrte, so auch gegen sie gerichtet. Die Erreichung der dritten Stufe, der inneren Form, unterstreicht nur noch diese Fremdheit.

Den Wert dieser dritten Stufe konnte Grimmelshausen wohl und dunkel fühlen; um so mehr aber wird ihn im Laufe der Arbeit des auf der zweiten Stufe Erkannte zur Herzenssache, und da hier die eigentliche Antwort auf die im Thema ruhende Frage liegt, seien die Worte des Schlusses, in denen Grimmelshausen seine Meinung unzweideutig zusammenfaßte, auch an diesen Beschluß gestellt:

„Gegenwärtiger Zeit Wörter mag man sich wol gebrauchen, man soll aber der Alten Sitten, vornehmlich aber ihrer Standhafftigkeit und Tugend nachfolgen. Und dieß ist daß hierinn gesuchte Ziel und Ende."

Zur Seltzamen Traumgeschicht.

Von Julie Cellarius in Frankfurt a. M.

Gleichzeitige Studien zu Moscherosch und Grimmelshausen und der gefällige Zufall brachten einen Fund zutage, der, so hoffe ich, die Grimmelshausen-Forschung um ein weniges fördern wird. Die Gunst der Umstände spielte mir einen kleinen Quartband in die Hand[1]), der in der folgenden Anordnung den Titel trug:

Seltzame

Traum-Geschicht

Von Dir und Mir

* *

* * *

* * * *

* * *

* *

Gedrucket zu Schlafhausen

bey

Gansart Weichfedern /

Anno 1656.

Das Bändchen mißt 13·5 : 17·5 cm und umfaßt mit dem unpaginierten Titelblatt 56 Seiten in deutscher Druckschrift, die von Seite 3 an mit arabischen Zahlen bezeichnet sind, während die Bogen durch große deutsche Buchstaben kenntlich gemacht werden. Die eigentliche Traumgeschichte endet auf S. 46; Seite 47 beginnt der „Traums-verantwortliche Anhang", dessen beide letzte Abschnitte in kleinerem Druck wiedergegeben sind. Der Buchschmuck ist einfach; er beschränkt sich auf je eine Kopfleiste auf den Seiten 3 und 47, zwei große Initialen und eine Schlußverzierung.

Der Gedanke an Grimmelshausens sogenannte Erstlingsschrift drängte sich von selbst auf. Ein genauer Vergleich ergab die Richtigkeit der Vermutung, daß es sich um eine seither unbekannte Ausgabe des Büchleins handle, die diesmal wohl wirklich die erste ist. Die Schrift kann nicht vor dem Januar 1655 abgeschlossen sein, denn Innozenz X. muß tot sein, bevor sein Nachfolger „die gute Donna Olympia . . . um die Summ, so sie wieder herausgeben soll", verklagen und der Verfasser der Traumgeschicht sich über sie lustig machen kann[2]). Vielleicht geht sogar ein Teil des Jahres 1656 ins Land, bevor das Büchlein beendet ist, wenn nämlich wirklich die Belagerung dieses Jahres gemeint ist, bei der die Papier-Armierung „jenem vor Valenciennes sein Leben erhalten hat[3])".

[1]) Der Sachkatalog der hessischen Landesbibliothek in Darmstadt verzeichnet ihn anonym unter der Signatur E 5713.

[2]) Grimmelshausens Werke, herausgegeben von H. H. Borcherdt, Bong, Berlin, Leipzig, Stuttgart, Wien [1921], IV, S. 44.

[3]) Ebenda S. 23 und Anm. S. 501.

Wenig später fand sich, daß das Bändchen aus der Bibliothek Hans Michel Moscheroschs stammen müsse, die nach ihres Sammlers Tode, 1669, an den hessischen Landgrafen verkauft worden war. Der höchst wahrscheinlich von Moscherosch eigenhändig geschriebene Katalog seiner Bücherei[1]) verzeichnet in der Abteilung „Teutscher Sprachbüchs in 4°[2])" unter Nr. 13 folgendes Werk:

„H Venator Von mir und Dir."

Dieser Titel fehlt in der Liste der vorhandenen Bücher, die, unabhängig von Moscheroschs Hauptkatalog, der landgräfliche Kammerschreiber Herold bei der Übernahme der Bibliothek aufstellte. Dagegen ist dort [S. 23] eine „Traumgeschicht" verzeichnet. Die Identität beider miteinander und mit dem oben erwähnten Büchlein erwies sich mit Hilfe späterer Kataloge der landgräflichen Bibliothek.

Was aber hat es mit dem H Venator auf sich, den Moscherosch als den Verfasser nennt? Die Bezeichnung „Herr" (dies ist die Bedeutung des H mit dem Kürzungsschnörkel) bezieht sich im Katalog allemal auf persönliche Bekannte oder Freunde des Dichters. Das hieße in diesem Falle: Für den Verfasser der Traumgeschicht hält Moscherosch den Pfalz-Zweibrückenschen Beamten Balthasar Venator, der in Meisenheim am Glan zu Hause ist. Daß er ihm befreundet war, beweist die Widmung seines Gesichtes „Venus-Narren" im Jahr 1650. Er konnte also wohl wissen, daß Venator unter die Nachahmer seiner „Gesichte" gegangen war. Diese Annahme des Zeitgenossen und Freundes gewann für mich an Wahrscheinlichkeit, als sich bei Venators Biographen Georg Christian Joannis[3]) der Hinweis auf eine anonym veröffentlichte Satire Venators in deutscher Sprache fand und zugleich die Mitteilung, daß er von einigen für den Versetzer des „Fliegenden Wandersmannes" gehalten werde; sie steigerte sich zur Gewißheit im Laufe der eingehenden Untersuchung, die ich seit geraumer Zeit durchführe, hier aber leider nicht vorlegen kann. Doch möchte ich kurz darauf hinweisen, wie sich von dem gewonnenen Ergebnis aus die Unstimmigkeiten lösen, die die Annahme der Grimmelshausenschen Verfasserschaft im Gefolge hatte[4]). Vor allem erklärt sich der merkwürdige Art- und Wertunterschied zwischen der Traumgeschicht und der zugehörigen Mondreise einer- und der mit dem Satirischen Pilgram beginnenden Schriftenreihe anderseits: die Selbständigkeit und freie Behendigkeit der Satire (auch der politischen), die selbstverständliche Gewandtheit im Gebrauch gelehrter Reminiszenzen in den frühen Schriften, und dem gegenüber die bei der Annahme solcher Erstlingsleistungen verblüffende Plagiathaftigkeit des Satirischen Pilgrams und der verkehrten Welt, die ein Konglomerat darstellen aus längeren und kürzeren Zitaten der Piazza Universale des Garzonus, der Fundgrube aller Grimmelshausenschen Gelehrsamkeit, die nirgends frei sprudelt wie in Traumgeschicht und Mondreise. Ich erinnere unter anderem ferner an die mit den bekannten Daten von Grimmelshausens Leben schwer zu vereinbarenden pfälzischen

---

[1]) Vgl. den Aufsatz von Ad. Schmidt in der Zeitschrift für Bücherfreunde, 12. Jahrg., 1920, Heft 5/6. Für die Eigenhändigkeit spricht ein Vergleich mit Briefen Moscheroschs, die im Marburger Prozeßakten erhalten sind.

[2]) Auf [S. 62].

[3]) In den „Miscella Historiae Palatinae, cum maximevero Bipontinae inserventia, Francf. 1725, S. 135—152 und in der Vorrede zu der Neuausgabe der Venatorschen „Vita Petri de Spina", Biponti 1732.

[4]) Von Scholtes Versuch, die Schriften nach Entstehungs- und Druckzeit neu zu gruppieren und so die Widersprüche zu lösen, erfuhr ich erst kürzlich, ohne den Aufsatz noch lesen zu können.

Ortserwähnungen, die ein Miterleben bestimmter Ereignisse des Jahres 1654 voraussetzen; an die Begeisterung des Verfassers für den Schwedenkönig Karl X. Gustav, den gebornen Pfalz-Zweibrückner; an leise Andeutungen seines protestantischen Glaubens[1]), die befremdeten, solange man dabei an den in Diensten katholischer Herren stehenden Grimmelshausen dachte; an die notwendigen Beziehungen zu Karl Ludwig, dem Kurfürsten von der Pfalz[2]), die sich für Venator nachweisen lassen, für Grimmelshausen aber wenig Wahrscheinlichkeit haben usf. — Weitere Ausführungen und alles Beweismaterial hoffe ich in nicht zu ferner Zeit vorlegen zu können.

---

[1]) Z. B. im Ausruf „Vive Torstensohn" und dem Ausdruck „der Römischen Spießgesellen."

[2]) Auf ihn muß sich in der Tat die Lobrede der Mondreise beziehen: Exters pfälzisches Münzbuch schildert unter den Münzen aus Karl Ludwigs Zeit eine, die der Beschreibung in der Mondreise entspricht.

Forschungsberichte.

Cohn, Egon, Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts. Studien zur deutschen Bildungsgeschichte. Germanische Studien, Heft 13, Berlin 1921, E. Ebering.

Der Untertitel dieses schönen Buches sagt, was der Verfasser will und was er gibt. Dem deutschen 17. Jahrhundert pflegt gerade die literaturgeschichtliche Betrachtung — anders als politische Geschichte, Philosophie und Kunst — soweit sie nicht Einzeluntersuchung ist, nur zögernd ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und wenn sie es tut, tritt sie leicht mit fertigen, d. h. an anderen Stoffen und Inhalten gebildeten Beurteilungsmaßstäben und also mit historischer Ungerechtigkeit an eine Aufgabe heran, die allerdings spröde ist, liebevollste Versenkung und eine gewisse Entsagung fordert. Aber nur wer die „leidige Entwicklungstheorie" (S. 92) ausschaltet, kann schließlich doch, wie der Verfasser, zu einem vollwertigen Ergebnis kommen. Cohn bekennt sich mit L. von Ranke zu der Auffassung, daß „jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß" und gerade dann der Betrachtung „höchst würdig" erscheint. Vom tatsächlich gelebten Leben her, seinen Idealen, Hoffnungen, Wünschen, Kämpfen will er an die „allgemeinen Stimmungen und Strömungen", weniger an die Einzelerscheinungen (S. 211) dieses Übergangszeitalters herantreten, dessen Probleme eine Erbschaft des nicht zu Ende gelangten Kampfes von Renaissance und Reformation gegen das Alte sind; ein Jahrhundert und länger brauchen die Spannungen zwischen den Mächten der kirchlich-autoritativ gebundenen Weltanschauung und Lebenspraxis auf der einen und der autonom werdenden Moral und Bildung auf der anderen Seite zu ihrer Lösung. „Uns interessiert hier mehr der Einzelmensch, der sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts selbständig eine Weltanschauung aufbauen wollte. Was fand er vor, und wie konnte er sich zurechtfinden?" (S. 2) — dabei wird angenommen, daß dieser bildungseifrige Deutsche nur seine Muttersprache beherrscht, also auf Übersetzungen angewiesen sei, soweit es sich um ausländische literarische Erzeugnisse handle. Das 17. Jahrhundert ist ja auch das Zeitalter der Übersetzungen. Wenn hier von dem Einzelmenschen und dann wieder von dem durch die mündig gewordene Wissenschaft veranlaßten gesellschaftlichen Bildungsideal gesprochen wird, so bedeutet das keinen Widerspruch: das Ideal beansprucht Allgemeingültigkeit, und das Individuum fühlt sich als Vertreter der Sozialität. Endlich kann der soziologisch eingestellte Blick nicht innerhalb der Grenzen deutscher Bildungsbestrebungen haften bleiben, europäisch ist die Krise, europäisch das neue Ideal. Die Untersuchung geht daher jeweils von dem europäischen Standpunkt aus und lenkt dann zu den entsprechenden deutschen Verhältnissen über. Auf diese Weise entsteht in klarer Sprache und tiefdurchdachten Gängen ein berückendes Bild der Größe und Ehrlichkeit des Bildungseifers im vielgescholtenen

deutschen 17. Jahrhundert. Gemäß dem Titel zerfällt die Arbeit in zwei gleichgroße Teile; der erste handelt „von" den Gesellschaftsidealen, denen drei Kapitel: „Lehrer der Weltklugheit", „Mystiker und Satiriker", „Die geistige Atmosphäre des Jahrhunderts" gewidmet sind, in ebenfalls drei Kapiteln der zweite vom Ursprung und der Eigenart des Gesellschaftsromans, seinen fremden Mustern und den deutschen Erzählern. Neun kleinere Exkurse (S. 181—198) zur Ergänzung einzelner Punkte des vorne Ausgeführten schließen sich an, sie gehen ein auf die Allegorie als Stilmittel, berichten über Montaigne und Charron in Deutschland, über Oratorienbücher, Apophthegmensammlungen, Briefsteller usw., über Seneca und Plutarch, lassen sich aus über den Geschmack, die Emblematik, bieten Hinweise zur Bücherkunde, zu Kindermanns Entlehnungen aus der „Ariana" und zu Paul Winklers „Edelmann". Den Beschluß des Buches machen als Anhang zwei selbständige Aufsätze über Gracians Bedeutung für die deutsche Literatur (S. 199—211: danach stellt Gracian, im Gegensatz zur These Borinskis in seinem bekannten Buch, „ein konstitutives Element für das deutsche Geistesleben des 17. Jahrhunders nicht dar") und den Freiherrn Joh. Mich. v. Loen als Repräsentanten der reifen Aufklärung, soweit ihre Bestandteile dem 17. Jahrhundert entstammen (S. 212—224). Ein ausführliches Literaturverzeichnis der Darstellungen und Quellen ist übersichtlich nach Kapiteln geordnet; als sehr förderlich erweist sich bei den Originalwerken die Angabe der Bibliotheken, wo sie zu finden.

Die allmähliche Ausbildung des neuen Ideals und seine weitreichenden Wirkungen werden in chronologischem Vorgehen aufgezeigt. Daß von der Renaissance nicht nur die neue Wissenschaft, sondern auch die gegenreformatorische Kirche herkommt, erhellt aus dem katholischen allegorischen Roman zu Anfang des Jahrhunderts, Carthény („Deß Irrenden Ritters Raiß") und der Roman vom Sonnenritter verwenden das Ideal des Heros, wenden es ins Fromme und verneinen im letzten Grund diese Welt der Sünde. Sogleich ist damit das eigentliche Problem gegeben, die Negation müßte unfruchtbar sein. Das Ideal der Weisen tritt ein; noch christlich gewendet von Franz von Sales und dem pathetischen Guevara, wird es zum kühlen „savoir vivre" Montaignes und zur radikalen Vernunftbefolgung bei Charron. Das bedeutet aber, daß man die Wissenschaft als eine Macht anerkennt, auf ihr gilt es das Leben frei aufzubauen: so Bacon. Der neue Inhalt heißt Lebensklugheit, Weltklugheit, honnêteté, die neue Form Galanterie, Höflichkeit. Farets L'Honeste Homme, Gracians Handorakel, Bessells Glücksschmiede treten helfend ein; um das Modewort „politisch" werden die teils noch idealmäßigen, teils schon sehr nützlichplatten Verhaltungsmaßregeln für den Mann von Welt gruppiert. Die Betrachtung der formalen Seite kann darauf hinweisen, wie z. B. der anonyme „Discurs von der Höfflichkeit" (1665) sehr fein den etymologischen Zusammenhang des Wortes Höflichkeit mit Hof, Hofleben, Hofmann, Höfling betont, wie also aus der zu bildenden Gesellschaft überhaupt (und Gesellschaft ist nach S. 104 „die Vereinigung der Gebildeten"!), deren Wesen als Gleichmäßigkeit Casas „Galateus" schon 1558 erkannt hat, recht deutlich der Begriff und die Gestalt des (gewiß nicht bürgerlichen!) Hofmanns hervortreten. Es hätte vom Verfasser schärfer, als es selbst in der prinzipiellen, aber mangels zeitlicher Fixierung etwas verschwimmenden Betrachtung über das Aufkommen des Bürgertums und sein Wachstum ins 18. Jahrhundert hinein S. 77 ff. geschehen ist, diese ursprüngliche Gegensätzlichkeit herausgehoben werden dürfen; zweifellos ist es von Wert, genauer zu wissen, welche Gesellschaftsschichten ihren Wandel nach den Komplimentierbüchern und Konversationsregeln einrichteten, um so mehr, als S. 16 die grundsätzlich scharfe Trennung von gelehrter und weltmännischer Bildung unterstrichen wird. Man hätte das auch deshalb gewünscht, weil in der folgenden ebenso knappen, wie anregenden

Porträtierung Harsdörffers als des ersten planmäßigen Vertreters dieser Tendenzen in Deutschland die neu aufkommende Bildungsarbeit an der Frau und für die Frau zugunsten einer edlen Geselligkeit in Beziehung gesetzt wird zu den ähnlichen französischen Salonbestrebungen eines Fräuleins von Scudéry. Diese erhellende Parallele hätte ihrerseits wieder Anlaß zu einer Untersuchung des femininen Einschlages in den Charakteren des 17. Jahrhunderts werden können. Zu diesem Wunsch fühlt man sich geradezu gedrängt, wenn man S. 24 bei der Darstellung der psychologischen Folgeerscheinungen des rational gewordenen Tugendideals die kluge Ableitung des Begriffes der „Schönen Seele" und die dazu nötige Umschau bei Plotin, Giordano Bruno, Shaftesbury, Leibniz und Herder liest. Mit Pomezny und v. Waldberg allein scheint es doch nicht getan, die schöne Seele dürfte wohl nicht nur als ein Ergebnis der Emanzipation des Sittengesetzes vom kirchlichen Glauben auf Grund der von der Tugend aufgestellten Postulate zu betrachten sein, sondern man würde bei näherem Zusehen fruchtbarer Weise in ihr auch einen Ausdruck der weiblichen Gefühlsklänge, der Zartheit, ja Weichherzigkeit und Tränenseligkeit finden, welche dieses Jahrhundert trotz seiner gelegentlichen Rauheit und Grobkörnigkeit durchzittern. Es ist ja nicht von ungefähr, daß der Verfasser gerade an dieser Stelle die Titelheldin in der „Princessin von Cleve" der Gräfin La Fayette (1678), „die voll zartester Empfindung und reinster Gesinnung vom Weg der Pflicht nicht abirrt und ihre Leidenschaften niederkämpft", „mit gutem Grund" als schöne Seele ansprechen zu dürfen glaubt. Vgl. ganz Ähnliches auch S. 102 (Charicles), S. 116 (Seelenfreundschaft), S. 118 (Affektbeherrschung), besonders S. 132 f. (Analyse der „Ariana").

Die Politica Christiana ist der Versuch der Kirche, die Entwicklung auf vermittelnde Weise in Glaubenspfade zurückzulenken; sie prägt den Weltweisen zum insichkehrenden Heiligen um. „Dieser Glaube schafft und trägt die Dramen der Zeit, gibt der Lyrik tiefen Gehalt" (vgl. auch S. 86—90). Der Verf. beschränkt sich in diesem Thema, er kündigt uns (S. 206) darüber eine besondere Untersuchung an, auf die man gespannt sein darf.

Das erste Kapitel wird gekrönt von einer Ausführung, in der an Thomasius wie in einem Brennspiegel glänzend gezeigt wird, wohin sich der verfolgte Strang des neuen Geistes am Ende des Jahrhunderts ausgesponnen hatte; das Höchsterreichbare heißt für die fortschreitende Aufklärung nicht mehr „Christianus sum", sondern „Humanus sum". Den überragenden Wuchs des in sich nach den neuen Prinzipien folgerichtigen Thomasius steigert kunstvoll die Gegenüberstellung des Zeit- und Bildungsgenossen Christian Weise, an dem der das ganze 17. Jahrhundert durchziehende Bruch: hie weltbegründete Moral, hie kirchliche Metaphysik einleuchtend gemacht wird. Ob diese europäische Krise eines Lebensgefühls aber doch nicht breiter, als nur an Weise, hätte geschildert werden sollen? Ob manchem der Begriff der „neuen Wissenschaft" ebenso wie derjenige des alten Glaubens nicht zu wenig umrissen ist? Beide werden mehr vorausgesetzt, als zerlegt, denn es kam dem Verf. ausschließlich auf die aus ihrem Widerstreit sich erhebende Bildung und Erziehung, auf die „Probleme des Tages" (S. 66) an; deren Faktoren, Spannungen, Entwicklungen, Schicksale sind mit Hilfe außerordentlicher Belesenheit und umfassender, Vorhandenes in den zahlreichen Fußnoten oft ergänzender bibliographischer Kenntnisse nicht nur untersucht, sondern auch, was besonders angemerkt zu werden verdient, mit innerem Schwung und starker Einprägsamkeit dargestellt.

Das gleiche gilt für das zweite Kapitel. Unter „Mystikern" will der Verf. ganz allgemein die von ihm geschilderten „Denker, Moralisten, Gottsucher" (S. 46) verstanden wissen, deren Religion tiefstes, mystischen Einschlag nicht entbehrendes Er-

lebnis war (Vorbem. S. 34). Es handelt sich um die — man könnte sagen: zwangsmäßige — Kehrseite zu der Freudigkeit in der Bejahung der Wissensmächte, wie sie das erste Kapitel vortrug. Von der Bibel, neuplatonischen und stoischen Einflüssen und vor allem von Augustin genährt, zieht sich der Strom der Sehnsucht nach dem Göttlichen durch die Jahrhunderte; man begegnet im Grunde bei Nicolaus Cusa, Petrarca, Sebastian Franck stets den gleichen Elementen: Zweifel an der Welt, Skepsis in bezug auf Erkennbarkeit der vollen Wahrheit, subjektivistische Verwerfung der Selbstherrlichkeit irdischer Weisheit, zugleich einem glühenden, teilweise optimistischen Drang nach innerer Selbsterkenntnis und Selbstprüfung. Nur zu dem letzteren ist das Wissen gut, „indem es belehrt über die Unzulänglichkeit alles Irdischen und in Demut sich beugt dem Ewigen" (S. 38): das ist die „Docta Ignorantia", ein überkonfessioneller, toleranzfreundlicher Begriff. Deshalb finden wir die Protestanten Joh. Arndt, den Landgrafen Wilhelm V. von Hessen, Joh. Val. Andreae mit den Jesuiten Fr. v. Spee, Alfons von Sarasa („Ars gaudendi"), mit dem Jansenistenfreund Pascal und mit Grenaille vereinigt, wobei wir sehen, daß z. B. bei Pascal der mystische Begriff der weisen Unwissenheit mit dem weltlichen Ideal des honnête homme eine Syntheſe eingeht, wie denn überhaupt die neuzeitliche Gesellschaftstheorie den Inhalt ihrer Bildungstermini durchaus von den alten religiös-kirchlichen Ideen her bezogen hat (S. 46 f.). Bei Spees Begriff der „intereſſeloſen Liebe" hätte mit gutem Grund auf Paulus, 1. Korinther 13, 5 verwiesen werden können. Der deutsche Pietismus (Spener, Francke) kennt entsprechend den mystischen Tendenzen ein Persönlichkeits-, kein Bildungsideal, er bildet Konventikel und hält sich der Kulturgemeinschaft fern. An Stellen wie dieser offenbart des Verf. Methode ihren Gewinn: man sieht, unbeirrt durch rückwärtsgerichtete moderne Wertungen, die tatsächlichen Wertbeziehungen einer geistigen Bewegung im ganzen der kulturellen und gesellschaftlichen Zeitverhältnisse. — Die Zusammenstellung der Mystiker und Satiriker in einem Kapitel rechtfertigt sich, von diesem Punkt aus betrachtet, durch die gemeinsame Negation des angeblichen Wissenschaftsfortschrittes, welche die Frommen durch Skepsis und individualistische Abkehr, die moralistischen Eiferer durch satirische Gesellschaftskritik zum Ausdruck bringen. Wegen ihres negativen Charakters aber ist die Satire mit Vorsicht auszuwerten; mit Recht wird betont, daß sie niemals eindeutige kulturhistorische Quelle ist. Dagegen kann sich Rez. mit der etwas spitzfindigen Unterscheidung von „Satire" und „Satirikern" nicht einverstanden erklären; zum mindesten müßte der Verf. seine Behauptung, daß es in Wahrheit keine „Satire" gebe, durch Beispiele erhärten. Neben Agrippa, den Narrenrevuen, Aegidius Albertinus, Moscherosch, Schupp, deren Stoffe nach Typen und Formen klassifiziert werden, vermißt man Grimmelshausen, für den Cohn im zweiten Teil des Buches eine eigentümliche Theſe, unter Nichtbeachtung der zahlreichen kleinen, ganz zweifellos moralisch-satirisch gewendeten Schriften Grimmelshausens, vertritt. Das Lob der guten alten Zeit durch den Satiriker ist der Einsatzpunkt für den Idylliker, dessen mit dem Mystiker verwandte Seelenstimmung sich aus der Flucht vor den bestehenden Zuständen herleitet; „der politische Unterton aller pastoralen Dichtung" aber darf als der Keim zu den Utopien betrachtet werden. Kurze, charakteristische Inhaltangaben, unterstützt durch maßvolles Zitieren des Wesentlichen, machen die eng zusammengehörenden beiden Kapitel — wie die ganze Arbeit, die keineswegs zur ersten Einführung geeignet ist — nicht weniger erfreulich, als das achtsame Hinhorchen auf „das dunkle Fluten historischer Kontinuität" menschheitbewegender Fragen (S. 92). Der Leser wird allenthalben zu der Überzeugung geführt, daß das angeblich Moderne, mit dem wir uns abquälen, sehr oft schon die Vergangenheit in ihren besten Köpfen beschäftigt hat. Im Rahmen eines kurzen Referates ist es nicht möglich, die Fülle des Gebotenen auch nur anzudeuten.

Der erste Teil des Buches schließt in dem dritten Kapitel mit einer flüssig geschriebenen Darstellung der geistigen Atmosphäre des Jahrhunderts, die gegenüber den vorhergegangenen Abschnitten und sonstigen Publikationen zum gleichen Thema nicht grundsätzlich Neues, das Bekannte aber in einem die einzelnen geistigen Faktoren ursächlich verknüpfenden Überblick bringt. Auszugehen ist dabei immer und überall von dem dieses humorlose Jahrhundert tief beherrschenden Gefühl der Problematik des Lebens; der Wissenshunger, dem durch Zeitungen, Zeitschriften, Geschichtsstudien, Reisen, Pflege der Staatsbürgerkunde Befriedigung wird, die in pädagogischen Reformvorschlägen sich kundtuende Schätzung der Realien, der Eifer um praktische Betätigung, sie leiten sich ebenso daher, wie die Formen des Geschmacks und der Kritik bei der guten Gesellschaft, deren Kunstbedürfnissen in der Lyrik, im Roman und Drama eine Dichtung und Dichter nachkommen, die ihrerseits wieder Sprachcharakter, Regelhaftigkeit und Inhalt ihres poetisch-gelehrten Wesens aus der allgemeinen Physiognomie der Zeit beziehen. Gerade hier zeigt sich, wie das Urteil auf die damaligen, nicht die heutigen Tendenzen sich gründen muß, um dem Barockgeist auch außerhalb der bildenden Kunst zu seinem Recht zu verhelfen. Im übrigen sei hier nur zweierlei hervorgehoben: einmal die Zurückweisung der herkömmlichen Ansicht (S. 75 f.), als ob der Dreißigjährige Krieg in Deutschland nichts als maßloses Verderben für die geistige Kultur unseres Volkes gebracht hätte; Harsdörffer z. B. bezeugt in seiner „Lobrede deß Geschmackes" S. 40 die Lebendigkeit der „furchtsamen Deutschen Musen", ähnlich äußert sich Gottsched 1739 in seiner Rede auf Opitz; — sodann die Kennzeichnung der Tragödie des (europäischen!) 17. Jahrhunderts als Märtyrerdrama christlich-stoischen Charakters (Seneca), wodurch es sich erklärt, daß Shakespeare, der scheinbar „die Centralidee, die Deutung des Lebens" (S. 90) vermissen ließ, dem gebildeten deutschen Zeitgenossen nichts sein konnte. Dagegen: „Gryphius' Dramen bedeuten, daß Deutschland durch eigene Schöpfungen den Anschluß an die Weltliteratur erreicht hat" (S. 91).

Man sieht im ersten Augenblick nicht recht ein, weshalb die zweite Hälfte des Buches dem Gesellschaftsroman gewidmet ist. Soweit die Verbindung mit dem Vorigen nicht schon in dem ersten Bestandteil dieses Wortes überhaupt zum Ausdruck kommt, wird sie erst S. 125 dahin gekennzeichnet, daß der neue Roman es war, der einen wichtigen soziologischen Faktor des „kulturpädagogischen Programms" der Zeit (S. 104) ausmachte. Dieses Programm umschreiben sehr gut die lobenden Worte, welche die Praschin dem griechischen Roman, der damals wegen seiner geistigen Verwandtschaft Vorbild wird (Heliodor! S. 100 ff.), als der véritable idée d'un roman widmet: „Opposée à la laideur infernale du vice, accompagnée de la Sagesse, enrichie de l'Erudition . . . On y trouve l'amour innocent, la chasteté inviolable, vne fidélité admirable, vne generosité prudente, vne piété rare, et choses semblables, dignes d'être suivies de la jeunesse" (S. 127). Vom griechischen Roman und den Volksbüchern geht denn auch das erste Kapitel aus. Die neue Gesinnung, nämlich der Vernunftglaube, „daß eine höhere Macht das Verworrene ordne" (S. 98), — diese Erkenntnis und nichts anderes ist ja der „Nutzen" für die Tugend, den man vom Roman erhofft; genau denselben Untergrund hat die Tragödie — und das neue Kunstwollen, welches sich in dem aufkommenden Geschmack an berechneter Verschlingung der Romanbegebnisse und prunkvoller, oft dramatischer Rethorik der Sprache widerspiegelt, unterscheiden den modisch-einseitigen galanten Gesellschaftsroman (gleichgültig ob religiöser, politischer, historischer Prägung) von den fabulierlustigen, chronikmäßigen Volksbüchern, wenn man auch neben Heliodor nicht verschmäht, trotz dauernder Anfeindung (S. 95 ff.) aus ihnen, wie dem berühmten Amadis, der italienischen und spanischen Novellistik und den Fazetien- und Schwanksammlungen gewisse Elemente zu

übernehmen. Diese Mannigfaltigkeit der Quellen veranlaßt den Verf. zur Ablehnung der „allzubequemen" Art, „das Hervorwachsen des picarischen Romans im 17. Jahrhundert als eine Gegenströmung gegen den idealistischen Roman zu erklären". Vielmehr ergänzen beide notwendigerweise einander; das vom damaligen gebildeten Menschen als wahre Natur empfundene Grundthema des idealistischen Romans heißt immer: Prüfung und Bewährung eines psychologisch vertieften (nicht in der Entwicklung gezeigten: dies erst seit Wielands „Agathon"!), moralischen Charakters in der Welt trotz Unbeständigkeit der Welt; der realistische Roman dagegen malt unbefangen gerade die Unbeständigkeit der Welt. Die Vertiefung des neuen Romans nach der idealen Seite erhärtet kaum etwas so deutlich, wie der Umstand, daß sein Hauptproblem, die Liebe, gegenüber der Sinnlichkeit der Volksbücher und des Amadis im Sinne der Vernünftigkeit (vgl. S. 29 Thomasius' Begriff der vernünftigen Liebe), der Affektbeherrschung, der Seelenfreundschaft und Seelenschönheit verinnerlicht wird. Cohn schiebt deshalb einen hübschen Abschnitt über die Liebesauffassung im Roman ein, bei dem höchstens noch anzumerken wäre (zu S. 115), daß neben Albertinus und Montaigne auch Harsdörffer (z. B. Frauenz.-Gesprächsp. I, S. 120 [2. Aufl.] und II, S. 199 ff. [2. Aufl.]) eindringlich auf die seelenvolle Tugendschönheit als das einzig Rechte verweist. S. 112 beim Zusammenhang, der zwischen Mystik und Schäferdichtung besteht, war auch an das pietistische Kirchenlied mit schäferlichem Einschlag zu erinnern.

Die erschöpfende Analyse der Desmaretsschen „Ariana" als Musterbeispiel (Kapitel 2) fördert noch einmal die genannten Faktoren des galanten Romans zutage; Biondis „Eromena", Kindermanns „Unglückselige Nisette", D'Audiguiers „Liebesbeschreibung Lysanders und Kalisten", endlich die „Princessin von Cleve" der La Fayette ergänzen entsprechend ihren Individualitäten das gewonnene Bild, können es aber in seinen Grundlinien und -tönen nicht verändern.

Das dritte Kapitel geht auf die deutschen Verhältnisse ein und sucht darzulegen, „aus welcher geistigen Verfassung und seelischen Stimmung überhaupt die berühmten bändereichen Werke in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hervorwuchsen". Schade, daß wir nun gerade von den deutschen Erfüllern des neuen Romans, den Buchholtz und Herzog Anton Ulrich, den Lohenstein und Hoffmannswaldau, nicht mehr als ihre Namen und einige kurze methodische Bemerkungen zu einer wissenschaftlichen Behandlung ihrer Produkte zu vernehmen bekommen, Cohn haben es die deutschen „Vorbereiter" dieser Größen angetan. (Übrigens deckt, wie sich dann herausstellt, der gemeinsame Titel der „Vorbereitung" keineswegs Grimmelshausen, anderseits will die Kapitelüberschrift „Deutsche Erzähler" wieder nicht ganz auf die Zesensche Empfindsamkeit passen, wohl aber vortrefflich auf Grimmelshausen. Und Weise?) Aber nicht nur deswegen entwirft er uns von Zesen, Grimmelshausen und Weise ausgezeichnete Kabinettstücke, offensichtlich leitet ihn hier auch die Polemik: bei Zesen, dem modischen Literaten, dessen Publikum die ästhetisch vorgeschrittensten Kreise sind (S. 169), gegen die seitherige ungenügende Darstellung dieses „Vaters des neuen deutschen Romans" (die Rosemund der erste deutsche Originalroman, Wickram „ein braver Kompilator" S. 146); bei Grimmelshausen, dem „Fabulierer ohne neumodische Prätentionen, von derber Volkstümlichkeit", der die Nur-Ästheten seiner Zeit abstößt und mit dem die kulturpolitisch Interessierten nichts anzufangen wissen, gegen einen modernen „Grimmelshausenkult" und das Irregehn der neueren Forschung, da sie aus dem Simplicissimus zu Unrecht einen Entwicklungsroman machen wolle; bei Weise endlich, dem Jugendbildner, Pädagogen, Lehrer und überzeugten Bourgeois, dessen Maxime ist: nicht gegen den Strom schwimmen, und dessen Leser aus der breiten Masse des Mittelstandes kommen, gegen die Unterschätzung der Bedeutung Weises für die publizistische Propa-

ganda der neuen Ideale des Jahrhunderts. All diese verdienstvollen Feststellungen mag man bei Cohn selbst nachlesen; es ist hier aber auch nicht Ort und Raum, sich insbesondere mit des Verf. Ansicht über Grimmelshausen auseinanderzusetzen. Meines Erachtens ist nicht falsch, was er über den Simplicissimusdichter sagt, aber viel zu scharf auf eine einseitige Formel gebracht. Grimmelshausens „galante" Romane machen ihm vor allem Kopfzerbrechen, vergebens (mit Ausnahme der Bemühung um die Historie in „Dietwald und Amelinde") sucht er bei ihnen nach dem neuen Kunstwollen und Bildungsstreben der Zeit, wobei er doch nicht umhin kann, S. 161, Anm. 23, zu gestehen, „dem Ideengehalt nach hätten sie den Zeitgenossen schon eher gefallen können"; gerade das dort genannte Zitat aus „Proximus und Lympida" [1]) vermag Ausgangspunkt zu einer Auffassung der drei „Kunst"romane wie überhaupt der Gedankenwelt unseres Poeten zu werden, die ihm vermutlich gerechter wird, als Cohn, der in diesem Falle über seiner großen, das ganze Buch durchziehenden Leitidee vielleicht zu sehr die gegebenen Einzeltatsachen aus dem Auge verloren hat. Es wäre zu begrüßen, wenn sich klären ließe, ob man Grimmelshausen wirklich nur als „Poeten" schlechthin und Fabulierer „völlig im Banne der alten Volksbuchtradition" (S. 154) (das hinzugefügte „eigentlich" ist doch wohl verdächtig!), nur als „genialen Außenseiter" (S. 163, desgl. 168) und „Komplementärfigur", seinen „Keuschen Josef" als eine „Burleske" (S. 151), den Simplicissimus einzig als „Naturburschen" (S. 123) ansprechen darf. Es ist übersehen, daß zwischen dem letzteren und der Landstörtzerin Courage, die allerdings eine Gesinnungsschwester der Dirne Corinna ist, ein fühlbarer Unterschied besteht, beide sind keineswegs zu ein und demselben Typ die männliche und weibliche Seite, der Simplicissimus in seinen letzten Teilen überdies von ganz anderem Charakter als in dem ersten und die hier von Cohn abgelehnte „Entwicklung" nicht abzuleugnen, — auch nicht im Sinn des 17. Jahrhunderts. Überall ist von dem Verf. über dem flotten Erzähler Grimmelshausen der ernste, eindringliche, wenn auch massive und nicht immer originale Moralist (vgl. dagegen S. 160) vergessen. Wenn Simplicissimus am Ende seines Lebens der Welt Adieu sagt, anstatt sich als „politischer" Mensch in der Welt zu bewähren, so spricht sich nach Cohn (S. 161) darin „eine religiöse Stimmung aus, die dem 17. Jahrhundert nur zu vertraut war", und er verweist auf das zweite Kapitel des ersten Teiles seiner Arbeit, — womit er doch andeutet, daß eben dieses religiöse Zeitmoment, von ihm selbst so oft betont, in der Wertung nicht außer acht gelassen werden darf, ohne daß man freilich Grimmelshausen damit zu mehr machen wollte, als er für sein Jahrhundert, gemessen an dessen Idealen, gewesen ist. Doch über Grimmelshausen, den Vieldeutigen, und seine Fortdauer werden die Akten der Forschung so bald nicht geschlossen sein, und es stärkt die Weiterarbeit jedenfalls, wenn sie ab und zu solches Salz der Anregung wie hier bei Cohn zu kosten bekommt. — Den Beschluß des Kapitels macht die Betrachtung dreier religiöser Romane: Staudachers Genovefa knüpft an die Volksbuchtradition an, Prasch verwendet in seiner Psyche Cretica die galanten Stilmittel, der Engländer Bunyan (dessen Nennung in einem Kapitel: „Deutsche Erzähler" nicht ganz folgerichtig ist) erneuert in seiner Christenreise die alte Form der religiösen Allegorie.

Auf den anhangweisen Abschnitt über den Freiherrn v. Loen sei kurz deshalb hingewiesen, weil er noch einmal mit derselben Methode (wie sie auch den Verf. notwendigerweise zu seiner These gegen Borinski führt) all die Vorzüge vereinigt, die hier für das ganze Cohnsche Buch rühmend genannt werden durften. Dem Kenner, sagt

[1]) Im Quellenverzeichnis S. 235 ist dieser Roman mit der verdruckten Jahreszahl 1612, statt 1672, versehen.

der Verf. im Vorwort bescheiden, bringe seine Arbeit nichts Neues; — was sie gibt, wird jeder nach eigener Lektüre zu Nutz und Frommen in der Klarheit historischer Überschau bei sich empfinden.

Frankfurt a. M. Rudolf Klarmann.

Grimmelshausen-Literatur.

1. **Bottacchiari, Rodolfo, Grimmelshausen. Saggio su „L'avventuroso Simplicissimus". Torino. Giov. Chiantore. 1920.**

2. Scholte, J. H., Zonagri Discurs von Waarsagern. Ein Beitrag zu unserer Kenntnis von Grimmelshausens Arbeitsweise in seinem „Ewigwährenden Calender" mit besonderer Berücksichtigung des Eingangs des abenteuerl. Simplicissimus. **Verhandel. d. Koninkl. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Letterkunde. Amsterdam Joh. Müller 1921.**

3. Borcherdt, Hans Heinrich, Die ersten Ausgaben von Grimmelshausens Simplicissimus. Eine kritische Untersuchung (Einzelschriften zur Bücher- und Handschriftenkunde, hrsg. von Dr. H. Leidinger und E. Schulte-Strathaus, 1. Bd.). München. Horst Stobbe. 1921.

4. Grimmelshausens Werke. Vier Teile in drei Bänden, hrsg. mit Einleitung und Anmerkungen von H. H. Borcherdt. Berlin. Bong & Co. o. J.

5. Grimmelshausens Courasche. Abdruck der ältesten Originalausgabe (1670) mit den Lesarten der beiden anderen zu Lebzeiten des Verfassers erschienenen Drucke, hrsg. von J. H. Scholte (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jhts. Nr. 246—48). Halle. Max Niemeyer. 1923.

6. Grimmelshausen, H. J. Chr. v., Der stolze Melcher, hrsg. und mit Erläuterungen versehen von Rudolf Lochner. Sudetendeutscher Verlag von Franz Kraus. Reichenberg o. J.

Das Aufsteigen des aus dem Grabe der Vergessenheit erstandenen Simplicissimus-Dichters zu den Höhen der Weltliteratur wird gekennzeichnet durch den wachsenden Anteil ausländischer Wissenschaft an den Problemen der Grimmelshausen-Forschung. Hatte Frankreich sich schon 1882 durch Ferd. Antoines Pariser These beteiligt, der später die Essays von Bossert und Bourdeau folgten, so steht in den letzten 10 Jahren Holland durch Scholtes unermüdliche Forschungen im Vordergrund; zu ihm gesellt sich Schweden, wo Einar Törnvall durch seine Untersuchung über „die beiden ältesten Drucke von Grimmelshausens Simplicissimus" (Uppsala 1917) Scholtes Aufstellung bestätigte, und nun hat auch Italien, das bisher nur einen, nicht einmal neuen Quellennachweis beigetragen hatte (Fasola, Rivista di letteratura tedesca I), zur Würdigung Grimmelshausens einen großen Schritt getan, bedeutsam durch verständnisvolle Einfühlung in die Eigenrichtung des deutschen Geistes und durch tiefes Eindringen in den Ideengehalt des Werkes.

1. Bottacchiari kommt vom spanischen Schelmenroman her; sein Buch stellt die Bekehrungsgeschichte des Verfassers dar, insofern er im Simplicissimus zunächst

nur den Ausläufer und Nachfahren der spanischen Abenteurer gesucht hatte, um ihn schließlich bei steigender Vertrautheit und Wertschätzung als Überwinder der pikaresken Gattung zu erkennen, die aus trauriger utilitaristischer Philosophie zu einer durch große Lebensziele bestimmten Weltanschauung und aus kleinlichem Realismus zu hoher Menschheitssymbolik emporgehoben wird. Wenn im ersten Teil des Buches die formalen Zusammenhänge mit den Schelmenromanen untersucht werden, so sind schon die vermittelnden Zwischenglieder, die deutschen Übersetzungen des Albertinus und des Ulenhart, nicht etwa wie bei Rausse als Verballhornungen spanischer Originale betrachtet, sondern sie erfahren als moralische Erbauungsbücher eine positive Wertung: indem sie das Abenteuerliche hinter dem Lehrhaften zurücktreten lassen und dem Auf und Nieder des Lebensganges eine Entwicklungstendenz zum Besseren beimischen, bereiten sie den Weg zum Bildungsroman und lenken in die Richtung ein, die schon im Mittelalter durch Armen Heinrich, Parzival und Tannhäuser gegeben war. Auch im Faust des Volksbuches (?) und in Moscheroschs Philander wird diese den deutschen Geist charakterisierende ideale Entwicklungstendenz gefunden; sie werden als die unmittelbaren Vorläufer des Simplicissimus betrachtet, der dem spanischen Schelmenroman eigentlich nur die äußere Form der Scherzählung verdankt und im übrigen durch seine ethische Haltung wie durch sein patriotisches Empfinden sich von dem materialistischen und vaterlandslosen Picaro unterscheidet. Simplicissimus wiederum ist der Vorläufer des Goethischen Faust, des Wilhelm Meister, des Heinrich von Ofterdingen; das wird in der Analyse des Bildungsromanes, die den zweiten Teil des Buches ausmacht, nachgewiesen. Dabei wird nun auf die frische Lebenswahrheit, auf den autobiographischen Gehalt, auf die zeitgeschichtliche Treue und auf alles das, worin man bisher hauptsächlich das Wunder des einzigartigen Werkes erblickte, viel weniger Wert gelegt als auf die klare Führung der inneren Handlung und die in den Selbstbetrachtungen des Helden deutlich sich aussprechende Ideenentwicklung. Für Bottacchiari ist Simplicissimus nicht nur Kind seiner Zeit, sondern l'uomo di tutti i tempi, und sein Lebensweg ist die typische Entwicklung des nach Frieden mit Gott und Welt strebenden Menschen. Wenn in fünf Kapiteln die Wandlung vom reinen Toren zum Weltmenschen durch Hofleben und Kriegsleben, durch Ruhm, Reichtum und Liebesabenteuer, zur Sehnsucht nach der Heimat, zum Streben nach Seelenfrieden und schließlich zur Weltabsage begleitet wird, so entspricht diese Gliederung einem fünfteiligen Aufbau, dessen Symmetrie durch Anfügung des sechsten Buches aufgehoben worden ist. Bottacchiari verteidigt nun das sechste Buch gegen die deutschen Kritiker und verficht seine Notwendigkeit, die man ihm als Verstärkung und Steigerung des Grundgedankens wohl zugeben kann, ohne die etwas pedantische Begründung zu unterschreiben, daß erst die einsame Insel für das Ende des Abenteuerlebens Gewähr leiste. Tatsächlich beweisen ja die nach der Heimat zurückführenden Kontinuationen, daß mit der Isolierung diese Gewähr nicht gegeben ist und daß Grimmelshausen an die inneren Kompositionsgesetze seines Werkes sich nicht bindet, sondern unter pikareskem Einfluß seinen Helden auf der Rutschbahn des Lebens weitergleiten läßt. Zwischen der leichten Redseligkeit des Volkserzählers und strengem, sich selbst nicht genug tuendem Künstlertum steht der Dichter in ähnlichem Widerstreit, wie sein Held zwischen den Gegensätzen Schwarz und Weiß.

Bei aller Zustimmung zu den Grundlinien des warmherzigen Buches muß einem gewissen Überschwang, der für Grimmelshausen den Platz zwischen Dante und Goethe bereiten möchte, doch ein leichter Dämpfer aufgesetzt werden. Mag man auch gegen die Gleichung zwischen Olivier und Mephistopheles und gegen das faustische Streben, das Simplicius in die Tiefe des Mummelsees führt, nichts einwenden, so haben doch die Verse, die der „sinnreiche Poet" in die Baumrinden der Kreuzinsel

einschreibt (Buch 6, Kap. 24) zu Dantes Paradiesesschau eine beinahe ebenso entfernte Beziehung wie die Teilung des Einsiedlers zwischen Gebet und Arbeit (Buch 6, Kap. 23) zu Fausts strebendem Bemühen. Trotzdem darf hervorgehoben werden, daß der Ideengehalt des Simplicissimusromanes noch keine so eindringende Darstellung gefunden hat, wie durch Bottacchiari, und es ist zu bedauern, daß die Ungunst der Zeit schwerlich eine deutsche Übersetzung, die auch kleine Ungenauigkeiten der Zitate berichtigen könnte, zulassen wird.

2. Die Methode des holländischen Philologen ist eine ganz andere. Scholte baut von unten auf; die Bibliographie ist seine Grundlage, die kritische Textvergleichung sein Weg; seine Ergebnisse sind nicht ideengeschichtliche Perspektiven, sondern allerlei kleine Ermittlungen, die sich allmählich zu einer sicheren Umgrenzung der literarischen Persönlichkeit Grimmelshausens zusammenschließen. So konnte er in seinen „Problemen der Grimmelshausen-Forschung" durch Untersuchung der Gesamtausgaben zu wichtigen Erkenntnissen über Umfang und Chronologie des Grimmelshausenschen Schaffens gelangen; so hat er durch eine sprachliche Untersuchung das von Holland und Kurz verkannte und durch Kögel vollends verwirrte Verhältnis der ersten Simplicissimus-Ausgaben klargestellt; so hat er Grimmelshausens Anteil an den Illustrationen seiner Werke untersucht und in die Geheimnisse der Annagrammspielerei hineinleuchtend, die Rätsel der Ortsangabe Hybspinthal und des Verlegernamens Fillion zu deuten vermocht. Auch der Titel seiner neuen Schrift kündigt die Auflösung eines Rätsels an, indem der Name jenes Zonagrius, von dem Simplicius im „Ewigwährenden Calender" sich belehren läßt, als Buchstabenumstellung von Garzonius gedeutet und das ganze Gespräch von Waarsagern als in Dialog gesetzter wörtlicher Auszug aus der 1619 erschienenen deutschen Übersetzung der „Piazza Universale" des Garzoni nachgewiesen wird. Das ist eine Entdeckung, die schon in einer 1920 der Frankfurter Philosophischen Fakultät vorgelegten Dissertation von Rudolf Klarmann über „die Menschengestaltung bei Grimmelshausen" gemacht war. Scholte konnte darum nicht wissen, da Klarmanns Arbeit leider ungedruckt geblieben ist. Ihm kommt es im übrigen nicht so sehr auf die Feststellung der Quelle an als auf die Schlüsse, die daraus für Grimmelshausens Arbeitsweise zu ziehen sind. Hatte Payer v. Thurn vor mehr als 30 Jahren den Eingang des „Simplicissimus" als wörtliche Entlehnung aus Freudenholds Gusman nachgewiesen, so ergibt sich nun, daß Freudenhold diese Stelle seinerseits aus Garzoni abgeschrieben hat. Die Frage, ob Freudenhold oder Garzoni Grimmelshausens Quelle gewesen ist, wird durch die Auszüge des „Ewigwährenden Kalenders" entschieden. Sie finden sich zwar zum großen Teil auch bei Freudenhold; aber wenn schon die Nennung des Zonagrius nichts anderes als ein verhülltes Quellenzitat ist, so zeigt sich weiter, daß Grimmelshausen im Wortlaut wie im Umfang seiner Entlehnung sich enger an Garzoni als an Freudenhold anschließt. Es gibt keine Übereinstimmung mit Freudenhold, die nicht bei Garzoni stünde, aber umgekehrt manche Entlehnung aus Garzoni, die bei Freudenhold fehlt. Das ist aus einer dreispaltigen Synopsis der Texte, die sich über 47 Seiten hinzieht, klar zu ersehen. Die Bequemlichkeit, mit der so das Vergleichsmaterial auch für weitere sprachliche Untersuchungen in peinlich sauberem Abdruck zugänglich gemacht wird, ist bei der Seltenheit der benützten Drucke hoch zu schätzen. Und wenn die verschwenderische Ausstattung der Abhandlung mit 12 Tafeln, auf denen Titelblätter und Textproben der herangezogenen Ausgaben ausgezeichnet faksimiliert sind (die Titelblätter des ersten Simplicissimus und des Ewigwährenden Kalenders sogar in zwei Farben), uns fast neidisch stimmen könnte, so hat die deutsche Wissenschaft doch allen Grund, dem Dank des Verfassers an die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam für das kostbare Gewand, das hier einem Stück deutscher Literatur-

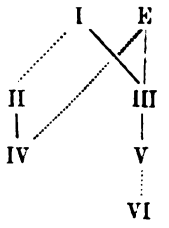
geschichte geschenkt wurde, mit freudiger Erkenntlichkeit zuzustimmen. Außer den Textproben sind auch zwei Grimmelshausen-Urkunden faksimiliert, nämlich die Eintragung in ein Rechnungs-Manual aus dem Schauenburgischen Familienarchiv und der Entwurf des Tauschvertrages mit Philipp Hannibal v. Schauenburg, in dem Grimmelshausen sein Haus zum Silbernen Stern gegen die Gaisbacher Schaffnei dran gab. Über den bereits von Bechtold mitgeteilten Wortlaut der Urkunde sucht Scholte hinauszukommen, indem er die Lücken der von Mäusefraß beschädigten Ränder nach Möglichkeit zu ergänzen sucht. Diese Urkunden spielen eine Rolle in dem biographischen Intermezzo der Untersuchung, das Grimmelshausens Garzonistudien zu datieren sucht. Scholte sieht die frühesten Garzoni-Entlehnungen im „Satirischen Pilgram"; er möchte dessen Entstehung noch vor den kleinen Traumsatiren ansetzen und den Herrn Bilgram von Hohen Wandern, der als Held der Reise nach der Obern Mondswelt genannt wird, bereits als Beziehung zu der vorausliegenden Erstlingsschrift auffassen. Da der älteste ihm bekannte Druck der Traumgeschicht und Mondreise 1660 datiert ist, nimmt er an, daß der Fliegende Wandersmann, die Traumgeschicht und die Reise nach der Obern Mondswelt in dem 1657 eingerichteten Schreibstübel der Schaffnei entstanden sind, während für die Garzoni-Exzerpte, die im „Satirischen Pilgram" verwertet sind, bereits die Zeit vor dem Tauschvertrag, da Grimmelshausen im Silbernen Stern auf der Spitalbühne hauste (1653—56), in Betracht käme. Diese Aufstellung muß nach den von Julie Cellarius in diesem Heft angekündigten Entdeckungen revidiert werden. Da eine Ausgabe der „Traumgeschicht" vom Jahre 1656 vorliegt, ist die Entstehung der ersten Traumsatire bereits in die Zeit vor dem Tauschvertrag zu setzen. Grimmelshausens Verfasserschaft aber ist nach Moscheroschs Hinweis auf Balthasar Venator in Zweifel zu ziehen, und die Tatsache, daß in den kleinen Satiren keine Spur der Abhängigkeit von Garzoni zu bemerken ist, kann zur Bestätigung der neuen Annahme dienen. Dann ist der „Satirische Pilgram" unbestritten als das Erstlingswerk Grimmelshausens zu betrachten; seine Entstehungszeit aber braucht nicht wesentlich vor das Datum „Hybspinthal den 15. Februar 1666" gerückt zu werden, und damit würde auch die erste nachweisbare Beschäftigung mit Garzoni erst in die Zeit fallen, da Grimmelshausen nach seinem Aufenthalt auf der Ullenburg wieder in den Silbernen Stern auf der Spitalbühne zurückkehrte. Scholte schließt aus der reichlichen Benützung des Garzoni für die Werke der Folgezeit (Simplicissimus, Courage, Ewigwährender Kalender, Vogelnest, Ratio Status, Teutscher Michel, Verkehrte Welt, Ratsstübel Plutonis), daß Grimmelshausen ein Exemplar der Piazza universale von 1619 besaß. Die andere Möglichkeit, daß er den ein für allemal verzettelten Wissensstoff von Werk zu Werk verwertete, hält er wohl für eine zu philologische Arbeitsweise, obwohl gewisse Anzeichen dafür sprächen, nämlich die Beobachtung, daß gelegentlich ein Garzonizitat auf mehrere Schriften aufgeteilt ist: z. B. ist einmal der Anfang einer Stelle im „Ratio Status", die daran anschließende Fortsetzung im „Teutschen Michel" verwertet. Wichtiger sind die Beobachtungen über die Art der Verwertung: während Freudenhold mechanisch ausschrieb, hat Grimmelshausen seine Entlehnungen umstilisiert, mit feinem Gehör für störende Wiederholungen und Kakophonien, mit Vorliebe für volkstümliche Wendungen und Abneigung gegen das tonlose e. Dabei stimmt der von Grimmelshausen überarbeitete Garzonitext in grammatischen und orthographischen Eigentümlichkeiten mit der Simplicissimus-Ausgabe (B), die nach Scholtes Nachweis Grimmelshausens eigenen Sprachgebrauch wiedergibt, überein, während vom Korrektor des „Neueingerichteten und vielverbesserten Simplicissimus" (A) eingeführte Eigenheiten, z. B. un — statt ohn, auch in der Garzoni-Vorlage standen und von Grimmelshausen im Ewigwährenden Kalender geändert wurden.

3. Das von Scholte zuerst im 40. Bande der Paul-Braune'schen Beiträge (1915) zurechtgestellte Verhältnis der ältesten Simplicissimus-Drucke wird von **Borcherdt** einer neuen Untersuchung unterzogen, und zwar auf breiterer Basis. War es für Scholtes sprachliche Untersuchung nur auf das Verhältnis der beiden von Holland als A und B bezeichnete Ausgaben von 1669 angekommen, von denen B als die ursprüngliche erkannt wurde, so prüft Borcherdt die sechs zu Grimmelshausens Lebzeiten erschienenen Einzelausgaben und kommt in seiner genauen Bestandaufnahme, die durch Faksimilien der Titelblätter und Titelkupfer illustriert ist, zunächst zu zwei neuen Ergebnissen: 1. Zwischen den bisher als A und B bezeichneten Ausgaben des Jahres 1669 liegt noch eine Ausgabe desselben Jahres, denn das Hirzelsche Exemplar, das Kögel fälschlich statt B benützte und das später mit diesem Teil der Hirzelschen Bücherei an die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. kam, erweist sich als ein hastig hergestellter, druckfehlerreicher Neudruck nach B, der aber kein unrechtmäßiger Nachdruck sein kann, da das Titelkupfer von derselben Platte stammt. 2. Das bisher als eigene Ausgabe A U geltende Tübinger Exemplar aus Uhlands Besitz ist mit der in München befindlichen Ausgabe A identisch und unterscheidet sich nur dadurch, daß ihm das 6. Buch fehlt. Mit dieser Feststellung ist der von Scholte und Bechtold vertretenen Annahme, daß in A U der von Grimmelshausen selbst bekämpfte Nachdruck von A erhalten sei, der Boden entzogen.

An dem Hauptergebnis der Scholteschen Untersuchung, die zu A. v. Kellers Erkenntnis zurückführte, daß B der Erstdruck des Romanes sei und A eine Grimmelshausens eigenem Sprachgebrauch fremde Überarbeitung, ist damit nicht gerüttelt; vielmehr bildet diese Einsicht die Grundlage der Borcherdtschen Aufstellung. Bei den von W. L. Holland im Jahr 1851 eingeführten irreleitenden Siglen A B C D kann es nun nicht mehr bleiben, nachdem von Holland aus der damalige Irrtum wieder gutgemacht worden ist. Aber auch die von Scholte vorgeschlagenen Bezeichnungen S S 1669 statt B und ü S S 1669 statt A können nicht ausreichen, da es eben noch eine dritte Ausgabe des Jahres 1669 gibt. Borcherdt entschließt sich daher zu einer neuen Bezifferung an Stelle der Buchstabenbezeichnung: er nennt I die bisherige Ausgabe B (1669), II deren bisher nicht als selbständige Ausgabe erkannten Neudruck (1669), III die bisherigen Ausgaben A und A U (1669), IV die bisherige Ausgabe C (1670); V die bisherige Ausgabe D (1671) und VI die bisherige Ausgabe J (1671). Es empfiehlt sich, diese neue Zählung allgemein zu übernehmen, da gegen die durch sie zum Ausdruck gebrachte Chronologie wohl kein Einwand mehr zu erheben ist und da die als Kontroverse zwischen Borcherdt und Scholte noch offen bleibende Frage dadurch nicht berührt wird. Auf Grund der Sprachformen teilen sich die 6 Ausgaben in zwei Gruppen, die Borcherdt durch folgendes Schema zum Ausdruck bringt:

I	III
|	|
II	V
|	|
IV	VI

Wenn wir den Einzeldruck E des 6. Buches hinzunehmen, das in I und II sowie einem Teil der Auflage von III (dem Tübinger Exemplar) noch fehlt, so würde ein zusammenfassender Stammbaum folgendes Bild geben, bei dem die punktierte Verbindung einen Abdruck ohne bewußte Textveränderung, die lineare Verbindung aber eine Überarbeitung bedeutet.



Der strittige Punkt liegt nun allein in der Bewertung der Ausgabe III: nach Scholte und Törnvall ist sie als eine für den Felßeckerschen Verlag von einem Nürnberger Korrektor durchgeführte Überarbeitung anzusehen, die Grimmelshausens volkstümliche Ausdrucksweise nach modischen Grundsätzen korrigierte und die von Grimmelshausen selbst anerkannt wurde, indem er sie seiner Neubearbeitung V zugrunde legte; nach Borcherdt dagegen ist die Überarbeitung von einem norddeutschen Korrektor für einen vielleicht in Frankfurt ansässigen unrechtmäßigen Nachdrucker hergestellt, gegen den sich Grimmelshausens ganzer Zorn in den Vorreden zu IV und V und später in der „Verkehrten Welt" entlud; trotzdem hat Grimmelshausen das Werk des „zudäppischen und frembdes Gut begehrenden Langfingers" für seine Neubearbeitung als Druckvorlage benützt, so wie Goethe bei der Redaktion seiner „Schriften" für „Werther" und „Clavigo" den Himburgschen Nachdruck zugrunde legte.

Scholte hat auf Borcherdts Aufstellung bereits in der Einleitung zu seinem Neudruck der „Courage" erwidert unter Beibehaltung seines Standpunktes. Wir sind also in der Lage, die beiderseitigen Argumente gegeneinander abzuwägen.

a) Borcherdt fragt: Wo ist der Nachdruck, den Grimmelshausen in IV und V bekämpfte? Da II als rechtmäßige Ausgabe anzusehen ist und AU als selbständiger Druck in Wegfall kommt, ist nur III in Betracht zu ziehen. Gegenüber dieser Feststellung muß sich Scholte, wenn er den Nachdruck nicht überhaupt für eine humoristische Fiktion Grimmelshausens ansehen will, auf die Annahme zurückziehen, daß diese unrechtmäßige Ausgabe verloren gegangen ist, was bei der Seltenheit der Drucke (auch II und VI sind nur in je einem, III in zwei Exemplaren nachweisbar) keineswegs undenkbar ist.

b) Weiter fragt Borcherdt: Wie kam der Verleger dazu, für III eine neue Kupferplatte anfertigen zu lassen, während er für IV, V und VI wieder die Platte des Erstdruckes verwendete? Gegenüber Törnwalls Annahme, daß Felßecker die Ausgabe III gleichzeitig mit I (oder wie nun zu sagen wäre, mit II) bei einem auswärtigen Drucker herstellen ließ und deshalb eine zweite Platte brauchte, mahnt Scholte selbst zur Vorsicht. Wenn Halfters in diesem Heft vertretene Auffassung zutrifft, daß die neue Platte eine Bezugnahme auf das hinzugekommene 6. Buch darstellt, so konnte sie allerdings nur vom rechtmäßigen Verleger oder vom Verfasser selbst bestellt sein, da ein Nachdrucker vom 6. Buch zunächst noch nichts wissen konnte und es ja auch erst nachträglich einem Teil der Auflage anzufügen in der Lage war. Die zwiefache Ausführung derselben Zeichnung wiederholt sich später bei der „Courage", und dort stehen wir vor dem merkwürdigen Fall, daß gerade die zweite Ausführung, die der sprachlich überarbeiteten Gestalt angehört, die Signatur des Stechers A. Aubry trägt, was gewiß nicht nach unrechtmäßigem Nachdruck aussieht[1]). An sich wäre es keineswegs ausgeschlossen, daß der Verleger dieselbe Zeichnung in zweifacher Ausführung

[1]) Ebenso ist es auffallend, daß beide Kupfer die Namensform „Courage" tragen, während die Erstausgabe im Titel „Courasche" schreibt.

herstellen ließ. Man braucht nur vorauszusetzen, daß er mit der ersten Ausführung nicht zufrieden war, daß ihn aber der zweite Versuch noch mehr enttäuschte und daß er deshalb in IV ff. wieder zur ersten Platte zurückkehrte. Daß Felßecker unzulängliche Ausführungen zu ersetzen pflegte, beweist der Auftrag an Joh. Alex. Böner, der an Stelle eines in IV—VI verwendeten Kupfers (der simplicianischen Familie in fünf Medaillons) für die Gesamtausgabe von 1682 f. eine neue Platte herstellte, die er mit seinem Namen signierte.

c) Die dritte Frage Borcherdts ist die: Wie konnte der Verleger, wenn er mit vieler Mühe eine sprachlich revidierte Ausgabe hatte herstellen lassen, wieder zu der Grimmelshausenschen volkstümlichen Sprachform zurückkehren, was in der Ausgabe IV, der ersten, in der über Nachdruck geklagt wird, geschehen ist? Dafür gäbe es wohl nur eine Erklärungsmöglichkeit, nämlich, daß die Versionen I und III für verschiedene Landschaften oder andere gesellschaftliche Lebenskreise und Bildungsschichten bestimmt waren und deshalb parallel fortgeführt wurden. Für das Nebeneinanderbestehen derartiger sprachlicher Doppelgestalten müßten aber außer der „Courage" noch andere Beispiele erbracht werden, um diese Hypothese glaubhaft zu machen. Wir kennen die Verlags- und Vertriebsverhältnisse des 17. Jahrhunderts zu wenig, um hierin klar zu sehen.

Den drei Fragen Borcherdts kann nun Scholte drei Gegenfragen gegenüberstellen:

a) Die erste gebe ich nach der Einleitung zum Neudruck der „Courasche" (S. XLVII) wieder: „Was sollte den „unrechtmäßigen" Nachdrucker dazu veranlassen, seine lediglich auf finanziellen Gewinn berechneten Ausgaben so sorgfältig und sachkundig überarbeiten zu lassen, als es mit dem Simplicissimus und der Courage geschehen ist? Warum sollte er sein Geschäft mit diesen Unkosten beschweren, während ihm doch eher daran gelegen sein mußte, die Unterschiede zwischen den Originalexemplaren und seinen Konkurrenzprodukten möglichst zu verwischen?" Dem müßte Borcherdt entgegenhalten, daß es sich natürlich nicht um das Falsifikat eines Banknotenfälschers handelt, sondern daß die fremde Konkurrenzausgabe schon durch die Bezeichnung „neueingerichtet und vielverbessert" auf dem Titel den Vorzug sprachlicher Korrektheit beansprucht, womit es Verleger und Korrektor denn auch sehr ernst genommen hätten [1]). Borcherdts Formulierung: „III druckt II nach und überarbeitet die Sprache in einer von Grimmelshausens Gebrauch abweichenden Art" ist aber nicht ganz folgerichtig, denn vom „Nachdruck" im gebräuchlichen Sinne kann bei der Überarbeitung überhaupt nicht die Rede sein. Es ist nicht das flüchtige Machwerk einer minderen Druckerei, denn Borcherdt selbst rühmt an dem Satz die scharf ausgeprägten Buchstaben; es ist nicht ein gewissenloser Raubdruck, denn Borcherdt selbst muß als bemerkenswerten Umstand hervorheben: „Alle Ausgaben mit Ausnahme von III wimmeln von Druck- und Hörfehlern. In III dagegen können wir eine für das 17. Jahrhundert überraschende Korrektheit des Druckbildes beobachten." Es scheint also, daß Verlag und Druckerei ihre Ehre darein gesetzt haben, die Ausgabe mit Vorzügen, die nicht auf der Oberfläche lagen, auszustatten, und diese Gediegenheit will sich mit der Ehrlosigkeit des Nachdruckergewerbes nicht recht vertragen. Man müßte gerade annehmen, daß das mit Mompelgart und Fillion getriebene Versteckspiel den Simplicissimus als vogelfrei erscheinen ließ und daß deshalb auch ein Verleger, der auf etwas hielt, sich des Werkes annehmen konnte.

b) Wie ist es zu erklären, daß der Verlag, der 1671 zum erstenmal sein Visier öffnete („Nürnberg zu finden bei W. E. Felßeckern" steht auf dem Titelblatt

[1]) Über die verlagsrechtliche Bedeutung derartiger Bezeichnungen in späterer Zeit vgl. G. Milchsack, Doppeldrucke. Centralbl. f. Bibliothekswesen XIII (1896), S. 553.

von V) nun gerade für diese Ausgabe die fremde Überarbeitung zugrunde legen ließ, womit er nicht nur die Minderwertigkeit seiner eigenen früheren Drucke zugab, sondern in derselben Weise wie der Konkurrent zum Nachdrucker wurde? Borcherdt möchte die Verantwortung dafür dem Verfasser zuschieben: „Möglich ist es, daß dem Autor zur Umarbeitung kein einziges Exemplar seiner früheren Auflagen zur Verfügung stand, so daß er notgedrungen zum Nachdruck griff und sich nicht über dessen prinzipielle Änderungen klar wurde Möglich auch, daß er die Änderungen des Nachdruckes als Besserungen erkannte, sie willig übernahm und nur Kleinigkeiten in seinem Sinne abänderte, wodurch sich das in manchen Fällen zu beobachtende Zurückgreifen auf Lesarten der früheren Ausgaben erklärt." Der erste Fall würde in Analogie zu Goethes Benützung der Himburgschen Texte stehen, die aber Nachdrucke im vollsten Sinne des Wortes waren und nichts anderes sein wollten als billiger Ersatz des rechtmäßigen Textes. Goethe benutzte sie, nicht weil ihm die Weygandsche Ausgabe abhanden gekommen war, sondern weil sie ihm zu schade gewesen wäre, als Druckvorlage zerschnitten zu werden, und weil er absichtliche Veränderungen seines Textes durch Himburg für ausgeschlossen hielt. Von den unbeabsichtigten Nachlässigkeiten sind ihm dann manche entgangen. Grimmelshausen aber mußte, als er den Text durcharbeitete und erweiterte, die von seiner eigenen Ausdrucksweise abweichenden Grundsätze sehr wohl bemerken. Teils unterwarf er sich ihnen, teils setzte er sich im Kompromiß auseinander, indem er z. B. „concipierte und überlegte" sagte, wo der puristische Korrektor sein ursprüngliches „concipierte" durch „überlegte" ersetzt hatte. Besonderes Augenmerk ist dabei den Stellen zuzuwenden, die in V neu eingefügt sind: findet sich hier die ursprüngliche Redeweise von I, so würde das zeigen, daß Grimmelshausen gegen die Grundsätze seiner Vorlage völlig gleichgültig war und daß bei V auch kein Nürnberger Korrektor über ihm waltete; würden sich die Zusätze dagegen der Redeweise des überarbeiteten Textes anschließen, so wäre freiwillige Unterwerfung oder erneute Mitwirkung eines Korrektors erwiesen. Diese Kriterien sind weder von Scholte noch von Borcherdt herangezogen worden. Ich konnte nur an der Hand der Kurzschen Ausgabe einige Stichproben machen, die kein einheitliches Bild ergaben. Wie in I schreibt Grimmelshausen „darumb" (11, 15) und „umbzusehen" (24, 21); dagegen gebraucht er wie der Korrektor von III entgegen seiner eigenen Kürzungstendenz die Formen „gejaget" (11, 22), nahme (25, 12), befande (27, 8), schosse (140, 26), geholet (400, 26). Für die von Scholte beobachtete Wortstellungserscheinung fand ich ein Beispiel: 149, 20 „daß es in eine Nußschaal mochte verborgen werden." Das ist in der Tat die Schreibweise des Überarbeiters; Grimmelshausen hätte in I gesagt „verborgen werden mochte".

c) Wie ist es denkbar, daß Grimmelshausen bei dem fremden Überarbeiter in die Schule ging und trotzdem die benützte Vorlage in der Vorerinnerung von V als einen „in fremde Ämter greifenden Frevel" brandmarkte? Es sind hauptsächlich ethische Bedenken, die Scholte gegen dieses Verhalten aufbringt, das für ihn geradezu eine „ehrenrührige Vermutung" bedeutet. Daß die Drucker- und Verfasserethik des 17. Jahrhunderts in diesem Falle lässiger gewesen sein sollte, als unser durch die Gesetzgebung geschärftes Rechtsgefühl, läßt er kaum in Betracht kommen. Aber wäre es nicht möglich, in diesem Verhalten einen überlegenen Humor zu erblicken? „Wie du mir, so ich dir. Plünderst du mein geistiges Eigentum, so nehme ich dir die Frucht deiner Mühe, auf die du dir so viel zu gute tust, und übertrumpfe den ‚neueingerichteten und vielverbesserten' nun durch den ‚ganz neu eingerichteten allenthalben viel verbesserten' Simplicissimus." Diese neckische Antwort wäre eigentlich ein Grimmelshausens würdiger Einfall, dem gegenüber alle moralischen Einwände schwinden müßten.

Ich habe mich bemüht, in jedem Punkte das Für und Wider der Mei-

nungen zur Geltung zu bringen, auf die Gefahr hin, selber das Opfer dieser Objektivität zu werden. Denn, wenn ich nun nach eigener Überzeugung das Fazit ziehen soll, so komme ich in Verlegenheit; möchte ich mich zu drei Sechsteln Borcherdt zuneigen, so hat doch keines seiner Argumente so durchschlagende Beweiskraft, daß es die gegenteilige Möglichkeit ausschließt. Aber wenn keine der vorgetragenen Auffassungen vollständig befriedigt, so sehe ich auch einstweilen keine Möglichkeit, durch eine neue Erklärung den Gegensatz aufzuheben. So muß ich denn die ganze Frage als noch nicht spruchreif bezeichnen. Ungeklärt bleiben vorerst die Motive der Überarbeitung; denn wenn ein Verleger, sei es der rechtmäßige, sei es der unrechtmäßige, sich die Unkosten einer so genauen Redaktion auferlegt, so muß irgend eine Autorität dahinter stehen, die derartige Korrektheit fordert. Scholte denkt an Harsdörfferſche Grundsätze, ohne dafür den Beweis zu erbringen (Harsdörffer war schon 1658 gestorben). Bei dem starken Einfluß solcher Autorität müßte die gleiche Umarbeitungstendenz auch in anderen Nürnberger Drucken, außer der „Courage", in Erscheinung treten, und die Wirksamkeit des Felßeckerschen Korrektors müßte eigentlich alle Felßeckerschen Verlagswerke innerhalb einer bestimmten Zeitspanne durchdringen, was nicht der Fall ist[1]). Würden die sprachlichen Tendenzen der beiden Grimmelshausenschen Überarbeitungen nicht der Nürnberger, sondern etwa der Frankfurter Drucksprache angehören, so müßte sich das aus Frankfurter Drucken nachweisen lassen. Ungeklärt ist noch das Idiom des Überarbeiters; denkt Scholte an Nürnberger Schriftsprache im Gegensatz zu Grimmelshausens oberrheinischem Bauerndeutsch, so will Borcherdt den Gegensatz eines norddeutschen Korrektors zur Nürnberger Schriftsprache erkennen. Das sind Widersprüche, die durch eine sorgfältige Dialektuntersuchung, die von beiden Gelehrten gefordert wird, zur Lösung gebracht werden können. Damit wäre der Austrag der Frage auf die Nachbargebiete der deutschen Sprachgeschichte und der Geschichte des deutschen Buchhandels hinübergeschoben, die an der Entscheidung eigentlich mehr interessiert sind als die Grimmelshausen-Philologie. Für diese steht, gleichviel ob Borcherdt oder Scholte recht haben, das Ergebnis fest, daß die Ausgabe I den eigenen Sprachgebrauch Grimmelshausens wiedergibt und daß keine Simplicissimus-Ausgabe mehr, wie Kögels Neudruck es tat, den Text von III zugrunde legen darf. Außer I kann nur V als Ausgabe letzter Hand in Betracht kommen.

4. Borcherdts Untersuchungen stehen in Zusammenhang mit der dreibändigen Ausgabe, die er nach fast zehnjähriger, durch den Krieg unterbrochener Arbeit innerhalb der Bongschen Goldenen Klassiker-Bibliothek vorlegt. Als er die Arbeit 1913 aus den Händen Ziesemers übernahm, war der Gesamtplan schon so weit festgelegt, daß nur noch eine geringe Erweiterung möglich war. Der Umfang entspricht ungefähr der Kurzschen Ausgabe, die nur durch Hinzunahme des schon bei Bobertag gegebenen Ratsstübel Plutonis sowie der beiden Traumsatiren, die Borcherdt zum ersten Male neudruckt, übertroffen wird. Sollten nun auch „Traumgeschicht von dir und mir" und „Reise nach der oberen Mondswelt" künftig aus Grimmelshausens Werk auszuscheiden haben, so wird man zunächst besonders dankbar sein, gerade diese beiden Texte zwecks Prüfung der Echtheit zur Hand zu haben. Freilich wird man manches andere

[1]) Eine Untersuchung über den Wirkungsbereich eines Korrektors im 17. Jahrhundert könnte an der Stelle einsetzen, wo die Persönlichkeit bekannt ist; so wissen wir z. B., daß eine Nürnberger Konkurrenzfirma der Felßeckers, die Endtersche Druckerei, einen angesehenen Gelehrten und Poeten Johann Gabriel Mayer aus Arbon, der 1662 als Palämon in den Blumenorden eintrat und 1670 Vizenotarius der Universität Altdorf wurde, in der Zeit von 1659—99 als Korrektor beschäftigte (vgl. Egon Hajek, Die Hecatombe Sententiarum Ovidianarum des Valentin Frank von Franckenstein. Hermannstadt 1923, S. 19; Steinmeyer, Die Matrikel d. Univ. Altdorf 2, 2 S. 369; Amarantes, Histor. Nachricht 1745, S. 283).

vermissen, nicht nur „Josef“ und „Musai“, deren Fehlen Borcherdt selbst beklagt, die man aber immerhin bei Keller findet, sondern den „Satirischen Pilgram“, „Dietwald und Amelinde“, „Proxymus und Lympida“, „Die verkehrte Welt“, die überhaupt seit den Felßeckerschen Gesamtausgaben nicht wieder aufgelegt sind, ferner „Ratio Status“, von dem nur bei Bobertag eine Probe gegeben war. Auch würde man gern mehr vom „Ewigwährenden Kalender“ sehen, als die seinerzeit von Kurz getroffene Auswahl, die Borcherdt nur um drei Stückchen überholt. Endlich verlangen die nun zum Vorschein gekommenen Wundergeschichten-Kalender (vgl. Hertha v. Ziegesar in diesem Heft) Berücksichtigung. Kurzum, eine kritische Gesamtausgabe ist mehr denn je dringendes Erfordernis. Aber je mehr Aufschub die Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches in der gegenwärtigen Not erleiden muß, um so froher darf man sein, daß Verleger und Herausgeber innerhalb des beschränkten Rahmens so viel zu geben vermochten. Auch durch die Bildbeigaben (Faksimile eines Schreibens an Hans Reinhard von Schauenburg, Prozeßurkunde von 1667, Merians Topographie von Griesbach, Titelkupfer von Simplicissimus, Courage, Springinsfeld, Bärnhäuter, Ratstübel Plutonis, Teutscher Michel, sowie die Bilder der Gaukeltasche) übertrifft vorliegende Ausgabe alle bisherigen. Das kleine Versehen, daß das Titelbild des Simplicissimus als das der Ausgabe A bezeichnet wird, während richtigerweise das von B (also I nach Borcherdts neuer Bezifferung) wiedergegeben ist, soll dabei nicht allzu schwer ins Gewicht fallen. Über die Behandlung des Textes (Festhaltung der Lautform bei Modernisierung der Orthographie) sind klare Grundsätze vorausgeschickt; zur Kritik der Überlieferung jedes Werkes ist in den Anmerkungen das Nötigste gesagt, ohne daß Lesarten gegeben werden; in den Anmerkungen überwiegen die Worterklärungen, obwohl darin gegenüber Kurz und Bobertag Beschränkung geübt ist; in bezug auf Quellenangaben und historische Erklärungen ist weit über die veralteten Ausgaben hinausgekommen; die ganze Ernte der fruchtbaren neueren Grimmelshausenforschung, zu der Borcherdt auch einiges Eigene beitragen konnte (vgl. Bd. 23, S. 288 ff. dieser Zeitschrift), ist in die Scheuer gebracht. Auch in der biographischen Einleitung sind alle ihre Ergebnisse verwertet, wobei der Witkowskischen Hypothese über Schotten als Geburtsort und 1610 als Geburtsjahr angesichts ihrer Unbewiesenheit wohl etwas zu viel Kredit gewährt worden ist; eine kleine Verwechslung ist auf S. XVII zu berichtigen, wo der Name „Silberner Stern“ auf die von 1657 ab in der Schaffney betriebene Wirtschaft bezogen wird statt auf das Haus der Spitalbühne, das nach Scholte mit dem „im Hilßen“ identisch ist. Der zweite Abschnitt der Einleitung bringt eine weitausholende, trefflich orientierende Skizze über die Entwicklung des deutschen Romanes bis auf Grimmelshausen und der dritte behandelt Grimmelshausens schriftstellerischen Charakter und, mit Bottacchiari vielfach zusammentreffend, den Ideengehalt des Hauptwerkes; das vierte und fünfte Kapitel charakterisiert die übrigen Schriften.

5. Auch Scholtes Untersuchungen über die Druckverhältnisse hängen mit einer seit langem vorbereiteten editorischen Aufgabe zusammen, nämlich mit dem jetzt vorgelegten Neudruck der Landstörzerin. Die Einleitung, die noch einmal alle Ergebnisse der Scholteschen Forschungen zusammenfaßt, bringt die schon oben besprochene Auseinandersetzung mit Borcherdt; sie illustriert die biographischen Ermittlungen durch eine Geländekarte von Gaisbach und ein Landschaftsbild des gegenwärtigen Zustandes; sie rechtfertigt zugleich die Behandlung des Textes. Wie der „Simplicissimus“ so hat auch die „Courage“ eine sprachliche Überarbeitung erfahren, die im großen und ganzen denselben Grundsätzen unterworfen war, bis auf die Behandlung der Fremdwörter, die nicht ersetzt, sondern durch eingeklammerte Verdeutschung erklärt wurden. Gleichviel ob diese Ausgabe von Felßecker oder einem Nachdrucker veranstaltet ist, für eine

Grimmelshausens Sprachgebrauch festhaltende Textgestaltung kann sie nicht in Betracht kommen. Ihre Varianten werden in den Lesarten als Cg B (vorhanden in Berlin und Breslau) verzeichnet, ebenso wie die des zweiten Druckes C M (Meiningen). Der als Erstdruck ermittelte Text der in Göttingen und Berlin vorhandenen Ausgabe C Cg wird in einer selbst die Druckfehler (z. B. 20, 21 „Jylau“ statt „Jglau“) konservierenden genauen Wiedergabe festgehalten.

6. Lochners hübsch ausgestatteter Neudruck des ‚Stolzen Melcher‘ hat weniger wissenschaftliche als nationalpädagogische Ziele. Das „dem Jungvolk Sudetendeutschlands“ gewidmete Büchlein will die Volksschrift, die ein Stück deutscher Geschichte, deutschen Schicksals, deutschen Leids darstellt, als starke Mahnung für die Gegenwart lebendig machen. Ob die Einleitung bisher unbekannte Urkunden verwertet, indem sie Grimmelshausen im Jahre 1637 als Kanzleischreiber oder Sekretarius des Feldmarschalls Götz in dessen Hauptquartier Dortmund nachweist, wird sich erst erkennen lassen, wenn des Verfassers eigene Grimmelshausen-Forschungen vorliegen, die in den „Prager Deutschen Studien“ erscheinen sollen. Der Text beruht auf der Kurzschen Ausgabe; für die sprachlichen Erläuterungen ist auch Borcherdt herangezogen; dazu ist Eigenes beigefügt, wie die Zurückführung des ‚Hauptmann Lenz‘ auf ein Gedicht des Hans Sachs. Das Wort „Pült“ kann eher auf mhd. pulpit (Pult) zurückgeführt werden als, wie Borcherdt wollte, auf bülez (Pilz); zu Anmerkung 73 ist dagegen zu sagen, daß Borcherdt wohl mit Recht auf Grund des Einzeldruckes „lustierenden“ liest statt des hier aus Kurz beibehaltenen „lusterenden“, das auch in den Belegen des Grimmschen Wörterbuches (VI, 1331) steht.

Berlin-Grunewald, Oktober 1923. Julius Petersen.

Verzeichnis der bisher erschienenen Bände und Ergänzungshefte.

Vorbemerkung: Die Ziffer nach der Bandzahl bezeichnet die auf dem Haupttitelblatt aufgedruckte Jahreszahl. Beigefügt in runder Klammer links das Datum des Handschriftabschlusses im ersten, rechts das des Druckabschlusses im letzten Hefte eines jeden Bandes.

Band, Jahrgang 1: 1894 (12. Juni 1894 [2. Heft] bis 11. Oktober 1894).
„ „ 2: 1895 (24. November 1894 bis 29. August 1895).
„ „ 3: 1896 (1. November 1895 bis 14. August 1896).
„ „ 4: 1897 (8. Oktober 1896 bis 5. November 1897).
„ „ 5: 1898 (1. Dezember 1897 bis 3. Dezember 1898).
„ „ 6: 1899 (1. Januar 1899 bis 23. Januar 1900).
„ „ 7: 1900 (1. Januar 1900 bis 6. Februar 1901).
„ „ 8: 1901 (1. Januar 1901 bis 1. Dezember 1901).
„ „ 9: 1902 (1. April 1902 bis 13. Dezember 1902).
„ „ 10: 1903 (1. Januar 1903 bis 1. Dezember 1903).
„ „ 11: 1904 (1. Januar 1904 bis 10. Februar 1905).
„ „ 12: [Schiller-Band] 1905 (15. März 1905 bis 15. Mai 1906).
„ „ 13: 1906 (15. Juli 1905 bis Herbst 1906).
„ „ 14: 1907 (1. Januar 1907 bis 3. April 1908).
„ „ 15: 1908 (31. Dezember 1907 bis 15. Februar 1909).
„ „ 16: 1909 (31. Dezember 1908 bis 1 Februar 1910.
„ „ 17: 1910 (1. Januar 1910 bis 1. Dezember 1910).
„ „ 18: 1911 (1. Dezember 1910 bis 15. Dezember 1911).
„ „ 19: 1912 (15. März 1912 bis 15. März 1913).
„ „ 20: 1913 (1. Januar 1913 bis 1. August 1914).
„ „ 21: 1914 (15. Juli 1914 bis 4 November 1915).
„ „ 22: 1915 (15. März 1916 bis 5. Juni 1920).
„ „ 23: 1921 (15. Juli 1920 bis 20. September 1921).
„ „ 24: 1922 (30. März 1922 bis 2. Mai 1923).

Ergänzungshefte:

[1.] 1895: Mitteilungen aus der Literatur des 19. Jahrhunderts und ihrer Geschichte.
2. 1896.
3. 1897.
4. 1899.
5. 1901.
6. 1906: Rommel, Der Wiener Musenalmanach.
7. 1908: Hauffen, Neue Fischart-Studien.
8. 1909: Der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909 dargebracht.
9. 1911: Rosenbaum, Bibliographie (Bücher 1907/10).
10. 1913: Dasselbe (Zeitschriften 1910/11. Bücher 1911).
11. 1914: Dasselbe (1912/13).
12. 1922: Dasselbe (1914/8).
13. 1921: Findlinge. Briefe zur deutschen Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.
14. 1921: Gundolf-Heft [Aufsätze und Berichte über Frdr. Gundolfs ‚Goethe'].
15. 1923: *XOAI.*
16. 1923: Festschrift für Bernhard Seuffert zum 23. Mai 1923.

Verlagsbuchhandlung Carl Fromme Ges. m. b. H.
Wien und Leipzig

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte

Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen
herausgegeben von

J. W. Nagl, Jakob Zeidler und Eduard Castle

Bisher sind 2 Bände erschienen, umfassend die Zeit von der Kolonisation bis 1848. Mit vielen Kunstbeilagen und Textabbildungen. Der 3. (Schluß-) Band ist in Vorbereitung

„Dieser stoffliche Reichtum für eine deutsch-österreichische Literaturgeschichte hat etwas Verblüffendes an sich. Wir gaben uns ehedem gar keine Rechenschaft darüber, was unser ist vom großen Schatze des deutschen Geisteslebens, jetzt erst werden wir darauf hingewiesen" (Wien, Müller-Guttenbrunn)

„Daß die Herausgeber bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit den Ton nicht auf trockene Lehrhaftigkeit abgestimmt haben, dafür wird man ihnen in weiteren Kreisen besonderen Dank wissen . . . Die Verlagsbuchhandlung hat alles getan, dem Werke auch äußerlich eine seines Inhaltes würdige Ausstattung zu geben"
(Aus „Zeitschrift für Bücherfreunde", Bielefeld)

Klassisches Altertum und neueste Dichtung

von

Professor Dr. Walther Brecht

Sonderabdruck aus dem 18. Heft der „Mitteilungen des Wiener Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums"

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder von der Verlagsbuchhandlung

Buchdruckerei Carl Fromme Ges. m. b. H., Wien V.